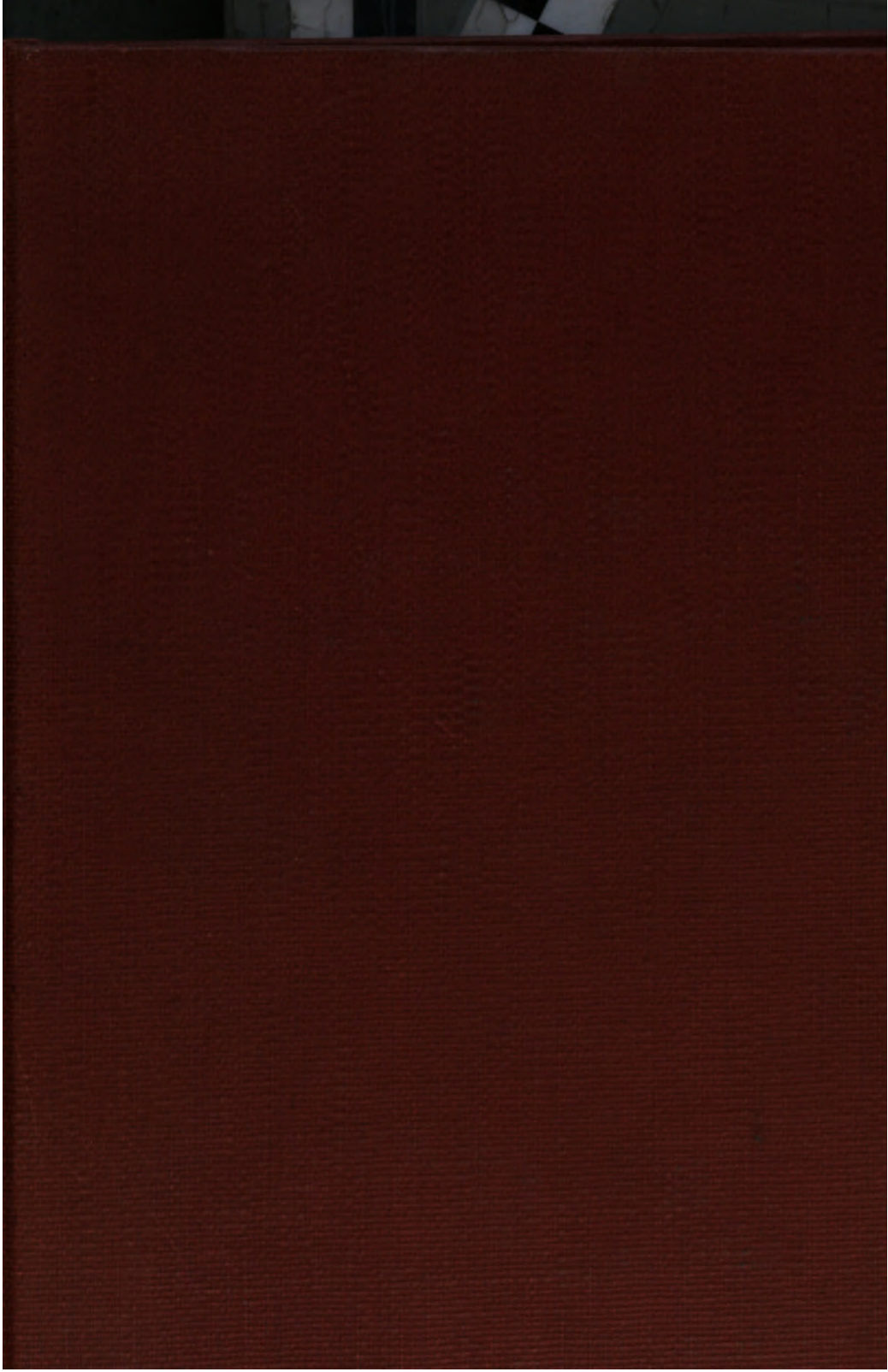


Berlin, 4. Juli 1925 | Nr. 14 | 11. Jahrg. • 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

P-Bucks
11:14-31 //
July-Oct.
1925
(contains Jan.-Sept. 1925
no. 1 for Feb.)

Inhalt:

ARTHUR SATERNUS: **Zollkampf im Parlament** . . . 417

VEIT VALENTIN:
Der „rote" Delbrück 421

KURT HEINIG:
Die Steuernot der großen Agrarier 424

ALBIN MICHEL:
Das neue Belgien 427

PAUL VEJLAND (Kopenhagen):
Dänemarks Innenpolitik 429

Dr. ROBERT MÜLLERS (Essen-Ruhr): Das Wiedererstarken des deutschen Kohlen-Außenhandels 433

OTTO MARCUS, M. d. R.W.R.:
Reichswirtschaftsrat 435

FRITZ MÜLLER (Chemnitz):
Der unbekannte Johann Sebastian Bach 438

ADOLF BEHNE:
Kultur, Kunst und Reklame 443

LIBRARY
APR 30 1959
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schwemmsand der Inflation — **Nur 999 Lügen des „Lokal-Anzeiger"**
Fünf Prosabücher

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Zu den Vorgängen im Stinnes-Konzern

PAUL UFERMANN

KÖNIGE DER INFLATION

Dritte Auflage

Preis 2.50 Mark

Verlag für Sozialwissenschaft GmbH, Berlin SW68

HX6
G54
v.11:14-31

Zollkampf im Parlament

Von Arthur Saternus

Im Eilzugstempo nähert sich der Zollkampf seinem Höhepunkt. Die Regierung will das Schicksal ihrer Vorlage noch vor den Sommerferien des Reichstags, also bis zum 18. Juli, entschieden wissen. Aber erst am 14. Juni ist der Gesetzentwurf dem Reichstag zugeleitet worden. Man vergleiche damit die Zeit, die die Durchberatung des Bülow-Tarifs erfordert hat: Damals brauchte man über dreizehn Monate zur Verabschiedung des Zolltarifs, und es wären wohl noch mehr geworden, wenn sich nicht die Reichstagsmehrheit über die Wünsche einer starken Opposition mit bedenklichen Geschäftsordnungsmanövern hinweggesetzt hätte. Nun besteht kein Zweifel, daß die gegenwärtige Zollvorlage viel tiefer in die Gesamtwirtschaft eingreift als der Zolltarif von 1902. Heute handelt es sich um nicht mehr und nicht weniger als darum, aus den durch Kriegs- und Inflationswirkungen und den durch die Gebietsabtretungen entstandenen Veränderungen in den Voraussetzungen der deutschen Produktion und Warenverteilung die gebotenen Schlüsse zu ziehen, ein neues wirtschaftliches Programm auf lange Sicht vorzubereiten und praktisch bereits in die Tat umzusetzen; damals handelte es sich um eine schutzzöllnerische Tarifreform, die die bereits seit Jahrzehnten wirkenden Schutzzolltendenzen innerhalb der deutschen Wirtschaft zwar verstärkte, auf der andern Seite jedoch weitgehende Möglichkeiten ließ, auf dem Wege über Handelsverträge die Schutzzollmauern wieder abzubauen. Eine ähnliche Rolle wie heute spielten bereits damals die Getreidemindestzölle, die dem gesamten System der damaligen Handelspolitik ebenso fremd waren wie dem, das die Regierung jetzt mit ihrem angeblichen Programm der „Eingliederung Deutschlands in die Weltwirtschaft“ anzustreben vorgibt.

Heute geht es um etwas grundsätzlich anderes. Die Rohstoff- und Getreidebasis des deutschen Volkes ist nach dem Friedensdiktat wesentlich geringer geworden als die Bevölkerungszahl Deutschlands. Es bleibt nur die Fragestellung, ob man diese Bevölkerungszahl durch einen Zwang zur Auswanderung künstlich mindern oder aber für die im Verhältnis zur Produktionsbasis gestiegene Volksmenge neue Arbeitsmöglichkeit finden will. Letzteres ist nur möglich, wenn sich die deutsche Wirtschaftspolitik und mit ihr selbstverständlich die Handelspolitik einstellt auf die Notwendigkeit intensivster Produktion in Industrie und Landwirtschaft. Das bedeutet für die Landwirtschaft Verzicht auf einen Getreidebau, der nur durch Schutzzollschranken lebensfähig gehalten wird zugunsten einer Steigerung der gesamten landwirtschaftlichen Produktion einschließlich des Getreideanbaus durch Höchstleistungen in der Erzeugung von Nährungspflanzen und Tieren. Für die ist diese Forderung gleichbedeutend mit der Abkehr von einer Begünstigung

bei den meisten bürgerlichen Parteien ließ die großen Gegensätze erkennen, die bis weit in den rechten Flügel hinein in der Zollfrage bestehen. Hat sich selbst der Reichsverband der deutschen Industrie auf seiner Kölner Tagung gegen die agrarischen Mindestzölle ausgesprochen. Immer stärker wird auch der Druck der industriellen Verarbeiter gegen die Vorbelastung ihrer Produktion durch Roh- und Halbstoffzölle. Die metallverarbeitende Industrie hat z. B. schon im Reichsrat den Erfolg für sich buchen können, daß die beabsichtigte Erhöhung der Blechzölle, die noch vor ein paar Tagen so unabweisbar notwendig war, aus der Vorlage gestrichen wurde. Die großen am Warenhandel interessierten Kreise sind zwar nicht geschlossen, jedoch in ihrer überwiegenden Mehrzahl und für die weitaus meisten Warengruppen gegen jede Verteuerung der eingekauften Ware. Zu drückend lastet die Verringerung der Umsätze, die durch den Mangel an Kaufkraft des inneren Marktes herbeigeführt wurde, auf dem Warenverkehr. Für die Sozialdemokratie, als die Partei der großen Massen der Verbraucher und Arbeitnehmer, war allein die klare Stellungnahme gegeben. Sie hat mit aller wünschenswerten Eindeutigkeit dem Hochschutzzoll den Kampf angesagt. Bekannt ist auch die starke Abneigung der Demokraten gegen den Schutzzoll. Weniger bestimmt dagegen ist die Haltung der Kommunisten, die zwar sehr energisch gegen den Brotwucher randalieren, aber den deutsch-spanischen Handelsvertrag aus dem Grunde zu Fall bringen wollen, weil er die Weinzölle ermäßigt und das, obgleich durch denselben Vertrag der Zoll auf Reis annulliert wird! Vielleicht bringt die Einmütigkeit, mit der die Vertreter des agrarischen und industriellen Großkapitals auf ihren Schutzzollforderungen beharren, auch die Kommunisten zu positiver Arbeit.

Jedenfalls ist jetzt das Ringen um die künftige Zollpolitik in die Ausschüsse verlegt, die man eigens dazu im Sinne der Regierungsparteien „umgebildet" hat. Es kommt entscheidend darauf an, das Zusammenspiel der am Hochschutzzoll interessierten Kapitalgruppen zu durchkreuzen. Die Geschäftemacher sind in voller Arbeit. Die monopolistische Einstellung der großen Produzentengruppen erschwert die sachliche Auseinandersetzung außerordentlich. Um so mehr hat die Arbeiterschaft, haben auch die Vertreter der großen Verbrauchermassen in den bürgerlichen Parteien Veranlassung, das Ränkespiel des Rechtsblocks mit den schärfsten sachlichen Waffen zu durchkreuzen. Die Regierung hat den traurigen Mut gefunden, den handelspolitischen Druck, der auf Deutschland lastet, zu einer Interessenpolitik größten Stiles auszunutzen. Mit handelspolitischen Vorwänden, die eben nichts als Vorwände sind, sucht sie dem Großkapital auf Kosten der verbrauchenden Massen gewaltige Vorteile zuzuschanzen. Sie redet von Preisabbau und versucht gleichzeitig das hohe Preisniveau durch die Zölle zu stabilisieren. Gänzlich unbesorgt um die sozialen Wirkungen, die diese Verteuerung auf die Dauer haben muß, und auf die die Regierung auch von den Gewerkschaften, von der Wissenschaft und von Interessentenverbänden hingewiesen wurde, läßt sie auch die wirtschaftlichen Folgen gänzlich außer Betracht, die eine weitere Schwächung der Kaufkraft der breiten Massen auf den Warenabsatz im Inland, auf die Beschäftigung der Industrie, damit auf deren Exportfähigkeit und schließlich auf den Arbeitsmarkt haben muß. In so bedenkenloser Weise setzt sie sich über die Gefahren, die ihr bekannt sein müssen, hinweg, daß es nur eine Erklärung für ihr

Verhalten gibt: den zynischen Willen der hinter ihr stehenden Agrarier und Schwerindustriellen, zugleich mit der wirtschaftlichen die politische Vormacht in der Republik zu erringen und herzustellen. Der Zollkampf ist für die breiten Volksmassen ein Teil ihres Kampfes um ihr Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Mit seinen politischen Nebenwirkungen ist er zugleich ein Kampf um die Rechte des Volkes im Staate. Es ist dringend zu wünschen, daß bis in den letzten Arbeiterhaushalt hinein diese Erkenntnis dringt und daß sie zur starken Waffe im Kampf gegen die wirtschaftliche und politische Reaktion wird.

Der „rote" Delbrück

Von Veit Valentin

Schon vor dem Kriege brachten es die Oberbürgermeister zum Minister: Clemens Delbrück, bei der Verabschiedung durch den Schwarzen Adler erblich geadelt, war das Stadthaupt von Danzig, ehe er preußischer Handelsminister und dann Staatssekretär des Innern wurde, der korrekte Bürokrat, fleißig, umsichtig — höchstens beim Wein von der norddeutschen Steifigkeit etwas erlöst: im Herzen dem großen Kulturganzen verbunden, nach außen ganz dem Stoff ergeben, mit Wichtigkeit und allen Umständen oder gar Bedenken möglichst gewachsen. Also gewiß ein etwas langweiliger Mann, der uns nichts erspart, wenn er sich nun auch zum Memoirenschreiben hinsetzt: ob das Quartier gut geheizt war oder nicht, ob die erste Klasse bequeme Fahrt bot oder womöglich vom „Volk" gestürmt wurde, wie das nun bei Kriegsweihnachten vorkam, ob das Essen „apart", „bescheiden", schon kriegsmäßig oder immer noch reichlich gewesen ist... Der Humor bei alledem ist etwas dünn.

•

Das Buch, das Delbrücks Sohn aus Aufzeichnungen des Vaters und eigenem etwas künstlich zusammengeleimt hat (Clemens v. Delbrück: „Die wirtschaftliche Mobilmachung in Deutschland 1914", Verlag für Kulturpolitik, München 1924), wird man nicht um des rein Menschlichen willen lesen. Der Minister Clemens v. Delbrück, der immer loyale, getreue Diener des alten Staates und des wilhelminischen Kaisertums, ist aber durch dieses Buch ein Zeuge geworden — ein geschichtlicher Zeuge gegen diese Vergangenheit. Ein sehr sachlicher, sehr unvoreingenommener Zeuge; er muß also gehört werden.

Das Reichsamt des Innern hieß schon vor dem Kriege „das rote Amt"; Delbrück, der korrekteste Kaiserliche, scherzte wohl selbst darüber, daß er auf der „Mordliste" der Konservativen stünde. Warum? Als eben neugebackener Minister hatte er gesagt, die Arbeiter seien „unsere Kameraden", man müsse „ringen um die Seele des Arbeiters"; er empfahl, Fühlung mit den christlichen Gewerkschaften zu nehmen, in denen die Konservativen eine „Vorfrucht der Sozialdemokratie" und deshalb etwas Teuflisches sahen.

Bei den Verhandlungen über die elsaß-lothringische Verfassung 1912 arbeitet Delbrück zum erstenmal positiv mit den Sozialdemokraten,

vor allem mit Ludwig Frank, dem Unvergeßlichen, zusammen: er sagt dem Kaiser, das sei ein besonderes Glück, es könnten Zeiten kommen, wo die Brücke zu den Sozialdemokraten etwas sehr Erfreuliches sein würde: käme ein Krieg, müßten die Schlachten doch von den Arbeitermassen geschlagen werden. Kein Wunder, daß der Leiter des modernsten Reichsamtes in fühlbar scharfen Gegensatz zu der preußischen konservativen Partei geriet: eine rein norddeutsche Partei nennt er sie; Legende sei es zu behaupten, die preußischen Könige und ihre Regierung hätten sich in kritischen Zeiten stets der Unterstützung der Konservativen zu erfreuen gehabt. Das „parlamentarische Regime", wie es in Preußen bestand, das heißt die Regierung unter dem beherrschenden, aber verantwortungslosen Einfluß der einen konservativen Landtagsfraktion, erschien ihm äußerst bedenklich. Konnte nicht von dem „Vorposten" der Reichspolitik, dem Reichsamt des Innern, aus eine wirklich schöpferische Reformarbeit vor dem Kriege inauguriert werden? Die Ansätze unter Delbrück beweisen die ungeheure Schwierigkeit des Unternehmens, das scheitern mußte an der Konkurrenz der Ressorts und der partikularistischen Eifersucht der Bundesstaaten.

Die Frage der wirtschaftlichen Mobilmachung Deutschlands vor dem Kriege ist das beste Beispiel für diese Kämpfe. Delbrück sieht den Krieg kommen und wünscht einer Hauptschwäche der deutschen Volkswirtschaft, der Getreideknappheit in den Sommermonaten, im Hinblick gerade auf einen plötzlichen Kriegsausbruch, abzuhelfen. Die Mittel sind: zunächst eine statistische Erhebung über die Getreidebestände, und dann die Aufspeicherung eines Reservelagers. Man wird diese Gedanken natürlich finden und in ihnen vielmehr ein Zeichen fürsorglicher Bedächtigkeit, als etwa robusten Kriegswillen zu sehen haben. Aber die Mittel waren nur für die Statistik, und auch da allein durch Anrufung des Reichskanzlers und unter Anwendung unglaublicher Verwaltungspraktiken flüssig zu machen. Noch in der letzten Juliwoche erklärte der Reichsschatzsekretär Dr. Kühn, er müsse die Gelder für Getreideeinkäufe mit aller Entschiedenheit ablehnen, Krieg würde es nicht geben, man müsse die Vorräte dann wieder mit Verlust abstoßen. Ein neuer Beweis für die in den oberen Reichsstellen weitverbreitete Harmlosigkeit. Der Unterstaatssekretär des Reichsamts des Innern war allerdings auf Grund der Informationen des Unterstaatssekretärs des Auswärtigen Amts am 15. Juli vom unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Krieges überzeugt, in den auch Deutschland verwickelt würde — ein nicht uninteressantes Moment!

Von einer wirklich folgerichtigen wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung kann nach Delbrücks Angaben jedenfalls nicht gesprochen werden: es blieb das Wenige, was ernsthaft ins Auge gefaßt wurde, stecken in Kommissionsberatungen und Ressortschwierigkeiten.

Für die Militärbehörde war es Axiom, daß bei Kriegsausbruch die politischen Führer der Sozialdemokraten, Polen, Dänen und Elsaß-Lothringer zu verhaften seien — nach der Verhängung der Mobilmachung 1914 mußte durch Nachttelegramme den stellvertretenden Kommandierenden Generalen empfohlen werden, Verhaftungen zunächst nicht vorzunehmen — ein Erfolg der Bemühungen des Reichsamts des Innern. Nur so wurde die Reichstagssitzung vom 4. August möglich.

Den zunehmenden Konflikt mit den oberen Militärbehörden hat Delbrück auf seinem Posten am nächsten empfunden und ist ihm 1916 schließlich als Staatssekretär zum Opfer gefallen. Was soll man dazu sagen, daß selbst ein Mann in seiner Stellung erst Anfang 1915 von der wahren Bedeutung der Marneschlacht etwas erfuhr!? Der „militärische und zivile Dualismus", von dem Delbrück mit bitteren Worten spricht, muß tatsächlich als eine der wesentlichen Ursachen der katastrophalen Niederlage angesehen werden. Hätten die Militärbehörden nicht durch die veralteten Bestimmungen über den Belagerungszustand, durch die Einrichtung der sogenannten Zivilverwaltungen in den okkupierten Ländern die entscheidenden Machtmittel in ihre Hände gebracht, dann wäre eine solche Vergeudung wirtschaftlicher Mittel, eine solche Niederknüppelung aller selbständigen Kritik, eine solche Verwüstung des geistig-moralischen Gesamtzustandes nicht möglich gewesen. Wenn ein ruhig abwägender Mann wie Delbrück schreibt: „Es herrschte also (in den Armeekorpsbezirken) eine Planlosigkeit sondergleichen, die sich zunächst und ganz besonders stark auf dem Gebiete der Ernährungs- und Wirtschaftspolitik fühlbar machte" — so sagt das recht viel, und er weiß seine Ansicht zu belegen. War doch sogar eine Art „Militärdiktatur" in Wirtschaftsfragen schon 1915 geplant!

„Ach was Kompetenz — kompetent bin ich", sagte ein württembergischer Oberst, der Kommandant von Longwy — zu einem gewissenhaften Zivilbeamten; dem Organisator einer Sackfabrik in Brüssel, wo die aufgegriffenen Prostituierten mit Nähen von Sandsäcken beschäftigt wurden, wurde in Anerkennung dieses sozialpolitischen Verdienstes das Eiserne Kreuz verliehen; ... die Forstleute, die unter Leitung des später so berüchtigt gewordenen Forstmeisters Escherich den Urwald von Bialowies nutzbar machten, erklärten, es dürfe kein Friede geschlossen werden, der diesen Wald der deutschen Hand wieder entrisse; am 4. August 1914, nachmittags, erschien ein Generalstabsoffizier bei Bethmann und verlangte dessen Unterschrift für eine Proklamation, die der Bevölkerung Russisch-Polens Befreiung vom russischen Joch in Aussicht stellte! ... Militärpolitik: Deutschlands Verhängnis — es wird von Delbrück bezeugt in kleinen und großen Zügen.

„Wer die Kunst Ludendorffischer Berichterstattung kannte, sah deutlich, daß die Berichte der Obersten Heeresleitung, ohne objektiv unrichtig zu sein, den Ernst der Lage zu verschleiern suchten. Noch beunruhigender, weil irreführend, wirkten die täglich in der Presse erscheinenden militäroffiziösen Umschreibungen ..." (S. 259.)

Kein Wunder, daß der Jägermajor mit dem Schwarzen Adler bei solcher Gesinnung keine Verwendung mehr fand: es hat etwas Ergreifendes, wenn man liest, wie der inaktive Staatsminister höflich von einer Etappe zur andern weitergereicht wird und dabei merkt, daß diese vorwärtsdringende selbstgefällige Welt ihn schon beinahe vergessen hat. Aber die Größe von gestern muß noch einmal helfen — beim Ertrinken: er wird Kabinettschef Wilhelms II. im Oktober 1918. Das war wohl nicht die glücklichste Zeit Delbrücks: mit Ueberloyalität hat er die rechtzeitige Abdankung verhindert, die Prinz Max und Walter Simons so sehr befürworteten. Was Prinz Max zu den Angriffen auf S. 231 (Hintertreibung der Veröffentlichung der kaiserlichen Kundgebungen über das parlamentarische Regime) zu sagen haben wird, dürfte inter-

essant sein. Der deutliche Gegensatz zum Prinzen Max mag bei Delbrück auch zum Teil Folge der amtlichen Konstellation sein.

Delbrück war ein Anhänger des „heroischen" Endes: er wollte den kaiserlichen Untergang teilen, wenn sich Wilhelm II. an die Spitze einer Division stellte, um zu fallen. Als Delbrück mit solchen Gedanken am 10. November in Spa eintraf, befand sich Seine Majestät aber schon in Holland ...

Die Steuernot der großen Agrarier

Von Kurt Heinig

Die Landwirtschaft ist seit längerer Zeit dazu übergegangen, ihre Klagen über die drückenden Steuerlasten mit Zahlen zu belegen. Meist blieben die Ziffern aber so offensichtlich Teilmaterial, daß sich aus ihnen, wenn sie objektiv untersucht wurden, zweifelsfreie Schlüsse nicht ziehen ließen. Das ist diesen sogenannten Groß-Steuerzahlern und ihren Interessentenorganisationen immer wieder und mit zunehmender Deutlichkeit gesagt worden, wobei im besonderen unterstrichen wurde, daß die so konsequent unklar bleibenden Beweisführungen die Schlußfolgerung zwingend machten, daß eigentlich nicht aufgedeckt, sondern verborgen werden solle. Warum sonst diese immer gleichbleibende Schüchternheit, die sich nur mit Andeutungen begnügt?

Nun, man hat sich das zu Herzen genommen. Neuerdings veröffentlichte, zugleich als eine Art Begründung der Schutzzölle, endlich die „Deutsche Tageszeitung" die materiellen Jahresberichte zweier größerer Güter.

Mit jenen zwei Jahresbilanzen ergibt sich für die breitere Oeffentlichkeit erstmalig ein gewisser Allgemein-Einblick in die Steuerverhältnisse der Landwirtschaft. Er verdient schon deswegen Aufmerksamkeit, weil die Unterlagen als typisch bezeichnet und von den Interessenten selbst offengelegt werden.

Betrachten wir zuerst einmal die Einnahmen und Ausgaben des einen „Normal"-Gutsbesitzers, den die „Deutsche Tageszeitung" der Oeffentlichkeit vorgestellt hat. Sein Hauptbuch ergibt nach den Schlußfolgerungen jenes Blattes, daß weder von einer Zahlungsfähigkeit, noch von Rentabilität, ja nicht einmal von Substanzerhaltung der Landwirtschaft geredet werden kann.

Das Gut, dessen Jahresabrechnung gegeben wird, ist etwa 2100 Morgen groß. Wir haben es also mit einem für Nord- und Ostdeutschland mittleren Besitz zu tun. Die Bodenverhältnisse dieses Objektes werden als nicht besonders günstig bezeichnet. Das kann aber nur zum Teil stimmen, da in der Einnahmeberechnung neben Kartoffeln und Roggen auch Zuckerrüben und Weizen erscheinen. Aber diese kleine Korrektur der Angaben der „Deutschen Tageszeitung" soll nicht als schwerwiegend betrachtet werden, der Interessent darf ja etwas Stimmungsmache versuchen. Für uns sollen die mitgeteilten Zahlen entscheidend bleiben. Sie besagen, daß aus den 2100 Morgen im Wirtschaftsjahr 1924/25 sich 43960 M. Einnahmen ergeben haben, während 84370 M. Ausgaben notwendig gewesen sind. Also ein Jahreszuschuß

von rund hundert Prozent der Einnahme! Das wäre wirklich eine Katastrophe der deutschen Landwirtschaft.

Untersuchen wir aber, bevor wir unser endgültiges Urteil fällen, die Einzelangaben etwas näher.

Von den 2100 Morgen Grund und Boden sind rund 600 Morgen Wald. Er soll innerhalb eines Jahres — vier Mark Einnahme gebracht haben. Wenn es sich nur um minderwertigsten Kiefernwald, um jämmerlichstes Stangenholz handelt, wenn überhaupt keine Holzwirtschaft betrieben wird und keine Ahnung von Forstkultur vorhanden ist — aus 600 Morgen Wald muß mehr Einnahme herauskommen als vier Mark! Wenn nicht die sechshundert Morgen Wald ausschließlich als — Jagdgelegenheit betrachtet werden.

An Getreide hat das Gut, das die „Deutsche Tageszeitung" als Normalwirtschaft (!) hinzustellen bemüht bleibt, eingenommen:

Für	Weizen	1 425,50 M.
„	Roggen	14 842,— „
„	Gerste	47,30 „
„	Hafer	378,50 „
	Zusammen	16 693,30 M.

Es wird nicht mitgeteilt, wieviel Morgen das Gut mit Getreide bestellt gehabt hat. Nimmt man auch nur die Hälfte der Getreideerträge des Reichsdurchschnitts an und berechnet man sie mit dem halben Händlerpreis für Getreide, auch dann kommt man noch zu dem Resultat, daß das „Normalgut" von seinen 1500 nicht mit Wald bestandenen Morgen Land kaum einen nennenswerten Teil in Ackerkultur gehabt haben kann. Diese Annahme wird noch dadurch verstärkt, daß das Gut angeblich für Gemenge nur 34,50 M. und für Wrucken 53,30 M. Einnahme gehabt haben will. Auch die etliche tausend Mark betragende Einnahme aus Kartoffeln und Zuckerrüben vermag das so gewonnene Bild nicht mehr zu verschieben.

Eine letzte Erklärung gegen unsere Schlußfolgerungen könnte sich noch daraus ergeben, daß das Gut Viehwirtschaft treibt. Aber die Molkerei hat im vergangenen Jahre 4413,82 M. erbracht, das sind täglich 12,26 M. Man braucht das nur in Liter Milch oder Pfund Butter umzurechnen — immer unter Beachtung der Erzeugerpreise — und das Erstaunen über den merkwürdigen 2000-Morgen-Gutsbesitzer wird nur noch größer werden. Hat er doch aus dem gesamten Viehverkauf auch nur rund 11 000 M. eingenommen, aus Rindviehverkauf allein 3063,65 M. Hat der Mann nun seine zwei Milchkühe verkauft, denn mehr als zwei Kühe kann er nach seinem Molkereiverdienst ja nicht haben, oder haben diese beiden Kühe alle Monate gekalbt? Wie soll er sonst 3000 M. aus dem Rindviehverkauf gewonnen haben?

Beinahe amüsant ist, daß dieser „Normal"mann bei diesem geringen Viehbestand und trotz der kümmerlichen Getreidewirtschaft dennoch 24 435 M. für Löhne und Gehälter ausgegeben hat. Und noch staunenswerter ist, daß dieser bescheidene Gutsbesitzer zwar 7284 M. Gutssteuern und 3320 M. Einkommen- und Vermögenssteuern zahlte, an Eigenverbrauch, Beköstigung, Heizung und Beleuchtung der Privaträume, Kutschfuhren, Mädchenlohn usw. nur monatlich 100 M. verbrauchte.

Haben wir es hier mit dem vorbildlichen Landwirt zu tun, der seinen Lebenszuschnitt auf hundert Mark im Monat einstellt, um monatlich 1000 M. Steuern zahlen zu können?

Ach nein, durch eine kleine Nebenbemerkung erfährt man, wie die Sache zusammenhängt. Es heißt da: „Der Besitzer ist nur vorübergehend auf dem Gute." Mit andern Worten: wir haben es weder mit einer „normalen" Landwirtschaft, noch mit einem „normalen" Gutsbesitzer zu tun, sondern mit einem Mann, der recht vermögend ist (das beweist die Höhe seiner Einkommen- und Vermögenssteuer), und sich nebenher als Vergnügen und Luxus ein 2100 Morgen großes Gut leistet. Der Besitz ist in erster Linie dem Jagdvergnügen gewidmet, an wirklicher Landwirtschaft hat der Mann, obwohl er das Geld dazu besitzt, kein Interesse. Das geht aus der gesamten Aufrechnung seiner Einnahmen und Ausgaben hervor. Und diesen Jahresabschluß erlaubt sich die „Deutsche Tageszeitung" als ein Beispiel für die überwiegende Mehrheit der landwirtschaftlichen Betriebe vorzulegen! Aus diesen Zahlen wagt sie zu schließen, daß „von einer Zahlungsfähigkeit, Rentabilität oder gar Substanzerhaltung der Landwirtschaft natürlich keine Rede" sein könne!!

Das zweite Beispiel, von dem wir oben gesprochen, sei hier nur noch im Zusammenhang mit dem ersten Beispiel erörtert. Die zweite Gutsrechnung, die die „Deutsche Tageszeitung" veröffentlicht, stammt von einer 3000 Morgen großen Landwirtschaft. Diese Landwirtschaft, die nur um ein Drittel größer ist als jene andere, hat nicht 44 000 M. Einnahme, sondern 801 000 M. Ertrag! Von diesem Ertrag bleibt nach recht ordentlichen Abschreibungen noch ein Reingewinn von 31 000 M. Man sieht beim Vergleich mit dem ersten Beispiel, wie gewissenlos falsch jenes erste die Verhältnisse darzustellen bemüht ist.

Natürlich verschwindet nach der Berechnung der „Deutschen Tageszeitung" das Reineinkommen des Dreitausend-Morgen-Gutes durch die Steuern. In Wirklichkeit ist das nur dadurch möglich, daß neben ganz merkwürdig umfangreichen Reparaturen und beträchtlichen Abschreibungen auch noch die Verbesserungen des Betriebes aus den laufenden Einnahmen gedeckt worden sind.

In Wirklichkeit liegen also beim zweiten Beispiel der „Deutschen Tageszeitung" die Verhältnisse so, daß jenes 3000-Morgen-Gut, das mit allen modernen technischen Mitteln arbeitet, recht ertragreich ist. Dabei ist außerdem zu beachten, daß es nach seinen eigenen Angaben, außer mit der Rentenbank-Schuld, nicht mit einer Mark verschuldet ist.

Die beiden Beispiele der „Deutschen Tageszeitung" sind also kein Beweis für die schlechte Lage der Großlandwirtschaft, sie lassen dagegen den bündigen Schluß zu, daß es diesen glücklichen Agrariern recht annehmbar leidlich geht. Weiter ist zu beachten, daß die Interessentenpresse doch nicht die für ihre Beweisführung ungünstigsten Betriebe ausgesucht hat. Wie mag es dann aber — so ist zu schlußfolgern — erst in den andern, den bisher nicht veröffentlichten Jahresabschlüssen großlandwirtschaftlicher Betriebe aussehen!

Das neue Belgien

Von Albin Michel

Zwar ist die Bildung der neuen Regierung in Belgien nach einer Krise von drei Monaten nur als ein Akt der Verlegenheit anzusehen, aber das endliche Zustandekommen des Kabinetts, in dem die Sozialisten mit fünf Ministern vertreten sind, ist doch eine neue Bestätigung dafür, daß in Belgien seit mehr als einem Jahre eine sehr deutliche Schwenkung, vor allem eine außenpolitische Schwenkung, vor sich gegangen ist. Wie in Frankreich gingen nach dem Kriege auch in Belgien die nationalistischen Wellen sehr hoch. Der belgische bloc national war zwar ein wenig anderer Natur als der französische, aber auch er konnte sich nicht genug tun an Uebereifer nationalistischer Art und an Deutschenfeindlichkeit. Das belgische comité de politique nationale, das bald nach Beendigung des Krieges gegründet wurde, war der Haupttreiber dieser nationalistischen Bewegung, die sich wie gegen Deutschland, so auch gegen Holland richtete. Die Einverleibung von Eupen und Malmedy genügte den belgischen Uebernationalisten, die recht häufig auf die Unterstützung des belgischen Auswärtigen Amtes rechnen konnten, nicht, sie wollten auch die alten unter internationalen Verwicklungen zustande gekommenen Verträge zwischen Holland und Belgien zerreißen, Limburg und seeländische Gebiete annektieren.

Außerhalb Europas war den Belgiern, die durchaus ein Großbelgien haben wollten, die Zusprechung der früheren deutschostafrikanischen Landschaften Urundi und Ruanda, durch die der belgische Kongostaat um rund 50 000 qkm vergrößert wurde, ein zu geringer Gewinn; sie wollten auch noch über das Mandelgebiet Palästina herrschen. Zwar nicht in der Annexionspolitik, wohl aber nach mancher anderen Richtung hin, hatte dieser übergroße Nationalismus zeitweise auch auf manche sozialistische Kreise etwas abgefärbt. Vor allem bewegte sich die belgische Außenpolitik nach dem Kriege jahrelang ausschließlich im Kielwasser der französischen Außenpolitik, und zwar der Außenpolitik des französischen bloc national. Das führte auch zu Verstimmungen mit England, so daß gesagt werden konnte, bei einem etwaigen ernsten Zwist zwischen Frankreich und England würde Belgien in zwei Teile zerfallen, in den englandfreundlichen flandrischen Teil im Norden und in den franzosenfreundlichen wallonischen Teil im Süden des Landes. Dieser mit Poincaré verschwisterte Chauvinismus, der übrigens zeitweise auch darauf ausging, der belgischen Arbeiterbewegung eine Nachbildung des Faschismus entgegenzusetzen, erreichte seinen Höhepunkt beim Beginn des Ruhrabenteuers. Aber schon in dieser Zeit verstärkten und vermehrten sich die kritischen Stimmen.

Zwar hielten die konservativen Katholiken und die Liberalen den engen Anschluß an Frankreich immer noch für die einzig richtige Außenpolitik, aber nur zu bald zeigte sich, daß aus dem Ruhrabenteuer für Belgien, das auf das deutsche Hinterland angewiesen ist, schwere Nachteile entstehen mußten. Als dann die belgische Regierung auch noch einen Handelsvertrag vorlegte, der die wirtschaftlichen Interessen Belgiens dem politisch-militärischen Zusammenschluß mit Frankreich opferte, be-

gann selbst in der katholischen Partei die Rebellion, die flämisch-demokratische Gruppe der katholischen Partei schloß sich in diesem Punkte im Parlament der sozialistischen Opposition an, und so wurde der vorgelegte belgisch-französische Handelsvertrag, der eine sträfliche Preisgabe der belgischen Handelsinteressen mit sich gebracht hätte, abgelehnt. Seitdem ist nun schon wieder mehr als ein Jahr vergangen. In dieser Zeit hat die Abwendung von einer abenteuerlichen Außenpolitik, die nach der ganzen geographischen Lage Belgiens zugleich eine schlechte Wirtschaftspolitik im Gefolge haben muß, weitere Fortschritte gemacht. Heute könnte keine belgische Regierung mehr mit Poincaré durch dick und dünn gehen; denn höchstens noch die Liberalen, die wieder stark geschwächt ins neue Parlament zurückgekehrt sind, gebärden sich noch als Franzosenfreunde ohne jede Einschränkung und ganz gleich, wer in Frankreich an der Regierung ist. Den Regierungen Belgiens der letzten Jahre mag manches vorzuwerfen sein, in einem aber haben sie ohne Zweifel gute Arbeit geleistet, im Wiederaufbau der zerstörten Gebiete. Hier hatten die belgischen Minister eine viel geschicktere Hand als die französischen. Schon im Jahre 1923 waren die zerstörten Gebiete Belgiens zum weitaus größten Teil wieder aufgebaut, vereinzelt hatten sogar die wiederhergestellten Orte mehr Einwohner als vor dem Kriege.

Die neue Regierung wird sich vor mancherlei schwere Aufgaben gestellt sehen. Frankensturz, allgemeine Teuerung, Uebersetzung des Behördenorganismus mit Personal, Rückgang der industriellen Erzeugung haben auch in Belgien schwer auf das Wirtschaftsleben gedrückt. Die Einbeziehung von Elsaß-Lothringen in den wirtschaftlichen Organismus Frankreichs und weiter die ökonomische Misere in dem großen Hinterland Deutschland mußten dem Hafen von Antwerpen mancherlei Nachteile bringen. Weiter drängt der Gegensatz zwischen Flamen und Wallonen zu einer Entscheidung; denn die Flamen zeigen eine immer größere Aktivität und dürften namentlich in den beiden Sozialisten Huysmans und Anseele, vielleicht auch in Vandervelde, eifrige Fürsprecher finden. Am besten wäre wohl für Belgien eine Nationalitätenregelung nach dem Muster der Schweiz. Heute geht der Nationalitätenriß in Belgien mitten durch die Parteien. Gespannt kann man sein, wie sich die neue Regierung zum allgemeinen gleichen Wahlrecht für die Frauen stellen wird. Dabei mag gleich erwähnt werden, daß nicht alle belgischen Sozialisten unbedingte Anhänger dieses Wahlrechts sind, und daß es besonders unter den wallonischen Sozialisten Gruppen gibt, die die Einführung dieses Wahlrechts noch hinausgeschoben wissen wollen, auch deshalb, weil in Belgien die Wahlpflicht besteht. Huysman hat in dieser Frage einen ganz eigenartigen Gedanken. Er will den Frauen das Wahlrecht uneingeschränkt geben, aber diese sollen sich ein eigenes Parlament wählen, eine Frauenkammer, der eine besondere Männerkammer gegenüberstehen soll. Dafür soll nach dem Vorschlag Huysmans der Senat abgeschafft werden. Im Interesse der Befindung des Landes liegt es, daß eine Generalamnestie erlassen wird, in die alle Vorkommnisse und politischen Vergehen während der deutschen Besetzung einbezogen werden.

Die Deutschenangst, von der zum Teil auch noch der Minister Theunis befallen war, ist in Belgien zum größten Teil verflogen. Was dazu hauptsächlich den Anlaß gegeben hat, die Einmischung in den Streit zwischen Flamen und Wallonen während der Besetzung, war doch schließlich nichts

weiter als eine stümperhafte Improvisation der wilhelminischen Generale und Verwaltungsbeamten. Auch Poincaré als französischer Regierungschef würde heute in Belgien nicht mehr den willfährigen Trabanten finden, der es einige Jahre war, auch Belgien ist jetzt einem Ausgleich und einer Vereinbarung über die Probleme am Rhein leichter zugänglich.

Dänemarks Innenpolitik

Von Paul Vejland (Kopenhagen)

Dänemark ist das Land rechtzeitiger Reformen, das Land kluger Beobachtung und schneller Aneignung alles dessen, was man im Auslande als brauchbar und nützlich für das eigene Land ansieht. Die großen Revolutionen, Umwälzungen und Katastrophen in den europäischen Großstaaten rund um das Drei-Millionen-Land zwischen Nord- und Ostsee schwingen sich hier in bedachtsamen reformerischen Wellen aus. Zum mindesten ist das seit Beginn des 19. Jahrhunderts, seitdem Nelsons Wegnahme der dänischen Flotte und Bernadottes Besetzung des Landes den letzten dänischen Großmachtträumen ein Ende gemacht hatte, der Fall. Die große französische Revolution wandelte sich in Dänemark in eine großzügige Bauernreform; die Revolutionen von 1848 wurden in Kopenhagen zu einer Massenversammlung und Deputation zum König, der schon unterwegs mitgeteilt wurde, daß S. M. — richtiger: seine Freundin Gräfin Danner — dem „Volkswunsche entsprochen" und volksfreundliche Minister mit dem Auftrage, eine parlamentarische Verfassung zu schaffen, ernannt habe.

Als die dänische Sozialdemokratie in den siebziger Jahren zum ersten Male mit einer roten Fahne mit der Inschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zur Verfassungsfeier aufmarschierte, nahm ihr die Polizei die Fahne weg. Sie gab sie ihr aber wieder, als die sozialdemokratische Leitung versprach, durch Einfügung einer weißen Taube die gefährliche Inschrift zu „entrevolutionieren". Wohl regnete es auch Schikanen genug auf die entstehende Arbeiterbewegung herab, aber der festgefügte Parlamentarismus brach ihnen die Spitze ab, gab gesetzliche Plattform für den Kampf der Arbeiterschaft um Gleichberechtigung und Macht. Die eine große Aussperrung von 1899 brachte den herrschenden Nationalliberalismus zur Erkenntnis, daß dem Allgemeinwohl am besten mit einer Anerkennung der Gewerkschaften als Organisationen der Arbeiter gedient wäre. Aehnlich ging es mit der politischen Anerkennung der Frauen. Ohne daß im Lande selbst eine Frauenbewegung als scharfe Massenbewegung bestand, gab man 1905 der Frau die Wählbarkeit in Waisen- und Schulräten, 1909 das kommunale Wahlrecht und 1916 das politische.

So war jeder Bewegung langsames Hineinwachsen, Vorbereiten beschieden, ehe sie zur ausschlaggebenden Macht gelangte. Andererseits war sie zu langsamem, lavierendem Kurs gezwungen. Ein typisches Beispiel ist das Werden der Sozialdemokratie zur Regierungspartei. Der gegenwärtigen sozialistischen Regierung ging 1909/10 eine sozialdemokratische Unterstützung des radikalen Kabinetts, von 1916—1920

eine Mitregierung im neuen radikalen Kabinett durch einen Minister voraus. Dieses langsame Hineinwachsen jeder neuen Partei ist bedingt durch die dänische Verfassung (die natürlich ihre weitere Ursache im Volkscharakter und der ökonomischen Struktur des Landes hat). Das „Grundlov" mit seinem Zwei-Kammer-System prägt die politische Taktik der dänischen Parteien. Stetigkeit, Ausgleich, Kompromiß sind die Merkmale, die die dänische Verfassung dem dänischen politischen Leben aufzwingt.

Die letzten Verfassungsreformen legten alle Macht in die zwei Kammern des Reichstages; das „Folkething", das von allen über 25 Jahre alten Männern und Frauen in direkter, gleicher und geheimer Verhältniswahl auf vier Jahre gewählt wird, und das „Landsthing", das für acht Jahre von allen über 35 Jahre alten Männern und Frauen indirekt gewählt wird, und zwar alle vier Jahre zur Hälfte. Dieses Zwei-Kammer-System schreibt sich im Grunde von 1849 her, es ruhte aber während einer Zeit, und entwickelte sich erst von Reform zu Reform zu seiner heutigen Gestalt. Der König ist wenig mehr als repräsentative Figur, die Regierung wenig mehr als ausübendes Organ des Reichstages. Es ist unschwer einzusehen, daß die beiden so verschieden gewählten Kammern im höchsten Grade das Wort wahr machen, daß die Opposition mitregiere. Jede Regierung, wenn sie sich halten will, tut gut, nur Gesetze einzubringen, die Aussicht haben, von beiden Kammern angenommen zu werden. Denn ein z. B. vom Folkething angenommenes Gesetz, das vom Landsthing abgelehnt wird, hat kaum eine Möglichkeit, dennoch Gesetzeskraft zu erlangen. Dagegen hat sich die Methode herausgebildet, daß das Landsthing zu Gesetzen des Folkething, die ihm nicht passen, Aenderungsanträge stellt, die von einem gemeinschaftlichen Ausschuß beider Kammern und der Regierung so lange „redigiert" werden, bis sie beiden Kammern gerecht sind. Das Ergebnis eines solchen Parlamentsgefüges ist ein Schreiten von Kompromiß zu Kompromiß. Die Macht der beiden Kammern wird noch dadurch zu einer fast undemokratisch-absoluten, daß auch allein sie darüber zu entscheiden haben, ob über eine Angelegenheit eine Volksabstimmung stattfinden soll oder nicht. Nur doppelter Beschluß von Folkething und Landsthing kann ein Gesetz dem Volke zur Abstimmung unterbreiten. Dadurch wird die Volksabstimmung ziemlich theoretisch — sie ist auch nie in größeren politischen Fragen angewandt worden —, eine Bequemlichkeit, eine Ausflucht für die Herren Parlamentarier, die durch sie eine kniffliche Sache dem Volke zur Entscheidung unterbreiten können, um sich à la Pontius Pilatus die Hände in Unschuld zu waschen.

Stärke und Schwäche eines so ausgeprägten Parlamentarismus liegen auf der Hand. Die Stärke: Stetigkeit und dichte Verknüpfung jedes Neuen mit dem Alten, die Schwäche: große Schwierigkeit umstrittener und prinzipiell ändernder Gesetzentwürfe. Diese Parlamentsherrschaft bedingte auch die Regierungstätigkeit der nun über ein Jahr lang am Ruder befindlichen sozialistischen Regierung in hohem Maße. Wie in den ersten Jahren des liberalen Durchbruchs, hat das Kabinett Stauning nur im Folkething mit den Bürgerlich-Radikalen eine schwache Mehrheit; das Landsthing hat noch die Mehrheit der vorherigen Regierung: Konservative und „Venstre" (Nationalliberale Bauernpartei). Zäh widerstrebend jeder Radikalität, verhinderte das Zwei-Kammer-

System, daß der Abrüstungsvorschlag — der von der Arbeit der sozialistischen Regierung zweifellos im Auslande am meisten Interesse erregte — durchgesetzt werden konnte. Die Hauptarbeit der sozialistischen Regierung lag auch auf innerpolitischem Gebiet. Und hier errang sie Erfolge, setzte sie ihre Wünsche durch, wo sie an Gegebenes reformierend anknüpfen konnte. Sie mußte sich überall dort bescheiden, wo sie, z. B. im Betriebsräte-Entwurf, absolut Neues forderte. Das Ergebnis aller Fragen, die sie anschnitt, mußte ein Ausgleich von Rechts und Links, ein Geben und Nehmen der Parteien gegenseitig, kurz, ein Kompromiß sein. Ein fortschrittliches Kompromiß insofern, als von den dänischen vier Parteien — Konservative, Venstre, Radikale, Sozialdemokraten — e i n e Partei nicht im Kompromiß einbegriffen zu sein brauchte. Aber auch hier zeigt sich eine Eigentümlichkeit der dänischen parlamentarischen Taktik, indem durchaus nicht immer dieselbe Partei in der Opposition bleibt. Nur in Hauptfragen steht Rechtsgruppe — Konservative und Venstre — gegen Linksgruppe — Sozialdemokraten und Radikale —. In kleineren Vorlagen hat auch die sozialistische Regierung mit konservativer Unterstützung und radikaler Gegnerschaft gearbeitet. Erscheinungen, wie der überhitzte Kampf um die „Große Koalition", ernsthaft mit gröbstem Geschütz und „heiligem" Zorn ausgefochten, kennt man in Dänemark nicht, kann sie gar nicht verstehen. „Man nimmt, was man kriegen kann, gleich, von wem", das ist die nüchterne Taktik der politischen Parteien in Dänemark. Demgemäß mußte die Politik der sozialistischen Partei und der sozialistischen Regierung eine Politik auf weite Sicht, aber mit klügster Augenblickstaktik sein, wollte sie sich durchsetzen. Forderungen, wie Ein-Kammer-System und Abschaffung des Königtums stehen wohl im dänischen sozialistischen Programm, sind aber nicht aktuell. Im Gegenteil, der sehr geschickten Taktik des Königs ist es gelungen, bei allen offiziellen Gelegenheiten nicht nur sich, sondern auch den Kronprinzen so nahe mit den sozialistischen Ministern zusammen zu bringen, daß ein Gegensatz zwischen Königtum und sozialistischer Regierung gar nicht in Erscheinung trat. Die Regierung Stauning wandte ihre Kraft dort an, wo sie Begonnenes in sozialem Geiste vollenden konnte. Die Erledigung der Valutafrage, die Fortführung von Schulreformen, Boden- und Wohnungsgesetze, das sind die Gebiete, auf denen das Kabinett Stauning erfolgreich arbeitete. Die Haltung der Regierung im eben beendeten Arbeitskonflikt trug deutlich den sozialen Stempel, war von dem Willen getragen, den Arbeitsfrieden sobald wie möglich wiederherzustellen.

Es ist natürlich kinderleicht, vom hohen Kothurn theoretischen Revolutionarismus über ein solches parlamentarisches Ringen und Ausfechten des Klassenkampfes am Verhandlungstisch den Stab zu brechen. Wohl schwerer, aber auch fruchtbarer ist es, die wirtschaftlichen und nationalen Bedingtheiten dieser innerpolitischen Taktik festzustellen. Die materialistische Geschichtsauffassung gibt einen guten Schlüssel zum Verständnis der dänischen politischen Formen.

Da ist Lage und Rohstoffverteilung in Dänemark. An Rohstoffen hat Dänemark eigentlich nur seinen mehr oder weniger fruchtbaren Ackerboden, dazu ein wenig Kreide und Ton für Porzellan und Zement. Alle Rohstoffe zu einer bodenständigen Großindustrie, wie Kohlen und Erze fehlen vollends. So wurde die mit der Lage gegebene Tendenz der däni-

schen Wirtschaft zu Einkauf, Verarbeitung, Verkauf durch die Rohstoffarmut des Landes unterstrichen. Der kapitalistische Durchbruch konnte in Dänemark nicht wie an der Ruhr, in England, in der Borinage einen völligen Bruch mit dem Bisher bringen, eine völlig neue Großindustrie über Nacht aus dem Boden stampfen. Aus der Domänenwirtschaft der Feudalzeit mußte Dänemark, um Brot und Arbeit zu schaffen, in die Bauernwirtschaft mit allen Hilfsmitteln der landwirtschaftlichen Industrie übergehen; aus dem Handwerk und dem Handel seiner Städte eine Verarbeitungs- oder Qualitätsindustrie und den modernen Exporteur und Importeur langsam, oft international angelehnt, mit kleinem Kapital arbeitend, entwickeln. So wurde aus dem Leibeigenen der wache, intensiv arbeitende Bauer, aus dem Gesellen der gelernte Qualitätsarbeiter, der noch heute, so auch eben im Arbeitskonflikt, sich als geborener Führer der ungelernten Arbeiter fühlt. So entstanden aber auch festgefügte Klassen; ein liberaler Bauernstand, durch seine Genossenschaften als solider Mittelstand bewahrt, und eine Arbeiterklasse, die infolge des gleichmäßigen, erfaßbar schnellen Zuwachses sich einheitlich und fest in Partei und Gewerkschaften organisieren konnte. Die Unmöglichkeit, den Klassenkampf durch imperialistische Expansion zu verschleiern, stellte das Problem der Lastenverteilung in voller Klarheit dar und gab der Innenpolitik den Vorrang. Die Empfindlichkeit der von dem Ausland und der ununterbrochenen gleichmäßigen Produktion abhängigen Wirtschaft belehrte Bauern, Arbeitgeber und Arbeitnehmer dahin, daß ein schlechtes Kompromiß noch immer besser sei als ein Hart-auf-Hart. Wenn ein Arbeitskonflikt, wie der eben beendete, an direkten Kosten den beteiligten Organisationen 250 Millionen Kronen Kosten auferlegt, so ist das eine Belastung der schon immer schwachen dänischen Geldwirtschaft, die die Oeffentlichkeit aufhorchen läßt. Und es ist kein Wunder, daß der Konflikt in allen Kreisen die Diskussion darüber hat wiederaufleben lassen, wie man die durch den Septembervergleich von 1899 geschaffene Tendenz, Arbeitskonflikte möglichst auf dem Verhandlungswege zu erledigen, zu einer absoluten Vermeidung jeden offenen Streiks oder Aussperrung ausdehnen kann.

Ob die dänische Arbeiterbewegung ihre Endziele auf dem Boden dieser Demokratie diesen Parlamentarismus erreichen kann? Tatsache ist, daß in Dänemark das Schlagwort „Die Krise des Parlamentarismus" äußerst häufig gebraucht wird. Aber so viel kann gesagt werden: die dänische Verfassung verbaut theoretisch keinen Weg, weder den zur Republik noch den zur Sozialisierung. Die erstere Frage ist, wie erwähnt, nicht aktuell, wenn auch die bürgerliche Linke, die Radikalen, ebenfalls theoretisch und programmatisch republikanisch sind. Bezüglich der zweiten Frage kann schon heute gesagt werden, daß sie entweder im Einverständnis mit der Bauernschaft — 52 Prozent der dänischen Bevölkerung ist im Landbau beschäftigt — gelöst werden oder zu einem die Nation zerreißenden Kampf zwischen Stadt und Land führen muß.

Die dänische Sozialdemokratie ist jedenfalls unter diesen demokratischen, parlamentarischen Formen von Sieg zu Sieg geschritten; wirtschaftlich hat die dänische Arbeiterschaft ihre Lebensverhältnisse in ein, durch umfangreiche Sozialgesetzgebung geschütztes Kleinbürgertum gehoben; kulturell steht sie auf gutem Durchschnittsniveau. Sie

hat schon manches errungen, hat mehr zu verlieren als ihre Ketten; da ist für die Bullentaktik des Bolschewismus wenig geeigneter Boden. Bringt die Zukunft nicht unerwartete Erschütterungen, so wird die dänische Arbeiterschaft noch lange ihren Weg sozialer Reform, auf dem Boden der Demokratie im Rahmen der Verfassung, verfolgen.

Das Wiedererstarken des deutschen Kohlenaußenhandels

Wieder aktive Kohlenhandelsbilanz

Von Dr. Robert Müllers (Essen-Ruhr)

Während die deutsche Außenhandelsbilanz seit September 1924 eine fast ständig wachsende und geradezu bedenkliche Passivität erkennen läßt, ist im Gegensatz hierzu hinsichtlich unseres Kohlenaußenhandels eine wesentliche Besserung festzustellen. Dies ist um so erfreulicher, als die Kohle sowohl der Menge als auch dem Werte nach einen nicht unbedeutenden Faktor in unserer Handelsbilanz bildet. Während sie in der Vorkriegszeit alljährlich einen der wichtigsten Aktivposten der deutschen Handels- und Zahlungsbilanz darstellte — 1913 betrug der Ueberschuß der Kohlenausfuhr über die Kohleneinfuhr 30 Millionen Tonnen oder 433 Millionen Goldmark — ist Deutschland in der Nachkriegszeit infolge der Verschlechterung seiner kohlenwirtschaftlichen Verhältnisse durch den Versailler Friedensvertrag seit 1922 zu einem Kohleneinfuhrland geworden, dessen Außenhandel durch die Kohle stark belastet wird.

Wenn auch das abgelaufene Jahr noch mit einem Einfuhrüberschuß in Kohle abgeschlossen hat, so ist doch die allmähliche Besserung der deutschen Kohlenhandelsbilanz seit Beginn des Vorjahres unverkennbar. Diese Besserung kommt sowohl in einer wesentlichen Steigerung der Ausfuhr als auch in der gleichzeitigen Verminderung der Einfuhr zum Ausdruck. Leider sind die Angaben der amtlichen deutschen Außenhandelsstatistik für das ganze Jahr 1924 infolge der bis in den Spätherbst hinein aufrecht erhaltenen Besetzung vieler rheinischer Zollämter durch die Franzosen unvollständig. Von November 1924 ab können sie jedoch wieder als einwandfrei angesehen werden. Seit diesem Monat zeigt die Entwicklung unseres Kohlenaußenhandels (ohne Reparationskohle) folgendes Bild (Steinkohle, Koks, Preßsteinkohle, Braunkohle, Preßbraunkohle, ohne Umrechnung, zusammengefaßt):

	Mengen (in To.)		Wert (in Millionen Reichsmark nach Gegenwartswert)	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
1924 November	1 409 261	872 941	24,79	18,05
1924 Dezember	1 371 730	1 226 020	23,75	26,27
1925 Januar	1 107 937	1 753 780	18,91	37,22
1925 Februar	952 003	972 561	16,76	20,84
1925 März	1 107 318	1 343 948	18,44	28,58
1925 April	984 223	1 255 609	15,79	26,34

Die vorstehenden Zahlen lassen die fast ständige Abnahme der Einfuhr und die gleichzeitige Zunahme der Ausfuhr deutlich erkennen. Allerdings zeigt der Monat Februar einen beträchtlichen Rückgang,

namentlich bei der Ausfuhr, während in den Monaten März und April die Verhältnisse wieder wesentlich günstiger sind, wenn auch die Ausfuhrzahlen für diese beiden Monate nicht an die Höhe der Januarzahlen heranreichen. Von besonderem Interesse ist jedoch die Feststellung, daß seit Januar dieses Jahres zum ersten Male seit 1922 die Ausfuhr die Einfuhr wieder überschritten hat, die Kohlenhandelsbilanz mithin wieder aktiv geworden ist. Das gilt sowohl von der Menge als auch vom Wert ein- und ausgeführter Brennstoffe. Im einzelnen hat sich der Ausfuhrüberschuß (= +) bzw. der Einfuhrüberschuß (= —) seit November 1924 wie folgt entwickelt. Bei den Mengenabgaben sind Steinkohle, Koks, Preßsteinkohle, Braunkohle und Preßbraunkohle wieder ohne Umrechnung zusammengefaßt, während bei den Wertangaben der Gegenwartswert zugrunde gelegt ist:

	To.	Millionen Reichsmark
1924 November	— 536 320	— 6,7
1924 Dezember	— 145 710	+ 2,5
1925 Januar	+ 645 843	+ 18,3
1925 Februar	+ 20 558	+ 4,1
1925 März	+ 236 630	+ 10,1
1925 April	+ 271 386	+ 10,5

Während im November 1924 sowohl hinsichtlich der Menge als auch des Wertes noch eine passive Kohlenhandelsbilanz festzustellen ist, weist der Dezember 1924 bereits einen Ausfuhrüberschuß hinsichtlich des Wertes auf. Seit Januar 1925 ist dagegen unsere Kohlenhandelsbilanz sowohl der Menge als auch dem Werte nach ununterbrochen aktiv. Allerdings war der Ausfuhrüberschuß zunächst größeren Schwankungen unterworfen. Er war am höchsten im Januar mit rund 0,65 Millionen To., am niedrigsten im Februar mit 20 000 To., während er im März und April annähernd die gleiche Höhe erreicht. Freilich bleiben die aufgeführten Mengen noch erheblich hinter denjenigen der Vorkriegszeit zurück.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß die vorstehenden Zahlen sich nur auf die im freien Handel ausgeführten Brennstoffe beschränken und die Lieferungen auf Grund des Friedensvertrages unberücksichtigt geblieben sind, da sie auch von der amtlichen Statistik ausgeschieden werden.

Von den eingeführten Brennstoffen entfällt der weitaus größte Teil auf die Steinkohle, ein geringer Teil auf Braunkohle, während die Einfuhr von Koks und Preßkohle unbedeutend ist. Die eingeführte Kohle stammt zum größten Teil aus Polnisch-Oberschlesien und aus Großbritannien; letzteres war auch schon in der Vorkriegszeit Deutschlands Hauptbezugsland für die Einfuhrkohle. Im übrigen verweisen wir hinsichtlich der Einfuhr englischer Kohle auf den Aufsatz in Nr. 51 vom 21. März 1925, Seite 1671, der „Glocke".

Bei den von Deutschland ausgeführten Brennstoffen handelt es sich in der Hauptsache gleichfalls um Steinkohle, die den größten Teil unserer Brennstoffausfuhr ausmacht. Daneben werden noch erhebliche Mengen Steinkohlenkoks ausgeführt, während die Ausfuhr von Braunkohle sowie Preßkohle eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle spielt. Hinsichtlich der Richtung der deutschen Brennstoff-

ausfuhr ist festzustellen, daß eine ganze Reihe von Absatzgebieten, die der deutschen Kohle und dem deutschen Koks in der Kriegs- und Nachkriegszeit verloren gegangen waren, dank der rührigen Tätigkeit unserer Kohlenexporteure seit einiger Zeit wieder regelmäßig von Deutschland beliefert werden. Infolgedessen hat auch die deutsche Brennstoffausfuhr mit Beginn dieses Jahres in den amtlichen Nachweisungen über den auswärtigen Handel Deutschlands eine erheblich weitergehende Gliederung erfahren. Seit Anfang 1925 werden die Länder Holland, Frankreich, Tschechoslowakei, Schweden, Belgien, Schweiz, Oesterreich, Dänemark, Italien, Saargebiet, Polnisch-Oberschlesien, Luxemburg, Ungarn, Norwegen, Polen, Elsaß-Lothringen, Britisch-Mittelmeer, Argentinien, Niederländisch-Indien wieder fast regelmäßig mit deutscher Kohle bzw. deutschem Koks beliefert.

Wenn auch bei der deutschen Kohlenausfuhr in den letzten Monaten der Abstand gegen 1913 zum Teil noch beträchtlich ist, so ist doch die Ausfuhrsteigerung gegenüber dem Vorjahre keineswegs unbedeutend. Berücksichtigt man auf der anderen Seite die erhebliche Abnahme der Einfuhr, so ist die allmähliche Besserung unserer Kohlenhandelsbilanz unverkennbar. Eine weitere Ausfuhrsteigerung und gleichzeitige tunlichste Einfuhrbeschränkung hinsichtlich der Kohle ist im Interesse unserer heimischen Volkswirtschaft anzustreben, um den einstweilen noch geringen Ausfuhrüberschuß in Kohle nicht nur zu behaupten, sondern noch zu vergrößern und den Vorkriegsverhältnissen näher zu bringen.

Reichswirtschaftsrat

Von Otto Marcus, Mitglied des R.W.R.

Man kann kaum behaupten, daß der R.W.R. in den nunmehr fünf Jahren seines Bestehens populär geworden sei. Gerade die Kreise, die ihn in die Verfassung hineingebracht haben, zeigen sich lau und skeptisch. Die Sparmaßnahmen, die seine Lebenskraft stark herabsetzten, fanden bei den Gewerkschaftsführern eine ebenso bereitwillige Aufnahme, wie bei den „Herzögen" des Handels und der Wirtschaft, die von vornherein im § 165 der Verfassung wohl nur eine Konzession an einem vorübergehenden „Geist der Zeit" sahen. Wenig warme Freunde hat der R.W.R. im Reichstag gefunden; die Behörden behandelten ihn immer höflich, aber von leidenschaftlicher Anteilnahme an seinem Geschick sind sie sicher recht weit entfernt. Dies Ergebnis ist schon insofern bedauerlich, als der R.W.R. eine neue und eine deutsche Schöpfung war, die im Auslande Aufmerksamkeit erregte und bei glücklichem Erfolg auf der Kreditseite des deutschen Ansehens zu buchen wäre.

Die Ursachen für das teilweise Versagen oder den mäßigen Erfolg des R.W.R. sind nicht leicht unter ein paar Schlagworte zu fassen. Sicher haben die Mitglieder des R.W.R. nicht verstanden, zum Teil auch wohl nicht beabsichtigt, ihn über die trockenen Paragraphen der „Verordnung über den vorläufigen Reichswirtschaftsrat vom 4. Mai 1920" hinweg weiter zu bauen und aus ihm herauszuholen, was bei ernstem

und geschlossenem Willen möglich gewesen wäre. Die Verordnung selbst hatte schon einer Weiterentwicklung reichliche Hemmungen angelegt.

Soweit ist es aber doch wohl nicht, daß der nun seit fünf Jahren „vorläufige" R.W.R. gar nicht erst zu einem endgültigen wird, oder daß die Umwandlung nur eine Etappe auf seinem Todeswege bedeuten würde. Es lohnt sich doch, einmal darauf hinzuweisen, was ein R.W.R. in der Tat sein könnte, wenn man seine Möglichkeiten richtig erfaßt.

Die Stellung eines R.W.R. zum politischen Parlament muß klar bleiben. Man leistet dem R.W.R. keinen Dienst, wenn man beschließende Gewalt für ihn fordert. Er darf nur gutachtliche, das politische Parlament aber kann allein beschließende Befugnis haben. Gewiß, die Wirtschaft soll der Politik dienen. Aber der Politiker muß über die Kräfte und Möglichkeiten der Wirtschaft gut informiert sein; er braucht auch ein Instrument, um die Wirtschaft beeinflussen zu können. Beiden Zwecken kann ein Reichswirtschaftsrat dienen, wenn er entsprechend geleitet und aufgebaut ist. Ungesunder politischer Ehrgeiz darf keinen Platz in ihm haben. Wahre wirtschaftliche Weisheit wird sich auch gutachtlich die nötige Beachtung erringen.

Berufliche Sachkundige sitzen im politischen Parlament mehr zufällig, nur ausnahmsweise sind Parlamentarier in ihrem bürgerlichen Beruf auch Autoritäten und Vertrauensleute ihrer Berufsorganisationen.

Das politische Parlament berät trotz des Bestehens des R.W.R. offiziell in beruflichen Fragen nur mit den zuständigen Beamten, im übrigen ist er aber auf nichtoffizielle Informationen durch einzelne Berufsangehörige oder Berufsvertretungen angewiesen. Die wirtschaftliche Sachkunde der Beamten, mit denen die parlamentarischen Ausschüsse verhandeln, beruht mit wenigen Ausnahmen nur auf ständiger Beobachtung und Studium, nicht aber auf eigener Berufserfahrung. Gestützt auf ihre, wenn auch einseitige Sachkunde, beanspruchen diese Elemente dem Parlament gegenüber eine autoritative Stellung. Das politische Parlament kann die Berechtigung solchen Anspruchs nicht so kontrollieren, wie eine offizielle Körperschaft aus Berufsvertretern; fehlt eine solche, so drängt sich der Bürokratismus vor. Hinzu kommt, daß das höhere Beamtentum, um das es sich hier handelt, fast durchweg aus begrenzten, überdies politisch einseitig eingestellten Bevölkerungsschichten sich rekrutiert. (Daher die Rufe nach „Fach"-ministern, die die Macht des Parlaments schwächen.) Die geschickte Benutzung einer ständigen Kontrolle der Fachbeamten durch legitimierte und autorisierte Vertreter von Berufsorganisationen kann die Stellung des politischen Parlaments gegenüber der Verwaltung nur stärken. Die Verwaltung aber braucht eine solche Kontrolle mehr als zuvor, nachdem die alte, allem vorgesetzte Erbautorität weggefallen ist. Die Mitglieder des Reichswirtschaftsrats bekommen zu ihren, durch Berufstätigkeit erworbenen Spezialkenntnissen zugleich einen Einblick in die Gesamtwirtschaft und durch Beziehungen zu Parlament und Verwaltung auch Verständnis für die politische Bedingtheit der Wirtschaft. (Diese Beziehungen werden um so besser sein, je weniger der R.W.R. eine Konkurrenz für das politische Parlament sein will und sich klar und deutlich auf seine wirtschaftliche Gutachtertätigkeit beschränkt.) Die Arbeit im Reichswirtschaftsrat

macht aus seinen Mitgliedern ein Gegengewicht gegen politisch einseitige Beamten, deren Stelle sie im Bedarfsfalle ausfüllen können.

Unter solchen Gesichtspunkten erscheint die Abneigung gerade sozialdemokratischer Reichstagsmitglieder gegen den R.W.R. befremdend.

Der heftige Widerstand der Arbeitgeber gegen Bezirkswirtschaftsräte und paritätisch besetzte Kammern als Unterbau für den R.W.R. war doch wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, daß sie nicht wünschen, Arbeitnehmervertretern Einblick in die letzten Geheimnisse der Geschäftskunde zu gewähren. Die Arbeitgeber haben bei den Beratungen über den endgültigen R.W.R. im Verfassungsausschuß die bestehenden Handelskammern als den einzig möglichen Unterbau hingestellt. Die Forderung der Arbeitnehmer, dann ihrerseits Vertreter in den Handelskammern zu bekommen, wurde schroff abgelehnt; es dürften höchstens besondere Arbeitnehmerkammern gebildet und für gemeinsame Fragen gemischte Ausschüsse eingerichtet werden.

Die im R.W.R. durch die Regierung besetzten Gruppen haben die Forderungen der Arbeitnehmer nicht gerade unterstützt. Die Einschaltung dieser gewissermaßen aus Regierungsvertretern bestehenden Gruppen 9 und 10 kann man überhaupt nicht als glücklich bezeichnen. Den Rat von Männern, die nicht Organisationen hinter sich, sondern nur rein persönliche Geltung haben, kann die Regierung sich auf andere Weise beschaffen. Im R.W.R. sollen die wirtschaftlichen Kräfte, nicht aber persönliche Ansichten ihren Ausdruck finden.

Für die Arbeitnehmer bleibt es die entscheidende Frage: ob das Kapital ausschließlich der Kontrolle und Ausnutzung bestimmter Bevölkerungskreise vorbehalten bleiben soll oder ob es gelingt, den Arbeitnehmern eine Mitbestimmung über das Kapital zu verschaffen. Jede Politik mit sozialen Zielen ist zum Scheitern verurteilt, wie sie nach 1918 tatsächlich gescheitert ist, wenn die Vorkämpfer der sozialen Ziele nicht genauen Einblick in das gesamte Räderwerk der Wirtschaft bekommen. Das Empfinden für diese Notwendigkeit hat die Forderung nach dem Reichswirtschaftsrat in die Verfassung gebracht. Es ist selbstverständlich, daß dieser nur dann den Bestrebungen der Arbeitnehmer dienen kann, wenn er in seiner endgültigen Form entsprechend gestaltet wird.

Für die freien Berufe ist der Reichswirtschaftsrat von dringender Notwendigkeit. Die Angehörigen dieser Berufe sind zwar weder Arbeitgeber, noch Arbeitnehmer, in der Auswertung ihrer Kräfte sind sie aber in erster Linie auf die Unternehmer angewiesen. Ihrer Herkunft und geistigen Einstellung nach neigen sie zwar in ihrer großen Mehrheit zu den Arbeitgebern, aber die praktischen Fragen ihres Berufs haben sie bei den Verhandlungen im R.W.R. oft genug in Gegensatz zu den Arbeitgebern gebracht. Auch als Verbraucher ähneln ihre Interessen denen der Arbeitnehmer. (Verwirrend wirkt etwas das Verhältnis der Aerzte zu den Krankenkassen, die in diesem Falle als Arbeitgeber auftreten.)

Gewisse geistige Berufe, die auch als freie bezeichnet werden, wie Presse und Bühne, haben ausgesprochenes Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverhältnis. Die Angehörigen der freien Berufe haben keine Aus-

sicht, im politischen Parlament zur Geltung zu kommen, da sie nicht zahlreich genug und nur zerstreut ansässig sind. Ihre Bedeutung im politischen und wirtschaftlichen Leben ist aber verhältnismäßig groß. Wenn ihre Vertreter offiziell zur Teilnahme an den Wirtschaftsverhandlungen berechtigt wären, könnten sie zu nützlichen Beratern des Parlaments werden, da sie infolge ihrer Organisationsarbeit auf dem Boden der Wirklichkeit stehen müssen und nicht so sehr Gefahr laufen, sich ins Theoretische zu verlieren, wie die reinen Wissenschaftler und die Beamten. Eine Entwicklung in diesem Sinne ist bei den freien Berufen in letzter Zeit zu merken.

Die großen Bedenken, die von Anfang an im politischen Parlament gegen den R.W.R. bestanden, beruhen wohl weniger auf dessen grundsätzlichem Wesen als auf einer nicht immer geschickten und sachlich zweckmäßigen Führung seiner Geschäfte. Es ist natürlich auch wesentlich, daß die benennenden Organisationen Persönlichkeiten in den R.W.R. entsenden, die ihre Aufgabe darin sehen, in zielbewußter Tätigkeit und in Anpassung an die realen Verhältnisse aus dem R.W.R. ein Organ zu machen, das tatsächlich die Wirtschaft weiterbringt und sowohl für die Verwaltung wie für das politische Parlament die notwendige und nutzbringende Ergänzung bildet.

Der unbekannte Johann Sebastian Bach

Von Fritz Müller (Chemnitz)

Am 28. Juli vor 175 Jahren starb Johann Sebastian Bach. Bei Lebzeiten wurde er allgemein als der größte Meister im Orgel- und Klavierspiel anerkannt. Daß er aber auch der größte Tondichter jener Epoche war, dessen waren sich nur wenige seiner Zeitgenossen bewußt. Nach seinem Tode gerieten seine Meisterwerke in dem Maße in Vergessenheit, in dem die persönlichen Erinnerungen an seine hervorragenden Leistungen als ausübender Künstler verblaßten. Vor etwa 100 Jahren begann man wieder, Bachsche Werke aufzuführen. Ganz allmählich gewannen sie Boden. In den letzten Jahren hat die Bach-Bewegung so stattliche Fortschritte gemacht, daß man in bezug auf die Verbreitung seiner Werke nicht mehr vom unbekannten Johann Sebastian Bach sprechen kann.

Ein ganz falsches Bild machen sich aber viele von der Persönlichkeit des großen Meisters. Sie denken, weil er Kantor war, wäre er demütig und unterwürfig gewesen, wie man sich den Schulmeister und Küster von anno dazumal — leider nicht mit Unrecht — vorstellt.

In Johann Sebastian Bach waren die Eigenschaften der weitverzweigten Familie Bach am stärksten ausgeprägt. Ein richtiger Bach besaß außer vorzüglichen musikalischen Anlagen auch eine ordentliche Portion Hartköpfigkeit.

Daß Bach vor niemand zu Kreuze kroch, zeigte er schon als 19jähriger Organist in Arnstadt. Er hatte vier Wochen Urlaub erhalten, damit er den berühmten Orgelmeister Buxtehude in Lübeck besuchen konnte. Er blieb aber vier Monate; und als man sich erlaubte, ihn wegen dieser Urlaubsüberschreitung zur Rechenschaft zu ziehen,

entgegnete Bach, sein Vertreter habe doch das Amt zur allgemeinen Zufriedenheit besorgt!

1717 saß er als weimarischer Konzertmeister einen Monat in Arrest, weil er in seinem Streben, wegen Nichtbeförderung von Weimar wegzukommen, zu eifrig gewesen war. Wahrscheinlich hatte er sich auch irgendwelche „Insubordinationen" zuschulden kommen lassen!

In Köthen fand er hinsichtlich der Behandlung und Besoldung restlose Anerkennung. Schweren Herzens bewarb er sich von dort aus ums Thomas-Kantorat in Leipzig, um seinen Söhnen bessere Bildungsmöglichkeiten zu schaffen. Nebenbei sei bemerkt, daß mit des kunstsinnigen Fürsten Tod auch die Kapelle verfiel, der Bach einst vorstand. 1754 waren von den 17 Kapellisten noch 5 vorhanden. Mit einer einzigen Ausnahme wurden sie, die auf vierzigjährige Dienstzeit zurückblicken konnten, ohne Kündigung und ohne Altersversorgung entlassen. Es ist noch das Schreiben des Rentenkammerdirektors vorhanden, der in beweglichen Worten die Alten der Gnade des Herrschers empfahl. Aber der Fürst strich die vorgeschlagenen und sehr bescheidenen Bezüge mit eigener Hand durch!

Bei seiner Bewerbung um die Thomas-Kantorstelle hatte sich Bach nicht besonders bei der Universität um die Verleihung des Amtes eines Universitätsmusikdirektors bemüht, weil er glaubte, dieses Amt sei von altersher mit dem Kantorat verbunden. Die Universitätsbehörde besetzte den Posten mit einem anderen. Bach aber ließ nicht eher locker, bis er zwar nicht das Amt, wohl aber die dafür ausgeworfenen 12 Taler erhielt!

1729 rügte der Rat die schlechten Leistungen des Thomaner-Chors und machte den neuen Kantor dafür verantwortlich. Nun war Bach nicht ganz unschuldig daran. Jenes Ratsmitglied, das bei seinem Tode sagte, der Verstorbene sei zwar ein guter Musiker, aber ein schlechter Schulmeister gewesen, hatte recht. Bach konnte keine Zucht halten und mußte manchmal die Hilfe des Rektors in Anspruch nehmen. Er brauste leicht auf und besaß nicht die für den Lehrer so wichtige Beharrlichkeit und Geduld. Mit seinen Pflichten als Lehrer nahm er es nicht genau. Die eine Lateinstunde, die er täglich — mit Ausnahme des für ihn dienstfreien Donnerstags — zu erteilen hatte, trat er an einen Kollegen ab. Von den zwei Singstunden, zu denen er verpflichtet war, ließ er die eine so gut wie immer von älteren Schülern halten, weil sie von 12 bis 1 Uhr lagen. Auch in der anderen ließ er sich oft vertreten. — Dann stand er mit einem seiner Rektoren so auf Kriegsfuß, daß die Schüler oft nicht wußten, wessen Weisungen sie eigentlich folgen sollten!

Bach aber ließ den Vorwurf, durch ihn sei die Musik heruntergekommen, nicht auf sich sitzen. Er kehrte den Spieß um und machte des Rates falsche Sparsamkeit in musikalischen Dingen für den Verfall der Kirchenmusik verantwortlich. Dieses Memorial vom 23. August 1730 ist in einer Sprache geschrieben, der sich heute wohl kaum jemand seiner vorgesetzten Behörde gegenüber bedienen darf, ohne einen Rüffel zu erhalten. U. a. hat Bach jegliche Ergebenheitsformel weggelassen und — wie er das immer tat — sich nicht mit der richtigen Amtsbezeichnung „Kantor an der Thomas-Schule", sondern mit seinem von auswärts mitgebrachten Titel „Direktor Musices" unterschrieben.

Nebenbei sei bemerkt, daß Bach um den Titel eines Königlich Sächsischen Hofkompositeurs, den er auch erhielt, lediglich deswegen nachsuchte, um gegen den Rat, mit dem er in beständigem Streite lag, besser auftrumpfen zu können!

Besonders lesenswert ist das erwähnte Memorial auch deshalb, weil Bach darin gewissermaßen ein Programm entwickelte, wie er sich Chor und Orchester dachte, um ordentliche Musik liefern zu können. Auch gibt das Schriftstück einen Einblick, wie stark, oder vielmehr wie schwach, Bachs Chöre waren.

Viele denken nämlich, wenn Bach so gewaltige Werke schuf, so muß ihm ein starker Chor, der vorzüglich geschult war, zur Verfügung gestanden haben. Das war nicht der Fall. Die Thomas-Schule hatte vier Kirchen mit Sängern zu versehen. Drei Chöre waren, wenn niemand auf der Krankenstube saß, je zwölf Mann stark. Der vierte Chor umfaßte gar nur acht Sänger. In ihn kam, wie Bach selbst schrieb, der Ausschuß. Aber auch die Leistungen der übrigen Chöre waren nicht so, wie Bach es wünschte. Wollte man doch um diese Zeit auch die wissenschaftlichen Leistungen der Thomas-Schule heben. Drum wurde mancher gescheite Schüler aufgenommen, der ein mittelmäßiger Musikant war, und mancher gute Musiker zurückgewiesen, wenn er in anderen Fächern nichts leistete.

Als Orchester, das in der Kirche mitwirkte, in der gerade die Kantate dran war, standen Bach acht Stadtpfeifer zur Verfügung, über deren Leistungen etwas zu schreiben, er aus Gründen der Bescheidenheit unterließ. Zur Unterstützung zog Bach manchmal Studenten heran. Viel Hilfe bekam er aber von dieser Seite aus nicht, da der Rat mit Stipendien für solche Zwecke knauserte. Nahm er Schüler, die in Instrumentalmusik auszubilden, auch zu seinen Pflichten gehörte, hinzu, so fehlten sie im Chor. Ganz gewiß haben in seinen Kantaten, Passionen usw. seine Söhne an verantwortlichen Stellen mitgewirkt. War seine Familie doch so stark und musikalisch so gut ausgebildet, daß er mit ihr eine Kantate aufführen konnte!

In seiner Eingabe verlangt nun Bach soviel musikalische Schüler, daß in jedem Chor jede Stimme vierfach besetzt werden könne, und etwa 15 bis 20 Instrumentalisten. Das war für damalige Verhältnisse eine kühne Forderung. Was würde aber heute jemand anfangen, der 16 Sänger und etwa ebensoviel Orchesterspieler erhält, und mit ihnen ein Stück von Bach aufführen soll? Und dabei würde manche Bachsche Kantate in dieser Originalbesetzung fein klingen!

Die Chorsänger unserer Zeit versagen, wenn sie in so geringer Zahl so verzwickte Sachen singen sollen, da sie gewöhnt sind, in einer großen Sängermasse zu stehen, in der es auf den einzelnen nicht ankommt. Solche Sicherheit findet man nur bei Solisten.

Nun gab es aber zu Bachs Zeit Solisten in unserem Sinne nicht. Es wurde zwar viel einzeln gesungen, aber die Einzelsänger sangen auch im Chore mit, dessen Rückgrat und Stützen sie bildeten. Eignete sich von den drei Sängern in einer Stimme keiner so recht zum Alleinsingen, so wurde das „Solo" von Zweien aufgeführt! Und waren in einer Stimme zwei gute Sänger, so gab man jedem ein Solo. So sang der beste Bassist in der Passion die Christusrolle, ein anderer den Judas und der dritte den Hohenpriester. Gar bald brachte es der Chorsänger zum Solisten, wie

der Ripienist, d. h. der Orchesterspieler, der nur im Forte oder Tutti mitwirkte, schnell ein Konzertist wurde, d. h. einer, der bei Piano oder bei Sologesängen allein spielte. Viel Ripienisten standen übrigens Bach nicht zur Verfügung. Bei den Streichern betrug die Höchstzahl zwei!

Es ist einfach wunderbar, wie Bach unter solchen Verhältnissen so gehaltvolle Werke schaffen konnte. Und dabei hat er sie nicht für den Notenschrank geschrieben, sondern zu dem Zweck, daß sie aufgeführt werden sollten. In geradezu gerissener Weise hat er auf das jeweilige vorhandene Material Rücksicht genommen. Waren am Anfang des Schuljahres die Chöre noch nicht eingerichtet, so schrieb er Solokantaten. War das Orchester schwach, so nahm er es nur zum Unterstützen der Chöre und schuf die berühmten Arien mit obligatem Instrument. Diesen Meisterwerken der Stimmführung sieht oder hört heute kein Mensch an, daß sie eigentlich Notprodukte waren, und daß Bach immer das Instrument der Singstimme zugesellen mußte, zu dem er zufällig in Gestalt eines Dilettanten oder eines seiner Söhne einen guten Spieler hatte.

Das Eigenartige dabei ist, daß dieser Mangel an Kräften Bach nicht veranlaßt hat, minderwertige Sachen zu schreiben. Er stellte eben den Spielern und Sängern Aufgaben, in die sie nach und nach hineinwuchsen; und sobald er einen Fortschritt bemerkte, nutzte er ihn aus, indem er eine gutbesetzte Stimme teilte, einen ganz besonders sicheren Sänger zum Chor eine selbständige Stimme singen ließ und ihm, wenn er einen entbehren konnte, einen Instrumentalisten zur Unterstützung mitgab, u. a. m.

Der Musikdirektor, Kapellmeister oder Kantor stand nicht, den Stab schwingend, auf erhöhtem Tritt. Er spielte entweder die erste Geige oder saß am Cembalo, dem damaligen Klavier, oder auf der Orgelbank und führte die Generalbaßbegleitung aus, wobei er den Takt angab, über schwere Einsätze hinweghalf usw. Die Stimmführer gaben seine Weisungen weiter. Im übrigen aber hatte jeder, der mitwirkte, eine so gründliche musikalische Allgemeinbildung, daß er wußte, wo zu wiederholen, zu ritardieren, wo schnell oder langsam, wo leise oder stark zu spielen war.

Damals mußte der Musiker auf seinem Instrument nicht bloß spielen können, was in der Stimme stand, sondern zugleich schöpferisch sein. Besonders in langsamen Sätzen war die Melodie nur in den Grundsätzen angegeben. Der Spieler hatte sie weiter auszustatten, wie es der Art des Stückes, seinem Geschmack und seiner Fertigkeit entsprach. — Der Cembalist und Organist bekam zum Begleiten nur die Baßstimme. Die Akkorde usw. griff er aus dem Stegreif auf Grund ganz dürftiger Angaben, die sich in Gestalt von Zahlen vorfanden. Manchmal fehlte diese Bezifferung auch ganz. In jedem Solostück kam die sogenannte Kadenz vor, bei der der Spieler oder Sänger einige Minuten lang zu improvisieren hatte. Dann mußte ein Virtuos auch ganze Stücke frei erfinden können, z. B. eine Fantasie, Variationen oder gar eine Fuge!

Konzerte wie heute gab es zu Bachs Zeiten nicht. Man kam irgendwo zusammen, musizierte oder hörte zu. Viel geprobt wurde nicht. Die meisten Stücke erlebten oft nur eine Aufführung, und zwar bei der Gelegenheit, für die sie geschrieben worden waren. Fast alle Musik war nämlich Gelegenheitsmusik und verschönte die verschieden-

artigsten Anlässe im menschlichen Leben. Daß sie oft bis auf die Stunde fertig sein mußten, sieht man Bachs Meisterwerken nicht an. Er war eben nicht von Stimmungen abhängig! —

Diese Art, wie man damals musizierte, sollte wieder aufkommen. Einen sehr bekannten Weg zeigt Fritz Jöde in seinen sechs Singeheften „Der Musikant" (Verlag von Zwißler, Wolffenbüttel). Die Hefte führen nicht vom einstimmigen zum harmonischen zwei- und dreistimmigen Gesang, sondern beginnen frühzeitig mit dem kontrapunktischen Stil. Kanons treten bald auf. Einfachen Kinderliedern werden selbständige Geigen- und Flötenstimmen beigefügt, ganz im Stile der Bachschen obligaten Stimmen, erst ein Instrument, dann zwei. Später treten selbständig geführte Singstimmen hinzu. Nachdem er in den Heften, die für die Oberstufe und für höhere Schulen bestimmt sind, Perlen der vorbachischen Musik in verhältnismäßig leicht auszuführender Aufmachung bringt und auch an Kunstliedern der Klassiker und neueren Musiker nicht achtlos vorüber geht, hat er das letzte Heft, das gleich den übrigen 64 Seiten umfaßt und eine Mark kostet, ausschließlich Johann Sebastian Bach gewidmet. — Freunden dieser Musik seien außerdem die im selben Verlag erschienenen zwei Hefte „Deutsche Lieder vergangener Jahrhunderte" (für drei Stimmen im polyphonen Satz bearbeitet von Walter Rein) und „Der Liebe Maienzeit" (Deutsche Volkslieder mit allerhand Instrumenten, ein- und mehrstimmig zu singen, gesetzt von Kickstadt) warm empfohlen.

Wird wieder in diesem Sinne musiziert, dann kehrt sich unsere Musikpflege von den gegenwärtigen Formen ab, die so recht die Gesellschaftsform widerspiegelt, die eigentlich der Vergangenheit angehören sollte. Dann gibt es keinen Gegensatz mehr zwischen allmächtigem Dirigent, an dessen Stab jedes Auge hängt, und willenlosen Sänger- und Instrumentalistenmassen; zwischen Virtuosen, die auf einem Gebiete ein ungeheures Sonderkönnen zeigen, und einem Heer von handwerkelnden Stümpern; zwischen Komponisten und wiedergebenden Künstlern, denen jede Note genau vorgeschrieben wird; zwischen vollendeter Konzertmusik und jammervollen Resten von Haus-, Straßen-, Hof- und anderer Gelegenheitsmusik; zwischen wenigen Musikverständigen und dem großen Musikpöbel.

Die Musikpflege wird vielmehr Allgemeingut werden und wieder die alte Rolle als dienende Kunst spielen, in der sie einst das Leben bei jeder Gelegenheit angenehm gestaltete und selbst nichtigen Begebenheiten eine gewisse Weihe verlieh. Jeder wird sich zwar in ein — nicht allzu großes — Ganzes einordnen, aber dabei auch eine ziemliche Rolle spielen, sich fortgesetzt vervollkommnen und gar leicht dort wirken können, wohin er seinen Kräften und seiner Neigung nach gehört.

In diesem Sinne kann der unbekannte Johann Sebastian Bach nicht nur für das musikalische, sondern auch fürs übrige Leben unser Führer sein. Und so möchte der Ruf verstanden und verallgemeinert werden, der gerade zum 175. Todestage des großen Meisters erschallt: Zurück zu Bach!

Kultur, Kunst und Reklame

Von Adolf Behne

Immer, wenn der gebildete Europäer zwei Dinge nicht zusammen bringt, holt er die Kunst als eine Art Klebestoff heran. Er kann aber die Dinge meist nur deshalb nicht zusammenbringen, weil er sie nicht vorurteilslos in ihrer ganz elementaren Einfachheit zu sehen vermag. Dazu hat er auch von der Kunst eine schiefe und krumme Auffassung, wenn er sie als eine ästhetische „Rettungsstation" ansieht.

„Kultur" — der Europäer kommt sich vor wie das Kind in der Kirche, wenn das Wort erklingt. — „Kultur" — das ist eine ganz tiefe, gewaltige und daher ferne Sache. Da steht er andächtig mit gefalteten Händen — also untätig! Er sucht die Kultur in den Urwäldern Afrikas, in den Dschungeln Indiens, in den Eisfeldern der Eskimo. Stößt er zufällig in der Nähe auf Kultur, so schiebt er sie übelgelaunt beiseite und nennt sie „Zivilisation". Zivilisation bedeutet: Arbeit, Zielsetzung, Ordnung, Dienst am Fortschritt, Arbeit und nochmals Arbeit — ist also eine ganz spießige, glatte und banale Angelegenheit. Kultur — das ist dasselbe, noch sehr viel intensiver, dabei aber nicht glatt, sondern schroff, wild, bunt; ist romantische Natur, zwar Anstieg — doch ohne Arbeit, zwar Schaffen — doch ohne Fortschritt, zwar Ordnung — doch — ohne Ordnung. Kultur ist Lieblingsphrase einer Spezies Gebildeter, vor deren Seelengröße nichts nach Dante Alighieri zu bestehen vermag!

Also das ist Kultur!

Und nun Plakat — und überhaupt „Reklame"!

Gibt es denn noch etwas gleich Armseliges und Verächtliches unter der Sonne wie Reklame?! Dieses parasitäre Gewächs, diese sich vordrängende Geschäftemacherei?! Ließe sich wohl in einer heroischen Welt ein Plakat überhaupt denken?! Nein, Reklame ist Ausdruck einer modernen Gesellschaft, in der der Händler den Helden verdrängte. — Und ich denke an Marc Twains köstlichen Roman „Ein Yankee am Hofe des Königs Artus", über den Weidenmüller einmal eine seminaristische Uebung ansetzen sollte. Der kluge Yankee hängt den Rittern der Tafelrunde über Brust- und Rückenharnisch Plakate: „Schneeweiß-Seife ist die beste! Kauft bei Smith & Co. — Wiederverkäufer Rabatt" — und der Nimbus der brutal-edlen Kreuzesritter ist dahin!

Das Plakat ist — nicht einmal Zivilisation, sondern Schädling und Unkraut.

Bei dem Worte „Kultur" hört der gebildete Europäer Orgelrauschen aus der Tiefe — bei dem Worte Reklame schüttelt er sich.

Aber dieser kulturgeschwätzige Europäer ist nicht imstande, die Welt nach seinem Theater-Ideal zu bilden — nicht einmal die Straße, durch die er täglich geht, nicht einmal die Fassade des Hauses, in dem er wohnt, ja nicht — einmal die Zeitung, die er — trotz allem — zum Morgenkaffee liest. Ueberall Reklame, Plakate, Inserate, Offerten, Preislisten, Prospekte, Kataloge, Einladungen, Anfragen. —

Aber das eine erreicht er mit seinem Pathos doch: daß jene, die Reklame machen, unsicher werden — und ihre Reklame mit schlechtem Gewissen machen; daß sie zu dem Schluß kommen: wir müssen zwar

Reklame machen, aber da Reklame etwas Kulturwidriges ist (der feine Mann braucht keine Reklame), so wollen wir sie machen, als machten wir eigentlich gar keine „Reklame". Wir müssen in erster Linie die Kultur fördern, die Reklame darf nur ganz nebenher mitlaufen.

Wenn man eine Sache, die man selbst nicht ganz einwandfrei findet, doch als edel, hilfreich und gut präsentieren will, so — engagiert man einen Künstler!

Wirklich eine der spaßigsten Sachen, die man sich denken kann. In vielen Fällen, wo uns angewandte „Kunst" entgegentritt, sind wir berechtigt, nach den Gründen des schlechten Gewissens zu forschen. Eine bestimmte Sorte Kunst ist möglicher Gegenstand einer psychoanalytischen Untersuchung.

Bleiben wir bei der Reklame. Reklame mag an sich gut sein oder das Gegenteil, wünschenswert oder verwerflich, notwendig oder Verschwendung von Energien — so ist sie doch auf jeden Fall eine bestimmte Sache mit ganz bestimmten Aufgaben, Zielen und Mitteln.

Kultur — wenn wir den gouvernantenhaften Klatsch um den Begriff beiseite lassen — ist vielleicht als allgemeine Höchstleistung aufzufassen — wörtlich „Pflege". Eine Sache wird, meine ich, kulturell legitimiert dadurch, daß sie als das, was sie i s t, wahrhaftig, gut und prägnant gemacht wird. Also die Reklame als wahrhafte, gute und prägnante Reklame.

Statt dessen aber sehen wir, daß man die speziellen Aufgaben der Reklame, innerlich stets gehemmt durch die Arien der Kulturtöne — flüchtig, widerwillig, also nur halb löst, und, weil man zu einer ganz exakten und durchdachten Lösung so nicht kommt, zu einem Künstler rennt — nicht, weil man annimmt, daß er die letzte, klarste Lösung bringen werde, sondern damit der Künstler durch etwas Malerei, Plastik-Architektur, Musik, Dichtung, Tanz, Gesang Auftraggeber wie Publikum von der Lösung ablenke — durch schöne, bunte, ernste, lustige Bilder, Figuren, Geschichten, Anekdoten, Ornamente usw. usw.

Wir sollten uns nicht verhehlen, daß der „Künstler" in der Reklame nicht mehr zu suchen hat, als in der Medizin, der Kriminalistik, dem Lokomotivenbau oder in der Straßenreinigung. Daß man ihn in die Reklame hineingeholt hat, geschah mit keiner besseren Logik, als mit welcher ihn ein Arzt an ein Krankenbett holen würde, da e r mit seiner Diagnose nicht zustande kam.

Solange man noch, um Reklame in einem kulturell verantworteten Sinne zu treiben, des Malers und seiner Kollegen bedarf, beweist man, daß man eine sehr kulturlose Auffassung von Reklame hat.

Wird bei uns irgendwo von Reklame geschrieben, gesprochen, über sie debattiert, so ist jedes zweite Wort „Kunst". Tatsächlich scheint die allgemeine Meinung zu sein, daß neben der Malerei, der Plastik, der Architektur die Reklame die vierte der Bildkünste sei.

Dagegen lese man die umfangreiche Tagesordnung des Kongresses für Reklame, London, Mai 1924, veranstaltet gemeinsam vom „Associated Advertising Club of the World, New York" und vom „Thirty Club, London". Da finden wir das Wort Kunst — überhaupt nicht.

Na ja, sagt der gebildete Europäer, die amerikanische Reklame sieht ja auch danach aus — roh, unästhetisch — wirklich so, als ob man die Reklame — der Reklame wegen machte.

Sehen wir uns eine beliebige Straßenecke in Berlin, Leipzig, Köln oder Breslau an — warum ist sie so schlecht? Weil jedes Plakat eine andere Größe hat, andere Proportionen der Länge zur Höhe; anders mit seiner Mitteilung im Felde steht, andere Schriftzüge hat, verschiedene Richtung, Stärke, Größe der Schrift und ein anderes Verhältnis der Schrift zum Bilde.

Und warum ist das alles bei jedem Plakat immer wieder anders? Weil man von der Kunst ausgeht. Daß es in den meisten Fällen schlechte Kunst ist, ist nicht entscheidend. Es wäre im Prinzip nicht anders, wenn es beste Kunst wäre! Wir haben keine brauchbare Straßenreklame, sondern (schlechte) Kunstausstellungen!

Der Künstler, das Auge im holden Wahnsinn rollend, schafft jedesmal neu bei jedem Blatte Schrift, Proportion, Bild usw. Wo bliebe denn sonst die „künstlerische Freiheit", an der man ihn erkennt?!

Man mag an der Kunst der Reklame so viel herumbessern wie man will: man wird über das Niveau der typischen Ecke nicht hinauskommen, weil man die Lösung von der Kunst aus sucht!

Hat nun diese Ecke auch nur die minimalste Reklamewirkung? — Nein, jedes Plakat verpufft hier. Der Amerikaner will in und von der Reklame nicht Kunst, sondern Reklame. Also Wirksamkeit! Und es stellt sich heraus, daß gute, wirksame Reklame nicht von der Willkür, Absonderlichkeit, Originalität des Drum und Dran abhängig ist, sondern von geistiger Disziplin iertheit. Bei uns glaubt man, Reklame sei identisch mit Willkür, Originalität um jeden Preis, Vordrängen, Kampf aller gegen alle mit Hilfe des Ellenbogens! Aber nein, diese Brutalitäten sind — so paradox es klingen mag — die Begleiterscheinungen nicht der Reklame, sondern der Kunst in der Reklame. Reklame ist eher „pazifistisch" — als Kunst!

Der Amerikaner — wie seltsam! — normalisiert und typisiert die Reklame — nicht aus Gründen ästhetischer Polizei — Bremsen ist niemals ein Mittel des Fortschritts! —, nicht aus Kultursentimentalität, sondern aus Reklamegründen. Und siehe — so beweist er — Kultur!

In seinen Inseraten arbeitet der Amerikaner — und äußerst geschickt — mit Bildern. Die Plakate an den Straßen sind in ihrem Bildteil viel zurückhaltender als im Durchschnitt bei uns. Die eigentliche Straßenreklame aber ist fast ausschließlich reine Schriftreklame. Doch wie anders ist diese Schriftreklame als bei uns. Bei uns jede Schrift in ihrem Duktus und Charakter „individuell", bald auf konvexen, bald auf konkaven Kurven laufend — daher Zerrissenheit, Zappligkeit, auffallende, aber nicht fesselnde Wirkung. Drüben: die Nummern am Waggon der Tram, die Reklame am Vorderperron, das Zielschild oben und die Schriftreklamen verschiedener Geschäfte rechts und links in der Straße zeigen eine Schrift. Und jedes Schriftbild ist bestimmt, klar, einfach zugepaßt in ein knapp, präzis geschnittenes Feld. Typisierung und gute Proportionierung bedingen sich gegenseitig. Die Wirkung ist angenehm, höflich. Man erfährt das, was man wissen möchte,

auf die klarste und verbindlichste Art. Und überall finden wir diese gleiche sachliche, einfache — deshalb brauchbare, unauffällig wirksame Art der geschäftlichen Mitteilung — am Lichtsignal der Landstraße, in den großen Lichtreklamen der nächtlichen Boulevards, in der vorbildlich taktvollen Beschriftung der Autobusse usw.

Und das ist also — Kultur?

Da es Reklame auf eine menschlich reife und reine Art ist — nicht durch geborgte Kunst, sondern durch Lösung der spezifischen Aufgabe —; so ist es auf jeden Fall sehr viel mehr, als die armselige Sehnsucht der Passivisten.

RANDBEMERKUNGEN

Schwemmsand der Inflation

Unter den Blüten der Inflation befand sich auch ein Herr mit Namen Emil Cypruth. Seine Wiege stand in Rumänien, wo der Vater ein kleines Bankgeschäft sein eigen nannte. Als in Wien die Geldentwertung an der Börse brillante Geschäfte ermöglichte, kamen große und kleine Spekulanten wie Heuschreckenschwärme angeflogen, um an dem Umwertungsprozeß teilzunehmen. Darunter befand sich auch Emil Cypruth. Gleich Bosel und Castiglioni stieg er empor. Den mächtigen Bankherren der Metropole wurde angst und bange. Gelang es doch dem jungen Cypruth, der nur wenig über 30 Jahre zählte, in das Gehege Rothschilds, der Wiener Kreditanstalt, einzudringen. Er hatte ein Riesenpaket dieser Großbank erworben. Als er in Wien einen nicht geringen Batzen Geld in Gestalt von Effekten erworben, ging er nach Berlin. Hier drang er in das Allerheiligste der Bankdynastie Fürstenberg ein. Ein Paket Aktien der Berliner Handelsgesellschaft von 30 bis 35 Millionen hatte er zusammengekauft. Das Aktienpaket der Handelsgesellschaft verkaufte Cypruth mit hohem Nutzen an Stinnes. So stellte dieser Handwerksbursche der Spekulation die Verbindung zwischen dem Bankgewaltigen Fürstenberg und dem Industriekönig Stinnes her. Nach getaner Arbeit verschwand Cypruth wieder aus Berlin. Er huldigte nunmehr in Wien seinem Ideal, mit Pferden und süßen Mädchen seine Tage zu vollbringen. Die Stabilisierungskrise ist auch an dieser Blüte der Inflation nicht spurlos vorübergegangen. Wenn das Königreich Stinnes wankte, konnte schließlich der Zwergfürst Cypruth nicht in Saus und Braus weiter leben. Wie aus Wien gemeldet wird, ist der Rennstall Emil Cypruths gepfändet worden. Er lebte in den letzten Jahren nur noch für den Turf. Wie gewonnen, so zerronnen. Cypruth hat seine Mission in Mitteleuropa beendet, er wird sich bald wieder in die Gefilde der Pußta zurückziehen. Unter den Emporkömmlingen der Spekulation war er immerhin eine lustige Erscheinung, und vertrat den Standpunkt: leben und leben lassen.

—m

*

Nur 999 Lügen des „Lokal-Anzeiger"

Die „Glocke" hat dem „Lokal-Anzeiger" etwas abzubitten. Herr Hans Tröbst, nicht Herr Hussong, hat, wenn auch verschämt, den Zipfel des Lügenvorhanges zurückgeschlagen und die 1000 Lügen sind vorsichtig um eine vermindert worden. Das muß anerkannt werden, besonders wenn es beim „Lokal-Anzeiger" geschieht.

Tröbst schildert nämlich die deutschen Weltenbummler in der „neuen Türkei". Das ist in der Tat ein Kapitel, von dem einmal gesprochen werden muß. Zuerst war Ungarn das Ziel

aller nationalistischen Gesellen. Die Kappisten unter Führung des Obersten Bauer verlegten ihren Wohnsitz in das Land des Admirals Horthy. Die Erzberger-Mörder folgten. Beim Burgenlandstreit standen nachgewiesenermaßen Deutsche auf seiten der Ungarn gegen das deutsche Burgenland. Das war immerhin eine neue Spielart des deutschen Empfindens. Das war aber damals, als die Herren noch hofften, Horthy wäre so dumm, sich in gefährliche außenpolitische Abenteuer einzulassen. Gewiß, bei Juden und Judengenossen zierte man sich nicht, und auf ein paar Morde mehr oder weniger kam es den Horthy-Jüngern auch nicht an, wenn es gelang, die unbequeme Opposition zu schwächen. Die deutschen Dummköpfe aber, die in Ungarn gegen ihr eigenes Land konspirierten, die noch dazu alles schriftlich haben wollten, und die gleich mit Vertragsentwürfen und mit militärischen Operationsplänen in der Tasche ankamen, sie gerieten trotz gelegentlich geäußerter Sympathie, trotz nichtssagender Zusagen im allgemeinen an die unrechte Schmiede. Und da die ungarische Sympathie auch nicht soweit ging, auf die Dauer den deutschen Abenteurerschwarm durchzufüttern, so ließ man doch mehr oder weniger deutlich durchblicken, daß z. B. die Türkei auch ein schönes Land wäre. In der Tat hatte die Türkei Kemal Paschas für diese merkwürdigen Opfer des deutschen Patriotismus ihren Reiz.

Tröbst erzählt nun im „Lokal-Anzeiger" von den deutschen Weltenbummlern in der Türkei, die ein völkisches oder ein kommunistisches Abzeichen — am besten beides — in der Tasche tragen und dort die Gegend unsicher machen. „Fast kein Tag vergeht, an dem man in Anatolien nicht auf solche fahrenden deutschen Gesellen stößt." An den Ecken und in den Tanzbasars produzieren sie sich, immer nach dem „Lokal-Anzeiger"-Bericht, als Sänger mit „Deutschland über alles" und „Hakenkreuz am Stahlhelm". Diese Gesänge finden jedoch weder in Byzanz noch in Angora lebhaften metallischen Anklang. Deutsche Landsleute mit wohlgespickten Börsen riefen nach der Polizei gegen die „Vagabunden" — der eingeborene Türke suchte und mühte sich unter Geldopfern ab, Arbeitsgelegenheit und freie Unterkunft zu finden. Dann der übliche Besuch bei der bolschewistischen Botschaft. Sich vorgestellt als Mitglieder der „kommunistischen Jugendgruppe". Angenehme Zeitgenossen — aber selbst der „Lokal-Anzeiger" wird noch deutlicher: „All diese Typen mögen noch hingehen, ernsthafter wird die Lage aber, wenn es sich um reine Verbrecher handelt, die unter der Maske politischer Wichtigtuerei ihre trüben Geschäfte zu tätigen versuchen. Gott schütze mich vor meinen Landsleuten im Auslande, — das ist ein bitter wahres Wort!"

Der Mitarbeiter des „Lokal-Anzeiger" kann jedoch nicht aus der „Lokal-Anzeiger"-Haut heraus, auch dann nicht, wenn er sich bemüht zu sagen, was nicht verheimlicht werden kann. Was steckte letzten Endes in diesen Burschen drin? Tröbst antwortet: „Die deutsche, unverbrauchte, überschüssige, lahmgelegte Kraft! Energien, die, einmal in die richtigen Bahnen gelenkt und zusammengefaßt, geschlossen auf ein Ziel gelenkt, alles zerschmettern und zerreißen müssen. Es sind nicht die schlechtesten der Deutschen, die da draußen wandern!"

Eine Anzahl dieser Vagabunden wird ja wohl nächstens die deutsche Heimat wieder beehren. Die zu erwartende Amnestie der Rechtsregierung wird das Lockmittel sein. Vielleicht ergibt sich dann, über kurz oder lang, wenn J. W. Harnisch vom „Lokal-Anzeiger" wieder einmal illegaler Pressechef geworden ist, für die deutschen Weltenbummler in der Türkei eine neue Betätigung innerhalb der Reichsgrenzen, um die „überschüssige, unverbrauchte, lahmgelegte Kraft" loszuwerden. Wenn nur das verdammte Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold nicht wäre! *Sebastian*

BÜCHERSCHAU

Fünf Prosabücher

Selbst dem skeptischen Referenten noch sind fünf neue Prosabücher wie ein Theater, vor dem man in neugieriger Erwartung harrt, bis der Vorhang sich hebt. Aber schließlich kann man nicht verlangen, daß die höchsten Erlebnisse sich im Alltäglichen der Kunst wiederholen. Man soll nicht am Allergrößten messen — man muß dankbar sein, wenn bei fünf Büchern eines reif in der Form, eines lebendig in der Anschauung, eines dramatisch mitreißend im Vortrag, eines interessant im Ansatz der Idee und das letzte ehrlich und redlich im Gefühl ist.

*

In Paul Zechs „Das törichte Herz" (J. H. W. Dietz Nachf. Berlin) ist die edle und gehobene Formung zugleich eine Steigerung des Inhalts. Das Einzelschicksal, von außen zufällig oder alltäglich, ist von lyrischem Pathos erfüllt, das den Helden erhöht und zur tragischen Gestalt steigert. Plastische Erschauung der Umwelt und der schön gehaltene Rhythmus der Sprache, der an Gottfried Keller gemahnt, zeichnet diese Erzählungen aus.

*

Hans Dang ist in dem Novellenband „Die Welle" (C. F. Winter Verlag, Darmstadt) und im Gegensatz zu Zech impressionistisch. Es ist ein positiver Beweis für diese vier Novellen, daß man sie mit steigendem Interesse liest, obgleich sie alle im Kriege spielen und obgleich die Themen abgegriffen und tausendfach verbraucht sind. Es zeigt sich, daß das lebendige Erlebnis, wenn es anschaulich und mit dichterischer Spontanität gegeben ist, immer wieder neuartig und spannend wirkt.

*

„Unus multorum" von Josef Maria Frank (J. H. W. Dietz Nachf. Berlin) gibt die Anklage des Dichters und Proletariers gegen die Gesellschaft: ein Thema, das in dieser Gestaltung eine trostlose Ueberzeugungskraft besitzt. Auch bei Frank ist die Technik erstaunlich, mit der gedankliche und unterbewußte seelische Vorgänge dramatisch gestaltet werden.

*

Der psychoanalytische Roman „Das Bild im Spiegel" von Julius Berstl (Georg Westermann Verlag, Braunschweig) bringt sein interessantes Motiv — zwei Frauen von gleichem Wuchs und Angesicht, die eine tugendhaftes Weib, die andere fast schwachsinnige Verlorene, und ihr Verhältnis zu zwei Männern, deren erotische Triebe zwischen beiden Gestalten pendelt — nicht zur Glaubhaftigkeit. Die Voraussetzung: solch zwillinghafte Aehnlichkeit von zwei erwachsenen Menschen, deren Schicksal in seiner durchaus widersetzlichen Art sich auch in Gesicht und Wesensform ausprägt, — ist in der Wirklichkeit unmöglich. Sie müßten mindestens im Symbolischen bleiben: Halluzination oder Traumerlebnis und nur im Gefühl der Männer verwechselbar sein. Aber da das Motiv realistisch entwickelt wird, wirkt die allzu starke Unwahrscheinlichkeit zerreißend und peinlich.

*

Valentin Traudts „Kraft der Tiefe" (Weser-Main-Verlag Cassel) ist ein menschlich liebenswürdig und rein empfundenes Buch, dem es jedoch an Intensität und Geschlossenheit der Gestaltung gebricht, um wirksam zu sein. Es ist die Geschichte eines Vesuv-Erdbebens, bei dem sich menschliche Schwäche und menschliche Güte elementarer enthüllen als in der Bindung des täglichen Lebens.

K. O.

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

Zum Kapitel "Aus dem Zeitalter der Reptile"

Probeabbildung aus

H. G. WELLS

Die Grundlinien der Weltgeschichte

Verlangen Sie Prospekte
mit neuen Presseurteilen

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68, Lindenstraße 114

Soeben erschienen:

Die Aufgabe Mac Mahons ist es, in den sieben nächsten Jahren die Republik durch schlechte Behandlung so herunterzubringen, daß kein Franzose mehr ein Stück Brot nimmt
(„Kladderadatsch"-Karikatur)

FRIEDRICH WENDEL:

MAC MAHON

Der französische Hindenburg

Mit 21 zeitgenössischen Karikaturen

Eine Mehrheit des französischen Volkes, die nicht wußte, was sie wollte, wählte 1872 den Monarchisten Mac Mahon zum Präsidenten der französischen Republik. — Welch groteske Folgen sich ergaben, beplaudert Friedrich Wendel in dieser seiner neuesten Arbeit in amüsanter Weise. Eine Auswahl äußerst interessanter Karikaturen aus der Zeit schmückt das Heft. Jeder, der es liest, wird es erheitert, aber auch nachdenklich (sehr nachdenklich) aus der Hand legen

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW

Berlin, 11. Juli 1925 Nr. 15 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

DER RHEIN

WILHELM SOLLMANN:
Jahrtausendjubel — Jahrtausendkampf . . 449

ALFONS PAQUET:
Rheinlandfeier 453

BRUTUS:
Die Rettung der Rheinlande 456

PAUL UFERMANN: Das Rheinland als Knotenpunkt der Industrie und des Handels 460

PAUL ZECH: Die neuere rheinische Dichtung und ihre Geltung in der Weltliteratur 463

ROBERT BREUER:
Rheinreise 468

GEORG BEYER:
Von Hambach bis Bruchsal 473

C. F. W. BEHL:
Die Reise ins Herz der Menschheit 477

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Anfang August erscheint:

ROSA LUXEMBURG

Gesammelte Werke · Band III

Gegen den Reformismus

Herausgegeben von Clara Zetkin und Adolf Warski

Eingeleitet und bearbeitet von Paul Frölich

AUS DEM INHALT:

Die reformistischen Theorien
Sozialreform oder Revolution?
Probleme des Reformismus und Debatten
Erörterungen über die Taktik
Miliz und Militarismus
Reden zur Zollpolitik
Die Bundesgenossen des Reformismus
Die reformistische Praxis
Der Ministerialismus in Frankreich
Die süddeutsche Fronde
Das bayerische Wahlkompromiß
Badische Budgetabstimmungen
Das Stichwahlabkommen 1912

Umfang ca. 400 Seiten

Ein Stück des unerbittlichen und unermüdlichen Ringens der genialen revolutionären Führerin gegen Theorie und Praxis des Reformismus ist in diesem Band enthalten. Neben bekannten Veröffentlichungen wie „Sozial-Reform oder Revolution?“ (deren Text nach der ersten Auflage wieder hergestellt wurde) erscheinen eine ganze Reihe von verschollenen, äußerst wichtigen und interessanten Arbeiten Rosa Luxemburgs. In der Einleitung und in Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten wird der historische Hintergrund jener Waffengänge der gefallenen Führerin gezeichnet.

In diesen Aufsätzen Rosa Luxemburgs werden scharfe Waffen gegen die reformistische Entartung der Arbeiterbewegung geliefert.

Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten

Berlin SW61 **G. m. b. H.** Planufer 17

Jahrtausendjubel — Jahrtausendkampf

Von Wilhelm Sollmann

Während ich dies niederschreibe, ist die Rheinland-Jahrtausendfeier vor dem Reichstagsgebäude zu Berlin. Studenten in Wichs, Armeemärsche, Gymnasiasten und Realschüler, landsmannschaftliche Vereine, Jungdeutscher Orden, Fahnen mit Hakenkreuz und Totenkopf, die Kriegsflagge des alten Reichs, ein Deutschnationaler als Redner des Rheinlands, obwohl nur eine schwache Minderheit am Rhein zu den Monarchisten hält, und ein Sprecher aus Ostpreußen, waschecht schwarz-weiß-rot. Ein Anmarsch von Tausenden, ein Redner der Reichsregierung, aber über der Menschenmenge nicht eine einzige schwarz-rot-goldene Fahne. Kein Zeichen der republikanischen Reichshoheit weht von Fahnenmasten vor dem Reichstag. Die Banner sind eingerollt, die zum letzten Male bei Hindenburgs Vereidigung flatterten.

Jahrtausendfeier am Rhein und lärmender Widerhall an Oder und Spree, Elbe und Weser. Ja, was feiern wir eigentlich? Das Reich, wie es vor tausend Jahren war? Oder die wechselvolle Geschichte eines Jahrtausends? Oder soll die Feier auch ein wenig ein Bekenntnis sein zu dem Reiche, wie es anno 1925 als Republik vor uns steht? Ich bin bereit, mich mit der Jahrtausendfeier zu versöhnen, wenn man mir irgendwoher auch nur drei der Jubelredner zeigt, die ein freudiges — von Begeisterung spreche ich erst gar nicht — Bekenntnis zu dieser kaiserlosen, in ihren Verfassungsformen demokratischen Zeit abgelegt haben. Wahrscheinlich wird es schwer halten, auch nur drei Jahrtausendprediger aufzufinden, die das Wort „Republik“ in ihrem Sprachschatz kennen. Sie alle, alle wandern lieber die vielen Jahrhunderte von den Hohenzollern bis zu den Saliern rückwärts, als daß sie dieser bürgerlichen Gegenwartsrepublik huldigen und für deren Zukunft Arbeit und Treue schwören.

Tausend Jahre Zugehörigkeit zum Reiche! Nun ja, man kann es aus Geschichtszahlen errechnen, könnte freilich die Zählung auch an etlichen anderen Jahreszahlen beginnen. Aber was heißt da „Reich“ und „Staat“? Diese tausend Jahre sind erfüllt von blutigen Kämpfen der Deutschen untereinander. Adel gegen Bürger und Bauern, Städte gegen Erzbischöfe, Fürsten gegen den Kaiser, deutsche Kronenträger mit französischen und englischen Subsidien gegen die Reichsgewalt. Bis zur französischen Revolution ein überbuntes kirchliches und weltliches Ländergewirr am Rhein. Erbschacher und Erbkriege der Landesväter bis Napoleons Degen die gefürsteten Liliputaner verscheuchte und der kriegerische Wettersturm zweier Jahrzehnte französischer Hegemonie die Rheinlande zu einer Einheit formte, die widerwillig an Preußen gegeben und unfroh von dessen Hohenzollernkönig angenommen wurden. Es gehört mehr Phantasie als geschichtliche Nüchternheit dazu, da den Anlaß zu einer Jahrtausendfeier zu finden.

Warum also? Bekenntnis zum Deutschtum? Die Männer und Frauen am Rhein, die dort die Jahre 1923 und 1924 überstanden und nachher den „Dank" der Nation in Gestalt von 700 Millionen Mark an die Ruhrindustriellen und von einer Milliarde Enttäuschungen an die anderen, in Gestalt von Millionen Beschimpfungen der östlichen Schwarz-Weiß-Roten an die rheinischen Schwarz-Rot-Goldenen erlebt haben, ohne in ihrem Willen zu Deutschland irre geworden zu sein, bedürfen solcher Bekenntnisse nicht. Die schwarzen und roten Arbeiter, die anno 1923 waffenlos die bewaffneten Separatisten aus dem Lande jagten, waren Kerle der Tat. Ihr Werk hat Dauer. Die vielen Reden der befrackten Spitzen der Behörden, die unter sich bei schwerem 1921er ihre Trinksprüche wechseln, werden rasch verwehen wie der Duft ihrer festlichen Braten und des Weines Blume in den grünen Römern.

Bejaht man die Jahrtausendfeier, so gab es nur einen ihrer würdigen Tag: den 11. August. Die vielen Millionen Mark, die Reich, Länder und Gemeinden zusammen für das rheinische Jubelfest aufwenden, am Verfassungstage ausgegeben für schwarz-rot-goldene Fahnen, für Volksfeiern über ganz Deutschland, für Jugendfeste unter Reichsfahnen, für einen großen deutschen Tag, — und es hätte eine Jahrtausendfeier des neuen Deutschland werden können. So aber feiert man versunkene Jahrhunderte unter verblichenen Symbolen mit den Festsitten des Kaiserreichs und erzielt damit, daß die Herzen der arbeitenden Massen unberührt bleiben von diesen Monaten behördlich angeordneten Jubelnmüssens.

Kein Wort sei verschwendet über die kindliche Unbeholfenheit der jetzigen Feiern angesichts der Entwaffnungsforderungen und des Sicherheitspaktes, kein Wort über das Aufreizende dieser ewigen, aus öffentlichen Mitteln bezahlten Gastereien, während die Arbeitslosen hungernd vor den Rathäusern stehen und die Millionen Aufwertungsgläubigen mit dem Zusammenbruch ihrer Hoffnungen der Verzweiflung verfallen. Es sind dumme und unnötig verstärkte Kontraste, die wir internationalen Marxisten als so etwas wie national unwürdig empfinden, über die unsere allein Nationalen aber sich mit erhobenen Weingläsern fröhlich hinwegprosten.

Vor dem Kölner Dom halten noch immer britische Soldaten Parade. Nicht eher rücken sie ab, bis Hindenburg des Marschalls Foch Entwaffnungsforderungen erfüllt. Nie wurde die Unfähigkeit unserer Nationalisten zu politischem und nationalem Denken deutlicher als an dem Tage, an dem sie ihre militärische Idealfigur in die Rolle drängten, die der unglückliche Erzberger in den ersten Novembertagen 1918 vor den Generalen der Sieger einnehmen mußte. Es geht um Hindenburgs DEGEN. Stückweise soll er ihn zerbrechen und die Splitter wohlgezählt in die Hände seiner triumphierenden Feinde geben. Ein tragisch-düsteres Spiel im allgemeinen Jubelchor! Wir Rheinländer der ersten Besatzungszone glauben dem Verbande nicht, daß er um der Schupo-Karabiner und der Maschinensäle in den Deutschen Werken willen die Besatzung Kölns aufrecht erhält, aber wir glauben ebensowenig, daß es einen anderen Weg zur Befreiung Kölns gibt als allen irgendwie erträglichen und mit dem Geiste des Versailler Vertrages vereinbaren Forderungen ganz ehrlich nachzukommen. Seit fünf Monaten sind wir widerrechtlich besetzt, und wann endlich

rettet uns der Retter? Wann endlich nahen sich die deutschnationalen Befreier? Wir werden ihnen ihr Rettungs- und Befreiungswerk nicht erschweren, aber wir haben die Pflicht zur Ungeduld gegenüber dem Verbande und das Recht zur Ungeduld gegenüber dem deutschnationalen Reichspräsidenten und der deutschnationalen Reichsregierung. Jeder weitere Tag britischer Besatzung in Köln ist ein Verlust für die europäische Verständigung, aber auch ein Verlust an Ehre und Ansehen für diejenigen Deutschen, die seit sieben Jahren nichts anderes taten, als sich kraftmeierisch und pharisäerhaft über die außenpolitische Rückenmarksschwäche der Republikaner zu erheben. Noch viel zu wenig wird den Rettern und Befreiern von uns zugerufen: Köln ist nicht frei! Zeigt uns den Weg, der uns ohne Demütigung zur Freiheit führt. Sie werden schweigen, ratlos und willenlos.

Deutsch-französische Verständigung ist nur möglich, wenn Frankreich genügende Sicherungen am Rhein erhält. Das müßte jeder wissen, der die Forderungen französischer Politiker und Generale seit dem Kriege und nachher kennt. La France a peur. Darum will und wird es dort einen Deich gegen neue deutsche Invasionsflut errichten, wo es, von Frankreich her gesehen, allein möglich ist, am Rhein. Wir wußten es und wehrten uns daher jahrelang gegen jede Lösung, die Frankreichs militärische Sicherheit durch einen tiefen Schnitt zwischen Rhein und Reich erreichen wollte. Sicherung ja, Trennung nie! Das war, das ist unser „Nationalismus". Allmählich reifen die Dinge, lohnt sich unser stets bewahrter Glaube, daß weder durch Kohlen- und Erzverträge, noch durch einen Pufferstaat das europäische Problem am Rhein zu lösen sei, sondern eine vorwiegend politische Lösung unter Aufrechterhaltung deutscher Souveränität gefunden werden müsse.

Nach dem deutschnationalen Verzicht auf Elsaß-Lothringen und Eupen-Malmedy, nach dem zeitlich unbegrenzten deutschen Regierungsschwur, keinen Krieg am Rhein zu führen, nach dem feierlichen Bekenntnis zur Entmilitarisierung der Rheinlande wird es der französischen Politik nicht leicht fallen, ein etwaiges Scheitern des Sicherheitspaktes den Deutschen zur Last zu legen, wenn die deutsche Außenpolitik fest auf der Linie beharrt, die sie in ihrem Sicherheitsangebot eingeschlagen zu haben scheint. Man soll sich in Berlin nicht täuschen: Das ganze Rheinland erwartet deutsche Außenpolitik mit europäischen Zielen und keine Schwankungen nationalen Phraseuren zuliebe. Aus allen möglichen Gründen hat Hindenburg auch im Westen einen Haufen Stimmen, freilich nur ein Minderheitsdrittel, erhalten: aus Gegnerschaft gegen den deutsch-spanischen Handelsvertrag, aus Glaube, Liebe, Hoffnung zu den Aufwertungsphantasien und anderen politischen Sommernachtsträumen, aber kein geistig gesunder Rheinländer hat den Feldherrn a. D. gewählt, damit er sich mit seinem Degen umgürte und etwa mit dem Marschallstab in den dünnen Fäden deutsch-französischer Verständigung herumfuhrwerke. Vermutlich wird er es auch nicht tun, aber seine Wahl hat genügt, um zumindest den Separatismus antipreußischer Färbung „im Rahmen des Reichs" wieder zu beleben. Was darüber von Köln bis Trier jetzt schon gemeldet wird, gibt der preußischen Regierung sicherlich zu denken und sollte von ihr den deutschnationalen Ministern gut zu Gemüte geführt werden. Herr Stresemann hat solche Erleuchtung gewiß nicht nötig,

aber um so notwendiger vielleicht Festigung gegen die Block„freunde" von rechts her.

Die Sicherheitsfrage ist voller gefährlicher Fußangeln. Wer an eine baldige Regelung glaubt, wird sich täuschen. Nicht nur die Ostfragen, nicht nur das französische Durchmarschrecht, gegen das sich jeder Deutsche und am meisten der Rheinländer zu wehren hat, auch die entmilitarisierte Zone an sich und ihre Kontrolle werfen große Schwierigkeiten auf, die noch manches diplomatische Aktenstück füllen, manche außenpolitische Konferenz beschäftigen können. Die Entmilitarisierung des Rheingebiets ist nach dem Friedensvertrag dauernd. Die anderen aber wollen nach dem Abrücken der Besatzung, deren Verschwinden vor Ablauf der 15 Jahre doch eine Folge des Sicherheitspaktes sein müßte, eine Kontrolle der Zone, wie sie nach deutscher Auffassung als besondere dauernde Einrichtung im Friedensvertrag nicht begründet ist. Die drüben aber lassen nicht locker: Völkerbundkommissionen, Völkerbundgendarmen, Völkerbundkontingente, Kontrollingenieure an den Rheinbrücken, Völkerbundposten an den Grenzen des entmilitarisierten Gebiets und andere Forderungen tauchen auf, die niemandes Herz in Deutschland höher schlagen lassen. Unsere sogenannte nationale Presse aber hat so viel über Barmat und Kutisker„ so viel über Flaggen„frage", kaiserlichen Nationalfeiertag, über Verfassungsrevisionen und ähnliche Scherze zu schreiben, daß ihr weder Raum noch Zeit bleibt, kommende unerquickliche Dinge mit Ernst zu behandeln. Der Rest von Besinnung geht im Jahrtausendjubel unter, der, gerade in diesem Jahre verübt, einen Blick in die Psychologie des Deutschen gewährt, die den kühnsten Optimisten an dem Werden einer deutschen Nation verzweifeln lassen könnte. Dahin gehört auch das an Unzurechnungsfähigkeit grenzende Beginnen der deutschnationalen und deutschvolksparteilichen „Politiker", in dem Jahre schwerster außenpolitischer Entscheidungen die gute Hälfte des deutschen Volkes als Knechte des Auslandes hinzustellen und von der Mitte des Zentrums ab nach links alles als erklärte, wenn nicht als gekaufte Landesverräter der Welt zu denunzieren.

Hoffnungslos!

Wahrhaftig, es wird den deutschen Arbeitern und am meisten den Sozialdemokraten schwer gemacht, hinter den schwarz-weiß-roten Fahnentüchern, hinter den zerhackten, geistlos-brutalen Herrengesichtern, hinter den Fettwampen der Spießer, hinter dem, Gold aus der Armut pressenden, Zoll- und Steuerbündnis der Mammonisten ein Deutschland der Zukunft zu suchen, das der Sehnsucht und der Arbeit wert ist. Gibt es doch noch ein Werden dieses Deutschlands, und wir glauben es, so kann es sich nur aus der Gedankenwelt entwickeln, die die Massen durch gleiches politisches Recht mit Reich und Staat versöhnen und verbinden, durch Eindringen der Demokratie in die Wirtschafts- und Sozialverfassung die Arbeiter von Duldenden und Fordernden zu verantwortlich Schaffenden und Genießenden machen will.

Laßt die anderen die Vergangenheit feiern. Wir arbeiten in der Gegenwart und ihrer Republik, um ein deutsches Jahrtausend heraufzuführen, das für alle bringt, was in tausend vergangenen Jahren immer nur eine Minderheit kannte: die Freiheit!

Rheinlandfeier

Von Alfons Paquet

Auch Flußschiffahrt ist Schiffahrt. Auch ein großer Strom ist immer ein wenig Wasserkante. Das Leben des Schiffers, des Ingenieurs, des Händlers unterbaut ein freieres Verhältnis zum Ganzen, und der Rheinländer, so tief man ihn aus dem Binnenland hervorholen mag, ist immer ein wenig Hanseate; schließlich ist ja einst die Hansa in Köln gegründet worden. Der Bauer, der Winzer des Rheintales stehen von jeher in einem engen, sehr persönlichen Verhältnis zu den Dingen der Natur, sie fußen mehr als andere auf der ununterbrochenen Reihe der Generationen; die Kolonisatoren Preußens, Siebenbürgens und Pennsylvaniens sind aus dem Rheintal ausgegangen. Der rheinische Industrieunternehmer und Bankier ist mit seinesgleichen in der ganzen Welt verbunden. Der Industriearbeiter am Niederrhein steht mit seinen Genossen in Ludwigshafen-Mannheim unter einem und demselben Druck; er steht dem sächsischen oder oberschlesischen Arbeiter nach seiner wirtschaftlichen und sozialen Lage nicht näher als dem lothringischen Eisenarbeiter oder dem Hochofenmann von Charleroi, der gegenwärtig zum Protest gegen die Inflationsmanöver der belgischen Stahlindustrie seine schlechtbezahlte Arbeit niederlegt. Und der Vertrag von 925, den man heute feiert, dieses zwischen einem sagenhaften Sachsenkönig und einem sagenhaften Lothringer Herzog gesiegelte Pergament, das angeblich die Deutschen des rechten Rheinufers mit denen des linken Ufers wieder vereinigte und aus dem man heute nichts Geringeres als die Geburt des kleindeutschen Nationalstaates herausliest, — dieser aus dem Staub der Archive hervorgezogene Vertrag, von dem noch vor zwei Jahren kein Mensch etwas wußte — war schließlich doch wohl kaum etwas anderes, als ein Vorläufer des ganz modernen und durchaus nicht streng nationalen Vertrages zwischen dem Kohlensyndikat und dem Comité des Forges.

Der Strom, der eine große und vielgestaltige Landschaft durchfließt und ihre einzelnen Teile zur Arbeitsgemeinschaft an Strombau und Schiffahrt aneinanderbindet, ist der natürlichste Boden einer Genossenschaftlichkeit, die sich immer wieder durchsetzt. Ein einheitlicher geschichtlicher Zug geht durch das Rheinland von den Alpen bis an das Meer, das Interesse am Strom selber ist allen seinen Anwohnern gemeinsam, ob sie Schweizer, Elsässer oder Niederländer heißen. Der Fluß mit den Landstraßen und Eisenbahnen, denen er die Richtung gibt, reiht Städte, Dörfer und Häfen aneinander, er ist Verkehrsstraße und Sammelschiene. Er treibt Mühlen, Turbinen und Kraftwerke und ist in seiner Einheit und Unerschöpflichkeit der Arbeitsmotor der Landschaft, der die Nebenflüsse zwar zufließen, von der sie aber zugleich als Kanäle auszweigen. Der Rhein bis in seine äußersten Spitzen ist gleichsam die Hauptstraße eines werdenden, festländischen London, das langsam, aber wahrnehmbar aus allen seinen großen und kleineren Städten, seinen größeren und kleineren Umschlagshäfen und Fabrikniederlassungen zusammenwächst und sich vom Weltmeer bis in die Schweiz hineinzieht.

Im Vergleich mit allen anderen Stromlandschaften Europas, die das Festland von der See her erschließen, Elbe oder Donau, Po oder Weichsel, ist der Rhein von allen Flüssen der meistbenutzte und eine

der größten Möglichkeiten europäischer Weltoffenheit und Zusammenführung. Aber über seiner Landschaft liegen nun schon seit Jahren die Tiefdruckwirbel der politisch-wirtschaftlichen Atmosphäre. Die Römer, die einst dem Wegweiser des Flusses von Süden nach Norden folgten, zerrissen diese Landschaft in zwei Teile, genau wie es die kolonialen Strategen Englands in Indien tun würden. Das Ergebnis war die deutsch-französische Krankheit, die sich mit allen ihren primären, sekundären und tertiären Stadien durch dieses selbe Jahrtausend zieht, das jetzt mit einem Lärm und Aufsehen gefeiert wird, als ob es gölte, ein Jahrtausend immerwährenden Glanzes zu verherrlichen. Diese bengalische Beleuchtung der sogenannten Westmark steht im umgekehrten Verhältnis zu dem Zustand, in dem sich dieselbe Westmark heute gegenüber dem Vordringen eines Gegners befindet, der sie stillschweigend als seine Ostmark behandelt. Wenn es im Rheinland bei dem Aufatmen nach Jahren unerträglicher Leiden etwas zu erinnern gäbe, so müßte es eher die universalistische Reichsidee des Karolingers sein, der doch einmal, vom Rhein aus, aus dem Land der größten Zerrissenheit, das ganze Abendland zu umspannen hoffte. Diese Idee, auf das zerrissene, von Nationalismen zerfleischte Europa von heute, auf das noch jeden Augenblick von Rachekrieg und imperialistischen Ausdehnungsbedürfnissen bedrohte Rheinland zu übertragen, hieße freilich dem Rheinland eine europäische Aufgabe zeigen, vor deren Größe auch der Mutigste verzagen müßte. Nur durch einen allgemeinen Volkstrauertag über die Fülle von Haß und Dummheit, die ihm Jahrhunderte hindurch seine furchtbaren und wechselvollen Schicksale schufen, könnte sich das Rheinland für die nächsten Schritte auf seinem Wege nach Europa vorbereiten.

Der rheinische Mensch ist der Deutsche in einer ganz besonderen Lage. In dem breiten Stromtal, das er besiedelt, starken Kultureinflüssen von allen Seiten ausgesetzt, scheint es ihm auch besonders schwer geworden zu sein, einen eigenen Charakter auszubilden und ihn in staatlicher Form zu behaupten; würden sonst im Lauf der Jahrhunderte Rom und Paris, London und Berlin sich abwechselnd soviel Mühe gegeben haben, den rheinischen Menschen unter ihre mehr oder weniger milde und wohlgemeinte Vormundschaft zu nehmen? Würde man sonst im inneren Deutschland so oft dieses leise Befremden oder gar Mißtrauen gegen eine Eigenschaft des rheinischen Menschen antreffen, die man seine Oberflächlichkeit, seine Unzuverlässigkeit und seine Oppositionslust nennt? Der rheinische Mensch mußte sich in seiner langen und unruhigen Geschichte von denen, die ihm von außen zusahen, manche nicht immer schmeichelhafte Deutung seines Wesens gefallen lassen. Wie kommt es dann, daß man seinen Lebensmut immer aufs neue bewundert, ihn zuweilen auch um seine odysseischen Erfindungskraft beneidet? Und daß man ihn jetzt mit einer Tausendjahrfeier umschmeichelt, die er als fremd empfindet, und die ihm nur das Gefühl verwirrt, wo sie ihn nicht gleichgültig läßt?

Während jetzt die Reden gehalten, die Begrüßungstelegramme losgelassen werden und die Oberbürgermeister, Verkehrsvereine und Gastwirte sich der guten Gelegenheit bemächtigen, aus dem ersten Aufatmen nach furchtbaren Jahren der äußeren und der seelischen Bedrückung eine Angelegenheit der nationalen Selbstverherrlichung zu machen, brechen im Rheinland Industrieunternehmen zusammen, auf die das wilhelminische

Reich einst seinen märchenhaften Aufstieg baute, liegen Zehntausende von Arbeitern des Ruhrbergbaues und der Schwerindustrien auf der Straße, murren die Winzer an Mosel, Saar und Ruwer über die vernichtende Wirkung jener Wirtschaftspolitik, die in einem einzigen Vierteljahr, von Dezember 1924 bis März 1925, für dreißig Millionen fremder Weine in Deutschland einführte. Händler, denen die Franzosen Waren im Wert von 50 000 Mark „beschlagnahmten", seufzen über die dreitausend Mark Entschädigung, die sie vom Reich zugleich mit einem Steuerzettel von fast gleicher Höhe erhalten. Pfarrer und Lehrer klagen über die handgreifliche Skepsis von jung und alt gegen die vom Staat konzessionierten, aber von ihm selbst nicht immer deutlich genug eingehaltenen Grundsätze von Treu und Glauben. Und der marxistische Beobachter bestätigt die ganze Grausamkeit und Fortgeschrittenheit der Zersetzung des auf Ideologien gestützten bürgerlichen Lebensgebäudes in diesem Lande. Tatsache ist nur die gemeinsame Abhängigkeit des deutschen, lothringischen, belgischen Industriearbeiters von jeder Schwankung des internationalen Geld- und Aktienmarktes. Tatsache das dringende Verlangen der rheinischen Bevölkerung nach sichtbaren Wegen aus der ewig drohenden Gefahr des nächsten Krieges. Tatsache ist nur die immer deutlicher ins Bewußtsein dringende Verbundenheit des rheinischen Menschen mit allen Völkern, die wehrlos, doch mit geistigen Waffen um ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen, das Gefühl einer noch unfaßbaren, doch für die Zukunft bedeutungsvollen Schicksalsverwandtschaft mit Oberschlesien, Mazedonien, Beßarabien, Syrien, Marokko, Aegypten, Indien, China. Tatsache ist das in allen Rheinländern schlummernde, noch unbestimmte Gefühl, daß nur zwei Dinge die Erlösung bringen werden: der Organismusgedanke in der gesamten europäischen Wirtschaft, aber auch die Voraussetzung zu seiner Verwirklichung: der völlige, eingestandene Bankerott der nationalen Ideologien, der Bankerott aller dieser künstlichen Konstruktionen zur Ueberwindung der Grenzprobleme durch Verträge über Sicherungen und Schiedsgerichte aus geltendem Recht, das der nächste Wind umbläst — der Bankerott alles dessen, was heute geltendes Recht heißt und über die Hälfte hinaus nichts als arbeitsfremde Willkür ist.

Das Rheintal, zu dem schon seit dem Entstehen der Großindustrie das Schwergewicht des deutschen Wirtschaftslebens zurückkehrte, stellt ja eine der auffallendsten Häufungen wirtschaftlicher und sozialer Kräfte im heutigen Europa dar. Seine großen Wirtschaftsprovinzen mit ihren Absatz- und Ausstrahlungsbedürfnissen sind ein einziges Produktionproblem, von dessen Lösung auch die Lösung der städtebaulichen und Siedlungsprobleme, die nirgends stärker erörtert werden, nicht abzutrennen ist. Wie einmal diese Gebiete mit ihrem chaotischen Durcheinander sich ordnen werden, das alles wird für die künftige Sozialgeschichte Europas von der größten Bedeutung sein. Noch immer stehen Reichtum und Massenarmut einander schroff gegenüber. Die von der vorigen Generation ererbte nationale Phrase steht unvermittelt neben den ersten Regungen eines europäischen Gestaltungswillens, dem sich die Arbeitszusammenhänge des Stromes in seiner Ganzheit und in seiner Weltbezogenheit täglich vertiefen. Auch das politische Schwergewicht Deutschlands, vielleicht Europas, ist im Begriff, in das Rheinland zurückzukehren. Man versteht unter dem Rheinland schon nicht mehr ausschließlich Rheinprovinz. Man sieht nicht mehr Köln und Frankfurt

nur unter Berlin, sondern auch neben Berlin. Zwischen Preußen und dem Rheinland ist seit den ersten Tagen der Besetzung ein stummes Ringen um die Führung auf dem Gebiet des politischen Handelns. Es ist schon heute so, daß das Rheinland in seinen inneren und äußeren Notwendigkeiten dem Zentralstaate viel mehr das Gesetz des Handels vorschreibt, als diesem nach den altpreußischen Ueberlieferungen lieb ist. Es ist noch ein weiter Weg, bis einmal das Rheinland aus seiner eigenen politischen Idee heraus, aus der zur Synthese neigenden Idee des zwischen Gewaltstaaten eingefügten Volkes, dessen Klugheit, dessen aus geschichtlicher und kultureller Erfahrung stammende Mäßigung für die abendländische Gesamtheit noch einmal von der größten Bedeutung werden kann, dem Reiche selber den Weg in die Zukunft zeigt. Und dieses nicht nur, indem es dem Reich und Preußen die Ministerpräsidenten liefert, sondern auch auf den Wegen der politischen Gestaltungskraft, die ihm bis jetzt noch jeder Festredner mit sanften Worten bestreitet. Nicht nur Görres, Metternich und Stein, so verschieden sie als Zeitgenossen voneinander waren, sind aus dem Rheinland hervorgewachsen. Auch die kühnsten Führer der Industrien, die Krupp, Stinnes, Thyssen waren Rheinländer, aber ebenso die großen Führer der Arbeiterklasse, Marx und Engels, Schweitzer und Bebel. Lassalle erlebte im Rheinland seine gewaltigsten Triumphe. Der Rhein unserer Tage, ein einziger gewaltiger Gegenstand der technischen, der sozialen, der politischen Entwicklung, ist der Strom, an dem die Fahne der Freiheit immer mehr aus der Hand des Bürgertums in die Hand des Arbeiters übergeht. Hier kämpfte einst im rheinischen Städtebund das aufstrebende Bürgertum seine ersten Schlachten gegen Fürsten und Bischöfe um die Freiheit und Offenheit des Stromes; auch ihm war der Strom schon mehr als nur ein Symbol. Es ist auf den Feiern viel von dem Dank die Rede, den das Rheinland dem Reich für seine staatspolitische und nationalpolitische Rettung schulde; nun, diesen Dank schuldet das Reich dem Rheinland, das Verluste ertrug und Stöße auffing, von deren Gewalt das übrige Deutschland wenig spürte, nicht weniger als doppelt, und wir werden wohl eines Tages aus demselben Rheinland, das so lange zu schweigen und stillzuhalten wußte, auch den Typus des Politikers kommen sehen, in dem sich endlich die schieferne Nüchternheit und Hausherrngebärde eines Stinnes und die wissende, geräuschlose Zielsicherheit des Zentrumsführers und Katholikentagskatholiken der revolutionären und genossenschaftsbewußten Kraft des rheinischen Arbeiters unterordnet.

Die Rettung der Rheinlande

Von Brutus

Die Rheinlandfeier hat einen kleinen historischen Knacks. Die amtlichen Historiker machen zwar aus verständlichen Gründen kein großes Wesen davon, aber Geschichte muß doch Geschichte bleiben, und wenn man schon Geschichte nach Jahreszahlen feiern will, dann hätte man diese Tausendjahrfeier schon 1870 feiern müssen, denn von größerer Bedeutung als das Jahr 925 ist das Jahr 870, in dem der Vertrag von Meersen geschlossen wurde. Damals schon kam Lotharingien, kam das Rheinland zum Ostreich. Das Jahr 925 war dann das Jahr der Wiedervereinigung, nachdem in den dazwischen liegenden Jahren Lotharingien

vorübergehend wieder zum Westreich gehört hatte. Ausnahmsweise muß zudem diesmal der Historiker sogar den Alldeutschen recht geben, die da sagen, daß man bei dieser Tausendjahrfeier auch Elsaß und Lothringen nicht vergessen dürfte, denn auch diese Gebiete kamen damals zum Ostreich. Im Jahr des Sicherheitspaktes erscheint es nun allerdings nicht gerade zweckmäßig, auf die Feststellungen der Alldeutschen näher einzugehen. Wenn man auch amtlich, halbamtlich und viertelamtlich von diesen Dingen schweigt, so nehmen Herr Claß und seine Jünger den Mund um so voller und beschuldigen jeden, und nicht zuletzt Herrn Stresemann, der die Befreiung der Rheinlande durch eine Befriedung der Rheinlande erreichen will, des glatten und runden Verrates der deutschen Sache.

Das sind so kleine Schönheitsfehler der rheinischen Tausendjahrfeier, wobei nicht vergessen werden soll, daß der Gedanke dieser Feier in der Nähe des Kölner Oberbürgermeisters Adenauer entstanden ist. Adenauer und seine Getreuen hatten ursprünglich an dieser Feier mehr ein lokales als ein allgemein-politisches Interesse. Köln brauchte für 1925 einen Trumpf, da suchte man nach dem historischen Mantel und fand die Tausendjahrfeier. Düsseldorf wollte aber hinter der Kölner Konkurrenz nicht zurückstehen, und wenn Düsseldorf feierte, so mußten auch Aachen, Koblenz und Trier feiern. So entstand dann die Feier der Rheinlande, und Adenauer mußte, um für Köln eine Spezialität zu haben, etwas besonderes heraussuchen. Zwei Wünsche hat der geschäftige Kölner Oberbürgermeister bisher geäußert. Er will aus der Kölner Ausstellung eine ständige Angelegenheit machen. Die Kölner Ausstellung soll zu einem „Rheinischen Museum" — natürlich mit dem Sitz in der Stadt Köln — umgewandelt werden, und Adenauer will weiter am Südportal des Kölner Doms das Grab des deutschen unbekannten Soldaten errichtet wissen. Kein Wort über die Sache selbst, aber der Eindruck ist nun einmal entstanden als ob nicht Museum und Totenehrung die Hauptsache, sondern als ob die Hauptsache die Stadt Köln mit ihrem Wachstum und ihrem Fremdenverkehr wäre. Solch Eindruck vermag aber die Feststimmung nicht gerade zu vertiefen.

Dieser Feststimmung drohen auch sonst noch Gefahren. Man spricht zuviel von der deutschen Treue im Rheinland. Man spricht dabei von einer Selbstverständlichkeit, und die Festredner sollten sich hüten, Binsenwahrheiten so laut und so lange zu wiederholen. Wird denn die Treue zur Heimat von uns bezweifelt? Die rheinischen Ausstellungen dieses Jahres zeigen ja viel deutlicher als Festredner es sagen können, den Charakter des Rheinlandes. Da wir von den Ausstellungen sprechen: Gewisse Kunsthistoriker sind jetzt dabei, die Dinge so darzustellen, als ob hinter der Westgrenze die kulturelle und künstlerische Wildnis läge. So steht's denn doch nicht. Die alte Kultur der Pfaffengasse ist unbestreitbar, aber die Kultur- und Kunstkreise sind nicht an die heutige oder frühere Grenze gebunden gewesen. Hinter der Grenze wohnen auch Leute, und gewisse politisch infizierte Kunsthistoriker, die einen Namen zu verlieren haben, laufen Gefahr, ihn zu verlieren, wenn sie sich nicht rechtzeitig auf die Wahrheit besinnen.

Von diesen notwendigen Korrekturen aber abgesehen, kann und muß man dem rheinischen Volke die Festtage dieses Jahres gönnen. Das Volk gibt der Feier einen eigenen Sinn, es gibt ihr den tiefsten Sinn.

Das rheinische Volk freut sich mit vollstem Recht der Rettung der Rheinlande! Trotzdem die erste Zone, trotzdem die Ruhr und das Sanktionsgebiet noch nicht geräumt sind, trotzdem auch die übrigen Gebiete die fremde Besetzung noch tragen müssen. Die Rheinlandfeier ist ein Fest des rheinischen Friedens, der kommt, weil er kommen muß. Die Rheinlandfeier richtet sich nicht gegen Frankreich, aber das rheinische Volk feiert mit diesem Friedensfest seine Rettung aus der Gefahr des französischen Annexionismus. Auch wenn Painlevé durch Poincaré — was freilich undenkbar ist — abgelöst werden sollte, auch wenn Tardieu oder Maginot oder andere Nationalisten Frankreichs ans Ruder kämen — die Hoffnungen auf das Rheinland sind zertrümmert. Die Rheinländer mögen vielleicht auf längere Zeit noch schwere seelische und leibliche Lasten tragen müssen — was bis 1925 nicht gelang, gelingt nach 1925 nimmermehr.

Das rheinische Volk hat ein feines und sicheres Gefühl: der Friedensgedanke ist nicht mehr totzukriegen. Man kann Stacheldrähte ziehen, man kann ihm Knüppel zwischen die Beine werfen — der Friede am Rhein kommt. Wenn es Herrn Stresemann gelingen sollte, den Sicherheitspakt abzuschließen, wird er sich als der Rheinlandsretter feiern lassen, obgleich er dann nur die Früchte der Entwicklung erntet, um die sich die Regierungen vor ihm bemüht haben. Wichtiger bleibt aber: Das Rheinland ist gerettet durch das rheinische Volk! Hier ist man nicht auf den nationalistischen und kommunistischen Phrasenleim gekrochen, sondern man ist einfach festgeblieben, als es festzubleiben galt.

Was das heißt, kann eigentlich nur der ermessen, der im Ruhrjahr 1923 die schwersten Gefahrenstunden des Rheinlandes miterlebt hat. Heute, nachdem das alles hinter uns liegt, möchte man beinahe sagen, daß auch das Cuno-Experiment in einer Hinsicht sein Gutes gehabt hat. Poincaré hat die günstigste Gelegenheit, die je ein französischer Staatsmann seit 1918 gehabt hat, im Herbst 1923 nicht ausnützen können — weil die rheinischen Arbeiter und Angestellten es nicht zuließen! Der Abwehrkampf der Arbeiter im Januar 1923 war nur ein Kinderspiel gegen die Abwehr im Herbst 1923. Im Januar 1923 war die Hoffnung der Waffenlosen der „passive Widerstand". Die Cuno-Regierung wollte und konnte nicht erkennen, daß diese Waffe mit der Zeit stumpf werden mußte. Die Inflation sollte eine Waffe sein, aber sie wurde eine Waffe für den Gegner. Als dann der Zusammenbruch kam, spielte man das Versackungsspiel. Es war ein Glück, daß die in der Reichskanzlei ausgesprochenen Gedanken nicht im Rheinlande bekannt wurden, sonst hätte die Entwicklung unter Umständen einen anderen Verlauf nehmen können. Währenddessen standen die Rheinländer im schwersten Kampf. Sie wußten, daß der Ruhrkampf verloren war, sie wußten, was die französischen Militärs im Rheinland und was Herr Poincaré in Paris wollte. Sie wußten es, aber sie hielten dennoch stand. In gewissen Gegenden, z. B. in der Eifel und an der Mosel, waren seit Wochen alle deutschen Zeitungen verboten. Tolle Gerüchte kursierten unter der abgeschnittenen Bevölkerung. Bäuerliche Organisationen, denen der Separatist Müller-Bonn, der prächtige Eintagsminister Cunos nicht fernstand, machten sich bereit, auf den Boden der Tatsachen zu springen. Nur gegen Franken gab's in gewissen rheinischen Wirtshäusern Verpflegung und Unterkunft.

Die Gewerkschaftsführer und die Führer der politischen Parteien waren schon seit Monaten ausgewiesen oder saßen im Gefängnis. Die Rheinländer sollten politisch führerlos gemacht werden. Das Mittel verfing nicht. Es nützte nichts, daß sich im Lager der Separatisten die ganze Gilde der deutschen Abenteurer und der durch Kriegs- und Nachkriegszeit Deklassierten ein Stelldichein gab. Da war z. B. der Häuptling der „fliegenden Rheinstaffel", ein Mann, der unter Korfanty die polnischen Aufstände in Oberschlesien organisiert hatte, und der sich nun mit der grün-weiß-roten Fahne als Rheinländer drapierte. Aus München-Gladbach warf man diese Bande hinaus, in Crefeld gingen rheinische Arbeiter und Angestellte mit Knüppeln in der Faust gegen die „fliegende Rheinstaffel" vor. Die Räume der Gewerkschaften waren von den Franzosen längst beschlagnahmt worden, aber die Gewerkschaften aller Richtungen ließen sich nicht unterkriegen. In kümmerlichen und versteckt liegenden Löchern traf man die Funktionäre aller Gewerkschaften. Hier war die Seele des Widerstandes gegen Separatisten und separatistischen Helfern. Ohne Geld, ohne Nachrichten aus dem unbesetzten Gebiet war man auf sich selbst angewiesen. So viel war schon geopfert, wirklich geopfert — ohne Ruhrentschädigung, neue Opfer an Leib und Leben wurden verlangt und ohne große Worte gebracht. Um was es ging, das brauchte man nicht zu sagen, das wußte jeder.

Wer weiß denn noch von diesen Dingen und wer weiß von dem Dank, der diesen Männern abgestattet wurde? Die Ruhr-Industriellen haben eine eigenartige Art gehabt, um ihren Dank zum Ausdruck zu bringen. Als das Vermögen der Gewerkschaften in der Inflationszeit wie Spreu vor dem Winde verflogen war, da klebte eines Morgens an den Grubentoren das Diktat der zehnstündigen Arbeitszeit. Diesen Tag erklärte selbst der Führer der Christlichen, Imbusch, für den schlimmsten seines Lebens. Alle seine Hoffnungen, mit den Grubenherren schließlich doch noch in ein Vertrauensverhältnis zu kommen, hatte dieser eine Tag zunichte gemacht. Dies Dekret in diesem Augenblick werden die Ruhr-Industriellen nie verantworten können. Aber sie haben ja ihre Millionenentschädigung, sie haben ihre Rechtsregierung. Sie haben eben auf ihre Weise, so wie sie verstehen, den Dank für die Deutscherhaltung von Rhein und Ruhr abgestattet. Jetzt sitzen sie bei den Rheinlandfeiern oben an den Festtafeln, wo die schönsten Plätze sind, hören die schönen Reden an, lassen sich feiern und haben noch dazu die allerbeste Meinung von sich.

Nicht um der Schlotbarone willen, das möge man bei der Rheinlandfeier nicht vergessen, hielt das rheinische Volk in den Stunden stand, die vielleicht die schwersten Stunden rheinischer Geschichte waren. Dies ist die Wahrheit: Das rheinische Volk rettete das Rheinland um des rheinischen, des deutschen Volkes willen!

Das Rheinland als Knotenpunkt der Industrie und des Handels

Von Paul Ufermann

Das Rheinland besitzt die wichtigsten Knotenpunkte der deutschen Industrie und des Handels. Die mächtigsten Industrien Deutschlands haben hier ihren Sitz und begannen von hier aus ihre Entwicklung. Kohle und Erz, diese beiden Grundrohstoffe, erlebten hier eine innige Vermählung und erzeugten eine Industrie, die außer den Bezirken des amerikanischen Stahltrusts in der Welt nicht ihresgleichen findet. Ein engmaschiges Schienennetz, elektrische Drähte von gigantischer Länge verbinden diese Riesenstätten menschlicher Arbeit zu einem kunstvollen Organismus. Dazwischen schlängelt sich das Silberband des Rheinstroms und verknüpft das rheinische Industriegebiet mit den Adern des Weltmarktes. Wahrlich ein Bild von gewaltiger Größe und Mannigfaltigkeit.

Wenn man den Gesamtkomplex der rheinischen Industrie zu überblicken versucht, so denkt man in erster Linie an die eng miteinander verschlungene und sich gegenseitig ergänzende Montanindustrie. Sie ist hier vor allem zu Hause, hier, wo vor Jahrtausenden untergegangene Vegetationen, kondensierte Sonnenstrahlen, in unübersehbarer Fülle in der Erde ruhen und nun als Kohle hervorgeholt werden, um als neue Energien Verwendung zu finden. Die Kohle wird in dem mittleren Gebiet der Rheinprovinz als Braunkohle und im nördlichen als hochwertige Steinkohle gewonnen. Erzvorkommen am Lahn- und Dillgebiet, in der Eifel und in den früher zu Deutschland zählenden Gebieten Lothringen und Luxemburg ließen, in Verbindung mit der Kohle, eine Eisenindustrie erstehen, die zu den besten der Welt zählt. Auf der Kohle bauten sich weiter verschiedene Industrien auf, so vor allem die chemische Industrie, die Sprengstoffindustrie und andere.

Der Kohlenbergbau läßt sich nicht vollständig behandeln, ohne daß man das benachbarte Westfalen in den Kreis der Betrachtungen zieht. Beide Provinzen hängen aufs engste zusammen und gehen vollständig ineinander über. Bis in die dreißiger Jahre wurde Kohle an der Ruhr nur im Tagebau gewonnen, indem man Stollen in Hügel und Berge trieb. „Am 31. Januar des Jahres 1839 war die Essener Gegend der Schauplatz eines Ereignisses, das für die Entwicklung des rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaues von bestimmender Bedeutung werden sollte. Am südwestlichen Teile des Sessenberges wurde nach jahrelangen, mehrfach unterbrochenen Versuchen in einer Teufe von 26 Lachtern ein 61 Zoll starkes Kohlenflöz erbohrt. Am 12. März desselben Jahres wurde mit dem Bau eines 182 Zoll langen und 60 Zoll breiten Schachtes begonnen. Schon Ende 1840 war der Schacht bei einer Tiefe von 18½ Lachtern ins Kohlengebirge gekommen, und 1841 nahm die nunmehr ‚Graf Beust' genannte Zeche den Betrieb auf." (Jubiläumsschrift der Essener Creditanstalt.) Im Jahre 1842 setzte Matthias Stinnes, dem die Zeche „Graf Beust" gehörte, die erste Fördermaschine in Betrieb. Damit war die Bahn frei gemacht zur technischen Entwicklung des Kohlenbergbaues. Immer tiefer wurden die Schächte getrieben, immer besser wurden die Grubeneinrichtungen vervollständigt.

Die Entfaltung des Kohlenbergbaues wurde gehemmt durch die engen Bestimmungen der sogenannten merkantilistischen Staatswirtschaft. Das Direktionsprinzip des preußischen Staates mit seinen Eingriffen in den Betrieb und die finanzielle und kommerzielle Entwicklung der Zechen erwies sich als zu eng und wurde durch das Miteigentümergesetz 1851 überwunden. Der Weg zur Bildung von Aktiengesellschaften war frei. Das Freizügigkeitsgesetz vom Jahre 1860 gab den Bergarbeitern die Freizügigkeit; das allgemeine preußische Bergbaugesetz vom Jahre 1865 räumte mit all dem alten Gesetzesgerümpel auf und schuf einem manchesterlich angehauchten kapitalistischen Geist freie Bahn. Eine Sturm- und Drangperiode hub im Kohlenbergbau an. Der Großbetrieb beherrschte das Feld, hätte sich aber nicht so schnell und umfassend entfalten können, wenn nicht die Verkehrsmöglichkeiten mit der industriellen und kommerziellen Entwicklung gleichen Schritt gehalten hätten. Nicht mehr auf den Rücken der Pferde oder Menschen brauchte die Kohle in die benachbarten Industriegebiete gebracht werden, sondern Eisenbahnen und Dampfschiffahrt schufen einen ins vielfache gesteigerten Absatzmarkt. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat im Jahre 1893 setzte den Syndikatsbildungen im Kohlenbergbau den Schlußstein und faßte die mittlerweile zu Riesenbetrieben entwickelten Unternehmungen unter einheitlicher Leitung zusammen. Der Braunkohlenbergbau nahm eine ähnliche Entwicklung. Auch hier sahen wir die Entwicklung zum Großbetrieb und das Entstehen eines Syndikats.

Es erscheint fast vermessen, die Eisen- und Stahlindustrie des Rheinlandes mit wenigen Strichen zeichnen zu wollen. Seit Jahrhunderten wurde Roheisen und Osemundprodukte (Stabeisen) in den Tälern des Sauer- und Siegerlandes unter primitiver Erzeugungsweise gewonnen. Nach den napoleonischen Kriegen erfolgte ein langsames, aber stetes Aufsteigen. Von den im Jahre 1825 in Preußen gezählten 1837 Hütten- und Hammerwerken befanden sich 1304 im Rhein- und Sauerland. Roheisen wurde durch das Anheizen mit Holzkohle gewonnen, erst verhältnismäßig spät trat der Steinkohlenkoks an die Stelle der Holzkohle. Das Puddel-Verfahren verdrängte den Frisch-Prozeß. Der Bessemer-Prozeß folgte, die Erfindung des Engländers Sidney G. Thomas kam 1879 auf rheinischen Hütten zur Anwendung, das Siemens-Martin-Verfahren folgte 1882. So wuchs die Schwereisenindustrie in schnellem Tempo, namentlich nach dem Kriege von 1870/71. Im Jahre 1871 wurden im deutschen Zollgebiet 1,5 Mill. To. Roheisen und Stahl hergestellt, dagegen 1913 19,03 Mill. To. Auch hier entstanden Riesenbetriebe, die mit denen des Kohlenbergbaues verschmolzen waren. Nur in dieser engen Verbindung zwischen Kohle und Eisen, zu denen noch die Erzfelder in Lothringen und Luxemburg traten, war die gewaltige Entwicklung der Schwereisenindustrie möglich. Der Stahlwerksverband, 1905 gegründet, konnte sich rühmen, ein Fünftel der gesamten Stahlproduktion der Welt zu kontrollieren. An dieser Entwicklung hatte das Rheinland seinen hervorragenden Anteil.

Im Anschluß an die soeben geschilderten Industrien entwickelte sich im Rheinland eine hochqualifizierte Maschinenindustrie. Krupp, Rheinmetall, Humboldt, Deutzer Gasmotoren, Deutsche Maschinen-A.-G., Haniel & Lueg, Thyssen, Dinnenthal, und wie die Firmen von Weltruf

alle heißen, verhalfen der Maschinenindustrie zu einer glänzenden Entwicklung. Im Wuppertal und dem Bergischen Land entstand eine vielseitige Metall- und Kleineisenindustrie. Die Nadelindustrie in Aachen und Iserlohn, die Feilen, Hämmer, Beile und andere Werkzeuge des Remscheider Gebiets, die Schloßindustrie Velberts, die Schneidewarenindustrie in Solingen sind nicht nur uralt, sondern auch in der ganzen Welt bekanntgeworden.

Eine der wichtigsten Industrien neben der Eisen- und Metallindustrie ist die Textilindustrie. Das reine Wasser der Wupper war zum Bleichen vorzüglich geeignet. Kein Wunder, daß hier in den Tälern der Nebenflüsse des Rheins eine ausgedehnte Textilindustrie entstand. Wollspinnereien im Aachener und M.-Gladbacher Gebiet schlossen sich dem an. Die Krefelder Samtweberei vervollständigte das Bild. In den ehemaligen Pulverfabriken des Rheinlandes wird jetzt Kunstseide hergestellt. Eine weitverzweigte Konfektionsindustrie baut sich auf dieser Basis auf.

In engster Verbindung hiermit ist die Farbstoffindustrie zu setzen. Fast alle Unternehmungen der Anilinfabrikation befinden sich im Rheinland oder in unmittelbarer Nähe: Bayer-Leverkusen, Höchster Farbwerke, Cassela-Frankfurt a. M., Badische Anilin- und Sodafabrik, Griesheim-Electron, Frankfurt, Kalle & Co., Biebrich und Weiler ter Meer. Ueber die Bedeutung der Farbenindustrie braucht wohl nichts gesagt zu werden. Sie konnte sich nur im Rheinland entwickeln, wo die Kohle sich in unmittelbarer Nähe befindet. Auch die übrigen Zweige der chemischen Industrie sind im Rheinland vertreten.

Die Elektrotechnik, die Kabelindustrie und ihre verwandten Zweige sind im Rheinland zu Hause. Wir erwähnen hier Felten-Guilleaume-Karlswerk, Köln, und Max Schorch-Rheydt. Noch viele andere Industrien sind im Rheinland vertreten, doch möge die bisher gegebene Aufzählung genügen.

Daß das Bankwesen im Rheinland stark vertreten ist, kann als selbstverständlich gelten. Die gewaltigen Kapitalmassen, die hier umgeschlagen werden, können nur von Instituten bewältigt werden, die hier bodenständig sind. Allerdings sind die hier ehemals mächtigen Provinzbanken: Essener Creditanstalt, Schaaffhausenscher Bankverein Köln von Berliner Großbanken aufgesogen worden, führen aber trotzdem noch ein starkes Eigenleben. Lokale Börsen bestehen in fast allen Städten von Bedeutung (Köln, Düsseldorf, Essen usw.).

Blieben noch der Handel und die Schiffahrt zu erwähnen. Es gibt in der ganzen Welt keine Binnenstraße, die einen solchen Schiffsverkehr aufzuweisen hat wie der Rhein. Der Ruhrorter Hafen, der die nach Uebersee bestimmten und von dort kommenden Güter des Ruhrgebiets aufnimmt, ist der größte Binnenhafen der Erde, er steht in der Umschlagsmenge dem Hamburger Hafen nicht viel nach. Wie der Pulsschlag der rheinischen Industrie im Verkehr sich auswirkt, ist aus nachstehenden Zahlen ersichtlich. Vom Gesamtverkehr der deutschen Eisenbahnen entfielen 1920 auf das Rheinland 142,3 Mill. To. oder 42 Prozent. Bei einem Gesamtverkehr von 93,3 Mill. To. auf den deutschen Wasserstraßen im Jahre 1923 bewältigten die Wasserstraßen des Rheins 52,5 Mill. To. oder 56 Prozent. Nunmehr ist der Rhein internationalisiert und es ist zu hoffen, daß die Frage der Regulierung des Oberrheins zur Zu-

friedenheit aller gelöst wird. Dann wird sich die Schiffahrt noch über den früheren Umfang hinaufheben.

Um das Bild über die Entwicklung des Rheinlandes als Industrie- und Handelsmetropole abzurunden, geben wir noch einige Zahlen. Die Gliederung der Bevölkerung nach der Berufstätigkeit ist ersichtlich aus folgender Aufstellung. Von den Erwerbstätigen waren 1907 beschäftigt:

In Prozent	Industrie und Bergbau	Handel und Verkehr	Landwirtschaft
Im Reich	37,23	11,51	32,69
In der Rheinprovinz	48,76	12,44	21,94

Im Jahre 1907 waren also im Rheinland rund 80 v. H. der berufstätigen Bevölkerung in Handel, Industrie und Bergbau beschäftigt. Die Entwicklung hat seitdem nicht stillgestanden, was die diesjährige Statistik beweisen wird. Aus den Berichten der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten noch einige neuere Zahlen. Der Aufsicht unterstanden Betriebe:

	1913		1922	
	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter
In Preußen	175 436	3 633 618	179 521	4 070 240
Im Rheinland	36 674	909 379	37 852	1 013 387

Auf jeden Betrieb entfielen Arbeiter:

	1913	1922
In Preußen	20,7	22,7
Im Rheinland	22,0	27,0

Im Rheinland war also der Großbetrieb noch stärker ausgeprägt als im übrigen Staatsgebiet.

Gemäß der industriellen Bedeutung des Rheinlandes ist auch die Arbeiterbewegung dieses Gebietes nicht unbedeutend. Obwohl die religiösen Gegensätze dort eine große Rolle spielen — die christlichen Gewerkschaften sind stark vertreten —, ist die Geschichte der rheinischen Arbeiterbewegung eine ehrenvolle. Die Wiege der besten Männer, Marx und Engels, stand hier, Lassalle konnte hier seine größten Triumphe feiern. Doch gibt es auch im Rheinland noch sehr viel zu tun, damit dem bestgerüsteten Unternehmertum Deutschlands eine gleichwertige Arbeitermacht gegenübergestellt werden kann.

Die neuere rheinische Dichtung und ihre Geltung in der Weltliteratur

Von Paul Zech

I.

Dichter sind in allem ein Produkt der Landschaft, die sie so leben. Sie sind es aber nicht, wenn sie nur von der Kulisse, vom äußeren Schritt und leiblichen Geschehnis der Dinge zehren. Sie sind es nicht, wo sie nicht vom Magischen besessen sind, das die Landschaft aus dem Körperlichen ins Seelenhafte hinüberschwingt. Nicht der Kirchturm als heimatliches Merkmal (weil er ein Turm ist mit Grabgeläut und Feuersturm) ist Dichtung; nicht der alte gebückte Mann, der unter tausend

seinesgleichen als ein Bergmann erkennbar ist, weil er bitter berußt ist vom Schacht und der schweißigen Fron. Aber der Turm im Dorf mit den Schwalbennestern und dem Abendgeläut und dem Spuk der Eulen ist es, wenn er als ein lebendiges Schicksal deine Seele angeht; und der Bergmann aber ist es, wenn er dich zwingt: sein Leben mit allen Aengsten und Heiterkeiten der Seele zu leben.

Es mag gleichgültig sein, ob schulmäßige Wertung dem Dichter Geltung über dem Etwas-Gelten der Landschaft, aus der er zum Dichter ward, schafft. Die Dichter, die identisch sind mit der Landschaft des Rheins, werden sein, wo sie Symbole des Seelischen in der Landschaft sind. Das ist eine Wertung, die ebenso frei hinlebt, wie die Kohlenwälder unter dem Wasser, die Fabrikburgen weit im Land und die Trauben auf der Süd-Sonnenseite der Berge. Ist der Dichter ein Mensch, gewachsen aus der mütterlichen Erde und den Himmel bergend in den Augen, wie ein Baum in seinen laubvollen Aesten den Tau, die Gestirne und den Kehlenton der Vögel, so ist er auch Landschaft in dieser Landschaft, wächst, grünt, blüht und vergeht mit ihr und ist darum untrennbar von ihr und in ihr begründet.

II.

Je tiefer die Landschaft als Erlebnis einbezogen ist in die schöpferischen Kräftekreise des Dichters, um so gerundeter nach allen Seiten gestaltet sich das Werk, hat Weltgeltung. Auf die aber kommt es an, nicht aber auf die Lobsprüche des Anhangs im engeren Bezirk, der kritisch vielleicht die lokalen Erscheinungen werten mag, weil sie ihm irgendwie verwandt sind, an den tieferen Besonderheiten des Werkes aber geht er vorüber. Der Heimatdichter, in jenem engen Sinn des Abschilderns von lokalen Begebenheiten oder Dingen der näheren Umgebung, hat immer den Weltdichter verdrängt, so, daß sich überall und immer der alte Spruch wiederholt: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!“ Nur so ist es zu erklären, daß man von Wilhelm Schäfer, dem Dichter, in seiner Heimat so wenig weiß. Er gehört schon der älteren Generation an; ist 1868 im Bergischen geboren. Er ist freilich sehr spät in die heftigen Spannungen des positiven Dichters hinaufgewachsen. Er gewann nur schrittweise Boden. Er wuchs mit jedem Werk in die Höhe und in die Breite. Seine Prosa ist sauer erarbeitet. Jeder Satz ist durchformt, jeder Ton auf das äußerste Ausschwingen abgestimmt. Sein dichterisches Lebenswerk umspannt bis zum heutigen Tage nur wenig Werke. Aber in jedem erkennt man die zwingende Notwendigkeit der Existenz. Die heimatliche Scholle ist der ewig vibrierende Unterstrom in seinen Dichtungen. Er schildert keine Umgebungen ab. Er durchlebt sie mit Nerven und Gehirn und stellt sie in der Welt hin als ein Weltschicksal.

Herbert Eulenberg (geb. 1876 in Mülheim a. Rh.) ist viel beweglicher, produktiver, vielleicht auch unbekümmerter als Schäfer. Gefühl ist der große Anstoß in allen seinen Werken. Am Gefühl entzündet sich sein Blut und flammt empor zu der steilen Flamme Leidenschaft. Alle Kunstmittel spannt er dafür an. Und doch ist das Drama die Kunstform, die seinem Naturell am nächsten steht. Er ringt inbrünstig mit der Schaubühne. Er hat dem Theater die stärksten Werke,

zwischen den Perioden Gerhart Hauptmann und Wedekind auf dem einen Ufer, und Georg Kaiser auf dem anderen, geschenkt. Freilich ist seine Inbrunst nicht in dem Maße vom Theater erwidert worden, wie er es in seinen Hoffnungen auf eine Revolution der Schaubühne erträumte. Er ist heute ein seltener Gast auf reichsdeutschen Bühnen geworden. Das hängt gewiß nicht mit einem Nachlassen der schöpferischen Spannung zusammen. Der Moloch Publikum verbraucht seine Opfer in rasender Hatz. Eulenberg liegt das Tempo nicht, aus einem Gedichtwerk die Hure Sensation zu schlagen. Er geht seinen Weg in schnurgerader Richtung weiter. Er ist ein ewiger Baumeister am Drama der Ewigkeit. Man täte Eulenberg aber Unrecht, würde man nur den Dramatiker gelten lassen. Seine Prosa hat eine unbestreitbare Höhe der Meisterqualität. In ihr sind alle Ströme seines Blutes gemischt. Der Rausch und die Bitternis, die Inbrunst und das befreiende Lachen. Sie hat immer eine mit spannenden Geschehnissen geladene Handlung. Sie ist aufregend bis zum Schlußpunkt. Sie bringt, im Gegensatz zu den Bühnenwerken, rheinische Landschaft als wesentliche Stoffgefüge mit.

Von Berthold Litzmann, dem Bonner Literaturhistoriker, eingeführt, tauchte Wilhelm Schmidtbonn (geb. zu Bonn 1876) fast gleichzeitig mit Eulenberg auf. Er begann ebenfalls mit einem Drama, einem naturalistischen Spätling, der eine überaus günstige Aufnahme bei deutschen Bühnen erfuhr. Berlin hob ihn sofort auf den Schild und zahlte Vorschußlorbeeren in ansehnlicher Fülle. Schmidtbonn ließ sich jedoch von Lockungen zu sensationeller Aufpeitschung nicht fangen. Er arbeitete mit ungeheurer Gründlichkeit an der Vertiefung seiner inneren Erlebnisspannungen. Die armen Ausgestoßenen in der Welt aller Kreatur, die verkrochenen Sonderlinge, Querköpfe und vom Schicksal hart und ungerecht Geschlagenen fanden in ihm, dem Dichter der Seele, einen mitleidshohen Heilsbringer. Für das Humorige des rheinischen „Dunnerkiels" fehlten ihm allerdings die klingenden Akzente. Näher lag ihm schon das Märchen, das er heute besonders kultiviert und gegen die modische Mache kolportagehafter Abenteurerliteratur mit Glück ausspielt. Auch im Drama hat er inzwischen Wege eingeschlagen, wo mehr das Verhaltene, und an zerbrochener Seele Leidende laut wird an einprägsamen Figuren und Geschehnissen.

Nur wenigen Landsleuten ist Else Lasker-Schüler (geb. 1876 zu Elberfeld) als künstlerischer Mensch geläufig. Und doch nimmt sie unter den deutschen Dichterinnen der Gegenwart den ersten Rang ein. Sie steht in einsamer Höhe und ist jahrzehntelang so mißverstanden worden, wie in Deutschland leider alle großen Künstler in ihren Anfängen. Ihre Domäne ist das Gedicht. Schon ihr erstes Buch war so originell in Ton und Farbe der ganz und gar unweiblichen Lyrik, daß den landläufigen Beckmessern die Perücken wackelten. Die Prosa der Else Lasker-Schüler ist ganz und gar in die farbige Glut arabischer Sommernächte getaucht. Sie erzählt von seltsamen Fakiren, wunderlichen Heiligen, Prinzen, Königstöchtern und allmächtigen Fürsten. Die Sprache ist märchenbunt, dabei herb und fast artistisch-spielerisch kultiviert. Die Landschaft ihrer Heimat bricht häufig in Gedichten durch und umspannt den Bergischen Wald, die alten vergehenden Originale der Kleinindustrie. Das Wuppertal, als Symbol pietistischen Frömmler-

tums und proletarischen Strebens zur sozialen Weltfreiheit, ist in ihrem einzigen, leider in den Städten am Rhein noch nicht gespielten Drama „Die Wupper" eingefangen.

Auch Joseph Ponten (geb. 1883 zu Roeren bei Aachen) hat Jahre gebraucht, ehe er seinem Werk den Weg in die Breite bahnen konnte. Dabei hat er in seinen Anfängen sprachlich und kompositionell gar nicht so meilenweit ab vom Geschmack des Publikums geschrieben. Auch stofflich stießen seine ersten Bücher nicht ab durch Besonderheiten, die dem Dutzendgeschmack allemal zuwider sind. Allerdings waren die landschaftlichen Hintergründe für die Mehrheit des deutschen Volkes unbekanntes Land. Erst mit dem Roman „Der babylonische Turm" zersprang das Eis. Ponten war nun mit einem Schlage vorn. Dieser Roman ist in der Tat ein beachtenswertes Kunstwerk. In seiner ganzen Anlage, der architektonischen und kulturpolitischen, ein gotischer Bau. Schärfster Gegensatz zu der Romanarchitektur der großen Franzosen Flaubert und Balzac. Eher schon mit den Buddenbrooks von Thomas Mann zu vergleichen. Dabei nicht etwa langatmig und lehrhaft, wie man sich einen sogenannten deutschen Stilroman vorstellen mag. Es gibt wenige Romanschreiber in Deutschland, die über solch eine gehämmerte, ausgewogene und von jedem Klischee freie Sprache verfügen, wie Ponten. In seinen Novellen, die Höhepunkte neuer Prosa sind, tritt dies am deutlichsten zutage. Ein hoher, von ungeheurer Verantwortung getragener Kunstverstand ist hier am Werk.

Das von Friedrich Schiller begonnene, bei Wildenbruch versandete und durch Richard Dehmel wieder hirnlich durchglühte deutsche Pathos hat in Fritz von Unruh (geb. 1885 zu Koblenz) eine Wiedergeburt erfahren. Allerdings ist dieses neue Pathos mehr eine Schwingung der Nerven, als Ueberschwang des Gefühls. Unruh ist in jedem Betracht ein Nervenmensch. Alle Stimmungen seines Erlebens sind mehr oder minder forcierte Nervenschauer. Ungemein fein differenziert, aber blutarm; letzte Seelengeheimnisse des Menschen bloßlegend, aber dem Tode näher als dem Leben. Menschen in ewigem Glühen, ewigem Aufruhr, ewigem Himmelsturm. Im Alltag wirken sie, beschattet von den breitbeinigen Wirtschaftsgötzen, umkreist von den braunen Heerscharen der Arbeiter, wie Seiltänzer im Feuerwerksregen auf hohem Turmseil. Und doch sind sie irgendwie Ausdruck dieses chaotischen Zeitabschnittes, wo die rote Fahne des Wahnsinns mit der schwarzen der Vernichtung eine unerbittliche Schlacht auskämpft. Dieser Kampf, von solchen Akteuren geführt, hat auf der neuzeitlichen Schaubühne den denkbar günstigsten Hintergrund. Unruh ist und bleibt Dramatiker. Mit den Offizieren begann er noch halb naturalistisch, halb kleistisch. „Ein Geschlecht" erst, das Werk, das ihn zum meistgespielten Bühnenautor des Jahres 1919 aufrücken ließ, hat die originale Handschrift. „Platz", der zweite Teil der Trilogie, ist nur eine Bestätigung. In Unruh manifestiert sich die Demokratie von 1918. Der Dichter greift häufig in die Politik ein. Durchaus nicht zu seinem Schaden. Das ist beste rheinische Tradition, selbst wenn man von Freiligrath und Kinkel, die mehr politische Rhetoriker als politische Dichter waren, absieht.

Starke Hoffnungen setzte man um 1915/19 auf Walter Hasenclever (geb. 1890 zu Aachen). In der Tat: der zweite Gedichtband Hasenclevers, „Der Jüngling", brachte einen ungemein frischen,

dabei leicht schwärmerischen Ton in die Lyrik dieser kritischen Jahre um 1913. Ein neues Dichtergeschlecht, geführt von Heym und Werfel, rückte heran und bereitete den politisch revolutionären Spannungen den Boden. Der amerikanische Dichter Walt Whitman (freilich schon ein Menschenalter früher auf dem Plan) und Rimbaud, das von Besessenheiten strotzende Genie des jungen Frankreich, begannen in Europa zu wirken. Hasenclever (wie auch die jüngste deutsche Dichtung überhaupt) sind ohne diese Lehrmeister nicht zu denken. Gewiß drängte Hasenclever über die mehr gütigen Manifeste Whitmans hinaus, mußte den Demos höher treiben als junger Mensch von 1913 und entlud sich in einer wilden Explosion in dem Drama „Der Sohn". Hier geraten die gewachsenen Ansprüche zweier Generationen aufeinander und siegen muß die im Sozialen fortschrittlichste Partei. „Der Sohn" war drei, vier Jahre lang ein ungeheurer Bühnenerfolg. Sein Pathos entzündete die ganze um Hasenclever gruppierte Generation. Erst die politischen Auswirkungen des Weltkrieges, mit ihren viel höher gestaffelten revolutionären Spannungen, verdunkelten den Aufruhr einer jüngsten Generation gegen die konservativ ältere. Aber auch in diesem hitzigen Kampf der Geister stand Hasenclever seinen Mann und betonte (allerdings mit wenig Glück!) den politischen Dichter. Das Pathos entpuppte sich als Rausch; die revolutionäre Gesinnung blieb im Gehirn stecken.

Im Drama versuchte Hasenclever sich mit neuen Stilformen dem Tempo der chaotischen Zeitgeschehnisse anzupassen. Er experimentierte aber höchst unglücklich, und brachte es, weil hierzu die schöpferische Substanz nicht ausreichte, nur zu einem Mischding aus Schauerballade und Filmtrick.

Eine ganze Reihe von Dichtern folgt nun, deren bisheriges Werk durchaus eine eingehende Betrachtung verdient. Ich nenne hier zuerst: Josef Winckler (geb. 1881 zu Rheine). Er begann 1914 mit den „Eisernen Sonetten", zeigte das rasende Tempo seiner nach oben strebenden Entwicklung im „Irrgarten Gottes" auf und verblüffte als ein ganz und gar fertiger Dichter mit dem „Chiliastischen Pilgerzug". „Der tolle Bomberg", ein Schelmenroman, wurde 1924 der größte Bucherfolg des Jahres. Von Josef Winckler in gewisser Weise abhängig ist der Gladbacher Kesselschmied Heinrich Lersch (geb. 1889 zu M.-Gladbach). Hier haben wir es mit einem frischen Naturtalent zu tun. Er gibt reine Gesinnung, vorzugsweise in lyrischer Form. Künstlerisch gewertet, fehlt seinen Gedichten stets das letzte Zeichen originaler Form. Auch in seiner Prosa bleibt er der triebhafte Autodidakt. Jakob Kneipp (geb. 1881 zu Moshausen) hat sich nicht so sehr den Erlebnissen der Industrie verschrieben, als vielmehr mit Inbrunst der Scholle. Er vertritt im Kreis der Nylandleute das bäuerische Element. Er ringt mit Gott und der Natur, ist beschaulich, hymnisch und gläubig. Einflüsse des Wuppertals lassen sich bei Armin T. Wegner (geb. 1881 zu Elberfeld) nicht leicht nachweisen. Wegner ging von dem Erlebnis der großen Städte zuerst aus. Jedoch war er hier mehr ein Schilderer denn ein Verdichter der sozialen Spannungen. Das „Mitleiden" bei ihm war ganz auf den pathetischen Aufschrei „Ecce homo" gestellt. Erst, nachdem er durch die vielfachen Höllen des Krieges gegangen war, ist er tiefer, feinhöriger und vor allem besessener von den Visionen schöpferischen Erlebens geworden.

Auch um den Nachwuchs braucht man nicht zu bangen. Verheißungsvolle Talente wirken für den Fortschritt künstlerischer Gestaltung des inneren und äußeren Lebens. Ich erwähne vor allem: Curt Moreck (geb. 1888 zu Köln), Paul Mayer (geb. 1889 zu Köln) und Robert R. Schmidt (geb. 1893 zu Elberfeld).

III.

Dieser Querschnitt durch die neuere rheinische Dichtung beweist schon durch die stattliche Reihe von literaturgeschichtlich bedeutsamen Namen, daß es sich hier nicht um eine lokalpatriotische Aufpulverung von Nebensächlichkeiten handelt, die in dem größeren, bis an die Grenzen der Erde gelagerten Kreis keinen Widerhall finden. Natürlich ist es müßig, andere Gaue des Vaterlandes zum Vergleich heranzuziehen, um festzustellen, welche Landschaft der anderen den Rang abläuft. Daß aus rheinischem Mutterboden diese qualitative Fülle von Dichtung hochgewachsen ist, genügt uns zur Feststellung, wie tief auch hier Menschen von seelischen Erschütterungen durchfurcht sind, und ihre schöpferischen Spannungen zum Erlebnis steigern konnten. Spiegelfechterei und nichts anderes bedeutet es, würde man von rheinischer Dichtung als einem speziellen Typ sprechen. In bürgerlicher Welt stellt man sich den Rheinländer als einen lied- und weinfrohen Menschen vor; denkt dabei an den Karnevalseifer und das Gewimmel von Gesangvereinen auf diesem Erdfleck. Nichts von dem ist in rheinischer Dichtung spürbar. Wohl haben laienhafte Reimschmiede und Vereinsspaßmacher sich solcherlei Note zugelegt für den Hausgebrauch; wie die Sachsen ihren „Bliemchen" und der Berliner die „Schnauze". Wenn man schon eine Besonderheit, gewachsen aus der Besonderheit der Landschaft, den kulturellen Eigenarten und wirtschaftlichen sowohl wie soziologischen Lagerungen, als typisches Merkmal für rheinische Dichtung, konstruieren will, dann wäre wohl das Zutreffendste, den gewissen romantischen Zug zu beachten. Doch auch demgegenüber kann man mit gleichem Recht gotische Elemente stellen. Man braucht nur den Namen Stefan George zu nennen, und hat einen Künstler, der dem Baumeister des Domes mit einer gläubigen Intensität nachstrebt, wie kein zweiter Dichter deutscher Zunge, seit Goethe. Weil er in ein so enges Kapitel „Rheinische Dichtung" überhaupt nicht zu rangieren ist, und schon ganz und gar in die Weltdichtung hinüber mündet, unterblieb auch eine Würdigung seines Werkes. An Stefan George aber ist am ehesten zu ermessen, mit welchen Säften die Landschaft den eingeboren Dichter nähren kann, hat er die Empfangsorgane für diese ungeheure Fülle von Geschehnissen über und unter der Erde.

Rheinreise

Notizen von Robert Breuer

Am Anfang waren die Römer. Jedesmal, wenn man den Rhein abwärts fährt und rechts und links des Flusses die Städte besucht, empfängt man die Ueberzeugung, daß am Anfang der deutschen Kultur das Rom Julius Cäsars steht. Die Volksschule bemüht sich zwar noch heute, die Täuschung zu verbreiten, daß mit der Schlacht im Teutoburger Walde die Herrschaft der Römer in Deutschland ihr Ende erreicht habe. Das

ändert aber nichts an dem Umstand, daß diese Römer noch viele Jahrhunderte nach Hermanns vernichtendem Siege den deutschen Rhein beherrschten. Die Spuren, die zurückblieben, sind überwältigend. Von dem, was ihnen vorausging, behielt kaum irgend etwas Bedeutung. Die römischen Legionen vernichteten die Barbarei der Horden und Stämme; Rom pflanzte die Produktivität festen Staatswillens. Die architektonischen Formen, die die Römer am Rhein in Resten machtvoller Bauten, in Götterbildern und Hausgerät hinterließen, sind Vorläufer der Gegenwart; die germanischen Altertümer der gleichen Zeit blieben ohne solche Fernwirkung und sind nur noch Kuriositäten. Von der Basilika in Trier führt eine gerade Linie zu den Industriebauten des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Bogenspannungen des Kaiserpalastes, die weitausladende Raumumfassung der Arena gehören dem gleichen architektonischen Denken wie die Bahnhofshallen und andere Großbauten der Gegenwart. Beinahe möchte man sagen, daß die moderne Architektur, daß Peter Behrens und Poelzig die Vollstrecker, aber auch die Empfänger dieser römischen Rheinbauten sind. Man tut jedenfalls gut, für eine Rheinreise des Julius Cäsars Geschichte vom Krieg in Gallien in die Tasche zu stecken: „Als nun Cäsar eine Botschaft an das sigambrische Volk sandte, erhielt er zur Antwort: am Rhein höre Roms Herrschaft auf. ... Aus allen diesen Gründen war Cäsar entschlossen, über den Rhein zu gehen. ... Innerhalb zehn Tagen, nachdem er mit der Herbeischaffung des Holzes angefangen hatte, war der ganze Bau der Brücke fertig. Das Heer ging über den Strom, und Cäsar nahm seinen Weg gegen das sigambrische Gebiet." Der Marsch der Kohorten ist noch heute hörbar. Der erste umfassende Kulturwille, der sich am Rhein auswirkte, war der Wille Roms. Allein die Bäderanlagen, die in Trier übrigblieben, beweisen, wenn man sie etwa mit dem Waschnäpfchen der Königin Luise, das auf dem Schloß der Pfaueninsel zu sehen ist, vergleicht, das Entscheidende. Von den Germanen, Franken, Galliern, Sigambern blieb für Weltwissen und Lebensführung nicht viel mehr, als was das gegenwärtige Nordamerika von den Indianern aufzuweisen hat. Es ist darum auch nützlich, während der Rheinreise im Lederstrumpf zu lesen.

*

Ueber Deutschlands Beruf zur Weltmacht belehrt ein geringfügiges Erlebnis. Durch die Porta Nigra, diesen Triumphbogen römischen Bauwillens, dem der erste Napoleon wieder zur Freiheit verhalf, als er die barocke Kirche, die um den Römerbau herum aufgeführt worden war, abtrug und so die Majestät der antiken, unsterblichen Bogen wieder auferstehen ließ, durch diese Porta Nigra schlendert ein Spahi, ein von französischer Kolonialmacht unterjochter Afrikaner. Ein Mann der Besatzung. Man muß sich das ganz kalt vergegenwärtigen: der römische Triumphbogen, den Napoleon freilegte, und der Spahi, dem Foch die Einreise verschaffte. Die Kontinuität dieser Vorgänge hat beinahe etwas Gesetzmäßiges. Jedenfalls: der Weg zur deutschen Freiheit scheint von der Geschichte tragisch lang bemessen zu sein. Darf man darauf verweisen, daß um die Porta Nigra und den Spahi an die zweitausend Jahre kreisen?

*

Die Besatzung ist überall grausam zu spüren. Es bleibt etwas Unvergeßliches, hoch oben auf Ehrenbreitstein die Trikolore zu sehen. Diese Festung hat gewiß seit langem nicht die geringste militärische Bedeutung;

aber der Rhythmus, mit dem die Forts in den Felsen hineingebaut sind, der Rhythmus, mit dem sie sich felsenhaft schichten und türmen, ist bezwingend, ist Trotz und Widerstand: sie sollen ihn nicht haben . . . Und jetzt weht die Trikolore darüber. Das Denkmal, das am deutschen Eck, dort, wo die heitere Mosel in den starken Rhein fließt, zu sehen blieb, ist genau so gut und genau so schlecht wie alles, was Bruno Schmitz gebaut hat, Rheingoldromantik, muskelmännisch vorgetragen. Immerhin, wenn man den Blick aufwärts schickt: hoch oben, Rhein und Mosel, Coblenz und weithin, das Land beschämend, die französische Flagge sieht, kann und muß man begreifen, daß diese Besatzung nicht dazu dient, eine wirklich fruchtbare Rheinpolitik einzuleiten. Auch die Farbigen werden sobald nicht vergessen sein. Es ist schon gut, sich daran zu erinnern, daß diese Anamiten und Marokkaner mißbrauchte Sklaven des militarisierten Kapitalismus sind; aber, ich bitte sehr, was nutzt das. Solche Einsicht kann ihnen nicht nahegebracht werden, und selbst wenn dies möglich wäre, sie würden sie nicht einmal verstehen. Sie sind Besatzung und nichts weiter. Dicht bei Bacharach manövrierte eine französische Fuhrparkkolonne, längs des Flusses standen in Gruppen braune Kerle im roten Fez. Das geht nun so seit sechs Jahren und wird in einem Teil des besetzten Gebietes noch zehn Jahre so weitergehen. Wer ist stark genug zu glauben, daß der Gedanke, den Fritz v. Unruh so schön, so bogenspannend in seinem „Heinrich", die gemeinsame Schuld erkennend, mit ethischem Pathos gestaltet, wer glaubt, daß dieser Gedanke von denen mitgedacht werden wird, die durch beinahe zwei Jahrzehnte Fuhrparkkolonnen in Stahlhelm und Fez zu den hellen Fanfaren des Eclairon manövrieren sehen? Aber die Engländer; sie wirken weniger schroff, weniger provozierend. Sie sind gewiß korrekt und sachlich. Aber es gibt doch einen Schlag, wenn man an einem Tag, wo man in der Zeitung las, daß die Chinesen wegen des Plakats, das ihnen und den Hunden irgendwohin den Eintritt verbietet, Revolution machen, in Köln mitten im Zentrum einen Anschlag liest: Deutschen ist der Eintritt streng verboten. Im Kölner Opernhaus gehört den englischen Offizieren eine große Loge; sie kommen dorthin, durchaus gentlemanlike, in Galauniform, ihre Damen in großer Toilette. Dabei geschieht aber etwas Unheimliches: diese Engländer sehen niemanden außer sich selbst. Die Deutschen ringsum, soweit sie nicht stumpf und blind sind, fühlen, wie sie für diese englische Herrschaft etwas nicht Vorhandenes sind, etwas Zweitklassiges, Kolonialstoff. Man hat die Engländer die Römer der neuen Zeit genannt. Hier in Köln erfaßt man die Wahrheit solches Wortes. Die Engländer blicken mit kühlem Lächeln auf die deutsche Romantik. Im Zeichen der Jahrtausendfeier ist ein großes Sängerfest veranstaltet worden. Fünfzehntausend rheinische Sangesbrüder sollen zusammengekommen sein. Sie machten einen Umzug, historische Kostüme sollten Erinnerungen lüften. Patriotischer Karneval. Die Engländer gestatteten alles; nur: die Ritter, die in blanker Rüstung von großer kaiserlicher Zeit, von Barbarossa und so zeugen sollten, durften nicht aufsitzen, sondern mußten ihre Rüstung selber schleppen. — Zur gleichen Zeit gab es in Aachen einen Umzug von Reklamewagen; pompös aufgedonnert wurde für Bier und Wein und Stiefelwichse geworben. Zwei lebendige Eisbären empfahlen ein Waschmittel. Die Straßen waren dicht gesäumt von Neugierigen. Die Belgier standen harmlos dazwischen; sie kennen diese Leidenschaft am Cortège, am

Fest des Cartiers. Unbekümmert und naiv amüsierten sich Besetzte und Besatzung. — Das Kölner Sängerfest aber mag den Engländern doch einen starken Eindruck deutschen Volkswillens hinterlassen haben. Ob unter diesen Sängern auch noch soviel Spießbürger, ob unter ihnen ungezählte selbstbewußte Proletarier gewesen sein mögen: es waren gedrängte Massen, die stundenlang vom Ausstellungsgelände her über die breite Rheinbrücke zurückströmten, die unter Gesang die Straßen durchzogen und die bis tief in die Nacht hinein, in Gruppen aufgelöst, Heimatlieder sangen. Das war nicht solch siegtrunkenes Bild wie der Nachtsang der Tausende vor dem flammenden Mailänder Dom am ersten Jahrestage des Marsches auf Rom; aber das war doch ein naturgemäßes Ausatmen geknebelter Volkskraft. Das war etwas, was vielleicht doch stärker sein könnte als die römischen Bogen, das war das, woran die Separatisten gescheitert sind. Das war Volksgemeinsamkeit im Unglück.

Auf dem Rhein schwimmen jetzt viele Schiffe unter französischer Flagge; sie sind zumeist in Straßburg stationiert. Auch die belgische Flagge ist viel zu sehen. Vor dem Kriege gab es neben der deutschen Flagge eigentlich nur die niederländische. Die Rheinschiffahrt ist stark internationalisiert worden. Wenn aber die deutschen Schiffe einander begegnen, so schallt von einem zum andern ein Hurra.

*

Die Gotik ist französischen Ursprungs; aber sie ist zugleich die erste selbständige nachrömische Ausdrucksform. Sie ist es auch für das Rheinland. Das Romanische ist nur eine Abwandlung Roms. Auch Karl der Große, um den sich Deutsche und Franzosen streiten, ist kulturell betrachtet, ein Nachrömer. Die Mission der Kirche und des Staates wurde gegen die Heiden und gegen die Germanen geführt. Die Toga hatte sich in die Kasel gewandelt und statt des goldenen Siegerkranzes glänzten Tiara und Mitra: Rom marschierte zum zweitenmal. Das heutige Rheinland ist seine stärkste Burg. Die Dome und Bischofssitze zeigen unsterbliche Macht. Man verlernt während solch einer Fahrt von Mainz nach Köln und Aachen, von Speyer und Worms nach Trier (wenn man es nötig gehabt haben sollte) jede Illusion, daß es möglich sein würde, morgen oder auch nur übermorgen die Macht der römischen Kirche zu brechen. Rom herrscht. Dennoch ist die Kirche unproduktiv geworden; sie hat nicht mehr die Kraft, wie einst die Basilika in den romanischen, in den gotischen Dom zu verwandeln; sie hat nicht mehr die Kraft, wie einst das Haus des Gottes auch durch die Fleischeskraft des Barock hindurch zu wandeln, und die Monstranzen und Paramente in der Glorie weltlicher Herrschaft aufstrahlen zu lassen. Die unvergeßliche Ausstellung zu Köln, diese gleißende und funkelnde Parade der Kirchenherrschaft wirkt überwältigend, zeigt aber zugleich, daß, unbekümmert um die unleugbare Gegenwartsmacht der Kirche, ihre Produktivkraft erloschen ist. Es ist der Kirche nicht möglich, auch nur annähernd Formen zu leisten, wie sie diese Zeitalter des Romanischen, des Gotischen und des Barocks mit natürlicher Eruptionskraft aus sich herausströmen ließen. In Aachen, im Kaisersaal, wo auch viel Interessantes aus den fruchtbaren Jahrhunderten der Kirche zu sehen ist, hat ein Goldschmied modernes Altargerät zu zeigen; es sind klägliche Nachdichtungen. Die Formkraft der Kirche ist erloschen, genau so wie es die Formkraft der Könige und Fürsten ist. All diese Reste der Burgen, all diese Schlösser, all diese Dome, denen man

während einer Rheinfahrt begegnet und deren Abbildungen, instruktiv geordnet, auf der umfassenden Kölner Ausstellung zu sehen sind, alle diese Denkmale zeugen von Gewesenem. Die Gegenwart aber und deren Herrschaft wird vielleicht am sinnfälligsten durch ein Modell, das in der Industrieabteilung der Ausstellung steht, dargestellt. Dies Modell zeigt die Schächte der Kohlengruben über das ganze Gebiet des Rheins und der Ruhr. Wie einst in die Höhe, so strebt der Mensch jetzt in die Tiefe. Die Kraft, Dome und Türme gegen den Himmel zu schicken, ist erloschen; mit um so gewaltigerer Kraft stößt der Mensch durch Feuer und Gas, durch die Schrecken, die der vorzeitige Mensch in der Hölle sah, hinab zu den Urwerten der Gegenwart, zu Kohle und Eisen.

Die Gotik war die Vorsehnsucht des modernen Menschen; sie war die Gefühlseroberung der Natur. Die Reliquienschreine, die auf der Kölner Ausstellung wohl zum erstenmal in solcher Zahl und in solchem Reichtum zu sehen sind, gehören dem Gefühl nach noch vollkommen einer Jenseitswelt; die Bilder der Kölner Schule, auf denen der Goldgrund langsam, aber unbedingt verschwindet und den Abbildern der Wiesen und Wälder, des sonnigen und des durchsternten Himmels Platz macht, zeigen das Eindringen der Natur in diese Jenseitswelt und die Befreiung des Menschen zur Erde. So leuchtet Sieghaftes aus den Tafeln des Stefan Lochner, aus dieser Maria mit dem Veilchen, aus dieser deutschen Frau, die alles Göttliche abgelegt hat und eine besonders schöne und anmutige von Millionen Müttern ist. In diesem Stefan Lochner, dessen Malerei allein schon einen Besuch der Kölner Ausstellung verlohnt, erleben wir etwas, was neben der ehernen Zweckform Roms etwas absolut Neues ist, eine andere Art von Seele, etwas, was zu Goethe, zu Darwin, aber auch zu Siemens hinführt. Dieser Stefan Lochner ist neben Julius Cäsar gestellt: das Deutsche.

*

Die Gotik zerbrach nicht nur die Antike, sie zerbrach auch die Herrschaft des einzelnen. In der Gotik kommt nicht nur die Natur, kommt auch die Masse, zunächst das Bürgertum zur Herrschaft. Nicht der einzelne baute den gotischen Dom, die Stadt baute ihn. Die Zeit des Eisens aber konnte erst anbrechen, als das Bürgertum in Selbständigkeit erstarkt war. Während die Kirche und die Könige ständig an Produktivkraft verloren, gewann das Bürgertum die Führung. Die Ausstellung in Düsseldorf, die einen Ueberblick über hundert Jahre rheinischer Malerei gibt, gibt zugleich den vortrefflichsten Beweis für das Dogma von der künstlerischen Produktivität der herrschenden Klasse. Diese hundert Jahre sind bürgerliche Malerei; sie werden bestimmt durch das Bildnis des gutgearteten, des für das Jahrhundert maßgebenden, seine Produktion lenkenden, seinen Reichtum sammelnden Bürgers. Diese Malerei zeigt auch in der Landschaft, zeigt noch mehr in der Episode die Art des bürgerlichen Sehens und Empfindens. Das Jenseits ist überwunden und beinahe vergessen; es hat sich in Sentimentalität, in Mondschein, verwandelt. Das Entscheidende bleibt die Freude an behaglichem Besitz, am Spaziergang nach getaner Arbeit, am Genießen einer ungefährlich gewordenen Natur. Da gibt es nicht mehr die Dämonen und Fratzen des gotischen Doms, da gibt es nicht mehr das eine, angebetete Veilchen der Kölner Meister, da gibt es in breiter Selbstverständlichkeit den entgotteten, den zum Park werdenden Wald.

*

Ein Bild der Düsseldorfer Ausstellung greift in die Zukunft. Ein Bild von Hasenclever: Arbeiter vor dem Magistrat irgendeiner Stadt. Pinselstriche, die impressionistisch zu wirbeln beginnen. Erstes Ahnen eines Neuen, eines Heraufkommenden. Die Bürgerkultur des Rheinlandes ist heute noch stark und zeugend. Bemerkenswert sind die Bauten, die in den großen Städten rechts und links des Stromes für Industrie und Handel aufgerichtet werden. Aus solch einem Turmhaus in Düsseldorf spricht gewaltig und unwiderstehlich der ungebrochene Wille des Kapitalismus. Das Proletariat, ohne das dieser Kapitalismus nicht vorhanden sein könnte, fand noch nicht die Kraft zur architektonischen Form. Siedlungsbauten, Volksparke, Gewerkschaftshäuser, wie sie auf der Kölner Ausstellung in Photographie und Modell zu sehen sind, gehören bestenfalls zum ersten Vortrab solcher Produktivität des Proletariats.

•

In einer Vitrine der Kölnischen Ausstellung liegt die Urkunde über ein zehnjähriges Bündnis, das Kurfürst Joseph Clemens von Köln am 12. Juli 1701 mit Ludwig XIV., dem Mordbrenner von Heidelberg, abschloß. Das Dokument einer kennzeichnenden Episode aus dem tausendjährigen Deutschsein der Rheinlande. Dieser Strom, seit zweitausend Jahren heiß umstritten, war in Wirklichkeit und gewiß für die kulturelle Entwicklung nie Grenze, sondern: Aktionsachse, von vielen trächtigen, aus den verschiedensten Wurzeln wachsenden Strängen umsponnen. Immer wieder, im heiligen Achtseit zu Aachen, vor den silbernen und goldenen Gebeinschreinen, vor dem Schmiedewerk aus Edelmetall des Romanischen, vor dem Emaille und dem glitzernden Steinwerk erlebt man: Ravenna, Byzanz, Orient. Nirgends in Deutschland ist das internationale Gespinst der Künste und der Kultur bunter und inniger als am Nationalstrom.

Von Hambach bis Bruchsal

Vormärz und 1848 im Spiegel der Jahrtausendausstellung

Von Georg Beyer

In Köln, drüben in den Ausstellungshallen, begibt sich Tag um Tag ein seltsames Schauspiel. Tausende von Männern und Frauen, Burschen und Mädels wandeln durch ein Stück lebendiger deutscher Geschichte. Was ihnen bisher ein totes Datum war, ein Wissen ohne Farbe und Sinn — auf dieser Ausstellung, die das allzu leere Gepräge der rheinischen Feste vergessen macht, wird es Urkunde und Dokument. Hier erleben sie ein Stück vom Heiligen Römischen Reiche in seinem großen Konservator, der deutschen Kunst. Hier spüren sie, was die Kirche war im deutschen Mittelalter: geistiger Siegelbewahrer, Führer der Künstler und Baumeister. Und hier wird ihnen ganz Anschauung, was kein Buch und kein Wort ganz glaubhaft machen kann, — wie im deutschen Schicksalsbuch Kaiser und Fürst, die alleinige Macht der Faust und der Seelengewalt der Kirche, langsam dem Menschen- und Freiheitsrecht der Untertanen und Gläubigen Raum geben mußten. Die Allgewalt der „Persönlichkeit" wurde abgelöst vom Volke und seiner „Bewegung". Im 19. Jahrhundert führte diese Entwicklung zur ersten gewaltsamen Auseinandersetzung.

Vom Rhein her hat die deutsche Einheits- und Freiheitsidee ihren Siegesmarsch nach dem ganzen Deutschland angetreten. Ihr Banner haben zuerst die Franzosen in den Ländern am Rhein

aufgepflanzt! Diese zwanzig Jahre französischer Besetzung hinterließen unverwischbare Spuren. Während drüben Deutschland in der Hut ungezählter Monarchen schlief, und der friderizianische Krückstock jeglichem rebellischen Landeskinde die rechte Gesinnung beibrachte, wurde hier an der Westecke die muffige Absolutistenstube des zersplitterten Fürsten-Deutschland gründlich ausgelüftet. Dafür gibt die Jahrtausendausstellung eine Anzahl anschaulicher Beweise: Verfügungen, die alte Zöpfe zum Wackeln brachten, Bilder und Urkunden. Bis heute sind in der kölnisch-rheinischen Mundart eine Unmenge von Wörtern und Begriffen haften geblieben, die dem Französischen entstammen. Es gibt noch unendlich viele „Schängs" (Jeans), man deckt sich nur mit „Plumeaus" zu, und in einigen Straßen Kölns stehen die französischen Namen noch von alters her friedlich neben der deutschen Bezeichnung. „Freiheitsbäume" wurden 1794 in Köln und anderswo aufgepflanzt, wie man auf hübschen Kupfern und Lithos sieht. Wie stark der nationale Abwehrkampf zu Beginn des 19. Jahrhunderts von freiheitlichen Ideen erfüllt war, das lehren uns Goerres, Arndt und ihre Schriften, die deutschen Rheinglauben mit dem deutschen Einheitsziel in leidenschaftlichem Aufbegehren verknüpften.

Die „Heilige Allianz" deckte die Pickelhaube über alle Versprechungen, die man dem deutschen Volke im Verlauf der „Befreiungskriege" gegeben hatte. Am Rhein hat das große Wetterleuchten des Vormärzes begonnen mit dem Signal der Ermordung Kotzebues (1819). Man kann diese rührend schaurigen Bilder des jungen Sand, die den Mörder im Stile der Neuruppiner Bilderbogen preisen, nicht vergessen. Es ist eine Zeit, die den Freiheitswillen des geknechteten und betrogenen Volkes mit der Sentimentalität des Biedermeiers vereinte. Unter Himmelsgewölk steht Sand auf einem dieser Blätter, nach der Hinrichtung erlöst, begleitet von diesen Worten:

„Viel goldne Bilder sah ich um dich schweben,
Das schöne Traumbild ward zur Totenklage, —
Mut — Mut, was ich so treu am Herzen trage,
Das wird ja doch auf ewig mit mir leben.

Es hat gelebt! Dreizehn Jahre später loderten die Flammenzeichen des Hambacher Festes, dem die Jahrtausendausstellung eine kleine Sonderabteilung mit vielen Dokumenten und Illustrationen gewidmet hat. Das rheinische Bürgertum, das die Fesseln des feudalistischen Altpreußentums schon aus ökonomischen Gründen nicht ertragen wollte, die Beckerath, Camphausen, Mevissen gingen ein Stück Wegs mit der rebellischen Jugend, die von der Philosophie her den junkerlichen Koloß stürzen wollte. Der „rote Becker", einst Karl Marxens Freund, später weinfroher Oberbürgermeister Kölns, taucht auf. Seltsamerweise fehlt die „Rheinische Zeitung" von 1842, die wichtigste publizistische Erscheinung jener Jahre. Als ihr Chefredakteur focht Karl Marx seinen denkwürdigen Kampf mit der preußischen Zensur aus. Und das Studium wirtschaftlicher Probleme, die Lage der rheinischen Bauernvereine, führte den Jung-Hegelianer dem sozialistischen Erkennen und Bekennen entgegen.

Die Märztage von 1848, denen eine besondere Abteilung gewidmet ist, sind literarisch so ausgeschöpft, daß man meist Bekanntes begrüßt. Aber das Dokument im Original fesselt den Blick immer wieder. Welche Fülle bewegter Karikatur ist in den wenigen Monaten bis zum

Sieg der Reaktion geschaffen worden! Eine große Anzahl guter Blätter, vor allem solche, die dem Frankfurter Parlament und seinen schlafenden Professoren gewidmet sind, beweisen galligen Witz der Griffel, — freilich auch, daß der deutschen Erhebung ein Daumier und die Kunst der Lithographie fehlte, die im damaligen Frankreich längst zur höchsten Vollendung gediehen war. Nur verhältnismäßig wenige der zahlreichen sozialistischen Arbeiterblätter, die vor und nach 1848 in Köln und anderswo wie Pilze aus dem Boden schossen („Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit", „Verfolger der Bosheit" usw.) werden gezeigt. Unter ihnen ist der „Wächter am Rhein", Exemplar vom 18. Februar 1849, mit dem Bericht vom Prozeß gegen Rinkel und einem Gedicht, das „Fast Nacht und Fastnacht", „Fast Tage und Fasttag" in boshafte politische Beziehung, die sich aus dem Sieg der Konterrevolution ergab, zu einander bringt. Die rotgedruckte Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung" vom 19. Mai 1849, mit dem Gedicht Freiligraths gegen die „Westkalmücken", ist das lebhaft betrachtete Glanzstück dieser Abteilung. Daneben liegt ein Konfidenzbericht über die Tätigkeit von Karl Marx in London, eine Wonne für den Polizeischnüffler. Und natürlich sieht man auch eins der berühmten Hecker-Bilder, wie sie nach der Niederschlagung des badischen Aufstandes massenweise im Umlauf waren. Mit seinem riesenhaften Hute angetan, steht der Volksheld kühn im Kampf mit den Preußen, und der Dichter des Liedes berichtet:

Also ist's in Baden gangen:
Wer nicht fiel und nicht entfloh,
Ward vom Militär gefangen,
Liegt bei Bruchsal auf dem Stroh. —
Ich bin ein Spielmann bei den Hessen,
Der kann Baden nicht vergessen, —
Der den Feldzug mitgemacht,
Hatte dieses Lied erdacht.

Ueber all diesen Dokumenten hängen schwarz-rot-goldene Fahnen, die sie dereinst im Sturm vorantrugen, von Pulver geschwärzt, von der Zeit zerknittert und zerschlissen. Die Tausende, die alltäglich an ihnen vorbeiwandern, sehen einen Augenblick hinauf, und der Führer erklärt: „Da hängt die alte Freiheitsfahne"... Wann, deutsche Republik, wirst du mit deinen Symbolen nicht nur einen Augenblick an das erinnern, was vor achtzig Jahren war? Wann wirst du die Herzen dieser deutschen Gegenwart gewinnen?

Einen Augenblick sei Halt gemacht vor einem der vielen Porträts. Es gibt Dr. Andreas Gottschalk wieder, einen Kölner jüdischen Arzt, der in den Revolutionsmonaten anerkannter Führer der Kölner Arbeiterschaft war und sich innigster Zuneigung dieser frühen Pioniere erfreute. Als sich der Kölner Gemeinderat unter dem frischen Eindruck der Pariser Märzrevolution am 3. März versammelte, wurde der Saal von einigen hundert jungen Arbeitern gestürmt. Ihr Führer war Dr. Andreas Gottschalk, dem später mit den Artillerieleutnants v. Nillich und Annecke der Prozeß gemacht wurde. Ende Dezember wurden sie allesamt vom Schwurgericht freigesprochen, nicht zuletzt dank des glänzenden Plädoyers ihres Verteidigers. Dies war der Liberale Dr. Wallraf, der Vater des späteren Kölner Oberbürgermeisters und heutigen deutschnationalen Wortführers. Der Sohn hat vielleicht die Rhetorik, aber nicht die Gesinnung seines Vaters geerbt. Dr. Gottschalk, ein

opferwilliger Freund der Armen und Enterbten, starb schon 1849 mitten im Beruf als Opfer der Cholera. Auf seinem von der Kölner Arbeiterschaft getreu erhaltenem Grabe in Köln-Melaten liest man:

Eins ist nötig:
Daß das Gute stets geschehe,
Ob man falle oder stehe
Ist und bleibt dann einerlei.

Einige Schritte weiter: dort hängen gute Porträts von Marx und Engels, Moses Heß, Bebel und Ludwig Frank, neben ihnen die Führer der anderen Parteien aus dem Rheinland, Reichensperger, Bassermann, Trimborn. Alle Parteien wurzeln in ihrem Streben mit dem wirtschaftlich und kulturell regsamsten Wesen, mit Ausnahme des Konservatismus. Unter Franks Bild liest man die seltsame Bemerkung: „Führer der Revisionistengruppe." Es ist, als ob der Leiter dieser Abteilung noch ein altes Klischee im Kopf gehabt hätte.

Rheindichtung, Frankfurter Parlamentsgeschichte aus der „Frankfurter Chronik", der Kampf gegen die Bismarckschen Maigesetze von 1874, die Gefangennahme des Erzbischofs Paulus Melchior von Köln — überall Kapitel aus der Tragödie der deutschen Demokratie, aus den immer wiederkehrenden Versuchen, Kanonen und Kerker gegen den Willen des Volkes zu setzen. Mit großem Geschick ist man jeder Hohenzollerei aus dem Wege gegangen, die auch nur im bescheidenen Umfange demonstrativ wirken könnte. Ein Lenbach-Porträt des alten Wilhelm, ein paar Monumente seiner Paladine — das ist alles. Wer irgendwie eine schmetternde Fanfare zum Kampfe gegen den „Erbfeind" erwartet hatte, kommt nicht auf seine Rechnung. Es versteht sich, daß einige Blätter der Rechten, die sonst alles herrlich finden, Zähren vergossen ob des völligen Fehlens der herrlichen Zeit von 1900 bis 1914, da Exzellenz Wallraf als Oberbürgermeister Kölns vor Wilhelm des „Rheines grünes Gewelle" besang, als es zum Ruhm der Hohenzollern lichterloh funkelte.

*

Hat man diese Säle passiert, dann sucht man im Geiste nach der großen Brücke, die das Erlebnis des 19. Jahrhunderts mit unserer Gegenwart verknüpft. Man sieht die politische Linie klar, „wie es kommen mußte". Aber man fühlt auch erbittert, daß die deutsche Einheit und die deutsche Freiheit, die wir endlich errungen, nicht so in den Herzen wiedergeboren wurde, wie sie um des Jahrhunderts Mitte in lodernder Glut in den Besten flammte. Die große Bezwingerin, die Idee, braucht den Glauben, wenn sie Seelen gewinnen will. Sie braucht den Willen, die Begeisterung und den Idealismus, der uns jedes Bekenntnis zum gemeinsamen Volkstum läutert.

Die Jahrtausendfeier und die Jahrtausendausstellung der Rheinlande legen Kränze auf Erinnerungen. Den Puls der Gegenwart hören wir schlagen in einem freien Werk des Geistes: in Unruhs „Heinrich aus Andernach". Hier wird der große Rheinglaube des deutschen Volkes zukunftsträchtig. Wenn nie mehr der Haß, die Rache ihr modriges Zwiegespräch führen, wenn keine Peitsche des Bruders über Brüdern, von Völkern über Völker saust, und sich die kantigen Steine der Gewalt zur Siedlung des politischen und sozialen Friedens gewandelt haben, dann erst hat der Strom seine geschichtliche Sendung erfüllt.

Die Reise ins Herz der Menschheit

Von C. F. W. Behl

Mehr kann keiner von uns sein
Als Zement
Zwischen Stein und Stein
Des Friedens ...
(„Heinrich aus Andernach")

Im Jahre 1924 fuhr der Dichter Fritz v. Unruh nach Paris, erlebte Begegnungen mit Menschen und Dingen, mit Gedanken und Erinnerungen, wurde eingeladen, empfangen und gefeiert, maß sich mit Freunden und Fremden in Debatten, die zwischen der Leidenschaft des Geistes und der heiligen Ekstase des Gefühls hin- und widerschwangen, unternahm einen Ausflug über den Kanal ins Englische und schenkte uns nun, heimgekehrt, ein Buch, so berstend übervoll vom lebendigsten Erleben, daß man sich scheut, seinen Eindruck kritisch in Worte zu fassen, und sich vielmehr versucht fühlt, es Seite für Seite den Zeitgenossen zu verkünden. Denn diese Fahrt eines Dichters über einige hundert Kilometer schicksalgezeichneter europäischer Erde war in Wirklichkeit eine Reise in die fernsten Tiefen menschlichen Seelengefildes, eine Reise wahrhaft ins Herz der Menschheit. Und das Ziel dieser Erkundungsfahrt ins Unbegrenzte: den eigenen Herzschlag mit dem der Menschheit in einen großen Einklang des Taktes zu bringen.

Man fragt sich, ob es denn überhaupt möglich sei, von diesem Buche*) berichtend, den Eindruck seiner Lektüre auch nur annähernd zu vermitteln. Denn kein noch so beiläufiges Erlebnis auf den rund vierhundert Seiten verbleibt im Aeußerlichen. Alles formt sich zum bedeutenden Gleichnis, kristallisiert sich dem Grunderlebnis des Dichters an, der „aus den Gräbern des Todes mit der Vision eines neuerkannten Lebens heimkehrte". In vielfältigen, hundertfachen Variationen begegnete es ihm auf seiner Fahrt, und sie alle wuchsen schließlich zusammen zur großen Symphonie eines dichterisch-visionären Reiseberichts. Fritz v. Unruh war kein Vergnügungsreisender, der leichten Geblüts, ohne Hemmungen, sozusagen in einem rosaroten Rausch friedlicher Gesinnung die Fahrt zu den Feinden von gestern antrat. Er hat wahrlich nichts zu schaffen mit jenen Pazifisten, die während des Weltkrieges in der Schweiz Schlagsahne konsumierten und sich nun mit gesinnungstüchtigen Schlagworten als moderne Urchristen literatenhaft auffrisieren. Er hat auf Schritt und Tritt mit Widerständen in sich zu ringen, das Erlebnis der großen Wandlung, zu der ihm der europäische Massenmord wurde, oftmals gegen die eigene Natur zu verteidigen und in immer erneuter Läuterung zu bewahren. Er fällt der Menschheit nicht in seliger Gefühlsduselei um den Hals; aber, indem er sie inbrünstig sucht, wie Diogenes mit der Laterne nach „dem Menschen" fahndend, entlarvt er die Fratzen des Scheins und Selbstbetruges, bleibt auf den glanzvollsten Festen, von bestrickend schönen und geistvollen Frauen, von klugen und verstandesbewußten Männern umringt, stets selber unbestechlichen Geistes. Er durchschaut

*) Fritz von Unruh: „Flügel der Nike", Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei, 1925.

die Ueberheblichkeit sterilen Esprits und nur das echte, starke, triebhafte Gefühl läßt er innerlich gelten.

Liebe und Schmerz sind der tiefste Ausdruck seines Buches und seine Verkündigung: der in der Liebe tätige Geist. Die politische Sendung des Dichters erkennt er darin, „die Politik des Politikers unmöglich zu machen". Er bekennt, daß nur die Liebe ihm half, den Tod zu überwinden: „eine Liebe zur ganzen Kreatur, zu jedem Halm, zu jedem Krümchen Erde, daß wir das Würmchen schonten, wenn wir unser Gewehr in der Schulterwehr einrichten mußten..."

Innerlich meilenfern, saß Unruh mitten unter den schwarzen diplomatischen Gehröcken in der deutschen Botschaft zu Paris, und dem Kommunisten Barbusse vertraut er die Konfession seines Herzens an: „Der einzelne muß in sich den Geist des Krieges töten, dann wird der Krieg auch in der Masse getötet sein!" Er weiß durch eigene Erfahrung um die Schwere, die unendliche Mühsal des Weges zum höchsten Menschheitsziel: „Das Gespenst der Vergangenheit ist nur darum so mächtig, weil der Geist der Zukunft nicht mächtiger ist in den Amtssesseln!" Und als Gleichnis richtet er die Stationen des eigenen unermüdlichen Passionsweges zur Wandlung auf. Erschütternd weiß er zu berichten, wie er, der einstige Plöner Kadett, in eiserner Zucht einer starren Tradition erzogen, die Fesseln historischer Bindung allmählich abstreifte, wie ihm „das Auge der Liebe den einst vergötterten Pomp der Geschichte, seinen ererbten Degen, schmolz im Feuer einer Flamme, die ihn immer mächtiger aus sich selber trieb". Und wir durchbeben mit ihm jenen leidenschaftlichen Kriegsurlaubstag zu Rothenburg, wo er nach heißem inneren Kampfe das eiserne Kreuz von sich fortschleuderte in die Felder.

„Das Leben Jacques ist mehr als das Werk!" — verkündet Unruh dem jüngeren französischen Freund und Musiker. Und über sein Leben setzt er das Motto einer neuen schwersten Pflicht: „Nur wer die Wahrheit sucht, findet die Kunst; wer nur die Kunst sucht, findet die Lüge!" — „L'art pour l'action!", das Glaubensbekenntnis eines schöpferischen Aktivismus ist diesem Dichter nicht ideologische Theorie, sondern Schaffens- und Daseinsinhalt. Es regiert sein ganzes Erleben und schenkt ihm die tiefsten und zartesten Erkenntnisse. So findet sich manch intuitives Wort in seinem Buche über das Verhältnis von Frankreich und Deutschland, Herzensbekenntnisse, die harmonisch zusammenklingen mit denen seines weicheren und empfindsameren französischen Bruders, Romain Rolland. Das ganze Problem Europa wird bis in seine klaffendsten Abgründe aufgerissen in einer Bemerkung seines Freundes Jacques, an der man die endgültige Prägung Unruhschen Geistes nicht leicht verkennen kann: „Deutschland ist die Quelle des Herzens! Wir Franzosen sind das Gehirn. Und Rußland? Ist es nicht das unergründlich rätselhafte Blut? Wo ist der Mann, der aus den Stücken einen Körper schafft?" Und Unruh selbst trifft mitten in den Kern dieses Problems, wenn er die Sendung Deutschlands also formuliert: „Im deutschen Wesen ringen die Dämonen von Asien und Amerika um die Seele Europas!" und: „Ich glaube, wir sollen zwischen dem asketischen DU SOLLST und dem diktatorischen ICH WILL, zwischen Gandhi und Lenin, hinein in ein ICH SOLL!"

Immer mehr und mehr aus der unversiegbaren Quelle dieses Buches schöpfen, hieße Seite um Seite mit Zitaten füllen. Scharf konturierte Charakteristiken heben sich aus ihm ab, wie die Gestalt des Plöner Mitkadetten Ludendorff. Gericht wird gehalten über Menschen, die ihrem eigenen Erlebnis nicht standhielten, wie jener Oskar von Hohenzollern, der im Grauen vor Verdun zusammenbrechend, den Menschen in sich erwachen fühlte und jetzt Paraden kriegerisch kostümierter Minderjähriger abnimmt. Vielfach steigert sich der Bericht des Dichters ins zwingend Visionäre, wie im Schloßpark zu Versailles, in einer phantastischen Londoner Begegnung mit Lehmbruck, Rodin und zwei Dirnen, oder in dem infernalischen Alptraum jener nächtlichen Pariser Straßenwanderung nach einer farbenflimmernden Abendgesellschaft, deren betäubendes Arom einer mit Geist, Erotik und Ekstase durchschwängerten Atmosphäre Unruh sinnlich vermittelt. Man fühlt hier, wie stark und hinreißend sein visionäres Erleben ist, das manchmal fast stammelnd sich verkündet. Und man bestätigt sich wiederum die Erkenntnis, daß neben Gerhart Hauptmann nur Unruh unter den Dichtern dieser Tage so machtvoller magischer Kräfte schöpferischer Phantasie teilhaftig ist. Wie sehr aber auch die Erscheinungen der Realität in seiner inneren Schau sich steigern — er gebietet, erkennend und deutend, doch immer wieder wie mit einem Zauberstab über das ungeheuer auf ihn Eindringende. So wird ihm ein Kreuz in der Totenkapelle auf Sacré Coeur zum tiefsten gewaltigsten Symbol:

„Und was ist des Kreuzes neuer Sinn? In uns selber sollen wir es finden! In der Horizontalen lebt Erde und Weib! In der Vertikalen Geist und Mann. Ohne Geist verwesen Erde und Weib! Ohne Weib bleibt der Geist: Ewigmann, Ewigtod! Erst wenn sie sich kreuzen, entsteht das Kreuz, springt die Flamme im Herzen auf und hat ihre Wohnung im Schnittpunkt gefunden!" Und ebenso steht er blitzhaft erleuchtet vor der geflügelten Nike im Louvre, die er als Sinnbild und Schutzgottheit in den Titel seines Buches gebannt hat: „Warum wir schaffen? Damit unsere sehnsüchtigen Arme in der Bläue der Vollendung zu Flügeln werden, mit denen wir Himmel und Meere umfassend leben!"

Als man diesen Dichter aufforderte, für die Jahrtausendfeier der Rheinlande ein Festspiel zu schreiben, da war die Gewißheit gegeben, daß er, alle traditionelle Konvention zertrümmernd, auch hier reines Erlebnis und, durch das Erlebnis, zukunftweisende Tat formen würde. „Heinrich von Andernach", in Cöln aufgeführt und soeben im Verlage der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen, ist die Frucht dieser Anregung. Kein historischer Mummenschanz, vielmehr im Vorspiel eine satirische Verwerfung solchen kostümierten Unterfangens. Was dem Menschen Unruh selbst begegnete, der Peitschenschlag soldatischen Uebermuts, frecher und feiger Gewalt ins Antlitz des friedlichen Bürgers, hat der Dichter zum Gegenstand seiner Handlung genommen. Der Winzer Heinrich überwindet, von der Vision des unbekannten Toten aus dem Weltkriege und von der tieferschauenden Weisheit eines Kriegsblinden mit sehender Erkenntnis eigener Schuld begnadet, den primitiven Vergeltungstrieb in sich. In der Erinnerung an persönliche kriegerische Freveltat wird ihm die läuternde Offenbarung: „Keiner weiß, wo die Schuld begann! Doch der erste, der des Fluches

unendliche Verstrickung stolz zerreißt, und allein, nur sich zum Fluch bekennend, wagt zu sagen: ‚Ich!', der hat die Schuld der Welt gelöst — und das Löwentor des Friedens aufgetan!"

„Flügel der Nike" und „Heinrich von Andernach", zu reicher Harmonie ineinanderklingend, bewähren den Menschen und Dichter Unruh als eine einheitliche, zielsichere und unbestechliche Persönlichkeit, einen Führer auf schmalstem Pfade schmerzensreichsten Aufstiegs der Menschheit zu höherer Form der Menschlichkeit.

Der als Festspieldichter die Losung wagte: „Reißt die Barbarossa-Bärte ab!", dessen Stimme klingt nun aufrufend zur letzten Ueberwindung als Beispiel und Mahnung in die Zukunft hinüber, die das Ziel seiner furchtlosen, immer noch währenden Reise ins Herz der Menschheit ist: „Die Liebe hat keinen andern Feind als den Dämon in sich selber!"

Berichtigung

In meinem Aufsatz „Reichswirtschaftsrat" in Nr. 14 der Glocke, S. 436, Zeile 21 von unten, ist an der Stelle, die sich auf die Beamten bezieht, statt des von mir gebrauchten Wortes „sie" irrtümlich der Ausdruck „diese Elemente" gedruckt. Da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, bemerke ich, daß ich ihn nicht gewählt habe. Otto Marcus, R.W.R.

„Wie unterscheidet sich gute von schlechter Politik? Gut ist die Politik unserer Freunde, schlecht die der anderen"

Nachzulesen neben seinen Anschauungen über die letzten Kriege, Jaurès, Briand, Sarah Bernhardt, Rodin, „die heilige Johanna" in dem nach 5 Wochen schon in 6 Auflagen erschienenen Werke von

ANATOLE FRANCE

DIE VORMITTAGE DER VILLA SAID

Gespräche gesammelt von Paul Gsell, Deutsch von Hans Jacob, mit einem Vorwort von Heinr. Mann. Brosch. 4.– Rm., im. Pergament 5.50 Rm., Leinen 6.50 Rm.

IN FRANKREICH BEREITS ÜBER 120 AUFLAGEN

J. M. SPAETH / VERLAG / BERLIN

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

Die Spezialbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften

R. L. PRAGER

hat seit dem Oktober 1924

2 offene Geschäfte

Berlin NW7, Mittelstr. 21 · Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 27

und pflegt in ihrem

Sortiment: Ein ausgewähltes Lager aller rechts- u. staatswissenschaftlichen Neuerscheinungen sowie der meisten älteren Werke aus obigen Gebieten, übernimmt die Zusammenstellung von Bibliographien und besorgt durch seine Verbindungen mit dem Ausland schnellstens und bestens alle ausländischen Bücher. Fast jedes neuere Buch aus dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften kann am Tage des Eingangs der Bestellung nach dem In- und Ausland expediert werden

Antiquariat: Ein ausgewähltes Lager vergriffener und seltener Werke aus dem Gebiet der Rechts- und Staatswissenschaften sowie einer großen Anzahl antiquarischer Exemplare von Werken der letzten Jahre und gibt Spezialkataloge und Verzeichnisse der Neuerwerbungen heraus. (Der Antiquariatsmarkt, jährl. 5-6 Hefte, gratis auf Verlangen)

Verlag: Die Rechts- und Staatswissenschaften und hat besonders in letzter Zeit bibliographische und zur Geschichte der Volkswirtschaft wichtige Schriften herausgebracht. (Bitte soeben erschienenen Verlagskatalog zu verlangen)

Angesichts der Rheinlandfeier

empfehle ich besonders

DEUTSCHLAND UND FRANKREICH

IHRE WIRTSCHAFT UND POLITIK 1923—1924

2 Bände / Herausgegeben unter Mitwirkung der namhaftesten deutsch. und franz. Nationalökonomen von R. KUCZYNSKI

Hauptband 411 Seiten, brosch. RM 9.—, gebunden RM 10.—

Neue Folge (mit Register über beide Bände), 266 Seiten, broschiert RM 8.—, gebunden RM 10.—

Der neue Reparationsplan

Von HAROLD G. MOULTON, übersetzt und ergänzt auf Grund des Londoner Abkommens von R. KUCZYNSKI, 96 Seiten, RM 2.—

Unsere Zeit braucht Humor!

Darum lesen Sie die neuen Bücher des schwedischen Maler-Satirikers u. Sozialisten

ALBERT ENGSTRÖMS

Seeleute und Landratten

*

Von Narren und Überklugen

*

Jeder Band mit über 300 Seiten Text und Bildern
broschiert M 3.50, in Leinen geb. M 5.-

REMBRANDT-VERLAG — BERLIN-ZEHLENDORF

MAC MAHON

FRIEDRICH WENDEL

Der französische

HINDENBURG

Mit vierundzwanzig Illustrationen nach alten Karikaturen in Kupfer-Tiefdruck
Preis 1 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT • BERLIN
SW68, LINDENSTRASSE Nr. 114

H. G. WELLS

DIE GRUNDLINIEN DER WELTGESCHICHTE

IN GANZLEINEN PREIS 20 RM
VERLANGEN SIE PROSPEKTE!

VERLAG
FÜR SOZIALWISSENSCHAFT, BERLIN SW68, LINDENSTRASSE 114

Berlin, 18. Juli 1925 Nr. 16 11. Jahrg. • 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

ROBERT BREUER:
Das Moskauer Urteil 481

ALBIN MICHEL:
Chinas Erwachen 483

VICTOR SCHIFF:
Aus der Höfle-Tragödie 485

HANNS-ERICH KAMINSKI:
Fascistica 490

LUDWIG NAGY:
Reise aus Ungarn 492

PERISKOPOS:
Bereitschaftszoll und gleitender Zoll 495

HANS GOSLAR:
Eine gerechte und notwendige Steuer . . 497

Dr. COLIN ROSS:
Das indische Problem 500

Universität und Studenten

Dr. R. v. Ungern-Sternberg: Die Industriegemeinschaft — Stefan Zweig: Der Kampf mit dem Dämon — Georg Brandes' „Jesus-Sage"

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Zum 60. Geburtstage!

PHILIPP SCHEIDEMANN

Für Volk und Vaterland

Kartoniert . . . . . Mk. 2.50
Auszüge aus offiziellen Reden und Erklärungen der Sozialdemokratischen Partei · Eine großzügige Propagandaschrift zum Thema „Landesverräter"

Der Zusammenbruch

In Halbleinen . . . . . Mk. 2.90
Anschauliche und authentische Darstellung der letzten Kaiserzeit und des Revolutionsausbruches Erlebnisse unseres damaligen Parteiführers

Ferner erschienen:

Zwischen den Gefechten, Selbstbiographisches (Vergriffen)

Papst, Kaiser und Sozialdemokratie broschiert . . . . . Mk. 0.50

Der Über-Ludendorff, broschiert . Mk. 0.15

Deutschland in der Welt voran! br. Mk. 0.15

Die rechtsradikalen Verschwörer, brosch. Mk. 1.—

Zur Ermordung Erzbergers, brosch. Mk. 0.15

Wollen wir einen Kriegsreichstag? Mk. 0.50

Justizrat Werthauer, Das Blausäure-Attentat auf Scheidemann (Politische Prozesse, Heft 3), brosch. Mk. 0.70

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Das Moskauer Urteil

Von Robert Breuer

Recht oder Unrecht — mein Land. Seltsam, an den Engländern lobt man solche Unbedingtheit; wenn aber Sowjetrussen danach handeln, entrüstet sich sogar der Genosse Paul Levi. Dabei ist der starke, rücksichtslos sich auswirkende, keinen Gott neben sich duldende Staatswille das, was die deutsche Republik im Kampf gegen ihre Verächter am notwendigsten braucht. Das Moskauer Urteil mag brutal sein; wie glücklich würden wir sein, wenn mit solcher Härte vom neunten November 1918 an die Monarchisten, die Schwarz-Weiß-Roten, alle Feinde des Volkes abgeurteilt und exekutiert worden wären. Um des erhabenen Vorbildes wegen möchte man beinahe wünschen, daß das Moskauer Urteil auch vollstreckt würde. Miß Carell ist kaum so schuldig gewesen wie die drei Dummköpfe, die sich wichtigtuerisch, aber auch mit gefälschten Papieren und angeschminkt aus einem Lande staatlicher Verwesung, in ein Land staatlichen Selbstbewußtseins begaben. Englische Kritik brauchte der russische Vollstreckungsbefehl kaum zu fürchten. Auch gibt es in Belgien manche Mauer und manch Zivilistenmassengrab, worauf verwiesen werden könnte.

Dennoch möchten wir den Russen nahelegen, Gnade statt Recht walten zu lassen. Einmal können sie gegen die drei Burschen ihren in Leipzig verurteilten Landsmann austauschen, und zweitens sollten sie uns davor bewahren, dem nationalistischen Märtyrerkalender drei heilige Lausejungen einzuverleiben. Wir haben an Schlageter bereits genug. Wir möchten darum wünschen, daß Moskau die drei Abgeurteilten baldigst nach Deutschland deportiert; um ihnen den Wiedereintritt in die Sowjetrepublik zu erschweren, ließe sich ihnen vielleicht auf die Hinterbacken ein Hakenkreuz eintätowieren. Wobei freilich zu befürchten wäre, daß der derzeitige Herr Staatssekretär der Reichskanzlei bei seiner botokudischen Begabung die drei Ausgezeichneten zum Empfang bei Hindenburg empfehlen würde.

*

Es ist möglich, daß der Moskauer Prozeß nur geführt worden ist, um den in Leipzig verurteilten — und zweifellos zu Recht verurteilten — Sowjetemissär zu retten. Es ist auch möglich, daß in Moskau Gerichtshof

und Angeklagte ein Spiel mit verteilten Rollen aufgeführt haben. Aber ebensogut möglich ist, daß die russischen Richter subjektiv schlechthin Recht gesprochen haben, daß sie aus proletarischem Instinkt heraus, wenn auch objektiv irrend, den Staat, das Heiligtum ihrer Republik, vor Frevel schützen halfen. Diese russischen Richter werden kaum so wie wir an diesen Typ größenwahnsinniger, fascistisch kokettierender, schwätzender und deklamierender Heldenbabies gewöhnt sein. Sie werden aber auch wissen, daß dieser Typ, entwickelt bis zum Mörder, in der deutschen Republik bodenständig ist. Es dürfte in Moskau nicht unbekannt sein, daß es solche Hosenmatze waren, die Erzberger und Rathenau killten, Liebknecht und die Luxemburg schlachteten und Scheidemann überfielen. Die Entrüstung über das Moskauer Urteil scheint darum ein wenig unbedacht zu sein. Zum mindesten aber sollte sich die sozialdemokratische Presse davor hüten, aus antikommunistischer Nervosität heraus, in den deutschvölkischen Chorus einstimmend, von einer Justizkomödie zu sprechen. Der deutsche Rechtsanwalt Dr. Freund, der im Auftrage des Auswärtigen Amts der Moskauer Verhandlung beigewohnt hat, ist jedenfalls der Auffassung, daß von einer Justizkomödie und von einem Rechtsbruch im subjektiven Sinne nicht gesprochen werden kann. Nach seiner Schilderung handelt es sich bei den dreien um ziemlich üble, alberne und anmaßende Gesellen, um eben jene Sorte schwarz-weiß-roten Ungeziefers, die Deutschland vor der politisch reifen Welt so lächerlich und ekelhaft erscheinen läßt.

Schließlich aber, und das ist das Entscheidende: ein Land, dessen Rechtsprechung zu neunundneunzig Prozent Besudelung der Republik ist, sollte schweigen, wenn eine Republik Rute und Beil zu handhaben weiß. In dieser deutschen Republik wird freigesprochen, wer Republikaner niederschießt, wer die Fahne der Republik bespeit, wer die Landesverräter und Gesinnungslumpen, die von der Republik sich ernähren lassen, um sie auszuhöhlen, demaskiert und auszutreiben versucht. Für diese deutsche Republik hat politische Reife nur Gelächter, während Moskau sich längst den politischen Respekt der Welt erworben hat. Darum: das Moskauer Urteil mag ein Fehlurteil, es mag ein Zweckurteil sein, es zeigt — und darum weckt es unsern Neid —, daß die russische Sowjetrepublik sich als staatliche Macht empfindet und — Recht oder Unrecht — sich durchzusetzen weiß.

Chinas Erwachen

Von Albin Michel

Wofür sich schon seit vielen Jahren in steigendem Maße Anzeichen bemerkbar machen, das Erwachen des chinesischen Volkes aus einem jahrhundertelangen Schlaf und die Entstehung eines chinesischen Nationalbewußtseins, ist in der großen Streikbewegung in China mit ihren vielgestaltigen Nebenerscheinungen von neuem und in erhöhtem Grade hervorgetreten. China ist als Staatsorganismus noch zu schwach, ist zu unterschiedlich in seinem Aufbau und in seiner ganzen Bevölkerungszusammensetzung, als daß eine einzige Bewegung gegen den ausländischen Imperialismus und gegen die auswärtigen Kapitalsmächte zu einem tiefergehenden Erfolg in der Abschüttelung des fremden Joches führen könnten, aber wenn die Bewegung zur Befreiung von ausländischer Bedrückung noch nicht so stark geworden ist, daß sie zu großen Wirkungen gelangen kann, so ist sie doch schon so erstarkt, daß sie als vorwärtstreibende Kraft wirkt, und daß sie nicht mehr zu unterdrücken ist. Die Ausbeutung in den vom ausländischen Kapital beherrschten Fabriken Chinas ist grauenhaft, teilweise kann schon nicht mehr von einem Fabrikabsolutismus gesprochen werden, sondern von Sklaverei und Menschenhandel. Auch japanische Kapitalisten sind an dieser Ausbeutung schon in einem großen Umfange beteiligt. Schon mehr als ein Viertel der in China gezählten Baumwollspindeln gehören Japanern. Allein aus Menschlichkeitsgründen ist es notwendig, die größten Mißstände in den Fabriken der chinesischen Städte zu beseitigen.

Aber die Unruhen in China, von denen wir in den letzten Wochen täglich Kunde erhalten haben, kennzeichnen die Situation Chinas nicht allein, auch so manche anderen Erscheinungen, das Durcheinanderwogen politischer und wirtschaftlicher Interessen, die inneren Kämpfe, die zunehmende politische Aktivität der gebildeten Chinesen, die Entstehung des Klassenbewußtseins in den chinesischen Proletariermassen werfen Schlaglichter auf die Umwandlung Chinas. Die Parteienkämpfe, die in China nun schon seit Jahren hin- und hergehen, sind nicht ausschließlich auf Eifersüchteleien von Provinzgouverneuren zurückzuführen, sie sind auch zugleich das Barometer eines Umbildungsprozesses, der große Teile Chinas ergriffen hat, aber noch nicht zur Kristallisierung gekommen ist. Mögen die ungezählten Millionen Bauern ihre kleine Wirtschaft in den Hintergebieten Chinas immer noch nach der Urväter Weise betreiben, die ersten Anfänge des wirtschaftlichen Wandlungsprozesses sind doch auch in leisen Wellenlinien schon zu ihnen vorgedrungen, beeinflussen ihr Leben und ihre Existenz. Noch viel stärker wirkt sich der Einzug kapitalistischer Betriebsmethoden im Leben der chinesischen Handwerker aus. Ebenso werden das Gildenwesen und der Familienverband beeinflußt. Noch bestehen überall ungezählte Gilden, aber ihre Zersetzung hat schon begonnen, neben den Gilden entstehen Arbeiterorganisationen, deren Mitglieder zwar noch manche Anschauungen aus den alten Berufsvereinigungen mit herübernehmen, die aber doch auch bereits einen ganz anderen Geist in sich tragen. Im Familienverband, in der engen Gemeinschaft der Sippe, zeigen sich Veränderungen. Dort, wo die Industrie ihren Einzug hält, machen sich im Verband der Familie Auf-

lösungserscheinungen bemerkbar, die Sippengemeinschaft wird gesprengt, die Familie atomisiert. Noch ist die Industriebevölkerung ein verhältnismäßig kleiner Teil der Bewohnerschaft Chinas, dieser Teil nimmt jedoch stark zu und vor allem: die Industrialisierung wirkt weit über ihren eigentlichen Radius hinaus.

Seit dem Opiumkrieg 1840/42 wurde China mehr und mehr „aufgelockert", aus seiner Abgeschlossenheit gerissen. Fremden Staaten mußten die Häfen geöffnet werden, in vielen Städten entstanden Fremdenkolonien, in deren Umkreis die Chinesen so gut wie rechtlos wurden, chinesische Gebiete wurden dem Herrschaftsbereich fremder Großstaaten unterworfen, in den chinesischen Hafenstädten herrschen fremde Konsuln wie Diktatoren, für die Ausländer wurde eine eigene Gerichtsbarkeit eingerichtet, die Zölle kamen unter die Verwaltung fremder Mächte, das chinesische Finanzwesen wurde abhängig vom Ausland, China wurde zum Spielball zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, wobei Nordamerika mehr an eine wirtschaftliche, Japan mehr an eine politische Beherrschung Chinas denkt. Das zeigte sich auch sehr deutlich im Weltkrieg. Ist China von Nordamerika zur Beteiligung am Weltkrieg beinahe gezwungen worden, weil die Yankees aus der Teilnahme Chinas am Krieg finanzielle und wirtschaftliche Vorteile erhofften, so wehrte sich Japan gegen eine Beteiligung Chinas am Kriege, weil es glaubte, die Hineinziehung Chinas in den Krieg könne dort den militärischen Geist stärken und das Nationalbewußtsein wachrufen. Neuerdings zeigt sich in China auch russischer Einfluß in verstärktem Maße. Besonders unter den chinesischen Studenten sind bolschewistische Gedanken eingedrungen. Ist es auch übertrieben, daß die jetzige chinesische Streikwelle allein den Anstoß von Rußland erhalten habe, so macht sich doch immer deutlicher bemerkbar, daß die Sendboten Moskaus in manchen Kreisen Chinas an Einfluß gewonnen haben, und daß sich als dritter Hauptpartner in der Beherrschung Chinas Rußland gemeldet hat. Unter diesen Umständen wird voraussichtlich das Fangspiel um China in den nächsten Jahren noch manche interessante Phasen zeigen.

Bei einer unvoreingenommenen Beurteilung und, wenn die Verhältnisse nicht allein unter dem Gesichtspunkt chinesisch-nationaler Sentiments betrachtet werden, läßt sich nicht verkennen, daß, wie alle jung aufschäumenden Nationalismen, auch der chinesische teilweise über das Ziel hinausschießt, von Irrtümern und Trugschlüssen durchsetzt ist. Für China gibt es zweierlei. Entweder es bleibt in der wirtschaftlichen Starrheit erhalten, die noch meistens in den Gebieten weit hinter den Küsten des Stillen Ozeans anzutreffen ist, oder es wird auch im Innern des Landes in den Strudel kapitalistischer Wirtschaftsbeziehungen und kapitalistischer Produktions- und Betriebsmethoden hineingezogen. Dabei soll noch nicht einmal untersucht werden, ob China überhaupt diese Wahl hat, ob nicht die wirtschaftliche Stoßkraft größer ist als vorgefaßte Meinungen und Wünsche zur Beharrung im alten. Soll aber China erneuert, wirtschaftlich und politisch zusammengefaßt, aufgeschlossen und zu einem modernen Staatswesen gemacht werden, wenn auch mit den Abweichungen, die sich aus der Psyche des chinesischen Volkes ergeben, so wird es noch auf lange Zeit ohne ausländisches Kapital und ohne ausländische Unterstützung nicht abgehen. Schon allein der Ausbau des Eisenbahnnetzes

muß von neuem eine Verstärkung ausländischen Einflusses mit sich bringen.

Das chinesische Volk hat mit seiner Emanzipation den Anfang gemacht, wird darin fortfahren und wird sie schließlich durchsetzen, aber der Weg bis zu diesem Endziel ist bei der Struktur dieses volkreichsten Landes der Erde noch sehr weit, und bis dahin wird China auch noch oft die finanzielle Hilfe des Auslandes dringend brauchen. Mit Gefühlen und Stimmungen allein läßt sich auch China nicht konsolidieren, und eine Vertreibung der Fremden, wie manchmal in China im Unterton hervorklingt, würde nur zum Schaden Chinas selbst ausfallen. Auch die engste Freundschaft Rußlands würde darin nichts ändern, weil Rußland gerade dort am wenigsten helfen kann, wo China am nötigsten Hilfe braucht.

Aus der Höfle-Tragödie

*Von Victor Schiff**)

Die Arrestbefehle

Daß Höfle bereits sehr bald nach seiner Einlieferung unter den Folgen der Haft seelisch außergewöhnlich litt, war dem Untersuchungsrichter Nothmann schon bei der zweiten oder dritten Vernehmung aufgefallen. Auch die Staatsanwälte, die dauernd Fühlung mit Dr. Nothmann hielten, waren darüber unterrichtet. Das hinderte sie nicht daran, Maßnahmen gegen Höfle zu treffen, von denen sie wissen mußten, daß sie seine seelischen Qualen wesentlich steigern würden. Das gilt zunächst für den auf Betreiben der Staatsanwaltschaft erlassenen Arrestbefehl.

Es sind eigentlich zwei Arrestverfahren gegen Höfle durchgeführt worden, das eine von der Reichspost, das andere von der Justizverwaltung.

Die Zwangsvollstreckungssache der Reichspost ist ein Kapitel für sich. Kaum war Höfle von seinem Amte als Postminister zurückgetreten, da betrieben seine bisherigen Untergebenen die Pfändung seines Vermögens. Die Herren wußten zwar noch gar nicht, ob sich Höfle einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hatte (sie haben vor dem Reichstagsuntersuchungsausschuß sogar bezeugt, daß ihrer Meinung nach Höfle subjektiv nicht gefehlt hatte), aber sie mußten jedenfalls pfänden lassen!

Sie wußten auch noch gar nicht, ob der Postfiskus einen Schaden erleiden würde (vielmehr konnten sie wissen, da sie die Kreditverträge kannten und sogar z. T. an deren Abschluß mitgewirkt hatten, daß die Post durch die Rückversicherungsverträge des Barmat-Konzerns gegen etwaige Schäden eigentlich gesichert war), aber sie mußten auf alle Fälle pfänden lassen!

Man fühlt geradezu die Wollust, mit der die zunftmäßigen hohen Beamten des Ministeriums die erste Gelegenheit ergriffen, dem Vorgesetzten von gestern, dem aus dem Parlament hervorgegangenen, nunmehr gestürzten Minister ihre Macht fühlen zu lassen und ihm eine Lektion in Beamtenkorrektheit zu erteilen!

Es sind dieselben Herren, die einige Wochen später, als Höfle bereits längst in Untersuchungshaft saß, folgenden Brief an ihn richteten:

*) In der vom Verlag für Sozialwissenschaft verlegten Reihe „Politische Prozesse" erscheint soeben: Die Höfle-Tragödie. Die Geschichte eines Justizmordes von Victor Schiff. Halbleinen 2,— M.

Der Reichspostminister.
F. M. 879 Berlin W 66, den 26. März 1925.

An Herrn Reichsminister a. D. Dr. Höfle.

Für die von Ihnen bis zum 10. Januar 1925 benutzten Zimmer der Ministerdienstwohnung im Gebäude des Reichspostministeriums haben Sie als Heizkostenbeitrag 52 R.-M. 80 Pf. für die Zeit vom 1. Januar bis Ende März 1925 entrichtet. Der für die Zeit vom 1. Februar bis 31. März *überzahlte Betrag von 35 R.M. 20 Pf.* soll Ihnen erstattet werden, *und zwar durch Aufrechnung mit der der Deutschen Reichspost gegen Sie zustehenden Ersatzforderung aus Anlaß der Darlehnshingabe an die Barmat-Banken.*

Von der Erstattung des von Ihnen für die Zeit vom 11. bis Ende Januar entrichteten Heizkostenbeitrages wird abgesehen.

I. A.: Klauke.

Wir überlassen dem Leser, über diesen Brief ein Urteil zu fällen. In dieser Abhandlung durfte dieses Dokument als Zeichen der Zeit jedenfalls nicht fehlen...

Also: die Reichspost hatte es sehr eilig und richtete am 9. Februar an die Arrestabteilung in Berlin-Lichterfelde den Antrag „mit möglichster Beschleunigung einen Termin zur Leistung des Offenbarungseides anzuberaumen".

Fünf Tage später fand der Termin in Lichterfelde statt, zu dem Höfle aus der Untersuchungshaft in Begleitung seines Anwaltes Dr. Peschke und eines Gerichtsassessors im Auftrage der Untersuchungsbehörde erschien.

Dr. Höfle hätte mit vollem Recht es ablehnen können, den Eid zu leisten, da er als Untersuchungsgefangener gar nicht die Möglichkeit besaß, ein genaues Verzeichnis seiner Vermögenswerte aufzustellen. Indessen begnügte er sich damit, um einige Tage Frist zu bitten. Dr. Peschke gab ihm auch später den dringenden Rat, die Eidesleistung zu verweigern, aber es scheint, daß er, harmlos und gutmütig wie er war, vor allem darauf bedacht war, die Wünsche der Behörden zu erfüllen und Handlungen zu vermeiden, die ungünstig gegen ihn ausgelegt werden konnten.

Die Herren von der Post hatten es aber immer eiliger. Herr Klauke schrieb sofort an das Gericht:

„Es ist im dringenden Interesse des Reiches geboten (???), daß dieser Termin spätestens am 19. oder 20. d. M. stattfindet. Es wird dringend ersucht, den Termin an diesem Tage abzuhalten.

gez. Klauke."

Am 19. überreicht Höfle der Gerichtsschreiberei des Amtsgerichts Berlin-Mitte im Untersuchungsgefängnis ein Vermögensverzeichnis, „soweit ich zu dessen Aufstellung hier in der Lage bin". Er fügte hinzu:

„Ich bin völlig zusammengebrochen und zurzeit bettlägerig. Ich bitte daher, den Termin zur Ableistung des Offenbarungseides möglichst noch einige Tage hinausschieben zu wollen."

Aber die Post hatte es „im dringenden Interesse des Reiches" so eilig, daß der Termin am 20. doch stattfinden mußte. Er fand auch statt. Höfle leistete den Eid auf ein überreichtes Verzeichnis. Das Protokoll schließt mit den Worten, die man sich für später merken muß:

„Mit Rücksicht auf Gesundheitszustand und die Lage, in der ich mich befinde, könnte es möglich sein, daß ich ein oder das andere Vermögensstück vergessen habe, was ich vorsorglich bemerken will.

Dr. Höfle leistet darauf den Offenbarungseid."

Das Reich war gerettet!

Nun möchte man die Frage aufwerfen, ob gegen diejenigen Leute, die in den letzten Jahren geputscht haben, gegen die Kapp, Lüttwitz, Jagow, Ludendorff und Genossen jemals mit Arrestbefehlen vorgegangen wurde, obwohl der volkswirtschaftliche Schaden, den diese Männer angerichtet haben, von den vielen frevelhaft geopferten Menschenleben ganz zu schweigen, bedeutend höher gewesen war, als in dem nach jeder Richtung hin zweifelhaften Fall Höfle. Gegen die wenigen Kapp-Verbrecher, die verfolgt wurden, ist zwar von Reichs wegen ausdrücklich eine Vermögensbeschlagnahme verfügt worden, wie sie aber in der Praxis gehandhabt wurde, möchten wir lieber nicht untersuchen. Es ist z. B. bekanntgeworden, daß die ostpreußischen Güter Wolfgangs Kapps, als er sich noch in Schweden aufhielt, nach kurzer Zeit seinem Sohne zur Bewirtschaftung übergeben wurden.

Die Staatsanwaltschaft aber dachte sich wohl: Wo die Herren von der Reichspost so „forsch" vorgehen, da können wir unmöglich zurückstehen. Und nun entstand ein förmliches Wettrennen zwischen Post und Staatsanwaltschaft um den Arrest. Herr Peltzer, den wir bereits zur Genüge kennengelernt haben, den wir aber noch viel gründlicher kennenlernen werden, richtete an das Gericht unter dem 3. März folgenden Antrag:

In der Strafsache gegen Barmat und Genossen schuldet aus der hiermit beigefügten vorläufigen Kostenrechnung der Angeschuldigte Minister a. D. Syndikus Dr. Anton Höfle zu Berlin NW 52, Alt-Moabit 12a im Untersuchungsgefängnis, den Betrag von 62889 M. Mit dem Eingang der Gerichtskosten ist nicht zu rechnen, wenn erst die Rechtskraft des Urteils abgewartet wird. *Die Vollstreckung der Gerichtskosten ist gefährdet, weil zu befürchten ist, daß der Schuldner im Hinblick auf die zu erwartende hohe Strafe über seine Vermögensstücke Verfügung treffen wird, durch welche die spätere Zwangsvollstreckung wegen der Gerichtskostenforderung vereitelt oder wesentlich erschwert werden würde.* Zur Glaubhaftmachung dieser Behauptungen wird auf die zu dem Antrag betreffend Gebrüder Barmat — I. Arr.-Verz. 25. 24 — bereits überreichten beglaubigten Abschriften sowie überhaupt auf die Ausführungen in diesem Antrage Bezug genommen. Zu dem gleichen Zweck werden zwei beglaubigte Abschriften, betreffend die Ausdehnung der Voruntersuchung auf Dr. Höfle und die Vernehmungsverhandlung betreffend Dr. Höfle, bei welcher die Untersuchungshaft auch gegen diesen angeordnet wurde, beigefügt. Hiernach bildet ein Verbrechen Gegenstand der Untersuchung. Mit der Verurteilung des Angeschuldigten ist nach Lage der Sache zu rechnen. Es sind dem Dr. Höfle bei seiner Einlieferung abgenommen 179 M. Dieses Geld wird bei der Strafanstaltskasse des Untersuchungsgefängnisses zu Depos.-Nr. 4796. 24 aufbewahrt. Es sind ferner durch die Hinterlegungsstelle von der Hinterlegungsbuchhalterei 9700 Reichsmark vereinnahmt, von welcher Summe Dr. Höfle Eigentümer sein soll. Beglaubigte Abschrift dieser Nachweisung wird hiermit beigefügt. Dr. Höfle ist ferner Eigentümer des Hauses Berlin-Lichterfelde, Sternstraße 28. Die vorstehend aufgeführten Werte einschließlich

der aufbewahrten und hinterlegten Gelder sowie ferner die dem Dr. Höfle in seiner Wohnung befindlichen Möbel und Werte, soweit sie ihm gehören, werden hiermit zur Pfändung angeboten.

Es wird beantragt, im Wege des Arrestes die Sicherstellung für die Staatskasse zu veranlassen. Die Akten sind nicht entbehrlich und können daher nicht beigefügt werden.

Berlin, den 3. März 1925.

Der Generalstaatsanwalt beim Landgericht I
Im Auftr. Peltzer.

Nun die beigefügte Kostenrechnung:

Vorläufige Kostenrechnung in der Strafsache gegen Barmat und Genossen.

Gegenstand des Kostenansatzes:

1.	Gebäude gem. § 52 D.G.K.G.	150 M.
2.	*Haftkosten auf 5 Jahre = 1826 Tage zu 1,50 M.* . . .	2739 „
3.	*Anteil* an den	
	a) Sachverständigengebühren	30000 „
	b) Reisekosten	5000 „
	c) Auslagen (Telegramme usw.)	5000 „
	d) Zeugengebühren	20000 „
	Zusammen . . .	*62889 M.*

Berlin, den 3. März 1925.

Linsener, Justizobersekretär.

Diese Kostenrechnung ist ein einziger Skandal! Es muß zunächst hervorgehoben werden, daß die Staatsanwälte Linde und Peltzer bei ihrer ersten Vernehmung unter Eid ausgesagt haben, daß sie sich nie ein Bild über die Höhe der zu erwartenden Strafe gemacht hatten. Aber in dem Antrag, der dem Gericht zugesandt wurde, heißt es ausdrücklich:

„Nach Angabe der Staatsanwaltschaft ist mit einer Freiheitsstrafe von mindestens (!) 5 Jahren Gefängnis zu rechnen;“

Herr Peltzer hat nun auch bei seiner zweiten Vernehmung bestritten, sich in diesem Sinne geäußert zu haben, und so gelangt man zu dem Rätsel, daß ein untergeordneter Justizsekretär von sich aus die Strafe Höfles auf „mindestens 5 Jahre Gefängnis“ taxiert haben sollte. Fein säuberlich wird nun multipliziert $365 \times 5 \times 1{,}5$...

Halt! Richtig! Beinahe wäre ein Unglück geschehen: Unter den 5 Jahren Gefängnis befindet sich ja ein Schaltjahr!!! Und so kommt man zu dem Ergebnis: $365 \times 5 \times 1{,}5 = 2737{,}50$ Mark + 1,50 Mark für den 366. Tag des Jahres 1928 = 2739,— Mark.

Herr Justizobersekretär Linsener, Sie verdienten, daß man Ihnen noch zu Lebzeiten ein Denkmal errichtete mit der schlichten Widmung:

Dem korrekten preußischen Beamten
Das dankbare Vaterland

Sogar der deutschnationale Ausschußvorsitzende Dr. Seelmann hat kopfschüttelnd bemerkt, daß man demnach einem Raubmörder, der Todesstrafe zu gewärtigen hätte, die Gebühren für die Hinrichtung aufrechnen müßte!

Aber nicht weniger skandalös ist die Aufstellung über die sonstigen Kosten — wohlgemerkt, es handelt sich um den Anteil Höfles in einem Verfahren, in dem es fast zehn Beschuldigte gibt —. Die Sachverständigengebühren erklären sich dadurch, daß die Staatsanwaltschaft nicht weniger als 80 Sachverständige in Anspruch genommen hat, um den strafbaren Tatbestand zu entdecken. Sie konnten ihn aber nicht entdecken, vielmehr ist ja die ursprüngliche Anklage gegen Barmat wegen Kreditbetruges, die dieses Heer von Sachverständigen erfordert hatte, faktisch längst fallen gelassen.

Aber die „Reisekosten" und die „Auslagen", die mußten ja irgendwie eingebracht werden — die Flugzeugreisen der „Fliegerstaffel" nach Cassel und Dresden, die Autoreisen des jungen Kußmann nach Wien, Budapest, Triest, München, Düsseldorf, Amsterdam, Rotterdam — die mußten ja zunächst vom preußischen Fiskus ausgelegt werden. Wie? Der „Vorwärts" hatte die Frechheit, zu bemängeln, daß Kußmann sich in Amsterdam in Tanzdielen und Nachtlokalen auf Kosten der preußischen Steuerzahler herumtrieb? Das würden eben die Barmat-Verbrecher bezahlen und das Sekretariat 37, an dessen Spitze der tüchtige Justizobersekretär Linsener steht, würde schon den Anteil Höfles herausrechnen! Man würde der Bande schon zeigen, wie man die Korruption bekämpft!!

Das Landgericht II hatte zunächst Bedenken, weniger gegen diese Apothekerrechnung als gegen dieses ganze Verfahren, und verlangte zunächst Glaubhaftmachung, daß ein Verbrechen vorliege und eine solche Strafe zu erwarten sei.

Daraufhin wiederholte die Staatsanwaltschaft ihren Antrag, ohne irgend etwas Neues hinzuzufügen, und am 16. März erließ das Landgericht II folgenden Arrestbefehl in der Sache Preußischer Justizfiskus gegen Dr. Höfle:

> Der Gläubiger hat geltend gemacht, daß ihm gegen den Schuldner für Gerichtskosten usw. im Falle der Verurteilung des Schuldners ein bedingter Anspruch auf 62 889 M. zustehe und daß die Vollstreckung wegen desselben gefährdet sei, weil der Schuldner wegen dringenden Tatverdachts der passiven Bestechung sich in Untersuchungshaft befindet und mit einer hohen Freiheitsstrafe zu rechnen ist. *Es besteht nach dem bisherigen Verhalten des Schuldners (?) die begründete Befürchtung, daß er sein Vermögen beiseite schaffen wird.*
>
> Gläubiger hat diese Behauptung glaubhaft gemacht durch Vorlegung beglaubigter Abschriften betreffend Ausdehnung der Voruntersuchung und Anordnung der Untersuchungshaft über den Schuldner.
>
> Wegen des bezeichneten Anspruchs und wegen der entstehenden Kosten von 932,10 Reichsmark wird daher der dingliche Arrest auf Höhe von 63 821,10 Reichsmark angeordnet.
>
> Durch Hinterlegung von 63 821,10 Reichsmark (!) wird die Vollziehung dieses Arrestes gehemmt und der Schuldner zu dem Antrag auf Aufhebung des vollzogenen Arrestes berechtigt. (!)
>
> Berlin, den 16. März 1925.
>
> Landgericht II.

Das Komische an dieser Sache ist, daß der preußische Justizfiskus mit diesem Arrestbefehl zu spät kam, weil der Reichspostfiskus ihm vorangegangen war, er mußte sich daher mit einer sogenannten „Anschlußpfändung" begnügen.

Der Arrest der Reichspost hatte die niedliche Kostensumme von 2417 Mark zur Folge gehabt. Die seit der Mandatsniederlegung gänzlich vermögenslose Familie Höfles mußte sich diese Summe zusammenpumpen, um weitere Vollstreckungsmaßnahmen zu verhüten. Es gelang schließlich der Frau Höfle, mit Hilfe begüterter Freunde ihres Mannes, am letzten Tage diese Gerichtskosten zu bezahlen. Schade: es wäre doch für die korrekten Beamtenseelen des Ministeriums ein gar wohlgefälliger Genuß gewesen, wenn infolge ihres Vorgehens die Möbel ihres früheren Chefs öffentlich versteigert worden wären...

Fascistica

Von Hanns-Erich Kaminski

Man braucht oft genug Gesagtes nicht zu wiederholen. Selbst diejenigen ausländischen Berichterstatter in Italien, die aus Politik oder Ueberzeugung bisher an den Fascismus glaubten, fangen an, die Lage zu begreifen und dem großen Publikum nicht mehr vorzuenthalten. So konnte man dieser Tage in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" eine Darstellung lesen, aus der recht gut hervorging, wie der Fascismus sich immer weiter von der öffentlichen Meinung seines Landes entfernt hat und wie heute eigentlich ganz Italien ihm feindlich gegenübersteht.

Die Skeptiker, die das italienische Volk nicht kennen, erklären zwar gern, daß der Fascismus stark und sogar gut sein müsse, weil er da sei. Aber sie vergessen, daß die Geschichte nicht mit Monaten rechnet, und daß die Evolutionen der öffentlichen Meinung meist langsam sind. In Frankreich, dem klassischen Land der Revolutionen, hat der dritte Napoleon fast zwei Jahrzehnte regiert, und die Ermordung Rocheforts hinterließ kaum sichtbare Spuren. In Italien dagegen hat die Ermordung Matteottis eine Stimmung geschaffen, die noch keineswegs abgeschwächt ist. Mussolini regiert nicht, er unterdrückt Italien, alle seine Manöver sind nichts anderes mehr als der Versuch, seine Macht zu befestigen. „Man bleibt solange an der Regierung wie man will", hat er öfters gesagt. Und er will bleiben, kein Zweifel. Aber die Methoden, durch die er seinen Willen realisiert, sind keine Regierungsmethoden mehr. Es gibt keine Regierung mehr in Italien, es gibt nur noch eine Polizei.

Die letzten Akte der fascistischen Gesetzgebung sind bezeichnend dafür. Bekanntlich hat die Kammer schon vor einiger Zeit ein Wahlrecht beschlossen, das den Modus, nach dem sie selbst gewählt ist auf eine unzweideutige Art verurteilt. Aber dieselbe Kammer hat sich nicht gescheut, noch die einschneidendsten Gesetze zu schaffen, Gesetze, deren Verfassungswidrigkeit von keinem Juristen bestritten werden kann.

Das erste dieser Gesetze regelt das Recht der Verordnungen mit Gesetzeskraft. Die Regierung erhält dadurch nicht nur Indemnität für alle vergangenen Sünden, sondern auch in weitestem Maße die Möglichkeit, in Zukunft dem Land ihre Befehle zu erteilen, ohne der Zustimmung des Parlaments zu bedürfen. Der Fall ist um so krasser, als es gerade in Italien eine sehr umfangreiche Literatur über den Unfug der Verordnungen mit Gesetzeskraft gibt. Die hervorragendsten Rechtsgelehrten des Landes, z. B. der frühere Ministerpräsident Orlando, haben sich seit Jahrzehnten dagegen ausgesprochen, ebenso wie die erfahrensten

und höchststehenden Politiker, z. B. der Präsident des Senats Tittoni. Aber der Fascismus braucht die Handhabe seiner Gesetzesverordnungen, die in Wirklichkeit nur Polizeiverordnungen sind, — eine Mehrheit hat sie ihm gegeben.

Für den Fall, daß ein Beamter unter Hinweis auf ihre Rechtswidrigkeit eine Verordnung nicht zur Anwendung bringen sollte, hat die Kammer dann gleich das zweite Gesetz beschlossen: zur „Fascistisierung" der Beamten, einschließlich der Richter. Innerhalb anderthalb Jahren hat die Regierung nunmehr das Recht, die Richter, die Funktionäre, die Magistrate ohne Rücksicht auf ihre erworbenen Rechte zu entlassen, wenn ihr ihre politische Richtung nicht paßt!

Dies ungeheuerliche Gesetz war gegen den heftigen Widerspruch der Liberalen — außer den Kommunisten sind sie die einzigen Oppositionellen in der Kammer — gerade angenommen, und die Abgeordneten machten Anstalten, in die Ferien zu gehen, als sich plötzlich Mussolini erhob und eine Nachtsitzung beantragte, um über das Preßgesetz zu verhandeln. Selbst die fascistischen Abgeordneten konnten ihr Erstaunen nicht verbergen. Die Unterdrückung der Presse findet seit Jahr und Tag auf Grund einiger Verordnungen statt, deren unveränderte Umwandlung in ein Gesetz nicht einmal Mussolini bisher gewagt hatte. Es gab eine Kommission, die sich damit beschäftigte; aber sie hatte nicht einmal einen schriftlichen Entwurf für ein Gesetz in Händen. Trotzdem — die Nachtsitzung fand statt, das Gesetz wurde angenommen.

Uebrigens ist an der tatsächlichen Lage nichts dadurch geändert. Kein Tag vergeht, an dem nicht mindestens eine Ausgabe der großen liberalen Zeitungen beschlagnahmt wird, vom „Corriere della Sera" bis zum „Mondo", gar nicht zu reden von der sozialistischen „Giustizia", dem maximalistischen „Avanti" und der republikanischen „Voce repubblicana". „Radetzki war Fascist", hat neulich ein Greis aus dem Trentino geschrieben, der im kaiserlichen Oesterreich zum Tode verurteilt war.

Ueber all diesen Exzessen einer für ihr Leben fürchtenden Gewaltherrschaft liegt jedoch ein blutiger Schatten: Matteotti. An seinem Todestage herrschte Belagerungszustand in ganz Italien. Karabiniere bewachten die Stelle am Tiberufer, an der er verschleppt, das Wäldchen in der Umgebung Roms, in dem sein geschändeter Leichnam gefunden wurde. Sein Sarg war heimlich aus der Familiengruft seines Heimatstädtchens entfernt worden. Vergebliche Mühe! „Der tote Matteotti ist stärker als der lebende Mussolini."

Der General De Bono ist allerdings von der Untersuchungskommission des Senats von der Anklage, in seiner Eigenschaft als Chef der öffentlichen Sicherheit an dem Verbrechen der „Tscheka vom Viminal" teilgenommen zu haben, „wegen Mangels an Beweisen" mit schwacher Stimmenmehrheit freigesprochen, und die Regierung hat sich beeilt, ihn zum Gouverneur von Tripolitanien zu ernennen. Aber der große Prozeß gegen die Rossi, Filippelli, Marinelli, Sumini steht noch bevor. Er wird nicht mehr lange verzögert werden können. Vielleicht wird man ihn nicht in Rom, dessen Richter meist antifascistisch sind, sondern in den Abruzzen führen lassen, wo man die Geschworenen leichter beeinflussen zu können hofft. Seine Ergebnisse wird man auch dann nicht völlig vertuschen können. In diesem

Prozeß, in dem ein ganzes Regime auf der Anklagebank erscheint, wird ganz Europa die Jury bilden...

Jetzt ist die Kammer in Ferien. Die Frage, die die Gemüter in Italien bewegt, ist, ob sie zurückkehren, oder ob Mussolini das große Spiel wagen und Neuwahlen ausschreiben wird.

Die Opposition ist einig in ihrer Todfeindschaft zum Fascismus, aber es liegt auf der Hand, daß es verschiedene Auffassungen über die einzuschlagende Taktik in ihren Reihen gibt. Soeben hat der Parteitag der Liberalen stattgefunden, auf dem Giolitti, Salandra und Orlando in ungewohnter Einigkeit sich gegen das herrschende Regime zusammenfanden. Es war überaus interessant, wie schwach betont auf diesem Parteitag die Grüße an den König waren, die bei dieser einzigen wirklich monarchistischen Partei Italiens früher stets mit nachdrücklichem Beifall aufgenommen wurden. Man kann daraus schließen, welche Stimmung sich in den Parteien des „Avanti" allmählich herausbilden muß.

Der Kern der sezessionistischen Gruppen ist nach wie vor der Meinung, sich von jeder Teilnahme am parlamentarischen Leben fernzuhalten. Ein Teil, zu dem übrigens Abgeordnete aller oppositionellen Parteien gehören, wünscht dagegen in die Kammer zurückzukehren und in offener Schlacht zu kämpfen. Ein anderer Teil schließlich, der langsam an Boden zu gewinnen scheint, schlägt vor, in Massen die Mandate niederzulegen und dadurch die Regierung zu Neuwahlen zu zwingen. Indessen ist man sich auch noch nicht ganz einig über die Stellung, die die Opposition bei Neuwahlen einnehmen sollte. Die einen sind für Teilnahme, die anderen für Enthaltung. Die Teilnahme könnte angesichts des fascistischen Terrors ein verhängnisvoller Fehlschlag werden. Aber die Enthaltung muß beinahe zwangsläufig zum bewaffneten Aufstand führen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß in den Oppositionsparteien Männer wie von Ledebour bis Stresemann vereinigt sind, um die ganze Schwierigkeit ihrer Entschlüsse zu ermessen.

Reise aus Ungarn

Von Ludwig Nagy

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein
(Nachdruck verboten)

Bereits um fünf Uhr, eine Stunde vor Abfahrt, ging ich an Bord des Wiener Schiffes. Ich stellte mein Gepäck in die Schlafkabine und begab mich auf Deck. Ich blickte mich um, mit beklommener Stimmung. Der Himmel war von klarem Blau, das Wasser bewegte sich grau, der Korso auf dem Donaukai wogte mit sonntäglicher Langeweile vorbei. Noch eine Stunde! Auch die wird vergehen. Dicke Taue fesselten den Schiffsrumpf an den Landungssteg. In einer Stunde werden die Fesseln gelöst... Ich erblickte einen Bekannten auf Deck, der auf mich auch schon zukam. Er grüßte, ließ seinen Blick über die Gegend und den Himmel gleiten, sein Gesicht strahlte, und er deklamierte beinahe:

„Wie herrlich ist doch dieses Budapest!"

„Ja, fürs Auge."

„Schauen Sie sich doch dieses Panorama an! Ich glaube nicht, daß es noch eine so schöne Stadt auf der Welt gibt."

„Ich sah noch nicht alle Städte der Welt."

„Vielleicht ist nur Neapel schöner."

„Vielleicht."

„Oder vielleicht nur Konstantinopel."

„Oder vielleicht."

„Gefällt Ihnen dieses Bild nicht?"

„Aber selbstverständlich. Der Gellértberg mit der Zitadelle, die Fischerbastei, das Parlament und die Brücken, die schlanke Kettenbrücke, insbesondere aber die Burg. Die Bu-urg!"

„Bitte..."

Ich unterbrach ihn:

„Vielleicht sprechen wir über ein interessanteres Thema. Ich will Ihnen erzählen, warum das Kamel zwei Buckel hat."

Mein Bekannter lächelte verwirrt, doch erklärte ich ihm entschlossen lang und breit, was ich über dieses Thema auf Grund meiner naturwissenschaftlichen Lektüre wußte. Es war bereits halb sechs, als mein Wissen erschöpft war; die Passagiere strömten zahlreich herbei, ich zeigte plötzlich auf einen Fremden, der eben die Landungsbrücke betrat, und rief aus: dort kommt mein Reisegefährte! — und ich rannte auch schon das Verdeck hinunter und blieb erst am andern Ende des Schiffes stehen.

Punkt sechs Uhr, o Dank!, wurden die Taue gelöst, die Sirene gellte, am Bug ertönte die Glocke; aus der Tiefe stiegen die Töne des Wassergeplätschers empor, und der gewaltige Rumpf des Schiffes begann unter uns sanft zu schaukeln. Es ist vielleicht seltsam, was dies bedeuten konnte, doch fiel mir Galileis berühmter Spruch ein: und sie bewegt sich doch. Ich schöpfte lange, seufzend Atem. Das Schiff setzte sich in Bewegung. Menschen und Gebäude schwammen immer rascher an meinen Augen vorbei, oh, aber die Stadt zieht sich lang dahin, dann folgt die bekannte Umgebung, — ich eilte in meine Kabine. Ich legte mich aufs Bett, meine Hand nahm mit automatischer Bewegung eine Zeitung aus der Tasche. Da ich die Zeitung vor die Augen hob, schrillte plötzlich ganz fremd der Name vor mir, die bekannten Buchstaben, die abgedroschenen, gesperrt gedruckten Phrasen ödeten mich an, — ich zerriß die Zeitung und warf sie unters Bett. Ich suchte aus der Reisetasche ein Buch hervor, einen Roman von Wells.

Da ich des Lesens müde wurde, war es bereits zehn Uhr. Ich ging in den Speisesaal, um einen schwarzen Kaffee zu trinken. Ich begegnete wieder Bekannten, einem Manne und zwei Frauen; es war nicht möglich, ihnen auszuweichen, ich setzte mich an ihren Tisch. Es war eine fidele Gesellschaft, man scherzte, plauderte, ich hörte mit herbem Lächeln zu, — leichtherzige Menschen, die leicht vergessen. Fast bemächtigte sich auch meiner bereits frohe Laune, auch ich begann einen Witz zu erzählen:

„Zwei Juden begegnen einander im Café..."

Die Worte erwürgten mich beinahe. Dennoch stammelte ich den Witz her, schlecht, ohne Pointe, aber meine Tischgefährten lachten trotzdem, lachten über mich, lachten darüber, daß mir der Witz nicht gelungen war... Am Nachbartisch wurde deutsch gesprochen; mir gegenüber schmiegten sich ein Mann und eine Frau aneinander, um den schönen Kopf des Mannes war, nach Balkansitte, ein buntes, feines Tuch

geschlungen; sie sprachen flüsternd, dennoch berührten hin und wieder einige französische Worte meine Seele, streichelnde, hoffnungerweckende Worte. Dieser Speisesaal war eine internationale Welt en miniature, erfüllt mit strahlendem, elektrischem Licht und Frieden.

„Wie flüssiges Silber!" — rief einer meiner Reisegefährten aus und zeigte durchs Fenster.

Der Fluß gleißte im Mondschein.

„Gehen wir auf Deck!"

„Ich geh' nicht."

„Es ist eine herrliche Sternennacht."

„Ich geh' nicht."

„Wollen Sie sie nicht sehen?"

„Nein."

Sie gingen fort, ließen mich allein. Dann brach auch ich auf und schritt das Schiff ab. Auf dem Kielende sangen arme Menschen, zusammengekauert, traurige Lieder. Ich blickte aufs funkelnde Wasser hinab. Wir flogen dahin. Zornige Wellen drohten mit der bösen Kraft des Wassers. Es zuckte mir durchs Gehirn: wenn ich mich vielleicht in die Wellen stürzte! Ich rannte aufs Vorderdeck. In Lumpen gehüllte Körper ruhten auf den Bänken. Ich blieb stehen: die dunklen Ufer schmerzten meine Seele. Eine schwarze Gestalt trat vor mich hin. O Grauen, es war mein Bekannter. Sein Gesicht strahlte in meiner Nähe. Er deklamierte abermals, als setzte er nur seine Phrasen von vorhin fort:

„Eine erhabene Nacht!"

„Ja."

„Wie herrlich der Vollmond scheint!"

„Er scheint."

„Und die Sterne glänzen!"

„Lassen Sie mich in Ruhe, mein Herr!"

Er verstummte betroffen. Wir standen einander gegenüber. Das Schiff schwamm dahin, eifrig, hastend, fort, fort von hier. Ich mußte es diesem furchtbaren Manne sagen, denn sein Gesicht strahlte so unsäglich.

„Schauen Sie! Sehen Sie es nicht? Ich sehe es! Der Himmel ist eine ungeheure Mauer, an ihr ist der Mond der riesige Kopf eines kalten Nagels, und an dem Mond hängt ein Gehenkter!"

Er warf einen Blick blitzenden Hasses auf mich. Ich drehte mich um und eilte in meine Kabine. Legte mich hin und versank in einen tiefen Schlaf. Schlief zwölf Stunden in einem Strich und erwachte davon, daß meine Reisegefährten gegen die Tür meiner Kabine trommelten.

„Was ist mit Ihnen? Stehen Sie endlich auf! Schlüpfen Sie heraus, es ist schon zwei Uhr nachmittags. In zwei Stunden sind wir in Wien. Wir erwarten Sie auf Deck."

Es war wie eine himmlische Offenbarung. Oh, oh! Ich sprang vom Bett, kleidete mich in einigen Minuten an. Rannte hinauf aufs Deck. Der Himmel glänzte blau, die Sonne schien gütig. Das graue Wasser erstreckte sich lieblich. Auf dem Ufer grünte ein Wald, mit schlanken Bäumen.

O Himmel, o Sonne, o Bäume! Was für liebe Bäume! Wie prachtvoll, wie schön und sanft, als hätte ich noch niemals Bäume gesehen. Ich entdeckte die Bäume, das blühende Gras, das weichwogende Wasser,

den Himmel und das Himmelreich. Oh, wie lange war es her, daß ich nicht mehr zur Sonne aufgeblickt, der gütigen, segenbringenden, feurigen Kugel... Ich zerrte mein Taschentuch hervor und schwenkte es zur Begrüßung den Bäumen entgegen. Winzige Menschlein schritten auf einem Waldpfad dahin.

„Menschen! Brüder! Ich begrüße euch in der Morgendämmerung des Lebens!"

Bereitschaftszoll und gleitender Zoll

Von Periskopos

Die Agrarenquete-Kommission des Reichstags, die in acht Tagen ein Votum darüber abgeben sollte, ob es zweckmäßig sei, die Agrarzölle wieder einzuführen, hat ihr endgültiges Urteil noch nicht gesprochen. Aber in ihren Verhandlungen sind zwei Gesichtspunkte aufgetaucht, von denen man annehmen könnte, daß sie in dem Kompromiß, das zwischen dem Zentrum und den Rechtsparteien über die Agrarzölle zustandekommen soll, eine gewisse Rolle spielen werden. Diese neuen Gesichtspunkte sind die sogenannten gleitenden Getreidezölle und die Bereitschaftszölle. Unter gleitendem Getreidezoll versteht man bekanntlich einen Zoll, der dazu dient, einen gewissen Mindestgetreidepreis zu garantieren, indem von einem bestimmten, von vornherein festgesetzten Punkt an bei fallenden Preisen steigende Zölle erhoben werden. Der Bereitschaftszoll dagegen wird mit der Absicht eingeführt, in einer Zeit, in der durch große Welternten oder inländische Mißernten die Getreidewirtschaft des Inlandes in eine schwierige Lage geraten ist, einen festen Zoll auf den Getreidepreis zu erheben, der dann so lange bestehen bleibt, bis die wirtschaftliche Situation ausgesprochen ins Gegenteil umgeschlagen ist.

Die Sachverständigen der Agrarenquete-Kommission waren sich im allgemeinen darüber einig, daß im Augenblick der Getreidepreis in Deutschland so hoch sei, daß die Landwirtschaft keines Zollschutzes bedürfe. Auch zukünftige Preisstürze sind nach ihrer Ansicht nicht zu erwarten. Wenn sie doch, statt für vollständige Zollfreiheit des Getreides auch in Zukunft einzutreten, die gleitenden und die Bereitschaftszölle zur Einführung empfohlen haben, so liegt das wohl daran, daß etwas von der Kompromißstimmung, die der Reichskanzler bei den bürgerlichen Fraktionen geweckt hat, um unbedingt die Zollvorlage noch vor den Ferien durchzubringen, in die Enquete-Kommission gedrungen ist. Ob nun ein Kompromiß, das die Einführung gleitender Zölle in Aussicht nimmt, Erfolg haben wird, ist noch sehr ungewiß. Das Problem der gleitenden oder der Bereitschaftszölle ist aber interessant genug, um kurz besprochen zu werden.

Die Bereitschaftszölle sind von beiden die rohere Form. Sie bedeuten nichts als eine Versprechung an die Landwirtschaft, ihr in einem Moment der Agrarkrisis Zugeständnisse zu machen. Sie tragen die Gefahr in sich, daß sie, einmal eingeführt, außerordentlich schwer wieder aufzuheben sind. Vom Moment ihrer Wirksamkeit an kommen sie vollständig den normalen Getreidezöllen gleich, mit dem einen Unterschied

vielleicht, daß sie noch höher sind als diese. Etwas anders liegen die Dinge bei den gleitenden Zöllen. Sie garantieren — zunächst theoretisch — einen festen Getreidepreis und haben dadurch nicht nur für die Produzenten, sondern auch für die Konsumenten etwas Bestechendes. Aber in der Praxis ist auch bei gleitenden Zöllen dieser feste Getreidepreis noch keineswegs gesichert. Seine Sicherung hängt vollständig von dem System ab, das der Einführung der gleitenden Zölle zugrunde gelegt wird.

Der Getreidepreis schwankt von Tag zu Tag. Wenn die gleitenden Zölle einen festen Preis garantieren sollen, so müßten sie derart festgesetzt werden, daß täglich an allen Grenzübergangsstellen des Reichs ein anderer Getreidezoll erhoben werden kann. Das dürfte kaum möglich sein, und schon in der Agrarenquete-Kommission des Reichstags war man sich darüber einig, daß die Veränderung der Zölle höchstens zweimal in der Woche möglich sein werde. Schon bei diesem System wird die Spekulation durch Ausnutzung der Preisschwankungen, die unter Umständen auch von zwei zu zwei Tagen recht erheblich sind, Geschäfte machen, die sie vor dem Bestehen gleitender Getreidezölle nie hätte machen können, da sie ohne diese niemals die angenehme Gewißheit darüber haben kann, wie hoch zu einem bestimmten Termin der Getreidepreis sein wird. Die Spekulationsgefahren werden erhöht, je weiter der zeitliche Abstand zwischen den Bestimmungen der Zollhöhe angenommen wird. Wer gibt dafür die Garantie, daß, wenn ein Kompromiß auf der Grundlage der gleitenden Zölle geschlossen wird, dieses Kompromiß so aussieht, wie die Agrarenquete-Kommission es gerne möchte? Gerade bei politischen Kompromissen sind die bürgerlichen Parteien nach den bisherigen Erfahrungen nur allzusehr geneigt gewesen, sachliche Gesichtspunkte zu opfern, wenn nur der Schein der Einmütigkeit gewahrt werden konnte. Das spekulative Interesse der Großlandwirtschaft geht sicher dahin, einen möglichst weiten Zwischenraum in der zeitlichen Bestimmung der Zollsätze unter dem System der gleitenden Zölle zu erzielen. Ist es da nicht sehr gefährlich, sich darauf zu verlassen, daß z. B. das Zentrum unter keinen Umständen auf derartige Wünsche eingehen wird?

Aber nicht allein in einem verkehrten System liegen die Gefahren der gleitenden Zölle. Selbst wenn das System unter Gesichtspunkten geschaffen wird, die die Spekulation ausschalten und den Konsumenten den größtmöglichen Schutz zusichern, bleiben sie für die weitere Zukunft gefährlich. Es wird ein fester Inlandspreis geschaffen. Geht der Weltmarktspreis unter diesen, so tritt automatisch der gleitende Zoll in Kraft. Die deutsche Landwirtschaft hat so die Sicherheit, ihr Getreide immer zum gleichen Mindestpreis absetzen zu können. Das ist so lange angenehm, als die innerdeutschen Ernten normal oder übernormal sind. Tritt jedoch der Zustand ein, daß die deutsche Ernte ausgesprochen schlecht ist, während am Weltmarkt im Gegensatz hierzu gleichzeitig Getreideüberfluß herrscht, so wird zwar der Bedarf der deutschen Getreidekonsumenten vollständig gedeckt werden, aber die deutsche Landwirtschaft wird für ihr Getreide, dessen Mengen ja infolge der Mißernte nur gering waren, unter Umständen einen Preis erzielen, der ihre Produktionskosten nicht decken kann. In diesem Moment wird der Widerstand der Landwirtschaft beginnen. Er wird sich wahrscheinlich nicht

eigentlich gegen das System der gleitenden Zölle richten. Die Landwirtschaft wird vielmehr im Hinweis auf ihre prekäre Situation die Heraufsetzung des Mindestpreises verlangen. Und die Möglichkeit besteht immerhin, daß für diese Heraufsetzung im Parlament sich eine Mehrheit finden würde.

Diese Möglichkeit, die Basis, den Mindestpreis von Zeit zu Zeit heraufzusetzen, macht die gleitenden Zölle so gefährlich. Die Konsumenten werden weit mehr als heute von der jeweiligen politischen Konstellation in Deutschland abhängig sein. Die Wirtschaft wird dauernd beunruhigt werden, und so wird das Gegenteil von dem erzielt, was die gleitenden Zölle bewirken sollten. Die Stabilisierung des Preises wird zur Folge haben, daß das gesamte inländische Preisniveau sich auf den stabilisierten Getreidepreis einstellt. Die Landwirtschaft, die erklärt hat, die Zölle zu benötigen, um ihre Kapitalbasis erweitern zu können, wird im Augenblick der Angleichung des Preisniveaus keinen Nutzen von dem gleitenden Zoll mehr haben. Auch das wird für sie ein Grund sein, Erhöhung des Getreidemindestpreises zu verlangen.

Die Entschließungen der Agrarenquete-Kommission des Reichstags mögen von dem Willen getragen sein, sachlich der Landwirtschaft diejenigen Sicherungen zu geben, die sie zu ihrer Existenz benötigen könnte. Aber die deutsche Landwirtschaft will keine wissenschaftliche Sachlichkeit. Sie will Profite, sie will eine bevorzugte Stellung in der deutschen Wirtschaft einnehmen. Ob man ihr Zölle gibt, ob man Bereitschaftszölle oder gleitende Zölle schafft, es wird alles dasselbe sein. Die sachlichen Notwendigkeiten werden immer hinter dem reinen Profitinteresse stehen. Die Rechtsparteien wissen das genau, und das Zentrum wird, wenn es etwa ein Kompromiß abschließt und der Einführung gleitender Zölle zustimmt, bald einsehen müssen, daß es sich einer Illusion über die wirklichen Grundsätze der deutschen Landwirtschaft hingegeben hat. Konsumenteninteressen werden durch Getreidezölle niemals gewahrt, mögen es nun einfache, Bereitschaftszölle oder gleitende Zölle sein.

Eine gerechte und notwendige Steuer

Von Hans Goslar

Obwohl es heißt, Eulen nach Athen tragen, wenn man heute ein neues Steuerprojekt in die Diskussion wirft, so muß doch die hier vertretene Idee einmal ernsthaft debattiert werden, zumal es sich hier nicht um einen Entwurf handelt, der dem Fiskus, der öffentlichen Hand, Einnahmen neu erschließen will, sondern um eine Steuer, die direkt einem Teile des Volkes zufließen soll, dessen Interessen heute von der öffentlichen Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik nur mangelhaft wahrgenommen werden können: nämlich den unbemittelten Eltern.

Daß die Zukunft eines Volkes auf seinem jungen Nachwuchs beruht, ist eine Selbstverständlichkeit. Ebenso, daß die Zukunft eines Volkes gefährdet ist, wenn aus irgendwelchen Gründen der Wille eines Volkes, Nachwuchs zu erzeugen und zu erziehen, nachläßt. Es ist dann „etwas faul im Staate Dänemark". Gesunde, nicht degenerierte Menschen haben eben den unbeirrbaren Willen, sich fortzupflanzen, sich

in ihren Kindern die körperliche Unsterblichkeit zu sichern, ihre Ideen, ihre Geistigkeit, ihre Vorzüge in jungen Menschen ihres Blutes fortzusetzen, sich selbst, wenn möglich gebessert, höher gezüchtet wieder auferstehen zu sehen. Ist dieser Wille erloschen oder herabgemindert, so sind entweder schwere Entartungszustände, aus allzu großem Wohlstand oder anderen Ursachen heraus geboren, daran schuld, oder aber: vorübergehende oder längere wirtschaftliche Krisen, politische Umwälzungen und Gefahren entmutigen die Menschen, weil sie die Zukunft ihrer Kinder allzu gefährdet glauben. Hatten wir es in Deutschland bei der allmählichen Senkung der Geburtenzahl mit den außerhalb der Arbeiterklasse natürlich gewordenen Vorgängen zu tun, daß ein allmählich zu wachsendem Wohlstand gelangendes Volk langsam die Kinderzahl einschränkt, um aber wenigstens dann diesen Kindern eine besonders sorgfältige und gute Erziehung zu geben, so ist das, was jetzt vorgeht, doch etwas wesentlich anderes und Gefährlicheres.

Für die ganz überwiegende Masse des deutschen Volkes liegen nach der sozialen Umschichtung, die der Krieg und die Nachkriegszeit gebracht haben, die Dinge so, daß — ein unlösbarer Konflikt — einem gegen die Vorkriegszeit gesteigerten Ausgabenetat eine wesentlich geringere Einnahme gegenübersteht. Selbst diejenigen Mittelstandskreise, welche wirklich die Friedenseinnahme nominell wiedererlangt haben, leiden unter der geringeren Kaufkraft des Geldes und unter dem Zwange an Neuanschaffungen nach Ausschöpfung und Abnutzung aller Reserven. Die Arbeiterschaft und die Angestellten aber, die über gar keine Reserven zu verfügen haben oder hatten, sind mit ihren durchweg unter dem Reallohn der Friedenszeit liegenden Bezügen in besonders schlimmer Lage. Aus diesem Grunde ist heute die Zahl der Familien, insbesondere der Jungverheirateten, außerordentlich groß, die nicht den Mut haben, Kinder in die Welt zu setzen, weil ihnen, denen schon die Anschaffung eines neuen Anzuges oder ein kleiner Krankheitsfall eine finanzielle Katastrophe bedeutet, der Rechenstift einfach beweist, daß es nicht sein darf. Und ebenso steht es mit den Familien, die vielleicht schon ein Kind haben und sehr gern noch mehr Kinder haben möchten, aber wieder nicht die Gesundheit und die Erziehung des ersten Kindes durch all die großen Ausgaben gefährden wollen und können, die mit der Geburt weiterer Kinder nun einmal unlösbar verbunden sind. Es ist also nicht richtig, daß ein Geburtenrückgang nur in psychischen Entartungserscheinungen oder in physischen Schädigungen großer Volkskreise begründet sei. Vielmehr ist es zu einem sehr erheblichen Teil die drückende Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse, der quälende Zwang, sich nach einer immer zu kurzen Decke zu strecken, der auch gesunden und kinderlieben Familien die Möglichkeit zur Fortpflanzung nimmt und der ungeheuer viel menschliche Tragik in die Familien hineinträgt. Auf der anderen Seite nun gibt es gewiß in viel kleinerer Zahl, aber doch in absolut sehr großen Mengen, erstens gutsituierte Familien, die aus den verschiedensten Gründen keine Kinder oder nur ein Kind haben wollen und haben, zweitens ebenfalls gutsituierte oder mit auskömmlichem Einkommen gesegnete Junggesellen. Geht man von dem Grundsatz aus, daß die Pflichten gegenüber der Gesellschaft und dem Lande mit dem Steuerzahlen und den sonstigen Staatsbürgerpflichten nicht erschöpft sind, sondern daß gesunde Menschen, die keinen

Mangel im Leben zu leiden haben, erst dann ihre Pflicht gegen die Gemeinschaft, in deren Mitte sie leben, auch im biologischen Sinne erfüllt haben, wenn aus einer Ehe mindestens zwei Kinder großgezogen werden, so ergibt sich daraus die Folgerung, daß der Mangel an biologischer Pflichterfüllung gegenüber der Gesamtheit dort, wo er nicht seine Ursache in entschuldbaren Vorgängen hat, in irgendeiner Weise gutgemacht werden muß. Diese Wiedergutmachung kann logisch nur dadurch geschehen, daß Familien und Junggesellen, die für sich eben aus Gründen, unter denen Egoismus und soziale Einstellung vielfach obenan stehen werden, bei der Erzeugung und Heranziehung der jungen Generation beiseite stehen, nun dafür ihrerseits gesunden und zur Fortpflanzung und Kindererziehung gewillten Familien aus dem Arbeiter- und Angestelltenstand wirtschaftlich die Möglichkeit geben müssen, Kinder zu haben und großzuziehen.

Die Konsequenz dieses Gedankenganges wäre der Entwurf eines Gesetzes, das in den Hauptzügen etwa zu bestimmen hätte: Familien einer bestimmten Einkommensgruppe resp. von einem bestimmten Kapitalbesitz an, die nach einer gewissen Ehezeit weniger als drei Kinder haben, haben in ganz bestimmter Staffelung entsprechend den finanziellen Verhältnissen und der Kinderzahl an die staatliche Familienausgleichskasse eine jährliche Steuer zu zahlen. Das gleiche gilt für Männer, die das 35. Lebensjahr überschritten haben und über ein Einkommen aus Arbeits- oder Kapitalbesitz von einer näher zu bestimmenden Höhe ab verfügen. Physisches Unvermögen, Krankheiten sowie die sachlich begründete Besorgnis vor Fortpflanzung erblicher, geistiger oder körperlicher Erkrankungen sind durch Sonderbestimmungen in weitgehendem Maße zu berücksichtigen. Die Steuer kann freiwillig dadurch abgelöst werden, daß durch private Vereinbarung, deren Erfüllung ausreichend rechtlich sichergestellt werden muß, der Steuerpflichtige einer unbemittelten Familie gegenüber die Verpflichtung zur Zahlung einer Jahresrente übernimmt, deren Höhe im Gesetze festgestellt wird und die sich nach den tatsächlichen Durchschnittskosten der Aufziehung eines Kindes bis zum Abschluß der Schulzeit resp. Lehrzeit richtet.

Hat ein Volk erst einmal erkannt, daß die möglichst große Auswertung seiner biologischen Möglichkeiten, insbesondere dadurch, daß es nachweislich gesunden und lebenskräftigen Familien ermöglicht wird, Kinder zu haben, eine Aufgabe ist, die es längere Zeit nicht vernachlässigen kann, ohne an die Grundlagen seiner Kraft zu rühren, dann wird ein solcher Gesetzentwurf, dessen Grundgedanken ja kaum etwas Neues, noch nicht Dagewesenes enthalten, bei der großen Masse auf begeisterte Zustimmung stoßen. Die einfache soziale Gerechtigkeit verlangt es gebieterisch, den Ausgleich zu schaffen, der hier vorgesehen ist. Jedes Jahr oder gar Jahrzehnt, das man vorbeigehen läßt, ohne eine derartige Maßnahme getroffen zu haben, kostet durch die Geburtenausfälle und die vielen oft verhängnisvollen künstlichen Unterbrechungen der Schwangerschaft dem Volke mehr Leben als ein großer Krieg Opfer mit sich bringt.

Sache weiterer Auseinandersetzungen muß es sein, exakt die Wirksamkeit der vorgeschlagenen staatlichen Familienausgleichskasse aufzu-

zeigen, die Hand in Hand mit beratenden, geschulten Eugenikern gewissermaßen als Heiratsprämie für unbemittelte, aber lebenskräftige, körperlich und geistig unbelastete und moralisch zum Kindererzieher prädestinierte Menschen die Steuereingänge zu verteilen hat. Der Gefahr einer Bürokratisierung muß natürlich mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden. Das Ziel der ganzen Aktion muß sein: einmal den Geburtenrückgang auf die einzig vernünftige Art zu vermindern, daß in einer möglichst großen Anzahl von Familien, bei denen allein wirtschaftliche Gründe gegen Familienzuwachs sprechen, dieser wirtschaftliche Grund ausgeschaltet wird, und sodann: auch die Schichten, die aus mangelnder sozialer Einstellung, aus Luxusübermut oder aus Entartung, in egozentrischer Einstellung die Unbequemlichkeit und die Belastung ihres Wohllebens durch Kinder scheuen, dadurch zu erziehen, daß man sie zwingt, anderen Menschen, die gesund und natürlich empfinden, und im Kinde die schönste Krönung ihres eigenen Daseins sehen, zum Kinde und zu Kindern zu verhelfen. Wieviel unfreiwillig kinderlosen oder sich in der Kinderzahl beschränkenden Arbeiterfamilien und Familien des hart ringenden, geistig arbeitenden Mittelstandes könnte so geholfen werden!

Denen aber, die mit der wohlfeilen Ausrede, „wo denn all die Menschen hinwollen", den Geburtenrückgang als einen Helfer aus Menschenüberfüllungsnöten begrüßen und Gegenmaßnahmen als gefährlich verdammen wollen, sei hier nur kurz gesagt, daß von einer Nichtaufnahmefähigkeit unseres Landes für gesunde Menschen dann nicht die Rede sein kann, wenn Hand in Hand mit den vorgeschlagenen Maßnahmen — die ja doch niemals auf Millionen, sondern bestenfalls auf Zehntausende von Familien jährlich zurückwirken werden —, die ohnehin notwendigen Aktionen einer Volkswirtschafts- und Volkswohlfahrtspolitik gehen müssen, deren letzte Weisheit nicht Zusammenballung und Familientod in den Städten, sondern etappenweiser Abbau der Groß- und Industriestädte, Siedelung, Neuschaffung von Grün- und Ackerland, Moor- und Oedlandkultur für Millionen heißt!

Das indische Problem

Von Dr. Colin Roß

Meine erste Einführung in die sozialen Probleme des englischen Indien verdankte ich einer Bekanntschaft mit einem anglo-indischen Journalisten — nennen wir ihn Pat Swanson.

Diese Bekanntschaft mit Swanson hatte ein Artikel im „Malaya Observer" über die Hawker-Frage vermittelt. Die Frage beschäftigte damals ganz Singapore. Die Hawker sind chinesische Garköche oder eigentlich wandelnde Restaurants; denn der Hawker trägt sein ganzes Restaurant an einer langen, schwankenden Bambusstange über der Schulter: Herd, Speisekammer, Anrichte, Geschirrschrank usw. Tatsächlich brennt in dem einen Bambuskorb in einem Tonofen ein Feuer, über dem auf einer Pfanne allerlei Geschmortes und Gebratenes brotzelt. In dem zweiten Korb sind die kalten Gerichte, Kochmaterial, Zutaten usw. angeordnet. Mit solch schwerer Last, dem brennenden Feuer, den angerichteten Speisen, alles an einer wippenden Bambusstange, sieht man den Hawker in einem

kurzen Eiltrott durch die Straßen keuchen. Er versorgt die Hafen- und Lastkulis, kurz alle unteren Schichten, die körperliche Arbeit leisten, aber auch kleine einheimische Verkäufer und Angestellte mit ihrer täglichen Nahrung.

Der Magistrat hatte nun den Entschluß gefaßt, die Hawker aus hygienischen Gründen zu verbieten, was einen Sturm der Entrüstung, nicht nur unter den Hawkers, sondern ganz allgemein unter der chinesischen, malaiischen, singhalesischen und tamilischen Bevölkerung erregte.

Ueber diese Hawker-Frage brachte der „Malaya Observer" einen Artikel, in dem er ausführte, daß der Beschluß des Magistrats vom hygienischen Standpunkt zweifellos zu billigen sei. Niemand könne bestreiten, daß die Essensbereitung inmitten des Straßenstaubes denkbar unhygienisch und unappetitlich sei und eine Quelle von Infektionsmöglichkeiten in sich schließe. Wollte man jedoch diesen löblichen Entschluß durchführen, so hieße das nicht nur einige hundert oder tausend Hawker mit einem Schlage brotlos machen, sondern auch einigen zehntausend oder hunderttausend Kulis die Möglichkeit nehmen, nicht nur warme, sondern überhaupt Nahrung zu sich zu nehmen. Es wäre sehr schön, wenn man den Gesundheitszustand und die Lebensweise der unteren Eingeborenenschichten heben wollte, jedoch ginge das nicht ohne Kenntnis ihrer gegenwärtigen Lebensweise. Es wäre aber noch immer so, daß die Leute, die in Rikschas fahren und Kulis beschäftigen, nicht die geringste Ahnung hätten und sich auch nicht dafür interessierten, wie und wovon diese Kulis, die sie in den Rikschas ziehen und die ihre Lasten tragen, eigentlich leben.

Dieser Artikel war von dem Chefredakteur des „Observer" Pat Swanson gezeichnet, und als ich ihn gelesen, setzte ich mich in eine Rikscha und fuhr in die Redaktion.

Meine Unterredung mit Mr. Swanson dauerte länger als ein gewöhnlicher Redaktionsbesuch. Als wir uns zwei Stunden lang miteinander unterhalten hatten, gingen wir zusammen lunchen, darauf begleitete ich ihn auf seinen Wunsch nochmals in die Redaktion, und dann lud er mich zum Tee.

Es gibt Menschen, die unter gewissen Umständen und gegenüber den richtigen Leuten sehr rasch aus sich herausgehen, und zu diesen gehörte Mr. Swanson. Augenscheinlich hatte er das Bedürfnis, sich einmal gründlich auszusprechen. Und so wußte ich, noch ehe wir vor seinem Hause anlangten, daß Swanson Sozialist war, daß er einen großen Teil der Kriegszeit im Gefängnis verbracht hatte, weil er gleich zu Kriegsbeginn Propaganda gegen den Krieg machte, und daß er in allen indischen Fragen strikt auf seiten der einheimischen Bevölkerung stand.

Pat Swanson hatte unmittelbar nach Abschluß des Waffenstillstandes ein Engagement an den „Malaya Observer" angenommen und diesen seitdem, als einziger Engländer und Europäer im ganzen Betrieb, geleitet. Als er mich durch seine Zeitung führte, und mir die Setzerei und Maschinensäle zeigte, bekam seine Bemerkung, daß er der einzige Weiße im ganzen Betrieb war, doch noch eine viel eindrucksvollere Note. Die Setzer waren Farbige: Malaien, Inder oder Chinesen, die Drucker, das kaufmännische Personal, seine Unterredakteure, und schließlich und endlich auch seine Brotgeber. Der „Malaya Observer" gehörte einem Chinesen und einem Malaien.

Gewiß, ich wußte, es gab malaiische, tamilische und chinesische Zeitungen in Singapore, aber dies war ein englisch geschriebenes Blatt, das von Engländern gelesen wurde, und das im Grunde von Inländern gemacht und geleitet wurde. Und in Swanson lernte ich zum ersten Male in Indien einen Europäer kennen, der Angestellter und Untergebener eines Farbigen war.

Es ist ganz gleichgültig, ob derartige Verhältnisse bereits häufiger oder noch seltener sind. Entscheidend ist, daß sie überhaupt vorkommen und möglich sind. Denn sie sind weithin weisende Signale — man täusche sich nicht, wie weit solch ein Fanal in die dunkelsten Eingeborenenwinkel leuchtet —, daß das alte Verhältnis zwischen Weiß und Farbig nicht mehr besteht, das ausschließlich das von Herr zu Knecht, vom Herrscher zum Beherrschten war.

Man muß sehr blind durch die Welt gehen, um nicht zu sehen, daß, wenn nicht das nächste, so doch sicher das übernächste große Problem für Europa und Amerika die Auseinandersetzung der weißen mit der farbigen Rasse sein wird. Allerdings, so nahe ist der Untergang des Abendlandes nicht, wie manche ängstlichen Gemüter meinen. Gerade, wenn man viel im Morgenlande lebte, erkennt man, welch unvergleichliche Energie und Tatkraft doch in den Menschen des Westens steckt. Diese Energie zusammen mit der in der Hauptsache noch immer gegebenen Kontrolle über die technischen Mittel würden der weißen Rasse zum mindesten noch für ein Jahrhundert die Hegemonie über die Welt sichern, wenn, ja, wenn der Weltkrieg nicht gewesen wäre, mit seiner hoffnungslosen Erschütterung des Prestiges der Weißen und der unheilbaren Zersplitterung Europas.

Das heißt, ein anderes ist noch schlimmer, noch entscheidender. Eine jede Schlacht wird zuerst im Herzen, dann auf dem Felde gewonnen oder verloren. Daß wir hier in Singapore zusammensitzen und über die zukünftige Stellung von Weiß zu Farbig überhaupt auch nur diskutieren, daß ein Engländer in Indien einem Ausländer gegenüber Zweifel an der Dauer und an der Berechtigung der englischen Herrschaft in Indien in ihrer jetzigen Form äußern kann, das ist das Entscheidende. Zu der Zeit, als Sir Stamford Raffles hier in Singapore die britische Flagge aufpflanzte, da gab es wohl keinen Engländer, der derartige Zweifel in sich hätte aufkommen lassen. Und gar als Cortez und Pizarro mit ihren Häuflein von Weißen Millionenreiche eroberten und alte Kulturen zerstörten, da hätte keiner ihrer Krieger verstanden, daß man in dem Hinschlachten von Indianern etwas anderes sehen könnte als eine verdienstvolle Tat, für die der Lohn des Himmels gewiß war. Zu einem großen Teil haben die weißen Nationen den unerschütterlichen Glauben an ihr inneres, gottgegebenes Recht, die farbigen Rassen zu unterdrücken, verloren, und sie haben die unumgänglich notwendige Brutalität nicht mehr, für die Aufrechterhaltung dieser Herrschaft gegebenenfalls Hunderttausende hinzuschlachten. Diese Brutalität haben höchstens noch bis zu einem gewissen Grad die Amerikaner und dann die Russen und die Chinesen. Darum wird auch ihrer die zukünftige Weltherrschaft sein.

„Sehen Sie," sagte Pat, als seine junge Frau die Teetassen vollgeschenkt, „ich glaube nicht an die Unvermeidlichkeit einer blutigen Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbig. Ich habe jetzt sechs Jahre

ununterbrochen nur und ausschließlich mit Inländern zusammengearbeitet, als Untergebener, als Gleichgestellter, als Vorgesetzter, und es ging ohne Reibungen."

Er zog einen Brief und einen Scheck über 500 Straits-Dollar aus der Brieftasche und reichte sie mir: „Das ist eine Anerkennung des Verlags für meine sechsjährige Tätigkeit, die diesen Monat kontraktmäßig abgelaufen wäre. Und im Nebenzimmer steht eine Schreibmaschine, die mir das gesamte Redaktions- und Druckereipersonal zusammen verehrte. Allerdings habe ich nie ein Rassevorurteil gezeigt, und jeden, einerlei ob Chinesen, Malaien oder Inder gleich gewertet."

Ja," erwiderte ich ein wenig zögernd, „das glaube ich gerne. Auch ich habe überall im Osten gesehen, wie weit man mit einem freundlichen Wort und einem Lächeln kommt. Allein in der politischen wie wirtschaftlichen Auseinandersetzung mit Asien handelt es sich um sehr materielle Interessen. Und ob es da ganz ohne Kampf abgehen kann?"

„Es muß ohne Kampf abgehen." Swanson ereiferte sich, daß sein für gewöhnlich so blasses Gesicht tiefrot wurde. „Es muß ohne Kampf abgehen, schon in unserm Interesse; denn Europa würde letzten Endes verlieren. Ich glaube nicht, daß man als Engländer seinem Vaterlande einen Dienst erweist, wenn man sich jeder Autonomiebestrebung in unsern farbigen Kolonien widersetzt. Das ist der Weg, wie wir Neu-England verloren. Und wir haben Kanada, Australien und Südafrika nur behalten, weil wir da rechtzeitig andere Wege gingen.

Man mache nicht den Einwand, daß es sich in dem einen Falle um weiße Kolonisten, in dem andern um farbige Eingeborene handelt. Das ist nicht das Entscheidende. Wesentlich ist, daß sich in einer Kolonie eine genügend breite Schicht europäisierter Intelligenz gebildet. Diese empfindet das Unwürdige und Drückende der Fremdherrschaft. Und sie muß schließlich schon aus Selbsterhaltungstrieb auf eine größere Autonomie drängen. Fortschreitende Selbstverwaltung bedeutet für die junge eingeborene Intelligenz das Aufrücken in immer höhere Stellungen, und es ist nur menschlich, daß gerade in den Köpfen und Herzen der auf der Stufenleiter am weitesten Vorangekommenen der Wunsch immer heißer auflodert, nun auch noch die letzten und höchsten Stufen zu erklimmen. Wir erleben es doch auch hier in Hinterindien, das bisher der englischen Verwaltung unvergleichlich weniger Schwierigkeiten machte als Vorderindien, daß eine Bevölkerungsklasse und Rasse nach der andern anfängt, ihre Ansprüche auf Teilnahme an der Verwaltung anzumelden."

Ich nickte und dachte daran, daß erst gestern eine große Demonstrationsversammlung der Eurasier, der Mischlinge von weißem und farbigem Blute stattgefunden hatte, in der diese in energischster Weise Zulassung zum Verwaltungsdienst in den Straits forderten.

In unwillkürlicher Ideenverbindung sah ich auf und blickte zu Alice Swanson hinüber, die die ganze Zeit unserm Gespräch schweigend gelauscht. Sie war hier geboren und schon ihre Mutter war Kolonialengländerin. Kam daher dieser matte Olivton ihrer Haut und das tiefe Blauschwarz ihrer Haare, oder floß in ihren Adern vielleicht ein Tropfen indischen oder malaiischen Blutes?

„Wir werden dieser Schwierigkeiten nur Herr werden," fuhr der Redakteur fort, „wenn hier draußen genügend Engländer leben, die

Indien lieben und verstehen, so daß sie am liebsten immer hier bleiben und es zu ihrer Heimat machen möchten."

„Ich möchte nie wo anders leben," warf Alice lebhaft dazwischen, „das heißt, wir müssen ja bald nach England, denn Pat verträgt hier auf die Dauer das Klima nicht. Und ich freue mich auch auf England," fügte sie rasch tapfer hinzu.

Unwillkürlich warf ich einen raschen, prüfenden Blick auf Swanson. Das Gesicht dieses von Haus aus nicht kräftigen und gesunden Mannes trug alle Spuren schwerer Tropenkrankheit.

Pat mochte meinen Blick aufgefangen haben; denn er sagte mit schmerzlichem Unterton: „Ja, leider, ich muß wohl in europäisches Klima. Ich werde meinen Kontrakt nur noch um ein Jahr verlängern können. Das ist ja wohl unser Unglück, daß nur die hier Geborenen die Gefahren des Klimas restlos vertragen, und die nicht einmal alle.

Aber wir brauchen weiße Menschen, die hier für die Dauer leben können und wollen, um als Mittler zu dienen, und darum halte ich es für einen Fehler und ein Unglück, daß indisches Kastenwesen und unser eigener Rassedünkel die Bildung einer Mischlingsrasse bisher so erschwerten."

„Aber die medizinischen Urteile über die Minderwertigkeit der Mischlingsrassen", warf ich ein, weniger aus Ueberzeugung, als um ihn weiter über dieses Thema zu hören.

„Ich glaube nicht daran. Sehen Sie nur die körperliche Schönheit der Eurasier" — wieder mußte ich unwillkürlich zu seiner Frau hinübersehen —. „Wäre es nicht seltsam, wenn in gemischten Ehen in physischer Hinsicht nur Vorzüge und in geistig-seelischer nur Nachteile vererbt werden sollten?"

„Hier in den Straits ist es ja anders", sprang er auf sein früheres Thema zurück. „Sie haben gestern ja selbst gesehen, welch starkes Element hier die Eurasier bilden. Glauben Sie, daß sich dieses auf die Dauer den Makel gesellschaftlicher Minderwertigkeit, mit dem man es jetzt ächtet, gefallen lassen wird?"

Ein kleines Erlebnis fiel mir ein. Unlängst kam ein eleganter junger Engländer in Begleitung eines noch jüngeren Mädchens von reichlich dunklem Teint zum Diner ins Hotel. Sie hatten sich kaum gesetzt, als unser farbiger Manager aufgeregt auf sie zustürzte und sie in eine unauffällige Ecke zu nötigen sucht. Der junge Mann widerstand. Es gab eine erregte Auseinandersetzung und schließlich verließ das Paar entrüstet das Hotel.

Als ich Swanson dieses Erlebnis erzählte, meinte er trocken: „Vor ein paar Jahren hätte der junge Mann nicht gewagt, sein farbiges Sweetheart ins Hotel mitzubringen, und in ein paar Jahren wird der Manager nicht wagen, ihn deshalb in eine unauffällige Ecke weisen zu wollen."

Es entstand eine Pause im Gespräch, und wir sahen alle hinaus, wo die letzten Reste eines Gewitterschauers von den Dachrinnen herab auf Palmenwedel und Bananenblätter vertropften.

„Es wird wieder schön", warf Alice ein. „Wollen wir nicht ein wenig gehen!"

Der Garten war klein und alt wie das Haus. In einer Ecke standen in Gruppen Bananen. „Sie reichen für unsern Jahresbedarf." Alice

sprang über den Rasen und pflückte einen Arm voll Blumen. „Die habe ich auch das ganze Jahr hindurch in unbegrenzter Menge. Das wird mir in England recht abgehen."

Nicht weit vom Haus lag das Reservoir der Singaporer Wasserleitung. Von diesem höchsten Punkte sah man weithin über Stadt und Rheede, über Eingeborenendörfer und Kokoswälder, aber auch über Maschinenhallen, Essen und Fabriken.

„Der Westen hat hier viel tiefer Fuß gefaßt, als jene indischen Fanatiker meinen, die predigen, wir Engländer brauchten nur aus Indien herauszugehen, und alles wäre gut. Die Fabriken und Bahnen könnten sie zur Not zerstören. Aber nicht den Geist der Maschine und des Westens, der in jedem östlichen Menschen bereits Wurzel geschlagen, der einmal mit Fahrrad, Eisenbahn und Auto, mit Mähmaschinen und Kamera in Berührung gekommen. Nie mehr können sie in ihre alten Lebensformen zurück, wie auch der östliche Geist niemals sich mehr von dem des Westens völlig wird lösen können.

Ich weiß, daß ich es hier gesundheitlich teuer bezahle," sagte er mit einem Seitenblick auf seine Frau, die Stimme senkend, „allein ich möchte das Heute in Indien nicht versäumen. Heute bereiten sich in Indien jene geistigen Entscheidungen vor, die einmal das Schicksal Asiens und Europas bestimmend beeinflussen werden. Ich nehme dabei den Begriff Indien im weitesten Sinne: von der Straße von Bab-el-Mandeb bis zur Bondasee, die den Sunda-Archipel von der australischen Welt scheidet.

In diesem ganzen großen Gebiete sind die alten Lebens- und Glaubensformen tot und ohne Inhalt. Heute fangen die östlichen Völker an, sich dessen bewußt zu werden. Sie reagieren darauf, indem sie den Westen leidenschaftlich zurückstoßen oder die Aneignung seiner Methoden leidenschaftlich verlangen. Keines von beiden ist richtig; man denke nur an Japan einerseits und Tibet andererseits. Indien muß neue, ihm gemäße politische, religiöse und soziale Formen finden. Und wir müssen ihm dabei helfen. Das ist der große Trumpf, den wir Briten in Indien haben. Wir müssen nur ihn erkennen und nützen. Wir können ruhig als die politischen Herren aus Indien herausgehen. Wenn wir dies nur rechtzeitig und als Freunde tun, so wird uns auch ein autonomes oder gar völlig selbständiges Indien noch mindestens ein Jahrhundert lang brauchen als Freund, Lehrer, Lieferant und schließlich, und nicht zum wenigsten, als Verbündeten. Es ist ja nicht so, als ob ein unabhängiges Indien — immer vorausgesetzt, daß es genügend staatenbildende Kräfte in sich hat — keine gefährlichen Gegner hätte. Von Rußland will ich zunächst absehen, obgleich sowohl ein Sowjet- wie ein bürgerliches Rußland einmal ein gefährlicher Nachbar für ein unabhängiges Indien werden könnte. Aber da ist noch China. Glauben Sie denn, daß es ganz unmöglich wäre, daß, wie schon einmal in der Geschichte, ein Mongolenkhan seine Herrschaft bis über den Ganges ausdehnt? Er mag dann ruhig Präsident oder Volksbeauftragter heißen; auf den Namen kommt es nicht an.

Die Chinesen brauchen nicht einmal als siegreiche Eroberer kommen, der friedliche Weg ist noch sicherer. Nehmen Sie nur Hinterindien. Von Anam wollen wir gar nicht reden. Das führt schon den Namen Indo-China. Aber auch Siam ist bereits stark chinesiert, und hier wie in Holländisch-Indien fangen die Chinesen langsam an, eine wirtschaftliche und

finanzielle Großmacht zu werden. Gewiß, politisch halten sie sich völlig im Hintergrund; aber wer sagt denn, daß sie das immer tun werden, vor allem, wenn die Verhältnisse in ihrem eigenen Lande einmal geregelt sind und es wieder ein großes, einiges und dabei mit westlicher Technik ausgerüstetes China gibt?

Ich sage Ihnen offen: ich mag die Chinesen nicht, so wenig ich mich über sie in meiner Zeitung beklagen kann und so sehr ich ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit schätze. Aber ich traue ihnen nicht. Sehen Sie sich einen Chinesen in der Rikscha an. Je mehr sein menschliches Zugtier stöhnt und keucht, desto größere Zufriedenheit malt sich auf seinem Gesicht. Wir haben Grund, die Chinesen zu fürchten. Sie sind tüchtiger und sie sind die besseren Kaufleute. Vielleicht wäre es gut, wenn wir Engländer und Inder uns rechtzeitig auf unsere eigene Rassenverwandtschaft besinnen wollten."

Frau Alice hatte mir längst Zeichen gemacht. Ihren Mann überanstrengte das viele Sprechen, und das Thema, an dem sein ganzes Herz hing, regte ihn auf. Aber es war unmöglich gewesen, seinen Redefluß zu unterbrechen. So benutzte ich jetzt die Gelegenheit, als er einen Augenblick erschöpft schwieg, um einen Vorwand vorzuschützen und mich zu verabschieden. Auch meinetwegen ging ich gern. Zu viele neue Ideen waren heute auf mich eingestürmt; ich brauchte Ruhe und Einsamkeit, um sie zu überdenken.

RANDBEMERKUNGEN

Universität und Studenten

I.

Das Pamphlet der Heidelberger philosophischen Fakultät

Aus dem Fall Gumbel ist ein Fall der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg geworden. Ein Fall, der leider das Ansehen dieser Fakultät in den Kreisen der Mehrheit des deutschen Volkes nicht sonderlich erhöht, sondern das bißchen Vertrauen, das der deutsche Republikaner bisher noch zu den badischen Universitäten hatte, bedenklich zusammenschrumpfen läßt.

Es handelt sich hierbei nicht um Herrn Gumbel. Es gibt zwar, außer „ausgesprochenen Demagogennaturen" nationalistischer Herkunft und der Heidelberger Philosophischen Fakultät, keinen Menschen, der nicht ganz genau wüßte, was Gumbel vor Jahresfrist gemeint hat, als er von dem Massenmord als einem „Feld der Unehre" sprach; daß er damit weder die gefallenen deutschen, noch (was schließlich auch nicht unwichtig ist) die gefallenen Soldaten aller Nationen beleidigen wollte. Wer das annimmt, ist entweder ein Demagog oder Mitglied der Heidelberger Philosophischen Fakultät; gewöhnliche, ungebildete Menschen nehmen daran so wenig Anstoß wie einst die Teilnehmer der Versammlung; im Gegenteil: sie achten das sittliche Verantwortungsbewußtsein um die Würde der Menschheit, das aus jenem Wort spricht.

Aber, wie gesagt, darum handelt es sich nicht. Mag die Philosophische Fakultät der Ansicht sein, daß es eine Ehre für die Menschheit bedeutet, wenn sie sich alle paar Jahrzehnte wechselweise abschlachtet, gleichviel. Sie hat den Fall Gumbel disziplinarisch untersucht; auf die Frage hin, ob man Gumbel nicht von der Universität wegjagen könne. Ergebnis: Gumbel darf bleiben.

Nun scheint aber die Fakultät das dringende Bedürfnis gehabt zu haben, diesen ihren Beschluß vor

den völkischen Studenten, den nationalistischen Kollegen und dem einen (nur in dem Gutachten der Fakultät vorhandenen) „großen und wesentlichen Teil des deutschen Volkes" zu kommentieren. Sie hat deshalb einen psychologischen Steckbrief von lauterster Objektivität — nicht etwa „niederträchtigster Demagogie" — ausgearbeitet, auf Staatskosten drucken lassen und dann offiziell in die weite, weite Welt verschickt. Aus diesem wundervollen Gutachten, das der psychoanalytischen Begabung der Herren Philosophen ebensowenig Ehre macht wie einen „elementaren Mangel an Takt" offenbart, nur einige Zitate, um zu zeigen, wie die Kollegen Gumbels sich bemühen, „die Reputation der Hochschule und die ungestörte Entfaltung ihrer geistigen Arbeit" hochzuhalten. Es heißt an dieser Stelle über Gumbel: Ausgesprochene Demagogennatur — nicht der leiseste Einfluß wissenschaftlicher Qualität (nämlich in seiner politischen Tätigkeit!) — Tiefstand geistigen Niveaus — geschickte Anpassung, wenn nötig mit raschem Wechsel des Standpunktes — Mangel an Empfindung — Neigung zu ungewöhnlicher Taktlosigkeit — unerfreuliche Erscheinung usw. Diese Blütenlese aus der politischen Botanik der Heidelberger Philosophen gibt nur ein kleines Beispiel dafür, wie man Gumbel durch den Kakao gezogen hat. Man lese diese „Urteilsbegründung" selbst; die „Liga für Menschenrechte" hat sie verdienstvollerweise abgedruckt, mit Anmerkungen versehen, und so ein kleines Heftchen geschaffen, das an die Herren Professoren und Dozenten der Universitäten und der andern Hochschulen Deutschlands hinausgegangen ist und sie zur Stellungnahme auffordert. Man wird dann einen hübschen Querschnitt erhalten über die „Idee der Universität", wenigstens wie sie sich in den Köpfen ihrer Vertreter spiegelt.

Der Fall Gumbel ist ein Fall nicht nur der Heidelberger, sondern der deutschen Universitätsliteratur überhaupt. Man braucht keine Eulen nach Athen und keine völkischen Studenten und Hochschullehrer auf die deutschen Hochschulen zu tragen, um zu beweisen, daß an den heutigen Stätten der Wissenschaft „unerfreuliche Persönlichkeiten und unerfreuliche Gesinnungen" mit allen Mitteln totgeschlagen werden. Und geht es nicht vornherum, so macht man's eben hintenrum. Man wagte in Heidelberg, das in dem immerhin etwas republikanischen Baden liegt, nicht wider alles Recht den Privatdozenten Gumbel hinauszuwerfen; aber wozu gibt es eine Dolchstoßlegende? Mittels der „ungestörten Entfaltung ihrer geistigen Arbeit" in Form eines Disziplinarverfahrens schafft man sich ein Gutachten, das Gumbel freispricht, aber gleichzeitig tödlich treffen soll, legt die Disziplinarerkenntnis der breitesten Oeffentlichkeit vor — mit welchem Recht? fragt sich der Bürger — und hat auf diese Weise „der Reputation der Hochschule und dem kostbaren, in einer langen Geschichte herangebildeten Prinzip der freien Lehre, der freien Vertretung aller Weltanschauungen" sicherlich einen wahrhaft großen nationalen Dienst erwiesen.

Item: Gumbel ist eine „ausgesprochene Demagogennatur"; die Heidelberger Philosophen aber sind ehrenwerte Männer ... „Das sind sie alle, alle ehrenwert —"

R. G. Haebler

II.

Zwei Versammlungen

Wer jung ist, haßt die Autorität und feiert die Freiheit; wenn er nicht etwa so klein ist, an den geltenden Freiheiten schon genug zu haben. Es dürfte darum nicht verwundern, daß die jungen Studenten allen nationalistischen Zeitungsberichten zum Trotz immer weniger und weniger dem wilhelminischen Zeitalter und dessen Idealen huldigen.

Es fanden dieser Tage in Berlin zwei studentische Versammlungen statt; durch ihre Gegensätzlichkeit

in Ursache und Wirkung waren sie typisch. — Die kommunistische Studentengruppe hatte gegen den Widerstand der Universitätsbehörde und der Polizei unter der übertriebenen Losung: Studenten, auf die Barrikaden! etwa 800 Freunde zusammengetrommelt, von denen etwa 500 der Studentenschaft angehörten. Es sprach ein Student, der aus der Jugendbewegung kommt und jetzt an einem radikalen Blatt irgendwie redaktionell arbeitet. Er richtete den Sinn der Hörer auf die Gegenwart und in die Zukunft. Er verlangte nicht, daß am nächsten Tage im Zeitungsviertel das Straßenpflaster aufgerissen würde; er predigte aber, wach zu sein. So sehr er sich in Deutungen verirrte, wenn er gelegentlich dem Bolschewismus agitatorische Reverenz erwies, so fand er doch den stillen, quellenden Beifall des Widerspruchs aus Teilnahme auch bei denen, die nicht kommunistisch gedrillt waren. Als die Versammlung, über der ein leichtes jugendliches Leuchten lag, ohne Diskussion auseinandergehen mußte, verhaftete die Polizei von den teilnehmenden ausländischen Studenten alle, denen nicht im Gedränge und in der Dunkelheit der Schulkorridore zum Entwischen verholfen werden konnte.

Einige Tage später fand eine offizielle Feier der Universität statt. Es waren — von den erwachsenen Gästen und den beorderten Chargierten abgesehen — etwa 1500 freiwillige studentische Teilnehmer anwesend. Ein berühmter alter Historiker richtete den Sinn der Hörer auf die Vergangenheit, die er symbolisch mit der schwer betonten Verehrung für den alten Preußenkaiser rahmte. Die Rede des gelehrten Mannes wies keine so groben Entgleisungen auf, wie sie dem jungen Redner von der andern Front passiert waren. Der Beifall war der traditionelle; die Säbelspitzen schlugen hart, rasselnd und rhythmisch auf das Parkett. Dennoch gingen wir schnell auseinander. Es war nichts von der Wärme zu spüren, die auch bei eigener Kälte von dem Nachbar strahlt.

Wer jung ist, liebt nicht so sehr die Vergangenheit wie die Zukunft, für welche uns die Dichter der Freiheit Morgenrot versprochen haben. Die Studenten der Reichshauptstadt sehnen sich allen Zeitungsberichten zum Trotz fort von der starren Reaktion, fort von jenen alten Vorstellungen, welche die Jahre 1789, 1848 und 1918 überdauert haben. Wer die öffentlichen Bekenntnisse — für und wider — künftig abwägt, bedenke, daß konservative Demonstrationen lauter sein können und leichter fallen, weil sie konkret sind und erprobte Formeln haben. Die Republikaner müssen leiser sein, denn es ist schwer (wenn einer nicht ein Dichter ist), auszudrücken, wie in der Realität der zukünftigen Epoche dem Wesen der gelobten Freiheit Gestalt gegeben werden soll.

Fritz Seidenzahl

BÜCHERSCHAU

Dr. R. v. Ungern-Sternberg:

Die Industriegemeinschaft

Ein Weg zur organisatorischen Umbildung der deutschen Industriewirtschaft.

Carl Heymanns Verlag, Berlin.

Der erste Teil gibt einen historischen Ueberblick über Werden und Vergehen der wirtschaftlichen Beschränkung während der Zeit der Zünfte usw. Die Zünfte hatten die Aufgabe, die Gütererzeugung dem Bedarf anzupassen, und dieser Aufgabe sind sie Jahrhunderte hindurch mit Erfolg gerecht geworden. Hinterlistige und ausbeuterische Beziehung zwischen Konsument und Produzent gab es damals nicht, das Verhältnis zwischen Meister und Gesellen war

dank der genauen Regelung ein gutes. (?)

Aber die Gewerbefreiheit mußte sich durchsetzen, weil die Entwicklung der Technik ihr günstig war und der politische Einfluß der Fabrikanten stieg.

Haben wir heute noch Gewerbefreiheit? Nein, denn deren Grundlage, das freie Spiel der Kräfte, die preisregelnde Konkurrenz, sie sind ausgeschaltet durch Monopole, Kartelle usw., die gerade die freie Preisbildung unterbinden wollen. Die ersten Kartelle entstanden in Deutschland 1875, also kurz nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch, ferner 1879 infolge der Schutzzollgesetzgebung. Als 1893 das Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat gegründet wurde, war die Gewerbefreiheit de facto beseitigt, denn die Kohle und ihr Preis spielen die entscheidende Rolle in der Industrie. Durch dies Syndikat wurde eine Stabilisierung des Kohlenpreises bis 1914, aber auch eine genügende Kohlenversorgung erreicht.

Es bestehen zurzeit etwa 2000 Kartelle; sie bilden den einen Bestandteil des organischen Umwandlungsprozesses, in dem sich unsere Industrie seit 35 Jahren befindet. Der andere Bestandteil wird von den Konzernen gebildet, die seit 1922 aus dem Boden schießen. Während die Kartelle sich vor allem die Preisregelungen zum Ziel gesetzt haben, sehen die Konzerne ihre Aufgabe darin, daß die in ihnen vereinigten wirtschaftlichen Unternehmungen sich eine gegenseitige Unterstützung und Ergänzung hinsichtlich Produktion, Absatz und Kapitalbeschaffung sichern. Waren die Konzernbildungen vor dem Kriege hauptsächlich produktionstechnischer Natur, so sind die Nachkriegsgründungen in erster Linie kapitalistischen Ursprungs, die mit irgendwelchen wirtschaftsorganisatorischen Absichten und Zielen nicht das mindeste zu tun haben. (S. 33.)

Gefördert wurde die Kartellbildung durch die Inflationszeit (Import nur bei genügendem eigenen Devisenbesitz möglich) und die Steuerpolitik, ferner aber auch durch das Bestreben der Industrie, den planwirtschaftlichen Ideen Rathenaus, Wissells und v. Möllendorffs zuvorzukommen, sowie den Machthunger einiger weniger Schwerindustrieller. Als Ergebnis der Konzernbildung kann man auch eine enge Verbindung von schwerindustriellen Interessen mit denen der Fertigindustrie feststellen, was insbesondere auch bei Behandlung der Zollvorlage in Erscheinung tritt.

Im weiteren Verlauf der Ungern-Sternbergschen Schrift werden die einzelnen Konzernarten, ihre Gliederung usw. untersucht, und an einer Reihe von Beispielen beschrieben. Die Folge dieser Konzernbildung ist, daß unsere Wirtschaft von etwa 20 „Wirtschaftsführern" beherrscht wird. Von einer „freien Wirtschaft", einer „Gewerbefreiheit" kann also keine Rede mehr sein. Zu welch unheilvollen Wirkungen dies geführt hat, beweisen Preis- und Lohnindexe, erstere liegen 50 bis 65 Proz. über dem Friedensniveau, letztere hingegen 5 bis 20 Proz. unter demselben.

Auf solchem Hintergrunde entwirft v. Ungern im zweiten Teil seiner Schrift ein System der produktiven und sozial gerechten Industriegemeinschaft. Aufgabe aller Wirtschaftspolitik sollte sein, für eine fortschreitende Steigerung der Wirtschaftshaltung eines Volkes zu sorgen. Wie schwierig solche Aufgabe ist, erhellt daraus, daß

1. Deutschland ein durch den Kriegsausgang schwer geschädigtes Land ist, noch dazu stark übervölkert;
2. Deutschland jährlich 2½ Milliarden Reparationslasten zu zahlen hat;
3. Deutschland seinen Vorkriegsaufstieg vor allem seiner guten allgemeinen Schulbildung verdankt, trotzdem niedrigere Reallöhne bei längerer Arbeitszeit als seine Konkurrenten zahlte;

4. Deutschland jetzt so gut wie gar keinen machtpolitischen Einfluß mehr — im Gegensatz zur Zeit vor 1914 — besitzt;
5. Deutschland seine breite Rohstoffbasis im Westen und Osten verloren hat;
6. Deutschlands Ausfuhr heute durch hohe Zollschranken und eine im Kriege erstandene heimische Fabrikation unserer früheren Abnehmer stark erschwert wird.

Gerade darum aber darf eine Volksgemeinschaft nicht zusehen, wie ihre Wirtschaft immer mehr in die Hände einer Oligarchie, einiger weniger Konzerngrößen, gerät. „Eine staatliche Kontrolle ist, von einer gewissen geschichtlichen Perspektive aus betrachtet, überhaupt nur noch eine Frage der Zeit." (S. 60.)

Aufgabe des Staates ist es, an die bereits vorhandenen industriellen Organisationen anzuknüpfen. Er sollte vor allem die bestehenden Einrichtungen, wie das „Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Industrie und Handwerk", „Normenausschuß der deutschen Industrie", „Ausschuß für wirtschaftliche Fertigung" usw. fördern, freilich nicht nur im Sinne der augenblicklichen industriellen Machthaber, die es nur auf technische und betriebswirtschaftliche Verbesserungen abgesehen haben, vielmehr mit der Absicht, in die Industrie selbst einzudringen. Neben dem technischen soll der genossenschaftliche Gedanke, wie er jedem Kartell zugrunde liegt, durchgeführt werden, durch Zusammenfassung aller Werke eines Industriezweiges als Objekt einer Organisation. Aufgabe dieser Organisation, an deren Spitze eine Zentraldirektion steht, ist eine Senkung der Produktionskosten herbeizuführen. Diese Zentraldirektion wird entweder in die Form einer G. m. b. H. oder A.-G. gekleidet, Reich und Unternehmertum sind gleich stark an ihr beteiligt. Die Industrievertreter werden vom Industrieverbande delegiert, während die Staatsvertreter vom Reichswirtschaftsministerium zu ernennen wären, von letzteren wenigstens ein Drittel aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen. Die Interessen der Verbraucher werden von den übrigen Staatsvertretern hinreichend geschützt. Vor allem darf diese Zentraldirektion nicht bürokratisch arbeiten. Es folgt alsdann eine Gesetzesvorlage über die Zentraldirektion, ein Gesellschaftsstatut für die angeschlossenen Firmen sowie eine Untersuchung der Absatzmöglichkeiten und über die bisher schon durch ähnliche rein privatwirtschaftliche Zusammenschlüsse erzielten Kostenverminderungen. Der Verfasser sagt mit Recht, daß die verschiedenen Industrien individuell behandelt werden müssen: Luxusindustrien anders als z. B. die Schwerindustrie. Hinsichtlich der Gewinne wird der Vorschlag Rathenaus erwähnt, daß solche zum Aufkauf der privaten Kapitalanlagen dienen könnten und solche so aus der Hand des Privatkapitals in die Hände der Volksgemeinschaft überführt werden. (S. 92.)

Allein schon aus der Vereinfachung des Verkaufs, der Absatzsicherung müssen außerordentliche Preisreduktionen und Gewinne sich erzielen lassen. Die Industriegemeinschaft will nicht zerstören, sondern das Vorhandene weiter ausbauen, der persönliche Eigennutz, der Ehrgeiz, bleibt erhalten — im Gegensatz zu den russischen „Trusts", mit denen die Industriegemeinschaft nichts gemein hat.

Dem Ungerschen Buche, das offensichtlich die Widerstände des Kapitalismus gegen jede der Allgemeinheit dienende Ordnung wesentlich unterschätzt, ist ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben. Wenn man auch dem Buche nicht in allem zustimmen kann, das ist sicher: Es liegt hier eine außerordentlich tiefgehende, wohldurchdachte Arbeit vor, die noch nach Jahren eine eminente Bedeutung haben kann. *Papyrus*

Stefan Zweig:
Der Kampf mit dem Dämon
Insel-Verlag, Leipzig

Der Dichter Stefan Zweig ist ein leidenschaftlicher Mittler. Er ist einer der wenigen deutschen Schreibenden, bei denen Kultur nicht nur Etikette des Snobismus oder zum Prospektswort innerer Reklame wird, sondern Raum ist, in dem der Dialog eines Geistes mit den geistigen Mächten um Inhalt und Form anhebt und sich vollendet. Daraus kommt sein Mittlertum. Und dieses ist vielleicht s e i n Kampf mit dem Dämon, mit jener „ursprünglich und wesenhaft jedem Menschen angeborenen Unruhe, die ihn aus sich selbst heraus, über sich selbst hinaus ins Unendliche, ins Elementarische treibt, gleichsam als hätte die Natur von ihrem einstigen Chaos ein unveräußerliches unruhiges Teil in jeder einzelnen Seele zurückgelassen, das mit Spannung und Leidenschaft zurück will in das übermenschliche, übersinnliche Element". (Dies zugleich als ein Beispiel für die unermüdliche gute Kraft seines Wortes, der Rede gleich Uebereden ist.)

Denn so absolut, so restlos, so sich selbst vergessend, wie Zweig zuerst das Werk Verhaerens uns nahebrachte und danach die drei Meister Balzac, Dickens, Dostojewski im Wort festhielt und ihnen jetzt die großen Gescheiterten, die von eigener Flamme Verbrannten: Hölderlin, Kleist, Nietzsche gegenüberstellt und diese Versuche charaktereologischer Gestaltung zu einer Typologie des Geistes, „Baumeister der Welt", langsam, aber stetig ausbauen will — in dem allen scheint mir ein innerer Zwang, Bestimmung und Wahl der Bestimmung, Notwendigkeit eines Geistes zu liegen, der irgendein Dunkles, ihn selbst Zerstörendes durch diese Mittlerschaft überwinden möchte. In ihr, glaube ich, den Versuch zu sehen, durch den Kampf mit dem Dämon Meister zu werden über irgendein inneres Ruhelossein und Tätigseinmüssen. Dieses Unterirdische in Stefan Zweigs Worten, die auch sonst durch ihre Noblesse und ihren Reichtum an Nuancen und ihre Zielsicherheit hohes Niveau hielten, gibt ihnen für mich ihren menschlichen, ihren dichterischen Wert.

„Alles Leiden aber wird sinnvoll, wenn es die Gnade der Gestaltung erhält." Gleichsam so: Diese Bildnisse der drei Zerstückten ebenso wie die der drei Meister kommen aus einem Leiden, das Gestaltung wird, und nicht aus Betrachtung, Geruhsamkeit, Gescheitheit. Nichts Aufregenderes darum (so schön und nahe er auch Hölderlins und Kleistens tragisches Heroentum aufzeigt), als Zweigs Nietzsche-Porträt. Hier gelang ihm, die Revolte gegen das Jahrhundert, die Kühnheit, die Entdeckerfreude, das Zertrümmern des Alten um eines Neuen willen, den Schrei nach Gesundheit aus Ueberwindung der Krankheit ins Große, Sinnbildliche, Erschütternde ansteigen zu lassen. Indem wir Nietzsche erleben, erleben wir uns. Dieses Bildnis hat Atem nahen Lebens und den Bestand, den Harmonie des Beschriebenen mit dem beschreibenden Wort verbürgt. Man bewundert es. Man liebt es.

Oskar Maurus Fontana (Wien).

Georg Brandes' „Jesus-Sage"

Daß die Phantasie der Masse, die aus ewiger Not und ewiger Sehnsucht ihre nie versiegenden schöpferischen Kräfte empfängt, darum gerade die unmittelbarste, die lebendigste und sinnlich stärkste Dichterin ist, bewährt sich in Volkslied, Märchen und Legende. Und wie das Genie jedes großen Künstlers, jedes überragenden einzelnen in der Tiefe des Volkes wurzelt, aus der schöpferischen Potenz der Menge wie aus fruchtbarer Humuserde die Kraft seiner Sendung saugend, so rankt sich wiederum die Phantasie der Vielheit am ragenden Stamme des bedeutenden Menschen empor, ihn aus seiner Vereinzelung sich zurückgewinnend und immer bunter und üppiger umblühend. Dieses ist die Geburt der Legende..

Sehen wir Heutigen nicht schon die Gestalt Tolstois, die Erscheinung Lenins ins Legendäre entrückt und damit erst der Gesamtheit ihrer Gläubigen wahrhaft geschenkt? Wer wird nach hundert und aber hundert Jahren eine organische Scheidung zwischen dem historischen und dem legendären Tolstoi, zwischen dem wirklichen und dem überwirklichen, zum Symbol geformten Lenin vornehmen können? Die Wissenschaft wird der Legende mit tausendundeiner Hypothese, die Vernunft und der sichtende Geist ihr mit ebenso vielen Vermutungen zu Leibe gehen. Es wird aber ein vergebliches und — letzten Endes — gleichgültiges Unterfangen sein.

Wenn Georg Brandes, der achtzigjährige unermüdliche Wahrheitsfreund, es unternommen hat, mit kritischer Quellenerforschung die Jesus-Sage zu sezieren, und dabei zu dem aus vielen Einzelfeststellungen herausdestillierten Resultat kommt, daß Jesus nie existiert habe, so muß er zum Schluß seines — für Gläubige wie Ungläubige gleicherweise anregenden — Buches eingestehen: „Es ficht göttliche Wesen nicht an, daß sie ihr wahres Leben, ihr einziges Leben im Gemüt des Menschen haben."

Man liest die knappen und klar umrissenen Darlegungen von Brandes (die im Verlag Erich Reiß, Berlin, in deutscher Uebertragung erschienen sind) mit Hochachtung vor soviel Scharfsinn seines Verstandes und wird dabei doch ein gewisses Unbehagen nicht los, weil man die Mühe einer Beweisführung für etwas miterlebt, das ebensowenig widerlegbar wie endgültig beweisbar erscheint. Die mit vielen, an sich verblüffend wirkenden Einzelheiten belegte Zurückführung der Jesus-Lehre auf altjüdische Lebens- und Sittlichkeitsregeln, die Erklärung seiner Lebensgeschichte aus Parallelismen vorchristlicher Jahrhunderte haben schließlich ebensowenig letzte Beweiskraft wie die Feststellung, daß von den vier sogenannten Evangelisten jeder einen anderen Jesus vor sich sah und überlieferte. Ebenso könnte nach zweitausend Jahren durch die Gegenüberstellung verschiedener, einander widersprechender Goethe-Biographien der Schluß gerechtfertigt werden, daß Goethe niemals gelebt habe.

Man muß sich bei der Lektüre des Brandesschen Buches, das in seiner entschiedenen Kampfstellung gegen alles Fragwürdige schließlich doch nur selbst wieder eine Frage an die unerforschliche Sphinx der Vergangenheit bleibt, wenn man etwas Positives davontragen will, an starke Einzelheiten halten — wie an die fabelhaft sicher konturierte Porträt-Skizze des Apostels Paulus, seiner leiblichen und geistigen Erscheinung, die Brandes zwischendurch, nun selber beinahe zum Dichter werdend, übermittelt. Die Antwort jedoch, die er auf seine Frage nach der Existenz Christi gefunden haben will, wird selber wiederum Material für Zweifler und Kritiker abgeben müssen. Wenn man etwa bedenkt, daß Platon schon von seinem Neffen Pseusippus als Sohn des Apollon und als Wundertäter verkündet wurde, ohne daß dadurch seine natürliche menschliche Existenz zweifelhaft geworden wäre, so kann man alle Wunderlichkeiten und Widersprüche, alle Zurückbeziehungen der Jesus-Legende auf vorchristliche Sagen und Volksphantasien noch keineswegs als Beweis dafür annehmen, daß er nie gelebt habe. Die Erfahrung scheint vielmehr gerade zu lehren, daß die Einbildungskraft des Volkes eines wirklichen Stammes bedarf, um so üppig blühend sich anzuranken und bunteste Phantasiefrüchte zum Gedeihen zu bringen. Legende ist die vom Volke zu sich selber zurückgedichtete, durch Gleichniswert bedeutende Wirklichkeit.

C. F. W. Behl

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

Unsere Zeit braucht Humor!

Darum lesen Sie die neuen Bücher des schwedischen Maler-Satirikers u. Sozialisten

ALBERT ENGSTRÖM

Seeleute und Landratten

*

Von Narren und Überklugen

*

Jeder Band mit über 300 Seiten Text und Bildern
broschiert M 3.50, in Leinen geb. M 5.-

REMBRANDT-VERLAG — BERLIN-ZEHLENDORF

Der neueste und beste Sprechchor!

FRÜHLINGS-MYSTERIUM

Dramatisches Chorwerk in fünf Aufzügen von
Bruno Schönlank

*

„Wegen seines hohen Wertes einem gutgeschulten Chor nur zu empfehlen" — „Die schönen Gedanken verdienen wirklich, einer möglichst großen Zahl Schaffender vorgeführt zu werden"

In Halbleinen gebunden 3 Mark, kartoniert 1.75 Mark

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

H. G. WELLS

DIE GRUNDLINIEN DER WELTGESCHICHTE

IN GANZLEINEN PREIS 20 RM
VERLANGEN SIE PROSPEKTE!

VERLAG
FÜR SOZIALWISSENSCHAFT, BERLIN SW 68, LINDENSTRASSE 114

HANNS-ERICH KAMINSKI

Der Fascismus in Italien

Im Anhang:

GIACOMO MATTEOTTI
Ein Jahr Fascisten-Herrschaft

Volksstimme, Chemnitz: „Eine ebenso gründliche wie dramatische Schilderung des politischen und wirtschaftlichen Aufbaus der italienischen Tyrannei"

In Halbleinen, Preis 2.75 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT · BERLIN SW68

MAC MAHON

FRIEDRICH WENDEL

Der französische HINDENBURG

Mit vierundzwanzig Illustrationen nach alten Karikaturen in Kupfer-Tiefdruck
Preis 1 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT · BERLIN SW68, LINDENSTRASSE Nr. 114

Berlin, 25. Juli 1925 Nr. 17 11. Jahrg. · 1. Bd

Die Locke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Scheidemanns 60. Geburtstag

ERICH KUTTNER:
Philipp Scheidemann 513

Aus Schriften und Reden Philipp Scheidemanns 517

RUDI HORNIG:
Republikanisches aus Prag 524

Dr. WERNER PEISER:
Das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch 526

HEDWIG WACHENHEIM:
Wenn die Enkel filmen 530

Dr. OTTO JULIUSBURGER:
Das Glas Wasser ist die beste Waffe 533

Stadtrat BERGNER (Minden): Die Arbeiterwohlfahrt nach der Neuregelung des Wohlfahrtswesens 536

Lovis Corinth — Der Förster und die Tiere
Fascismus in Italien — Jorris Karl Huysmans

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Zum 60. Geburtstage!

PHILIPP SCHEIDEMANN

Für Volk und Vaterland

Kartoniert . . . . . Mk. 2.50
Auszüge aus offiziellen Reden und Erklärungen der Sozialdemokratischen Partei · Eine großzügige Propagandaschrift zum Thema „Landesverräter"

Der Zusammenbruch

In Halbleinen . . . . . Mk. 2.90
Anschauliche und authentische Darstellung der letzten Kaiserzeit und des Revolutionsausbruches Erlebnisse unseres damaligen Parteiführers

Ferner erschienen:

Zwischen den Gefechten, Selbstbiographisches (Vergriffen)

Papst, Kaiser und Sozialdemokratie broschiert . . . . . Mk. 0.50

Der Über-Ludendorff, broschiert . Mk. 0.15

Deutschland in der Welt voran! br. Mk. 0.15

Die rechtsradikalen Verschwörer, brosch. Mk. 1.—

Zur Ermordung Erzbergers, brosch. Mk. 0.15

Wollen wir einen Kriegsreichstag? Mk. 0.50

Justizrat Werthauer, Das Blausäure-Attentat auf Scheidemann (Politische Prozesse, Heft 3), brosch. Mk. 0.70

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Philipp Scheidemann

Zu seinem 60. Geburtstag

Von Erich Kuttner

Es gibt Namen, mit denen sich im Volke die Vorstellung ganz bestimmter geschichtlicher Ereignisse verbindet. Zu ihnen gehört auch der Name Philipp Scheidemanns, der am 26. Juli seinen 60. Geburtstag begeht. Sein Name steht als Symbol für die Umwandlung des alten in das neue Deutschland, für die Entwicklung des Obrigkeitsstaates zur Republik, für die Umstellung der Sozialdemokratie aus der starren Oppositionspartei des Kaiserreichs zur festesten Stütze der neuen Staatsform. Zusammen mit Friedrich Ebert, den wir in diesem Frühjahr zur Ruhe trugen, erscheint Scheidemann als geschichtlicher Hauptträger dieses Uebergangs.

Es ist in der Tat der Uebergang, der sich in diesen beiden Gestalten geschichtlich fixiert hat. Wir hatten eine alte Führergeneration der Sozialdemokratie, verkörpert durch die Namen Bebel, Wilhelm Liebknecht, Auer, Singer, Molkenbuhr usw. Sie hat den Weltkrieg zum größten Teil gar nicht, vereinzelt noch im hohen Greisenalter erlebt. In ihrem politischen Wirken gehört diese Generation jedenfalls restlos der kaiserlichen Zeit an. Wir sehen heute eine neue Führergeneration erstehen, die wesentlich in und an der Republik, durch die Betätigung für den neuen Staat emporgewachsen ist, während ihre besten Kräfte vor dem Umsturz kaum mehr als provinzielle Bedeutung hatten. Paul Löbe und Karl Severing erscheinen als ihre markantesten Vertreter.

Die Generation Ebert-Scheidemann steht ihrem Alter und ihrer politischen Bedeutung nach zwischen diesen beiden. Sie war noch Führer der alten Oppositionspartei in den letzten Lustren des Kaiserreichs, schon Führer des neuen Staatswesens, das mühsam aus dem Chaos des Zusammenbruchs emporstrebte. Ihr hat somit das Schicksal die härteste, undankbarste Aufgabe gestellt: während alte und junge Generation nur je eins zu verkörpern brauchte, mußte die Zwischengeneration beides sein und mit dem Umschwung der Ereignisse haarscharf den Winkel in der eigenen politischen Entwicklung schlagen. Wenn es heute eine gerechte Kritik gäbe, so würde sie diese ungeheure Schwierigkeit bei der Abschätzung der Persönlichkeiten in gebührende Rechnung stellen. Meist geht sie freilich mit einer Handbewegung darüber hinweg.

Scheidemanns Schicksal war es, mit Ebert zusammen im Scheitelpunkt des Winkels zu stehen, in dem die deutsche Geschichte ihre entscheidende Wendung nahm, also an exponiertester, gefährlichster Stelle. Diese Stelle ist auch rein physisch für ihn gefährlich geworden, wie das mißglückte Attentat der O. C.-Banditen Hustert und Oehlschläger zeigte,

das in eine Zeit fiel, als Scheidemann aus dem Brennpunkt des politischen Geschehens bereits heraus war. Aber so stark wirkte noch die Suggestion seines Namens, daß die Mordbuben, die sicherlich ihre Opfer mit Bedacht wählten, ihn zum Ziel ihres Blausäureattentats machten.

Aber auch davon abgesehen ist das Schicksal, in eine entscheidende Wendung gestellt zu sein, für den davon Betroffenen nicht ohne innere und äußere Tragik. Wer sich in einer solchen Position starrköpfig den Ereignissen widersetzt, geht an ihrer Macht rettungslos zugrunde. Wer als Politiker aber den Ereignissen Rechnung trägt, erntet unfehlbar den Haß und den Vorwurf der Gesinnungslosigkeit von allen denen, die immer erst dann den Umschwung der Dinge begreifen, nachdem sie die Gelegenheit, sie zu meistern, verpaßt haben.

Ebert wie Scheidemann sind der Zielpunkt der maßlosesten und giftigsten Angriffe von rechts wie links geworden. Wie Ebert sich das Uebermaß viehischer Gemeinheit, das oft in diesen Angriffen zutage trat, zu Herzen nahm, wissen viele. Scheidemann hat in diesem Punkte ein frischeres, unbekümmerteres Temperament vor dem schwerblütigeren Kameraden voraus gehabt. Und doch bedurfte er dieser glücklichen Naturanlage in vollem Umfang, um über allen Kot und Unrat hinwegzukommen, mit denen gegnerische Tücke seinen Weg bewarf.

Die Sozialdemokratie hat zum Glück gelernt, diese gegnerischen Kampfmethoden richtig zu werten. Für sie gilt die Erfahrung, daß es die schlechtesten Früchte nicht sind, an denen die Wespen nagen. Fast könnte man sagen: nach der Intensität der gegen ihn betriebenen Hetze bemißt sich für die Partei der Wert eines Mannes. Darum können wir heute mit einem Achselzucken über all das hinweggehen, was Klatsch und Verleumdung gegen Scheidemann ausgebrütet haben und heute noch ausbrüten. Zwischen den Lausejungen, die einst unter schmunzelndem Beifall der Rechtspresse die Schlüssellöcher seiner Haustür mit Werg verstopften, zwischen den Attentätern Hustert und Oehlschläger, zwischen den Verleumdern, die Scheidemann bald Möbeldiebstahl, bald Verschiebung von fünfundzwanzig Millionen nach der Schweiz, bald den Erwerb von Luxuspferden vorwarfen, zwischen den Führern der Hetze gegen den Oberbürgermeister von Cassel und jenen Hetzern, die den Magdeburger Prozeß, diese Erzschande Deutschlands, in ein Meineidsverfahren gegen Scheidemann auslaufen lassen möchten, — zwischen ihnen allen sind nur graduelle Unterschiede.

Wir wollen unser Augenmerk richten auf das wirkliche Wirken des Mannes, dessen sechs Dezennien ein einziger Beweis dafür sind, daß die Sozialdemokratie nicht, wie stumpfsinnige Gegner behaupten, die Persönlichkeit totschlägt, sondern umgekehrt Persönlichkeiten erzeugt.

Was wäre wohl aus dem frischen und aufgeweckten Casseläner Jungen geworden, dessen übermütige Streiche Henner Piffendeckel (alias Philipp Scheidemann) später in famosen mundartlichen Lausbubengeschichten geschildert hat, wenn es keine Arbeiterbewegung, keine Sozialdemokratie gegeben hätte?! Gleich unzähligen andern Intelligenzen des Proletariats wäre er in der Enge seines Milieus schließlich erstickt. So aber führt die Arbeiterbewegung den achtzehnjährigen Setzergehilfen aus dieser Enge heraus, zeigt ihm den Weg zur Tätigkeit für die Allgemeinheit, zu immer wachsenden Wirkungskreisen. Schon als junger Gehilfe ist Philipp Scheidemann ein Agitator für die Partei und muß

das mit mancher Maßregelung büßen, bis ihn schließlich seine fachliche Intelligenz und Tüchtigkeit — er wird Spezialist im Setzen von Doktordissertationen in der Universitätsstadt Marburg — auch hiervor schützt. Bald lenkt der junge Setzer den Blick erfahrener Parteigenossen auf sich, auf Fürsprache Dr. Davids erhält er eine Redakteurstelle in Gießen — mit 120 M. Monatsgehalt. Der Redakteur ist alles in einem: Schriftleiter, Rechtsberater und Parteiagitator. Seine glänzende Beredsamkeit, seine Schlagfertigkeit als Debatter, aber auch sein Fleiß in der Vervollkommnung der eigenen Bildung helfen ihm vorwärts: über einige Zwischenstationen wird er Redakteur in Cassel, Stadtverordneter und schließlich Reichstagsabgeordneter für Solingen.

Im Wallot-Bau erregt der junge Draufgänger, der als Neuling mit ungeahnter Schlagfertigkeit sich gegen Zwischenrufe zur Wehr setzt, bald Aufsehen. Sein Aufstieg vollzieht sich nun in raschen Schritten: 1911 entsendet ihn der Jenaer Parteitag in den Parteivorstand, nach dem Wahlsieg von 1912 sitzt — zum Entsetzen aller Amtsperücken — der rote Philipp als erster Sozialdemokrat auf dem Präsidentenstuhl als Vizepräsident des Reichstags, freilich nur auf vier Wochen. Aber seit diesem Tage und noch mehr seit dem Hinscheiden Bebels gilt er bereits als der Führer der Partei, immer noch ein Radikaler, ein Mann der schärfsten Opposition.

Aber schon in dieser verantwortlichen Stellung lernt Scheidemann die Dinge anders sehen, und mit dem Kriegsausbruch ist auch sein Entschluß gefaßt, sich auf den Boden der Landesverteidigung zu stellen, nicht im Interesse der Hohenzollern, nicht im Interesse der Militär- und Junkerkaste, sondern im Interesse des in seiner Existenz bedrohten deutschen Volks und Proletariats. Wie hat man ihn und andere deswegen geschmäht, und die landläufige Agitation der Linksradikalen behauptete natürlich schlankweg, daß Scheidemann sich auf die Seite der Junker und Hohenzollern gestellt hätte.

In Wirklichkeit brachte gerade die Kriegspolitik den Gegensatz zwischen junkerlicher und demokratischer Auffassung des Kriegsziels zu schärfster Entwicklung. Während die Militärkaste in sinnloser Verblendung nach Eroberungen strebte und dadurch Deutschland in den Abgrund riß, wurde Scheidemann das Haupt aller jener — nicht nur proletarischen — Kreise, die nach einer raschen Beendigung des Krieges durch einen Frieden der Verständigung und Versöhnung strebten. Scheidemanns Wort: „Was französisch ist, soll französisch, was belgisch ist, soll belgisch, aber was deutsch ist, soll auch deutsch bleiben", war damals in aller Munde. Die Alldeutschen, die Vaterlandsparteiler, liefen gegen diesen „Scheidemann-Frieden" Sturm. Wie froh könnten sie heute sein, wenn wir ihn erzielt hätten! Aber damals drohte die „Kreuzzeitung", daß Ebert und Scheidemann als Vaterlandsverräter auf den Sandhaufen gestellt werden müßten!

Nachdem Ludendorffs krampfhafte Frühjahrsoffensive im Jahre 1918 gescheitert war, nahte mit Riesenschritten die Katastrophe. Im letzten Augenblick suchte das kaiserliche Regiment nachzuholen, was es während vier langer Kriegsjahre versäumt hatte: die Demokratisierung Deutschlands. Max von Baden wurde Reichskanzler, Scheidemann als Minister in sein Kabinett berufen. Seine Freunde wissen, daß er persönlich diese Berufung ablehnte und sich nur aus Disziplin dem Beschlusse der Partei

fügte, als er dem Kabinett des Prinzen als Minister ohne Portefeuille beitrat. Aber was 1914 für die damals Herrschenden eine Tat gewesen wäre und das Schicksal Deutschlands hätte wenden können, erschien nach erfolgter Katastrophe nur noch als Geste ohnmächtiger Verzagtheit. Die Umstellung des alten Systems in der letzten Minute seines Lebens konnte die Ereignisse, konnte die Revolution nicht mehr aufhalten.

Aus dem Minister Scheidemann wurde über den 9. November der Volksbeauftragte Scheidemann. Wahrlich kein beneidenswertes Amt, dessen Nöte und Gefahren er selber in wehmütig-humorvollen Schilderungen gezeichnet hat. Von allen Seiten drohte das Chaos. Daß er unter unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren den einzigen festen Boden hat zimmern helfen, auf dem das Deutsche Reich als nationale Einheit überhaupt fortexistieren konnte, den Boden der demokratischen Republik, ist Scheidemanns unbestreitbares historisches Verdienst. Er gehört zu den Männern, denen in erster Linie das Zustandekommen der Weimarer Verfassung zu danken ist; er selber wurde der erste Reichskanzler des neuen republikanischen Staatswesens.

Nicht für lange Zeit. Er schied aus dem Amte, als die Entente den Versailler Vertrag vorlegte. Sein Wort von der „verdorrten Hand" ist ihm noch oft höhnisch nachgetragen worden. Aber die Spötter vergessen einmal, daß Scheidemann wirklich für seine Person die Konsequenzen dieses Wortes gezogen hat, sodann aber vor allen Dingen, daß uns der damalige Widerstand Scheidemanns statt der bedingungslosen Abtretung Oberschlesiens die Volksabstimmung gebracht und damit die Hälfte des Gebiets und mehr als eine Million Deutscher für Deutschland gerettet hat.

Als Oberbürgermeister von Cassel war Scheidemann dann aus dem Brennpunkt des politischen Getriebes herausgerückt, nicht damit aus dem Brennpunkt der gegnerischen Schmäh- und Verleumdungssucht. Wenn er in den letzten Jahren in die öffentliche Arena trat, dann galt sein Wirken vornehmlich der Festigung und Verteidigung der Republik, der Aufrüttelung der Republikaner, der Mahnung zur Sammlung aller republikanischen Kräfte gegen die reaktionäre Front.

Als Führer und Helfer in diesem Kampfe möge er uns noch lange in alter Frische erhalten bleiben. Als er sein Werk, die demokratische Republik, schaffen half, stand ein großer Teil der Arbeiterschaft diesem Werke noch fremd und kühl gegenüber. Daß heute das Wort Republik ein Kampfruf geworden ist, eine Standarte, um die sich viele Millionen sammeln, dafür gebührt auch Scheidemann ein Teil des Verdienstes. Das Gelöbnis, abgelegt von uns Jüngern, im Kampf für die Republik alle Kraft und alles Können einzusetzen, wird das beste Geburtstagsgeschenk für den Sechzigjährigen sein. Er selbst aber möge noch lange in diesem Kampf als Führer uns vorangehen. Denn einen Wunsch in der Richtung der wohlverdienten Altersmuße wird Philipp Scheidemann, wie ich ihn kenne, höflich, aber energisch ablehnen. Und das mit Recht! Wer für die Ideale der Jungen kämpft, gehört auch als Sechzigjähriger zu ihnen.

Aus Schriften und Reden Philipp Scheidemanns

Patriotismus

(Um 1905.)

Patriotismus heißt Vaterlandsliebe. Niemand kann sein Vaterland mehr lieben als wir Sozialdemokraten. Eben deshalb schütteln wir auch nicht den Staub von den Schuhen, um auszuwandern. Ganz im Gegenteil! Wir bleiben hier und kämpfen, bis der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ein Ende gemacht, bis gleiches Recht für alle errungen ist!

Mein Rock und meine Richtung

(1911, nach der Wahl zum 1. Vizepräsidenten des Reichstags.)

Zu einem halbwegs anständigen Raritätenkabinett habe ich alleweil die unentbehrlichsten Utensilien beisammen....

Der Clou meiner Sammlung ist unbestreitbar mein Gehrock. Ich werde ihn von nun ab wirklich nur noch ausnahmsweise bei ganz besonderen Anlässen tragen. Er hat auf alle, die ihn gesehen haben, jedenfalls erheblichen Eindruck gemacht. Freilich gingen die von ihm gegebenen Beschreibungen einigermaßen auseinander. Der eine schildert ihn als einen neuaufgebürsteten altmodischen Rock aus Urgroßvaters Zeiten. Ein anderer hat ihn gesehen als einfachen, modernen bürgerlichen Rock. Wieder ein anderer schwur seinen Lesern hoch und heilig, ich hätte mich in dem gutsitzenden Gehrock recht stattlich ausgenommen. Das hat mir sehr wohl getan, und triumphierend habe ich es meiner Frau gezeigt. Dann hieß es, ich hätte mich in einem Rock vorgestellt, der dem besten Schneidermeister Berlins alle Ehre machen würde. Und endlich schrieb die Zentrumspresse unter Hinweis auf meinen Rock, daß niemals ein millionenschwerer Graf so elegant dagesessen hätte wie ich in dem kostbaren, wie wir gesehen haben, „altmodischen", „modernen", „neuaufgebürsteten" Rock.

Daß ein solcher Rock, der überdies in mindestens einem Dutzend tiefempfundene Gedichte besungen worden ist, seinen Wert für jede Raritätenbude hat, wird niemand ernsthaft bestreiten wollen.

Dann kommt mein „blütenweißes Hemde" als Hauptstück in Betracht. Aber vielleicht ist es besser, von dem Hemde vorläufig zu schweigen. Ich brauche ja schließlich meine Geschäftsgeheimnisse nicht zu verraten. Im Vertrauen gesagt: das Hemde war gar nicht weiß, sondern zart bläulich und mit schwarzen Pünktchen betupft.

Bedauerlich ist es auf jeden Fall, daß ich meine politische „Richtung" nicht so ausstellen kann, wie sie geschildert worden ist. Das gäbe eine Zugnummer ersten Ranges. Einer hat behauptet, daß ich in dieser Beziehung eigentlich ein unbeschriebenes Blatt sei. Herr Bassermann hat sein großes Ehrenwort dafür verpfändet, daß er mich für einen gemäßigten Revisionisten gehalten habe, von dem er hätte annehmen dürfen, daß er als Vizepräsident des Reichstags mit Wonne ein Kaiserhoch ausbringen werde.

Ein anderer schrieb, ich sei ein bekannter Revisionist, stände aber nicht ganz rechts. Wohlwollend beurteilte mich ein Journalist als eine

versöhnliche Natur. Einer dekretierte: er ist ein gemäßigter Radikaler, von der Couleur Molkenbuhr. Wieder ein anderer wußte es noch besser: ich sei ein „zartsinniger" Genosse, aber doch ein bekannter Radikaler. Eine andere Lesart: Er ist einer der „schärfsten" Sozialdemokraten. Am besten kannten mich diejenigen politischen Naturforscher, die den Herren Spahn und Heydebrand am nächsten stehen: „Er ist einer der radikalsten Genossen", der „ruppigsten einer unter seinesgleichen", ein „knallroter Majestätsbeleidiger", dieser „gräßliche Genosse".

Wie meinen Rock, so hat man also auch meine „Richtung" mit geradezu photographischer Naturwahrheit geschildert, — oh, die Herren kennen mich sehr genau und sie haben mich sorgsam studiert, bevor sie die Federn in die Tinte tauchten. Das beweisen auch die Schilderungen meiner Haartracht. Ich bitte meine näheren Freunde, nicht so niederträchtig zu lachen!

Einer, der mir gewiß sehr gut gesinnt ist, hat geschrieben, daß ich mein blondes Haar gescheitelt trage. Einer, der mich offenbar schon in der Nähe gesehen hatte, der mir aber nicht wehe tun wollte, schrieb: ich hätte einen „etwas gelichteten Scheitel". Das kann ich nun freilich nicht bestreiten: der Scheitel ist wirklich etwas gelichtet. Deshalb macht es mir auch einige Schwierigkeiten, den Scheitel immer richtig in die Mitte zu kämmen.

Aber dieser Scheitel gehört ja, streng genommen, nicht zu den Raritäten. Ich werde als Ersatzstücke für ihn meiner Sammlung die fünf verschiedenen Löckchen, die mir junge Damen im besten Mannesalter „aus Liebe" zugeschickt haben, einverleiben ...

An meine Herren Mörder!

An die hochverehrten Mörder, die die Welt von mir Scheusal befreien wollen, habe ich nur einige bescheidene Bitten, die ich zu berücksichtigen ersuche.

Beim Stechen bitte ich mir nicht an den Hals zu kommen, weil ich da zu kitzlig bin. Außerdem wirkt ein blutbesudelter Kragen zu unästhetisch. Da die Zigarren sehr knapp sind, bitte ich auch von Stechversuchen auf die linke Brusttasche abzusehen, weil ich da meine Zigarrentasche trage. Meine hochverehrten Mörder bitte ich ferner, Rücksicht auf meine Kleidung zu nehmen, sie also nicht zu durchlöchern, denn ich habe noch keinen Bezugsschein für einen neuen Anzug.

Zu besonderem Dank würden mich die Herren Attentäter verpflichten, wenn sie mich immer einen Tag vor meinem Tode benachrichtigen wollten, damit ich jedesmal mit meinen Freunden einen Abschiedsschoppen stechen kann.

Um die Abdankung Wilhelms II.

Berlin, 20. Oktober 1918.

Eurer Großherzoglichen Hoheit
beehre ich mich folgendes zu unterbreiten:

In der Sitzung der Herren Staatssekretäre vom 18. Oktober ging die vorwiegende Meinung dahin, sich vorläufig mit der Verfügung des Herrn Oberbefehlshabers abzufinden, die der Presse verbietet, die Forderung nach dem Rücktritt des Kaisers zu erheben.

In dem Programm, das für die neue Regierung maßgebend sein soll und das von Eurer Großherzoglichen Hoheit in der Reichstagssitzung vom 5. Oktober d. J. feierlich anerkannt worden ist, wird gesagt, daß die Zensur gegebenenfalls nur noch in Fragen der militärischen Strategie und Taktik, der Kriegsgerätebeschaffung und -verwendung, außerdem nur bei Erörterung der Beziehungen zu den Regierungen ausländischer Staaten eingreifen kann. Es ist demnach das Gebiet der Zensur genau abgegrenzt worden. Entsprechend diesem Programm wurde in einer etwa 8 bis 10 Tage zurückliegenden Kabinettssitzung auf eine Anregung hin, die von Herrn Staatssekretär Erzberger und mir ausging, eine Einigung darüber herbeigeführt, daß alle bestehenden Zensurvorschriften aufzuheben sind und die Vorzensur zu beseitigen ist. In späteren Besprechungen des Kabinetts traten Meinungsverschiedenheiten zutage. Einige der Herren Staatssekretäre waren der Meinung, daß eine Einigung, wie ich sie soeben skizziert habe, nicht herbeigeführt worden sei, daß vielmehr die eine oder andere Zensurvorschrift in Geltung bleiben sollte. Das vom Herrn Oberbefehlshaber erlassene Verbot, die Forderung nach dem Thronverzicht des Kaisers zu erheben, macht den bedauerlichen Rückschritt in der Richtung zu einer schärferen Handhabung der Zensur vollkommen.

Nachdem der Oeffentlichkeit die Möglichkeit genommen ist, durch Diskussion eine Frage zu klären, die zu einer brennenden Schicksalsfrage des deutschen Volkes geworden ist, tritt an das Kabinett mit verdoppeltem Ernst die Notwendigkeit heran, sie in seinem Schoße zu erörtern und zum Austrag zu bringen. Aus diesem Grunde sehe ich mich gezwungen, nunmehr die Forderung, die in der Presse nicht gestellt werden darf, im Kabinett zu stellen, nämlich diese: die Herren Staatssekretäre möchten den Herrn Reichskanzler bitten, Seiner Majestät dem Kaiser zu empfehlen, freiwillig zurückzutreten.

Begründung:

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die große Mehrheit der Bevölkerung des Deutschen Reiches die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Aussicht, zu erträglichen Bedingungen des Waffenstillstands und des Friedens zu gelangen, durch das Verbleiben des Kaisers in seinem hohen Amte verschlechtert wird. Würde ein ungünstiger Friede geschlossen werden, während der Kaiser in seinem hohen Amte verbleibt, so würde später gegen ihn und die Regierung der Vorwurf erhoben werden, daß sie lieber schwere Nachteile für das Volk auf sich genommen, als daß sie aus einer nun einmal gegebenen Sachlage die zum Wohle des Ganzen notwendigen Konsequenzen gezogen hätten.

Es kann weiter nicht bezweifelt werden, daß die Friedensverhandlungen beträchtlich günstigere Aussichten bieten, wenn die im Deutschen Reich vollzogene Aenderung des Systems durch einen Wechsel an der höchsten Stelle des Reiches nach innen und außen deutlich sichtbar gemacht wird. Die ganze politische Situation legt die Vermutung nahe, daß der hier vorgeschlagene Schritt nur hinausgezögert, aber doch nicht vermieden werden kann. Deshalb ist es besser, wenn der Kaiser jetzt schon aus der gesamten Situation die Konsequenzen, die nach Auffassung auch zahlreicher deutscher Staatsmänner gezogen werden müssen, so schnell als möglich zieht.

Die Revolution

Der erste Tag der Revolution ist oft genug beschrieben worden. Besonders von den zahlreichen Helden, die den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Revolution „gemacht" zu haben. Ich will mich nicht in den Streit dieser Fachleute mischen, ob eine Revolution überhaupt von einzelnen gemacht wird. Der Ausbruch war ja von denen, die sich nachträglich den 9. November patentieren lassen wollten, auf einen ganz andern Tag festgesetzt worden, so daß sie schließlich der elementaren Bewegung nachlaufen mußten, um sich, wenigstens vor den Augen ihrer Nachläufer, noch rechtzeitig und einigermaßen an die Spitze setzen zu können. Der Umsturz kam auch nicht von den „revolutionären Obleuten", sondern von meuternden Soldaten. Erst die klangvollen, aus dem russischen Wortschatz übernommenen Phrasen wurden von den Leuten um Emil Barth sozusagen nachgeliefert, damit der Zusammenbruch auch den richtigen Anstrich bekam. Berlin und seine „illegalen Organisationen" war ja nicht einmal die „Werkstatt der Revolution", sondern Kiel und München waren vorausgegangen. Ich lasse also die Forschung nach der Vaterschaft beiseite und ebenso das Kindermärchen, man könne mit ein paar Kisten geschmuggelter Munition und Revolvern ein großes Reich umstürzen.

Der 9. November war der logische Schluß des verlorenen Krieges, der beispiellosen Entbehrungen und des Abscheus vor den Kriegshetzern, die auch jetzt noch nicht zur Ruhe kommen wollten, sondern mit dem verbrecherischen Gedanken eines „letzten Aufgebots" spielten. Es war der Protest gegen die Fortsetzung eines völlig aussichtslosen Mordens, das zudem — siehe die schönfärbenden Heeresberichte des letzten Kriegsmonats — noch immer von Lügen und Entstellungen begleitet war. Er war der Tag, an dem es eben nicht mehr weiterging und den wir schon seit Jahren vorausgesagt hatten. Die ganze Schuld für den 9. November fällt auf die, die allen Warnungen zum Trotz innen- und außenpolitisch in tragischer Blindheit verharrten, bis es endgültig zu spät war; die keine andern Mittel als die rohester Gewalt nach innen und nach außen kannten und nicht einsehen wollten, daß kein Volk diese Belastungsprobe auszuhalten in der Lage sei. General v. Linsingen, der am 8. November die Revolution verbot, ist ihr typischer Vertreter. In ihm hat sich die Geistesrichtung mitten in all dem Jammer unsterblich lächerlich gemacht.

Demokratie

Privateigentum wurde selbst in den ersten unruhigsten Wochen kaum angetastet; zu politischen Tötungen kam es gar nicht. Das verdient immer wieder festgestellt zu werden, besonders gegenüber den „völkischen" Chronikeuren des Kapp-Putsches, die dessen Mißerfolg hauptsächlich in der mangelnden Verwendung der Wand sehen wollen, an die man die politischen Gegner dutzendweise stellt. Nur in den bürgerlichen Zeitungsbetrieben kam es zu dauernden Scharmützeln. Die „Besitzergreifung" der Berliner bürgerlichen Zeitungen zwar, die am 9. November ganz nach russischem Muster erfolgt war, wurde umgehend, und zwar mit völliger Zustimmung der unabhängigen Volksbeauftragten, rückgängig gemacht. Aber noch wochenlang wurde ich mit telegraphischen Beschwerden geradezu bombardiert, die sich gegen ungesetzliche

Zensureingriffe irgendeines Soldatenrats, gegen widerrechtliche Besetzung oder gar gegen Zerstörung eines Druckereibetriebes wandten. Als Abgeordneter und erst recht als Staatssekretär hatte ich mit aller Energie gegen die Zensur, diesen hilflosen Ausdruck bornierter Bürokratie, angekämpft. Und nun hatte ich gerade das Ressort, in dem ich gegen die gleichen, oft noch schlimmeren Uebergriffe von Leuten einschreiten mußte, die sich, wenigstens dem Mitgliedsbuch nach, meine Parteigenossen nannten. Dabei war es das Trostloseste, daß mir und uns nahezu keine Machtmittel zur Verfügung standen, daß wir nur bitten und ermahnen konnten, ohne unsern Weisungen Nachdruck verleihen zu können. Ich erinnere mich eines urplötzlich radikal und sozialistisch gewordenen Referendars in Allenstein, der das dortige bürgerliche Blatt dauernd schikanierte, manchmal verbot und einmal sogar zwingen wollte, eine Seite zwangsweise zu Parteizwecken abzugeben; er wird wohl inzwischen Kommunist oder deutschnational geworden sein.

Der Friedensvertrag

... Ich bin wie an allen Gliedern geschlagen. Vermag ich vielleicht nicht die ganze Furchtbarkeit der Situation zu überschauen, in die unser Volk kommen kann, wenn wir nein sagen? Sind die Erzberger, Noske und David politisch so viel klüger und weitsichtiger als ich? Aber — wenn es schon sein muß, was ich auch jetzt noch nach der Aussprache im Kabinett, an der auch Ebert und die Preußen teilnahmen, bestreite, und zwar leidenschaftlich bestreite: müssen denn w i r ja sagen, w i r, die wir im Kabinett sitzen und vor aller Welt schon n e i n gesagt haben?

„Unser Volk ist national so verlumpt, daß wir unterzeichnen müssen." — „Unser Volk ist moralisch und national so verlumpt —", dreimal hat es Noske vorgestern gesagt. Und der Vorreiter bei dieser Retirade war Erzberger, der irgendwelchen Gegenreden in dieser Frage vollkommen unzugänglich ist. — Sonst sprach n i e m a n d für die Annahme. Von den Demokraten sprachen sehr entschieden für Ablehnung: Gothein, Dernburg und Preuß; Giesberts vom Zentrum schlug sehr energische Töne an und begründete die Unmöglichkeit der Annahme besonders auch mit den vielgenannten Ehrenpunkten.

Von uns Sozialdemokraten war ich der erste, der seinen ablehnenden Standpunkt begründete. Ich enthielt mich aller großen Worte, sprach aber mit Deutlichkeit aus, daß ich mich unter gar keinen Umständen in Widerspruch setzen werde zu dem, was ich öffentlich, zum Teil auch als Präsident des Kabinetts, schon erklärt hatte. Ich werde meine Notizen, die ich in den Sitzungen auf dem gleichen Blatt machte, auf dem ich die Redner verzeichnete, wie einen wertvollen Schatz aufbewahren, den ich zur Hand nehmen will, wenn jemals eine übermütige Stimmung über mich kommen sollte. Ich führe einige Sätze aus meinen Ausführungen an:

„Ich will unserer Aussprache einen gewissen Wert nicht absprechen. Aber darüber wollen wir uns klar sein: Beschlüsse können wir erst fassen, wenn das Ultimatum vor uns liegt. Wir wollen uns sachlich entscheiden. Jeder nach bestem Gewissen im Interesse des Landes, jede persönliche Rücksicht muß selbstverständlich ausscheiden. Ich habe öffentlich erklärt, und andere von Ihnen auch, daß wir diesen

Vertrag nicht unterzeichnen können. Ich habe in der Nationalversammlung am 12. Mai d. J. gesagt: ‚Wer kann als ehrlicher Mann, ich will gar nicht sagen als Deutscher, nur als ehrlicher, vertragstreuer Mann solche Bedingungen eingehen? Welche Hand müßte nicht verdorren, die sich und uns in diese Fesseln legt?' Meine feste Ueberzeugung ist die, daß die politische Zukunft nur denen gehören kann, die diesen Forderungen gegenüber ein klares Nein aussprechen. Ich kann mir denken, daß das Reich der Gewalt weichen und schließlich ja sagen muß. Aber das will ich bestimmt versichern: Ich werde es nicht sein, der es tut. Ich nehme den Standpunkt ein, daß wir der Entente ganz offen und ehrlich sagen: Was ihr von uns verlangt, kann von uns nicht erfüllt werden. Wollt ihr das nicht einsehen, dann kommt und versucht es selbst in Berlin. Mutet uns nicht zu, euer Gerichtsvollzieher und Henkersknecht am eigenen Volke zu sein. Der Vertrag ist — selbst wenn größere Konzessionen gemacht werden — unerfüllbar. Deshalb bedeutet er für mich einen Fetzen Papier, auf den ich meinen Namen nicht schreibe. Was Erzberger über den Zerfall des Reiches gesagt hat, wenn wir den Vertrag nicht unterzeichnen, kann man mit derselben Berechtigung anführen für den Fall, daß wir unterzeichnen. Ich bitte dringend, keinerlei persönliche Rücksicht zu nehmen auf mich, weil ich in Ihrem Auftrage bestimmte Erklärungen abgegeben habe. Das Kabinett ist, soweit ich persönlich in Betracht komme, in seinen Entschließungen selbstverständlich vollkommen frei."

Sehr energische Töne gegen den Vertrag schlug Bauer an. An der Heftigkeit der Töne will ich mich nicht stoßen, die Hauptsache ist mir, daß er nicht für die Unterschrift stimmt. — Nach Giesberts, den ich bereits erwähnte, sprach Ebert. Er ist sich treu geblieben. Er erklärt die Annahme für unmöglich. Als gründlicher Mann geht er auf einzelne besonders schmachvolle Bedingungen und solche, die platterdings unerfüllbar sind, näher ein. Er stehe zu dem, was er bereits mehrfach, auch schon öffentlich, gesagt habe. Bravo, Fritz! Du bleibst fest. — Sehr fein war Landsberg. Wenn wir die Unmöglichkeit einsehen, den Vertrag erfüllen zu können, dürfen wir als ehrliche Leute auch nicht unterzeichnen. Ich war vollkommen mit ihm einverstanden, als er meinte, daß man der Entente offerieren solle, den Betrieb in Berlin selbst zu übernehmen. (Aehnlich hatte ich mich ja auch ausgesprochen.) Herzerfrischend klar war sein Nein! Wissell war auch kurz und gut: Nein! Auch der Preuße Hirsch war für Ablehnung.

International

(Rede am Rathenau-Tage 1924.)

Als die Debatten über das Versailler Diktat stattfanden, ging eine nationale Welle über unser Land. Das war geradezu selbstverständlich. Viele unserer Genossen leiden an der mir immer unfaßbar gewesenen Vorstellung, daß sie um Gottes willen nicht in den Verdacht kommen dürfen, ebenfalls von nationalen Gefühlen beseelt zu sein. Weil unsere Gegner im Reich nationalistisch sind und patriotische Purzelbäume schlagen, deshalb sollten wir ängstlich bemüht sein, zu verbergen, mit wie inniger Liebe wir an unserm Vaterlande hängen? Die wahren Patrioten sind wir, die wir unser schönes Vaterland so einrichten wollen,

daß alle Landeskinder gleiches Recht und gleiche politische Freiheit haben, und daß jeder sich wohl in der Heimat fühlen kann! Es ist mir immer sehr gegen den Strich gegangen, wenn ich die banalsten Redensarten über unsere Internationalität habe hören müssen. Sind wir denn international, weil wir die eigene Nation gering achten oder gar für einen allgemeinen Völkerbrei uns erwärmten? Um Gottes willen: Nein! Den habe ich in Amerika kennen gelernt, aber dort sind gerade die Sozialdemokraten auf das eifrigste bemüht, die verschiedensten Sprachengruppen wieder zusammenzubringen. Anders ist an die Arbeiter überhaupt nicht heranzukommen.

Wir sind international, weil wir wissen, daß eine jede Nation nur dann ihr Höchstes und Bestes an Kulturwerten, an Kunst und Wissenschaft wird leisten und aller Welt geben können, wenn sie nach jeder Richtung durch eine „Internationale" gesichert ist: in ihrem Bestande, ihrer Arbeit, ihrem Warenaustausch, ihrem Frieden. International gesicherter Frieden heißt überflüssig gewordener Militarismus, heißt international gesicherte Sozialpolitik: Achtstundentag, Arbeiterschutz, Frauenschutz, Kinderschutz! Was hätte das gemein mit irgendwelcher antinationalen Gesinnung? Ich habe Jean Jaurès begeistert zugestimmt, als er den Begriff der Nation in die schönen Worte kleidete:

> „Die Nation ist das Schatzhaus des menschlichen Genies und Fortschritts, und es stünde dem Proletariat schlecht an, die kostbaren Gefäße menschlicher Kultur zu zertrümmern."

Unsere nationale Gesinnung ist himmelweit entfernt von der nationalistischen Gesinnung unserer Gegner. Bei diesen ist „national" gleichbedeutend mit der Gier nach der Macht für eine bestimmte Klasse im Reich und der Vormachtstellung des Reichs in der Welt. So haben sie auch das herrliche Lied Hoffmanns von Fallersleben: „Deutschland über alles", tendenziös geschändet und aller Welt die Ueberzeugung beigebracht, daß Deutschland über alle und alles zu herrschen bestrebt sei. „An deutschem Wesen soll die Welt genesen!" Was haben derartig törichte Worte dazu beigetragen, alle Welt gegen Deutschland aufzuhetzen!

Nationalistische Gesinnung ist Intoleranz, Ueberheblichkeit, ist Streit, ist Bedrohung, ist Krieg oder doch dauernde Rüstung zum Krieg.

Nationale Gesinnung ist innige Liebe zum Vaterlande, ist die Selbstverständlichkeit, alle Nationen, alle Menschen als gleichberechtigt anzuerkennen; ist der Wille, durch internationale Garantien jedem Volke die Möglichkeit zu schaffen, alles seiner besonderen Veranlagung und Begabung entsprechend in höchster Vollendung zu schaffen und mit aller Welt austauschen zu können. Für den wahrhaft nationalen Menschen, gleichviel ob er Deutscher, Franzose, Italiener oder Russe ist, ist die Internationale der Schutz und Schirm für die Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens hängt, die er liebt „über alles in der Welt".

Die vorstehenden Stellen sind entnommen den im Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin, erschienenen Schriften Scheidemanns: „Für Volk und Vaterland", „Der Zusammenbruch", „Zwischen den Gefechten".

Republikanisches aus Prag

Von Rudi Hornig

Hus und der päpstliche Nuntius

„. . . , verteidige die Wahrheit bis zum Tode!" Johannes Hus hat seine Charakterfestigkeit, die ihm diesen Leitspruch zu dem seines Lebens machen hieß, vor 510 Jahren in Konstanz am Bodensee mit dem Tode gebüßt: die Flammen des Scheiterhaufens verbrannten seinen Leib, der einen der größten Geister der tschechischen Geschichte und der europäischen überhaupt geborgen hatte. Die Nachkommen jenes Volkes, das dieser Geist einst zu einer Mitteleuropa in seinen Grundfesten erschütternden sozialen Revolution geführt hatte, haben diesen Leitspruch vergessen. Hus gilt heute vielen von ihnen nur als Deutschenhasser. Die Tatsache, daß Hus damals in erster Linie die besten Stützen des katholischen Klerus in Prag, den deutschen Adel, die deutschen Studenten und die deutschen Beamten, vertreiben mußte, wenn er seinen Kampf gegen Rom erfolgreich bestehen wollte, wird von den tschechischen Chauvinisten und dem tschechischen Bürgertum dahin umgelogen, daß der Kampf Hus' nur den Deutschen und nicht Rom gegolten habe. Die tschechische Arbeiterschaft allerdings weiß heute genau, wer Hus war: der Todfeind der Klerisei, der Erwecker der ausgebeuteten Schichten des tschechischen Volkes an der Wende des 15. Jahrhunderts.

Sieben Jahre nach der Gründung der tschechoslowakischen Republik erst wurde Hus die Ehre zuteil, die ihm in einem freien Staate der Tschechen vor allen anderen gebührt hätte: sein Todestag, der 6. Juli, wurde zu einem staatlichen Gedenktag ernannt. Gegen einen wütenden Kampf der Klerikalen, die heute ihre Macht so gefestigt wähnen, daß sie auch vor einem tschechischen Nationalheiligen nicht Halt machen. Und so konnten sie — der staatliche Hus-Feiertag kam durch ein niederträchtiges Kompromiß zustande — ihre Hetze gegen Hus ruhig fortsetzen und durch den Mund des Prager Erzbischofs knapp vor dem Hus-Tage erklären: beteiligen sich die höchsten politischen Repräsentanten an der Hus-Feier, so wird sich der Vertreter des Papstes in Prag gezwungen sehen, Prag zu verlassen.

Der päpstliche Nuntius Marmaggi hat Wort gehalten. An der zum größten Teil von Anhängern der sozialistischen Parteien besuchten Hus-Feier in Prag nahmen nämlich nicht nur Mitglieder der Regierung, sondern sogar der Präsident Masaryk teil. Auf der Prager Burg hatte zu alledem die Hussiten-Flagge geweht. Die katholische Kirche war beleidigt, der Nuntius verließ noch am selben Abend Prag. Durch die tschechische Presse ging ein Aufschrei der Entrüstung. Versammlungen wurden einberufen, Reden wurden gehalten, Prag schien die Tage Hus' nochmals erleben zu wollen.

Doch es blieb nur beim Schein! Die Nachkommen der Hussiten verteidigen nicht die Wahrheit bis zum Tode. Als die Nuntius-Affäre in den beiden Häusern der Volksvertretung zur Sprache gebracht werden sollte, war der Mut der Rom-Gegner beim Teufel. So blieb es einem deutschen Sozialdemokraten, dem Senator Nießner, vorbehalten, von der Tribüne des Senates aus Rom die gebührende Antwort zu erteilen

und den feigen Nachfahren des „Ketzers" Hus die Leviten zu lesen. Die sich revolutionär in den Versammlungen und ihren Blättern gebärdenden Koalitionsparteien ließen die Strafpredigt über sich ergehen und — würgten eine weitere Behandlung der Affäre ab.

Inzwischen fahren allerorts in der Tschechoslowakei die Dementierspritzen auf. Die klerikale Presse, die einsieht, daß man sich in Anbetracht kommender Wahlen zu weit vorgewagt habe, bläst energisch zum Rückzug. Der Nuntius sei nur zur Berichterstattung nach Rom befohlen worden, man habe sich falsch informiert, die Mitglieder der Regierung seien nur als Privatpersonen bei der Feier erschienen, es sei daher usw. Die maßgebenden Stellen in Prag versuchen gleichfalls eine Verhandlungsbasis zu finden. Der Prager Gesandte am Vatikan wurde zwar zur Berichterstattung nach Prag befohlen, sonst geschieht aber bereits alles, um die Wogen wieder zu glätten. Im Parlament wird man kaum mehr über die Affäre debattieren. Außenminister Benes wird bei seinem Exposé schon irgendeine Formel finden, und — das Andenken Hus'? Gott, den kann man ja als wirksamen Ladenhüter ruhig in irgendeiner Ecke stehen lassen, bis die heutige Koalition einmal auseinanderfällt und irgendein Wahlheiliger dringend notwendig ist...

Trennung von Kirche und Staat? Nein, das geht jetzt wirklich nicht. Das war so eine wirkungsvolle Phrase bei der Gründung des Staates wie die von der Gleichberechtigung der Völker. Die Klerikalen sitzen doch so fest in der Regierung, man müßte sich dann mit den Deutschen ausgleichen, nein, nein, nur das nicht...

Die neue Wahlordnung

Am 10. Juli ist dem Abgeordnetenhause ein Gesetzantrag zur Abänderung der bestehenden Wahlordnung vorgelegt worden, bei dessen Studium man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß der ganze Nuntius-Rummel nur arrangiert wurde, um die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von dieser Gesetzesungeheuerlichkeit abzulenken. Der Gesetzantrag vernichtet nämlich den letzten Rest von Demokratie, der in der Tschechoslowakei (gerade in der Wahlordnung) noch vorhanden war.

Aus der ungeheuren Fülle der Niederträchtigkeiten dieses Gesetzes fallen einem besonders d r e i springend in die Augen:

1. In das zweite Skrutinium können nur jene Parteien gelangen, die irgendwo ein Mandat erlangt und gleichzeitig zwei Prozent aller abgegebenen gültigen Stimmen auf sich vereinigt haben. Bisher war für das zweite Skrutinium die Erringung eines Mandats oder die Erreichung von 20 000 Stimmen in einem Wahlkreis notwendig. Jetzt müssen außer dem Mandat noch 150 000 Stimmen aufgebracht werden.

2. Die Parteien haben von nun an die Hälfte der auf sie entfallenden Wahlkosten zu zahlen (bisher ein Drittel). Erreicht jedoch eine Partei nirgends ein Mandat, so muß sie die ganzen Kosten bezahlen. Kommt sie nicht ins zweite Skrutinium, so zahlt sie in allen Wahlkreisen, in denen sie kein Mandat bekommt, gleichfalls die ganzen Kosten. Auf die Wahlkosten ist vor der Wahl ein Vorschuß zu leisten. Für die Bezahlung der Kosten haften die Kandidaten und die Wähler, die die Listen unterschrieben haben.

3. Die Wahlen brauchen erst am 28. Tage vor der Wahl ausgeschrieben zu werden. Auch alle übrigen Fristen sind in skandalöser Weise verkürzt worden.

Der Zweck dieser Wahlreform ist ein klarer: die Herrschaft der derzeitigen Regierungskoalition soll verewigt werden. Gewisse tschechische Parteien haben Abtrünnige zu fürchten. Diesen die Möglichkeit des Aufkommens zu rauben — das ist Sinn und Zweck der Wahlreform. Und damit zum Schaden auch nicht der Spott fehle, werden die kleinen Parteien im dritten Skrutinium für die Zwecke der großen Parteien mißbraucht. Man zählt zwar die Stimmen jener Parteien, die wegen Nichterreichung der zwei Prozent nicht ins zweite Skrutinium kamen, man bildet auch innerhalb dieser Parteien, um das Ausland zu täuschen, eine Gruppe der nationalen Minderheiten, man teilt jedoch die auf diese Stimmen entfallenden Mandate den großen Parteien zu. Den Gipfel der Perfidie erreicht aber die Wahlordnungsänderung in der bereits erwähnten Haftung von Kandidaten und Wählern für die Wahlkosten. Sich politisch betätigen ist demnach unter Umständen in der Tschechoslowakei strafbar, die Ausübung des Wahlrechts kann einem Hab und Gut und Freiheit kosten. Daß bei derartigen Bestimmungen auch die Fristen „entsprechend" gekürzt wurden, ist beinahe selbstverständlich. Wenn man bedenkt, daß ein Brief von Prag nach Kaschau und zurück per Bahn vier Tage braucht, so kann man ermessen, wie verheerend sich die Fristverkürzungen für Parteien auswirken müssen, denen nicht, wie den Koalitionsparteien, der Wahltag schon lange vor seiner Ausschreibung bekannt ist.

Daß man dem Prager Wahlkreis mehr Mandate gibt und ihn durch Teilung für die etwaige Erringung eines deutschen Mandates unbrauchbar macht, braucht einem da weiter nicht mehr wunderzunehmen. Apropos: In Prag entfallen 21 000, im deutschen Wahlkreis Karlsbad 27 000 Stimmen auf ein Mandat.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieses Schandgesetz in beiden Häusern des Prager Parlaments ohne Aenderung angenommen wird. Ist es doch vom Fünferausschuß der Koalition, der sogenannten Petka, bereits sanktioniert worden. Man wird gut daran tun, sich die Parteien zu merken, die in dieser Koalition sitzen. Es sind dies: tschechische Nationaldemokraten (vergleichbar den Deutschnationalen), tschechische Agrarier, tschechische Christlichsoziale, tschechische Nationalsozialisten und tschechische Sozialdemokraten. Eine nette Gesellschaft, nicht wahr? ...

Das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch

Von Dr. Werner Peiser

Vorentwurf, Gegenentwurf, Kommissionsentwurf, Entwurf von 1919 — diese inhaltsschweren vier Worte bezeichnen den Leidensweg der deutschen Strafrechtreform, die mit dem vom Reichsjustizministerium herausgegebenen „Amtlichen Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches" noch längst nicht ihre letzte Station erreicht hat. Der Hinweis auf die „Allgemeinheit" des Entwurfs greift auf gewisse großdeutsche Ideale aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Der

Entwurf soll nämlich — das unterscheidet ihn staatspolitisch grundsätzlich von dem bisher geltenden Strafrecht — auch Deutsch-Oesterreich umfassen und damit auf dem Wege des Kriminalrechts das erreichen, was vor mehr als 100 Jahren Freiherr v. Stein als das Ziel jeder Verwaltungsreform bezeichnete: „durch die Reform eine Nation zu bilden."

Der vorliegende Entwurf unterscheidet sich im äußeren Aufbau wesentlich von dem zurzeit geltenden St.G.B. Er ist in drei Bücher eingeteilt: Kriminelles Unrecht, polizeiliche Ordnungswidrigkeiten, gemeinschädliches Verhalten, unter welchem reichlich unklaren Begriff die Bekämpfung von Bettelei, Unzucht, Arbeitsscheu usw. zu verstehen ist. Grundlegend neu ist die generelle Einführung der „mildernden Umstände" (m. U.). Sie konnten bisher nur dann dem Täter zugerechnet werden, wenn dies im Gesetz ausdrücklich vorgesehen war; jetzt sind sie in einem eigenen Paragraphen niedergelegt und werden dann angenommen, wenn „die Tat hauptsächlich auf Ursachen zurückzuführen ist, die dem Täter nicht zum Vorwurf gereichen". Die Kautschukbestimmung erscheint außerordentlich bedenklich, da sie es in die Hand des Richters legt, die ungeheure Fülle sozialer Ursachen des Verbrechens unberücksichtigt zu lassen und die m. U. lediglich bei mehr mechanistischer Einwirkung von außen her anzuwenden. — Neu sind ferner die „Maßregeln der Besserung und Sicherung", die an das Strafverfahren angeschlossen werden können. Wer wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen oder wegen verminderter Zurechnungsfähigkeit verurteilt ist, kann durch richterlichen Spruch bei Trunksucht wegen Trunkenheitstaten in einer Trinkerheilanstalt, bei anderen Delikten in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt untergebracht werden. Ferner gibt es die „Sicherungsverwahrung" bei Gewohnheitsverbrechern, die zum dritten Male verurteilt worden sind.

Die jahrzehntelange Diskussion über die §§ 175 und 218 des St.G.B. (Homosexualität und Abtreibung) hat es nicht vermocht, diese beiden Bestimmungen aus dem amtlichen Entwurf zu entfernen. Die Abtreibung wird auch weiter bestraft, sie ist lediglich durch ein milderes Strafmindestmaß eingegrenzt; der Entwurf hat die Vorschriften des bisherigen § 175 mit geringen Abänderungen beibehalten; lediglich der aus dem mittelalterlichen Strafrecht in unser geltendes Recht übernommene Begriff der „Sodomiterei", der widernatürlichen Unzucht mit Tieren, ist in Fortfall gekommen. Daß es nicht gelungen ist, die nicht minder mittelalterliche und jedem moralischen, religiösen, humanitären Empfinden hohnsprechende Todesstrafe aus dem Entwurf endlich zu beseitigen, ist tief zu bedauern und muß zu einem erneuten Ansturm in den gesetzgebenden Körperschaften führen.

Von Interesse ist, daß der nachrevolutionäre deutsche Parlamentarismus in dem Entwurf in gewissem Sinne bereits seinen Ausdruck gefunden hat. Im dritten Abschnitt: „Angriffe gegen die verfassungsmäßigen Körperschaften", wird die öffentliche Beschimpfung verfassungsmäßiger Körperschaften, die öffentliche Beschimpfung oder Verleumdung des Reichspräsidenten oder eines Mitgliedes der Regierung des Reichs oder der Länder mit Strafe bedroht, und im § 85 des Entwurfs findet das Reichsoberhaupt denjenigen Schutz, der ihm bisher nur durch das nicht völlig bedenkenfreie „Gesetz zum Schutze der Republik" vom 21. Juli 1922 gewährt war. — Der bisherige

„Widerstand gegen die Staatsgewalt" kehrt unter dem Begriff „Auflehnung gegen die Staatsgewalt" wieder. Neu ist hier die Bestimmung, wonach die Aufwieglung von Polizeibeamten und Gefangenenaufsehern, ferner die öffentliche Beschimpfung der Reichs- und Landesfarben bestraft wird.

Der starke Kompromißcharakter des Entwurfs zeigt sich in besonders charakteristischerweise bei der Behandlung des bisherigen § 193, der berüchtigten Bestimmung über die „Wahrnehmung berechtigter Interessen". Die neue Bestimmung lockert diesen Begriff insofern, als sie ein „pflichtgemäßes Abwägen der einander gegenüberstehenden Interessen" fordert, womit in der Praxis kaum viel gewonnen sein dürfte.

Während die Unterscheidung zwischen Mord und Totschlag bisher darin bestand, daß der Mord als eine vorsätzliche Tötung mit Ueberlegung, der Totschlag als eine vorsätzliche Tötung ohne Ueberlegung angesehen wurde, fällt das Moment der Ueberlegung nunmehr fort, und § 221 des Entwurfs bestraft die Tötung ohne weiteres als Mord mit dem Tode, während Totschlag als Tötung, zu der der Täter durch Jähzorn oder entschuldbare heftige Gemütsbewegung sich hat hinreißen lassen, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren, bei besonders schweren Fällen nicht unter 10 Jahren belegt ist. Die Anstiftung zum Selbstmord war bisher straffrei. Es war eine beliebte Examensfrage, was mit demjenigen geschähe, der einem Lebensmüden in der Absicht des Selbstmordes durch bequemes Hinlegen eines Revolvers oder eines Fläschchens Gift wirksam unterstütze; das Urteil lautet nach geltendem Recht auf Freispruch. Das ist anders geworden, und diese Bestimmung muß begrüßt werden. Die Vorschrift des englischen Rechts, wonach versuchter Selbstmord bestraft wird, ist erfreulicherweise nicht übernommen worden; dagegen fehlt leider im Entwurf die von vielen Kreisen der Bevölkerung geforderte Straffreiheit für die „Tötung auf Verlangen", die der Arzt oder besser ein Aerztekollegium aus hervorragenden Fachautoritäten, in der unbezweifelbaren Einsicht und mit ausdrücklicher Zustimmung des Kranken in einem Falle vornimmt, in dem die Heilung unter allen Umständen ausgeschlossen ist. Allerdings ist die sinnlose Strafzumessung des § 216 von mindestens drei Jahren Gefängnis auf eine Woche Gefängnis herabgesetzt worden. In einem einzigen Punkte ist der ärztlichen Wissenschaft eine Konzession gemacht insofern, als nach § 238 zu Heilzwecken vorgenommene ärztliche Eingriffe weder Körperverletzungen noch Mißhandlungen sind, gleichgültig, ob sie mit Willen, ohne oder gegen den Willen des Kranken vorgenommen sind. Ein Eingriff mit dem Willen des Verletzten wird grundsätzlich nicht als Körperverletzung geahndet, kann aber als ein Verstoß gegen die guten Sitten bestraft werden.

Eine vielumstrittene, besonders im Examen beliebte Frage bildet das Problem des Versuchs. Berühmt ist der Fall, der durch die vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts behandelt wurde, wonach auch der untaugliche Versuch am untauglichen Objekt bestraft werden kann. Es ist dies der berühmte Fall von der Abtreibung mit Tee an einer Schwangeren (untauglicher Versuch), ferner von der Abtreibung mit Tee bei einer Nichtschwangeren (u. V. am untauglichen Objekt). Oder der Fall des Schusses in einem dunklen Zimmer auf einen angeblichen Feind, dessen Rock jedoch nur dahängt. Der Entwurf bestimmt nunmehr,

daß der Versuch straflos bleibt, wenn der Täter die Tat „aus grober Unwissenheit über Naturgesetze an einem Gegenstand oder mit einem Mittel versucht hat, an der oder mit dem die Tat überhaupt nicht ausgeführt werden kann".

Eine wesentliche Verschlechterung des geltenden Rechts bringen im Entwurf die Vorschriften über Wucher. Der Begriff des gewohnheitsmäßigen Sachwuchers ist in Fortfall gekommen; er wird nur bei gewerbsmäßiger Begehung bestraft und zu der Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit einer Person ist nunmehr auch die Ausnutzung der Geistesschwäche getreten. — Der Diebstahl, dessen Tatbestandsmerkmal bisher die Absicht einer rechtswidrigen Zuwendung einer fremden beweglichen Sache aus fremdem Gewahrsam war, ist nunmehr Bereicherungsdelikt geworden, d. h. bei der Entwendung der Sache muß die Absicht des Täters auf eigene oder Bereicherung einer fremden Person gerichtet sein. Das gleiche gilt für Unterschlagung, Raub und Erpressung. Die Vermehrung des schweren Diebstahls um Taschendiebstahl zeugt von einem bedauerlichen Mangel an sozialer Einsicht.

Das „gemeinschädliche Verhalten", das oben näher bezeichnet wurde, wird grundsätzlich nicht mit Freiheits- oder Geldstrafe, sondern mit Ueberweisung ins Arbeitshaus bestraft, die Macht des Richters ist durch den Straferlaß erheblich erweitert; ferner kann der Richter Schutzaufsicht verhängen, um den Täter vor Gefahr neuer Straftaten zu schützen und ihm das wirtschaftliche Fortkommen zu erleichtern. Schließlich kann eine Strafverschärfung eintreten, wenn die Handlung des Täters besonders verwerflich oder „wegen der besonderen Umstände ihrer Begehung oder wegen ihrer verschuldeten Folgen besonders strafwürdig" ist.

Diese kurze Uebersicht dürfte erwiesen haben, daß der amtliche Entwurf nichts weniger als das Ideal eines künftigen Strafrechts darstellt. Grundsätzliche Forderungen des ausgleichenden Rechts sind unbeachtet geblieben, der Schutz des Eigentums überwiegt in unerhörtem Umfang noch immer den Schutz des Lebens, und auf den sozialen Gedanken der Abstufung der Strafen nach dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Stärkeverhältnisses ist so gut wie keine Rücksicht genommen. Bis zu dem Augenblick, da der Entwurf in seiner endgültigen Fassung den Reichstag passiert haben wird, werden vermutlich noch Jahre vergehen. Die breiten Massen des Volkes, um deren Schicksal es sich in erster Linie handelt, haben alle Ursache, sich mit geschärfter Kritik mit dem Entwurf zu befassen, und aus ihm auszumerzen, was noch immer an eine mittelalterliche Strafjustiz erinnert. Während die bürgerliche Presse sich seit dem Augenblick des Erscheinens des Entwurfs eingehend mit diesem beschäftigt hat, hat die Arbeiterpresse bisher geschwiegen. Es ist dringend zu wünschen, daß die Diskussion nunmehr in aller Oeffentlichkeit und mit dem erforderlichen Nachdruck einsetzt.

Wenn die Enkel filmen

Von Hedwig Wachenheim

Hermann Hesse hat einmal gewarnt vor der Wirkung Dostojewskis auf unsere Jugend, vor dem Asozialen, Tatfremden im Fürsten Myschkin, der ihr Held zu werden schien.

Inzwischen welkt langsam die russische Mode dahin. Seit der Zeit der Inflation ist die Heimat des Dollars das Wunderland unserer Phantasie. Heute, da wir ihm den Dollar nicht mehr neiden, preisen uns die Wirtschaftssachverständigen seine Bodenschätze und seine Wirtschaftsorganisation, die jedem Proleten sein Auto, jedem kleinen Mädchen seine Seidenkleider und jeder Holzbude ihre Warmwasserversorgung gestatten. Und da wir noch nicht alle im Fordwagen zu unserer Berufsstätte fahren können, nehmen wir einstweilen Bananoes, Chocoladekiddies, Tillergirls, Dempsey und Amerikas Filme auf.

Die Filmindustrie Europas, das an offenen Wirtschaftswunden krankt, produzieren langsam und teuer. Die amerikanische produziert billiger, weil in ganz anderem Ausmaß für Großstädte, die kaum Theater haben, für unendliche Flächen Landes ohne andere Unterhaltungsmittel. Die für Europa hergestellten Abzüge ermäßigen noch die ursprünglichen Kosten des Negativs. So werden England, Frankreich, Italien, wird Deutschland überschwemmt. Allabendlich sehen Hunderttausende in Deutschland amerikanische Filme.

Der Film gewinnt, das müssen wir, ganz gleich, ob wir ihm künstlerische Möglichkeiten zubilligen oder nicht, feststellen, immer mehr Einfluß auf das Gebaren unseres Volkes. Je mehr er die Grenzen zwischen Mittel zur Unterhaltung, Kunstgewerbe, Kunst zu verwischen vermag, um so größer wird sein Einfluß auch auf unser Empfinden. Während in unserm Wirtschaftsleben die Frage der Amerikanisierung ständig zur Debatte steht, wird amerikanisches Wesen unserm Volke durchs Auge ins Blut gelenkt.

*

Uns, deren Empfinden für die dramatische Kunst von Shakespeare, Schiller und dem Naturalismus und für die erzählende vom französischen und russischen Roman bestimmt ist, ergreift, im künstlerischen Sinne, das Ringen, das der Konflikt des Helden mit seiner Umwelt in seinem Innern auslöst. Den glücklichen Ausgang solchen Konflikts ertragen wir nur nach ungeheurem Kampf, wie bei Tellheim, Friedrich von Homburg oder in der Resignation des Grünen Heinrich. Die großen Helden der in Deutschland aufgenommenen Dichtung von Siegfried über Hamlet, Wallenstein bis zu Florian Geyer, Brand und dem Fürsten Myschkin sind wie die Liebenden Siegfried und Kriemhild, Tristan und Isolde, Francesca und Paulo, Romeo und Julia, Paul und Virginie, Ferdinand und Luise todgeweiht. Wo das Volk, der Held oder der Einzelheld geschichtsverbunden ist, verläuft die Linie überall wie im Nibelungenlied, im Egmont, in den Webern ins Tragische, es sei denn, daß sie, wie im Tell, aus völligem Zusammenbruch in großen Akkorden ansteigt. Uns ist der Held, der, wie bei Shakespeare, durch Leidenschaft, wie bei Schiller, durch Schuld, wie bei den Naturalisten, durch Fehler des

sozialen Organismus, wie bei Dostojewski, durch Ueberschäumen des rein Menschlichen sich an der Umwelt stößt und verblutet.

*

Es ist ein weiter Weg vom „Totenhaus" zur Fifth Avenue. Dem Amerikaner ist der der Held, der etwas erreicht. Um dieses Erreichen gewichtig und bedeutungsvoll, dramatisch oder episch interessant zu machen, steigen die Schwierigkeiten auf. Andere Ereignisse tauchen noch nicht auf. Wo das Aufwühlende der Tragik fehlt, stellt sich ein Zuckerguß von moralischer Sentimentalität ein.

*

Der amerikanische Film stammt nach Inhalt und Darstellung nicht vom Theater, das in Amerika wurzellos ist, sondern vom Zirkus, und der wiederum nicht vom mittelalterlichen Narrenspiel, sondern aus dem Bedürfnis arbeitsamer Menschen, zur Abwechslung einmal das Alltägliche ins Groteske gezerrt zu sehen. Dieselbe Aufgabe hat die amerikanische Filmgroteske. Ihr Inhalt ist immer wieder der Menschen Kampf mit dem tückischen Objekt, der Inhalt amerikanischen Lebens. Sie zeigt ihn mit grotesker Uebertreibung der für das Gesicht komischen Situation. Anforderungen an Gefühl und Geist, ohne die das französische oder deutsche Lustspiel undenkbar sind, werden nicht gestellt. Die seelische Widerspiegelung des Kampfes fehlt, der Körper wird überhaupt ganz entseelt, die Methode der Ziegfeld und Tillergirls, den Körper zur Präzisionsmaschine zu machen, ins Unfaßbare getrieben. Die Körper kullern, schweben, fliegen, werden selbst Objekt. Alle Gegenstände werden ihrer wirklichen Gestalt entkleidet. Autos machen als Trümmerhaufen noch Rennen. In einer Jacht wird ein Bild angenagelt, Wasser dringt zum Loch des Nagels herein. Häuser fallen unter Schlägereien zusammen. Tiere spielen Menschenrollen.

In Chaplin wollten deutsche Kritiker einen Tragikomiker in unserm Sinne sehen. Ich glaube daran nicht. Amerikaner haben mir gesagt, die amerikanische Leidenschaft für die Filme der Pickford, in denen sie arme Waisenkinder spiele, beruhe auch auf der Neigung der Amerikaner für das Aufsteigen. Hunderttausende — unter ihnen auch die Pickford — haben eine harte Jugend gehabt oder wissen, daß die Jugend ihrer Eltern so war. Es ist ein angenehmes Gefühl, daran erinnert zu werden, daß das vorüber ist. Dergleichen mag auch im zerlumpten Chaplin stecken.

Das große Drama verzichtet auf die Darstellung der grotesken Situation und bringt manchmal sogar den Widerschein der Kämpfe des Helden in seinem Innern. Aber da sieht es immer gleich aus: Ich will durch, will arridieren.

Dabei sind die Filme in allem Technischen gut und schlagen darin alles Europäische. Die Photographie ist glänzend. Die abwechslungsreiche Landschaft Kaliforniens ermöglicht herrliche Naturaufnahmen. Körpertraining, Mut und Gewandtheit der Schauspieler beiderlei Geschlechts sind unerreicht. Die Trickdarstellung von Naturkatastrophen, Unglücksfällen des modernen Verkehrs und der Szenen mit wilden Tieren unnachahmlich.

Der Wildwestfilm ist für den europäischen Geschmack weitaus der beste. Da ist keine Pleiße, die den Mississippi spielt, sondern ein wilder, breiter Strom. Da sind Steppe, Hochgebirge und Alaska. Und wenn

auch alles nahe Holywood ist: uns ist es frische, fremde Natur. Da sind primitive Menschen, die reiten und kämpfen können, wirkliche Indianer, Pfadfinder mit stoppligen Bärten, Brände riesiger Wälder. Der Inhalt freilich ist immer gleich. Der Mann oder die Frau verteidigen ihre materiellen Rechte gegen die Natur oder Ausbeuter — meist Gläubiger, wahrscheinlich spielen Farmerprobleme hier hinein. Sie finden in einem Wesen des andern Geschlechts einen Helfer, mit dem sie nach großer technischer oder Naturkatastrophe — am beliebtesten sind Dammbrüche und Eisenbahnunglücke — zum Sieg gelangen.

Der Held oder die Heldin sind zweifelsfrei edel, denn ihre wirtschaftlichen Ansprüche werden vor der Moral des Publikums immer gebilligt. Sie werden noch edler, weil ihre Gegenspieler krasse Schurken sind, Schurken ohne Kompliziertheit des Charakters, die skrupellos jedes Mittel anwenden. Während der Held stets den Typus des hundertprozentigen Amerikaners hat, ist der Schurke immer ein wenig französisch oder spanisch gemischt und trägt einen Schnurrbart. Die Fliege auf das Oberlippe ist tatsächlich das untrügliche Zeichen der Charakterverteilung.

Der Gesellschaftsfilm hat in achtzig von hundert Fällen denselben Inhalt wie der Wildwestfilm, den Kampf des Helden um seine wirtschaftlichen Rechte. Dazu kommen noch die Filme der Kinder, die Sonnenscheine ihrer traurigen Umgebung sind, bis schließlich auch sie froh wird, oder die der von ihren Kindern verlassenen und verarmten Eltern, denen zuletzt ein Kind die übrigen und die Wohlhabenheit zurückbringt.

Fast alle amerikanischen Filme enden gut. Der Amerikaner muß seinen Helden erfolgreich sehen. Die deutsche Filmgesellschaft muß ihre Nora für den Verkauf nach Amerika ins Puppenheim zurückkehren und da glücklich werden lassen. Selten, daß einmal ein großer Regisseur, wie Griffith, die Tragik wagt. In der Regel kommt, wo seelische Konflikte sich anbahnten, schnell ein Filmwunder. Der ungeliebte Gatte stirbt am Schlag und bewahrt so die Frau vor Unglück oder Unmoral. Wenn in der „Weißen Schwester" die Nonne ratlos ist, weil der Verlobte, wegen dessen vermeintlichem Tod sie den Schleier nahm, wiedererscheint, bricht zwecks Vermeidung weiterer Konflikte der Vesuv aus.

Der Film des Highlife gaukelt den Farmern und den ihre primitiven Wohnungen fliehenden Amerikanern den Prunk der reichsten Frauen, der Broadwayflaneure und Dancinggirls, mit phantastischem Luxus vor. Das liebende Dancinggirl findet dann stets den Weg aus der verhaßten sozialen Zwitterstellung in die große Bourgeoisie.

Das soziale Problem ist auch sonst beliebt, und seine Lösung ist immer dieselbe. Das Dancinggirl verheiratet sich dank seiner dazu nötigen Qualitäten gut, der Arbeiter wird wegen seiner Tüchtigkeit Ingenieur. Das ist eben die soziale Idee des Amerikaners: der einzelne hat die freie Möglichkeit des Aufstiegs. Uns ist diese Lösung, selbst wenn sie wirtschaftlich möglich wäre, künstlerisch ein unmögliches Absinken vom großen Pathos der sozialen Kämpfe.

Ihre eigene Geschichte, die Ueberwindung wirtschaftlicher Schwierigkeiten und Entwicklung zum Volk ist, vermögen die Amerikaner darzustellen, furchtbar aber wird die Sache, wenn sie nach der Geschichte der alten Welt oder deren Literatur greifen. Und wenn einst eure Kinder dichten (sie taten's kaum, um so mehr filmen die Enkel), bewahre sie

ein gut Geschick vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten. Die Blitze, die aufzucken, wenn Moses Gesetze macht, oder Dantes Hölle ohne Ugolino und Francesca, aber gefüllt mit Tillergirls, deren Körpertraining fernab von jener zarten Mattigkeit des Praraffaelismus ist, ein Danton, der aussieht wie ein Cowboy und alle Kämpfe spielend gewinnt — dann noch lieber Geschiebse von Joseph Lauff.

*

Ich will nichts beschönigen von dem, was die deutsche Filmindustrie uns schon angetan hat. Aber für die Entwicklung des Filmwesens ist tragisch, daß im Augenblick der technischen Reife der Amerikanismus alles überwuchert, und der deutsche, gerade wie der österreichische, tschechische, französische Film, wegen der Aussicht auf das amerikanische Geschäft ihm nachstreben. Schon wehrt sich England gegen die Verseuchung mit amerikanischen Filmen. Der Pariser „Matin" hat unlängst, als der deutsche Film „Der letzte Mann" in Paris aufgeführt wurde, geschrieben, dieser Film, der die Uniformschwärmerei und den Kastengeist des kleinen Mannes zum Gegenstand habe, sei typisch deutsch und dennoch von internationalem Wert; die Franzosen sollten daran erkennen, daß es nicht notwendig sei, die Kinos Amerika restlos Amerika auszuliefern, sondern möglich, eigenes zu leisten.

In der letzten Zeit ist viel gegen die Entseelung der Arbeit und die Mechanisierung des Lebens in Deutschland geredet und geschrieben worden. Die weitere unumgängliche Amerikanisierung unserer Wirtschaft wird beides steigern. Um so stärker und unberührter müssen die geistigen Kräfte sein, die wir entgegenstellen, denn das amerikanische Hochkommen des einzelnen ist nie der Sinn unserer sozialen Kämpfe gewesen, das Tummeln der Nation in relativer Wohlhabenheit ohne Erkenntnis anderer Aufgaben kann unser Ziel nicht sein. Noch ist das Wort Goethes, daß nur, der auf seinem Bette weinend saß, die himmlischen Mächte kenne, fast wie ein Sprichwort populär. Wir haben darum wohl kaum in den letzten Jahren Dostojewski und Tagore übersetzt und uns zu eigen gemacht, um uns jetzt den Universal Pictures, Golwyn und Paramount auszuliefern.

Das Glas Wasser ist die beste Waffe

Von Sanitätsrat Dr. Otto Juliusburger

In Nr. 12 der „Glocke" hat Oschilewski in seinem Aufsatz „Krise der sozialistischen Erziehung" u. a. einige Ausführungen gemacht, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. „Wer weiß nicht," sagt er, „daß Antialkoholismus, Lebensreform schöne, nützliche und empfehlenswerte Dinge sind, aber nicht zum Prinzip und zur alleinigen Aktivität erhöht werden dürfen? Es gibt aber innerhalb der Parteiorganisation bald mehr Kohlrabiapostel, Pflanzenfresser, Rauchlose und sonstige Sektierer, als es der Zeit und dem Kampf verpflichtete Mitarbeiter gibt. Symptome." Dann folgt noch ein Zitat aus den „Merkworten für den freideutschen Stand" von Hans Blüher, dem Verfasser der famosen Secessio judaica: „Wenn jemand ganz frei aus sich heraus ohne Doktrin keinen Wein trinkt, nicht raucht, kein Fleisch ißt und mit Sandalen geht, so ist das

gut. Zur Farce wird alles erst, wenn es aus Ueberzeugung geschieht. Jene Lebensreformer machen es sich bequem mit ihrer ‚Härte'. Sie verlegen den Punkt an die Peripherie und meinen, jetzt sei's geschehen. Aber das Himmelreich kommt nicht mit äußeren Gebärden." Natürlich nicht mit äußeren Gebärden, aber ebensowenig mit derartigen leeren, völlig nichtssagenden Redensarten. Die sozialistischen Abstinenten haben noch niemals irgendwo und irgendwann behauptet, daß der von ihnen vertretene Antialkoholismus — wie auch der Antinikotinismus — zum alleinigen Prinzip oder zur alleinigen Aktivität erhoben werden solle. Der in den Worten Oschilewskis herauszufühlende Spott ist sehr unangebracht und beweist nur, daß der Verfasser sich der großen sozialen Bedeutung der gegenwärtigen Alkoholfrage nicht bewußt geworden ist. Ich erinnere an einen jüngst erschienenen Aufruf, den der Deutsche Arbeiter-Abstinentenbund verbreitet und den u. a. unterschrieben haben: Clara Bohm-Schuch, Prof. Grotjahn, Dr. Paul Herz, Marie Juchacz, Paul Löbe, Prof. Radbruch, W. Sollmann, Rud. Wissell, Mathilde Wurm, Lore Agnes, Dr. Alfred Braunthal, Gustav Hoch, Dr. Kurt Löwenthal, Toni Pfülf, C. Schreck, Toni Sender, Dr. Hildegard Wegscheider. In diesem Aufruf heißt es mit Recht: „Wieder reckt sich der Alkoholismus drohend empor. Längst sind die günstigen Folgen der Alkoholknappheit, die die Kriegsjahre brachten, verflogen. Mit dem wieder reichlich fließenden Alkohol ergießt sich eine neue Flut von Unglück, Siechtum und Versimpelung in das Volk. So eng der Alkoholismus mit der geistigen und leiblichen Not der Massen zusammenhängt, so notwendig ist seine Bekämpfung schon jetzt, trotz aller Hemmungen der Gegenwart. Die Arbeiterklasse braucht alle ihre Kraft für den wirtschaftlichen und politischen Kampf, sie darf ihren Kulturwillen, ihren Bildungsdrang, ihr Streben nach edleren Lebensformen niemals abstumpfen. Sie muß gerade jetzt, wo die Reaktion anstürmt, alles von sich fernhalten, was Ausdauer und Besonnenheit zu lähmen, Urteil und Gefühl zu trüben vermag. Weil der Alkohol diese Wirkungen ausübt, muß ihn die sozialistische Arbeiterschaft als ihren Feind betrachten. An dem Alkoholgenuß der Massen ist nur ein profitgieriger Kapitalismus und eine herrschsüchtige Reaktion interessiert. Wir, die wir wollen, daß eine geistig und sittlich starke Arbeiterschaft eine höhere Kultur aufbaut, wir Sozialisten müssen die Alkoholnarkose verabscheuen und mit Wort und Tat ihr entgegenwirken." Hierher gehören auch die beherzigenswerte Worte Viktor Adlers: „Die Hoffnung auf die Zukunft der Arbeiterklasse beruht auf der Revolutionierung der Gehirne. Darum ist ihr größter Feind, wer diese Gehirne verdirbt, wer sie schwächt in ihrer Funktionsfähigkeit. Das tut aber der Alkohol." — MacDonald sagt: „Wenn man mit Ernst an das Trinkproblem herangeht, zeigt sich, daß es nicht rasch genug gelöst werden kann." — Philipp Snowden sagt: „Es ist für die Arbeiter notwendig, daß sie gegen die verderblichen und entsittlichenden Wirkungen des Alkoholhandels geschützt werden, eines Handels, der ihre knappen Mittel vergeudet, ihren Geist und ihren Körper ruiniert und ihre Kraft zum Kampf um bessere Lebensbedingungen schwächt." — Vandervelde erklärt: „Ueberall schuldet die Partei es sich selbst, in der ersten Reihe derer zu stehen, die die Selbstbefreiung der Arbeiter von den Alkoholerzeugern und -händlern wollen. Mit dem Alkoholismus verhandelt man so wenig wie mit der Pest oder der Cholera."

Hans Blüher, der Verfasser der secessio judaica, oder Viktor Adler, Philipp Snowden, Emil Vandervelde, ich glaube, die Wahl dürfte für einen Sozialisten nicht eine Sekunde in Anspruch nehmen. Ich kann nur August Forel, dem hervorragenden Vertreter der psychischen Wissenschaft, dem sozialistischen Forscher und Denker, völlig zustimmen, wenn er sagt: „Entweder wird der Sozialismus ethisch und somit auch alkoholabstinent werden, oder er wird untergehen. Fort mit Brennern, Brauern, Kupplern und Spielhöllenhaltern. Sie leben alle aus der Verknechtung, ja aus dem Untergang des Volkes." — Will man denn noch immer übersehen, daß das Alkoholkapital die entschiedenen Alkoholgegner ebensowenig wie die wirklich Mäßigen gebrauchen kann? Man stelle sich einmal das tatsächlich Unmögliche vor, alle oder die Mehrzahl unserer Volksgenossen tränken nur hin und wieder ein Glas, oder zwei Glas Bier, oder Wein — dann würde das jetzt so stolz gemästete Alkoholkapital genau so entfetten und mager werden, als würden überhaupt keine alkoholischen Getränke mehr getrunken. Das Alkoholkapital kann nur durch die dauernde Unmäßigkeit der Massen blühen und gedeihen, nur auf dem wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Ruin zahlloser Volksgenossen kann es sich erhalten. Daraus folgt aber, daß jeder Sozialist gerade aus seiner sozialistischen Gesinnung heraus den Kapitalismus im allgemeinen und das Alkoholkapital im besondern tatkräftig bekämpfen muß. Das Alkoholkapital kann jeder sofort und ungesäumt angreifen, nicht mit Worten, sondern mit der Tat, die zum Beispiel allein aufmuntern und fortreißen kann. Wie Viktor Adler einmal sagte: „Das Glas Wasser ist hier die beste Waffe." Was nützen alle noch so schönen und lauten Worte gegen den Kapitalismus und seine Sünden, wenn wir nicht endlich einmal auf einem Felde, wo wir ausschlaggebend sein können, heiligen Ernst machen, gerade aus der von Herrn Blüher mißachteten Ueberzeugung heraus. Seien wir endlich Sozialisten der Tat dort, wo wir es sein können und müssen. Das Alkoholelend ist unendlich groß und schwillt täglich mehr und mehr an. Fragt die Frauen und Kinder, überseht nicht ihre Tränen, überhört nicht ihre Klagen und Schmerzen; geht in die Kneipen und Destillen, seht nur mit offenen Augen hinein in all das Elend, welches der Alkoholismus und seine Bundesgenossen fort und fort schaffen und neu erzeugen. Seht aber auch hin auf die Stellen, wo kein wirtschaftliches Elend, keine Wohnungsnot, kein Mangel an Wissen und Bildung den Boden dem Alkoholismus ebnet, sehet auch dort hin, wo das soziale Verantwortungsgefühl heute mehr denn je sprechen sollte, wo das Beispiel einer alkoholfreien Lebensweise gegeben werden sollte, — seht nur hin und findet wieder den Mut, die entschiedenen sozialistischen Alkoholgegner zu höhnen und ihrer Ueberzeugung zu spotten. Keine leeren Redensarten mehr; die Not der Zeit, das Elend der Massen verlangt endlich Taten. Meidet den Alkohol, baut dafür Heimstätten, verlangt stürmisch die Verwirklichung des § 155 unserer Verfassung, also eine gründliche, gesunde Boden- und Wohnungsreform. Auf zum Sozialismus der Tat. Mehr sozialistische Gesinnung und Erziehung zu ihrer schöpferischen Betätigung.

Die Arbeiterwohlfahrt nach der Neuregelung des Wohlfahrtswesens

Von Stadtrat Bergner (Minden)

Die deutsche Arbeiterwohlfahrt ist verhältnismäßig jung und steht ohne Frage in mancher Hinsicht noch in Anfängen der Entwicklung. Trotzdem, die Tagung in Hannover legte ein beredtes Zeugnis für den guten Fortgang der Arbeitersozialbewegung ab. Es muß als glückliche Lösung bezeichnet werden, daß von der Aufstellung von Reichsrichtlinien, die Einzelheiten der praktischen Arbeit regeln oder diese und jene Einstellung zu Einzelfragen der sozialen Arbeit festlegen sollten, abgesehen worden ist. Der soziale Aufbau, die sozialökonomischen Verhältnisse sind im Deutschen Reiche zu verschiedenartig und wechselnd, die Lagerung der Fälle in der Fürsorgearbeit so durchaus individuell, als daß man sie in ein Schema von Normen pressen könnte. Eine Förderung der praktischen Arbeit zum mindesten würde durch sie nicht erreicht werden, eher eine Erschwerung und Hemmung. Die Frage, ob es für einen in der Fürsorge tätigen Sozialdemokraten (oder Sozialdemokratin) erforderlich ist, mit besonderen programmatischen Richtlinien versehen zu werden, dürfte für die praktische Arbeit von nicht allzu großer Bedeutung sein. Wer sich zur sozialistischen Weltanschauung bekennt, für den ergibt sich bei dem Durchdenken der Probleme die grundsätzliche Einstellung zur Wohlfahrt sehr bald ohne besondere Hilfsmittel: Es soll hierbei die Frage unerörtert bleiben, ob nicht in den meisten Fällen bei einem unbedingten Festhalten an der grundsätzlichen Einstellung eine praktische Mitarbeit sich unmöglich macht. Selbstredend muß eine große Richtlinie das Ziel der Arbeit andeuten und der Versuch, sich diesem je nach Maßgabe des Kräfteverhältnisses anzunähern, mit stets gleicher Energie unternommen werden. Aber ganz abgesehen hiervon, die Möglichkeiten der praktischen Arbeit in der Wohlfahrt sind doch wohl in erster Linie zu suchen in den gesetzlichen Grundlagen unseres gesamten Fürsorgewesens überhaupt. Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, die Verordnung über die Fürsorgepflicht und endlich auch das Reichsjugendgerichtsgesetz lassen die Gelegenheit zur Betätigung der Arbeiterwohlfahrt erkennen, hier ist der Rahmen der Arbeit gesteckt und hier sind auch die Grenzen angedeutet, die schließlich auch der Arbeiterwohlfahrt gesteckt sind. In Hannover hat man zu diesen gesetzgeberischen Neuerscheinungen Stellung genommen, es sind Arbeitsgebiete besprochen, aber auch die Bedingtheit der Mitwirkung nach diesen gesetzlichen Grundlagen anerkannt worden. Was bewirken denn diese Gesetze für die Zellen der Fürsorgearbeit, für die Kommunen und Kommunalverbände? Ihnen wird eine Fülle von Fürsorgeaufgaben überwiesen, ohne daß hierfür die finanzielle Basis vor-

handen ist oder vorher geschaffen wurde. Ausführungen über diesen Punkt sind genügend gemacht worden, es erübrigt sich hier, in diesem Zusammenhang näher darauf einzugehen. Wie dem auch sei, hat eine Kommune den Willen zur sozialen Tat und Arbeit, so muß sie auf Mittel und Wege sinnen, um die dringendsten Aufgaben selbst oder durch Mitwirkung anderer sozial interessierter Kreise zu erfüllen. Die Gesetze der Fürsorge sehen die Heranziehung privater Fürsorgekreise vor und geben sogar die Möglichkeit einer Uebertragung von Fürsorgeaufgaben an private Sozialorganisationen. Von dieser Delegationsbefugnis wird manches Gemeinwesen Gebrauch machen müssen, weil öffentliche Mittel nicht ausreichen und eine Vergrößerung des Personalbestandes im Zeichen des Abbaues fast zur Unmöglichkeit wird. Oeffentliche und private Fürsorge werden sich in Zukunft nicht nur zu ergänzen haben, sondern vielfach sich in das Arbeitsgebiet teilen müssen. Besonders wird dies in starkem Maße auf dem Gebiete der Jugendwohlfahrt der Fall sein.

Sind die Bestimmungen über die Delegation von Fürsorgeaufgaben in den neuen Gesetzen in der Hauptsache dem Kampfe der bürgerlichen Parteien zu verdanken, so erklärt es sich von allein, daß die bürgerlich eingestellten, konfessionell oder auch politisch gefärbten Fürsorgeorganisationen sich lebhaft um Uebertragungen bemühen werden. Ohne Zweifel finden sie die Unterstützung der bürgerlichen Mitglieder in den städtischen usw. Körperschaften. Aber auch sachlich haben diese Organisationen einen gewissen Vorsprung gegenüber der Arbeiterwohlfahrt, ihnen stehen alte, wenn auch durch die Kriegs- und Inflationszeit verkümmerte Einrichtungen zur Verfügung und bereits auch wieder einige Geldmittel. Der Anhänger der öffentlichen Fürsorge und jeder Sozialist pflegt dies wohl zu sein, muß die offenkundige Tendenz der Privatisierung der Fürsorge mit einer gewissen Sorge entgegensehen, da Zersplitterung statt Einheit, Planlosigkeit statt Planmäßigkeit, konfessionelle Verbrämung statt klare Herausschälung des Rechtsanspruches auf Unterstützung durch die Gesellschaft einzureißen drohen. Hier ergibt sich ein Hauptkampfziel der Arbeiterwohlfahrt, wenn auch zunächst ein negatives. Jede Ortsgruppe der Arbeiterwohlfahrt muß auf die mit Delegationsbefugnis versehenen Behörden einwirken, von der Befugnis nur in beschränktem und unbedingt notwendigem Maße Gebrauch zu machen. In klarer Weise müssen bei jeder Gelegenheit die oben angedeuteten Gefahren zum Ausdruck gelangen, gleichgültig, ob in Versammlungen, in Kommissionen oder in der Presse. Mehr denn je muß von den einzelnen Ortsgruppen der Ausbau der öffentlichen Fürsorge gefordert und durchgesetzt werden. Wo dies nicht zu erreichen ist, sind organisatorische Maßnahmen zu fordern, die eine Verbindung zwischen öffentlichen und privaten Fürsorgestellen schaffen, wobei den ersteren eine Kontrolle über letzteren verbleibt. Unter allen Umständen muß die Initiative bei der öffentlichen Fürsorge liegen. Kurz, es gilt, die Entwicklung der öffentlichen Fürsorge schützend zu fördern und den Rückfall in einen früheren Zustand abzubiegen.

Da die positiven Aufgaben für die Arbeiterwohlfahrt nur auf dem Gebiete der öffentlichen Fürsorge liegen, wäre es sicher abwegig, wollte man die Wege der bürgerlichen Fürsorge einschlagen. Wenn auch zuzugeben ist, daß in größeren Städten Deutschlands die Arbeiterwohlfahrt recht beachtliche Fürsorgeeinrichtungen privater Natur geschaffen hat und Erhebliches leistet, die Mehrzahl der Ortsgruppen wird solche Schöpfungen niemals erreichen können, aus Gründen, die klar auf der Hand liegen. Um private Fürsorge treiben zu können, bedarf es in erster Linie großer geldlicher Mittel, die in Arbeiterkreisen fehlen und nicht aufzubringen sein werden. Eine Spezialumlage von Parteimitgliedern oder Gewerkschaftlern zu fordern, wird wenig Aussicht auf Erfolg haben und meistens auch nur geringe Sympathie finden. Sonderbelastungen erfreuen sich keiner großen Beliebtheit, zumal sie für den einzelnen oft nicht tragbar sind. Und gelingt es wirklich, eine Summe zusammenzubringen, verteilt man sie auf die Hilfsbedürftigen, was kommt dabei heraus und welcher Erfolg kann beobachtet werden? Liegt das Odium des Almosengebens für den Empfänger der Gabe nicht nahe, trotz größten Taktes der Geber, bleibt systematische Hilfe nicht ausgeschlossen? Wenn nicht unsere grundsätzliche Einstellung für die öffentliche Fürsorge wäre, so würde die sozialökonomische Lage der Arbeiterschaft die Arbeiterwohlfahrt ohne weiteres den Weg zu ihr weisen. Es gibt keine andere Wahl für die Arbeiterwohlfahrt, als die, die stärkste Stütze der öffentlichen Fürsorge zu werden und für ihren Ausbau einzutreten und zu kämpfen. Als Bezirkswohlfahrtspfleger, als Wohlfahrtshelfer, in der Uebernahme von Schutzaufsichten, Pflegschaften, Beistandschaften, Vormundschaften usw. bieten sich mannigfache und auch segensreiche Betätigungsmöglichkeiten, die zu ergreifen für die Arbeiterwohlfahrt im Interesse der Hilfsbedürftigen unbedingt geboten ist. Eine wichtige Aufgabe ihren Mitgliedern gegenüber hat die Organisation insofern, als sie diese zur Ausübung der oben genannten Funktionen geistig und seelisch befähigen muß. Durch Vorträge, Veranstaltung von Kursen, Aussprachen usw. muß versucht werden, den rechten Geist und die richtige Einstellung für die große Sache zu erlangen.

H. G. WELLS
DIE GRUNDLINIEN DER WELTGESCHICHTE
IN GANZLEINEN PREIS 20 RM
VERLANGEN SIE PROSPEKTE!
VERLAG
FÜR SOZIALWISSENSCHAFT, BERLIN SW68, LINDENSTRASSE 114

RANDBEMERKUNGEN

Lovis Corinth

Ein Maler ist gestorben. Was blieb? Zehn Bilder, hundert, tausend. Sie hängen in den Museen, bei Sammlern, sie werden vom Handel hin- und hergeschoben. Sie gehen in die Kunstgeschichte ein, und der Maler empfängt die Unsterblichkeit. Also bist du nun am Ziel, großer Meister; deine Bilder machten ihren Weg, sie werden nun erst recht gesucht und bezahlt werden. Gelehrte und mitunter sogar sehende Doktoren werden Nekrologe und später dicke Bücher über dich schreiben. So blieb immerhin einiges. Es wäre ein stumpfer Künstler, der nicht den Ruhm und ewigen Platz in der Phalanx der Heroen, von Phidias zu Michelangelo suchte.

Ich meine aber, was blieb für mich? Jetzt, da ich von deinem Sterben höre. Was bist du mir, mitten im Wandern die Berge hinauf, an Flüssen entlang, über Wiesen dahin? Was bist du, Corinth, in meiner Vorstellung, in meinen Sehnerven, in meinem Blut? Alles andere könnte mir gleichgültig sein. Weit und breit ist kein Museum, und an Bücher glaube ich nur noch von fern. Aber Corinth ist leibhaftig da. Stark und fleischlich, mannhaft, brausend und rauschend, ein Triumph, ein Feuerwerk, eine Kaskade von Farbigkeit, Glanz von Haut und Metall, Wucht von Muskeln und Gelächter aus Himmel und Hölle, Rubens und Offenbach, Göttergesindel und trächtige Frauenbrüste, barock dampfende Schenkel und Blut aus den Bauchhöhlen von Schweinen und aus dem Herzen Jesu: so bist du in mir, Corinth! Duft von Wein und Gestank von Schnaps, Poltern und Verzücktsein, brüllender Stier und feurig eifernder Paulus, Grünewald und Cranach, Drama, das sich tosend entlädt und schwingende Hingebung an die Kurven und Farbflüsse der Natur, Fleisch, Licht und Blumen: so bist du in mir, so bist du in Tausenden, so lebst du, toter Corinth. Unser Dank ist Genuß, unser Genuß war Spannung und Explosion. Wir tragen dich in uns wie einen Motor. Corinth, Liebermann, Slevogt: die drei deutschen Maler des zwanzigsten Jahrhunderts. Aus dem gewaltigen Stamme der Manet und Monet, der Goya und Daumier. Welteroberer, Weltvermehrer. Pioniere der Augen, Propheten und Derwische, Anatome und Ingenieure, Entdecker und Gestalter des bisher Unsichtbaren. Nun sehen Millionen, wie sie sahen. Das ist es, was auch von dir blieb, Corinth.

Genie ist Fleiß. Unermüdliche Arbeit und nie erlahmender Kampf machen den Meister. Das Leben Corinths war ständiges Flammen und Schaffen. Seine Selbstbildnisse sind seine beste Biographie. Er steht fest und behäbig; hinter ihm hängt der Tod, ein präpariertes Gerippe im eisernen Gestell. Keine Spur von falscher Romantik, kein fidelnder Tod, eine nüchterne Feststellung. Er sitzt, das nackte Weib auf dem Schoße, das gefüllte Glas erhebend, die andere Hand weich in des Weibes Brust versenkend. Wettkampf mit Rembrandt; ein Lobgesang auf Welt und Leben. Er schnallt den Harnisch um; er setzt breite Hüte auf. Er faßt die Palette mit kräftiger Faust. Unerhört und mehr als an Rembrandt mahnend, Menschenschicksal, grausam erschlossen, verwettertes Hochgebirge, von Sonne gesegnet sind die Altersbilder. Ein unmittelbares und doch monumental gesteigertes Pinselstenogramm des intellektuell sich offenbarenden Blutes. Ein Bild aber hat Corinth gemalt, das wohl noch besser als seine Selbstbildnisse zeigt, wie er war, wer er war. Das Bild des Florian Geyer, wie ihn Rittner gestaltet hat. Der schwarze Ritter. Dem Tode ins Antlitz schauend,

nicht zum ersten, aber gewiß zum letztenmal. Den gebrochenen Stumpf der zerschlissenen schwarzen Fahne in eiserner Faust. Wie ein antiker Schiffsdorn vorwärtsstoßend, Ritter, Tod und Teufel. Neben dem weißen Andrade des Slevogt und der olivenen Netzschlepperin Liebermanns das unvergeßliche Bild. Heiligenbild der Rebellion. Alle großen Maler waren Rebellen. Im Geyer hat Corinth seine Seele gemalt. *Robert Breuer*

Der Förster und die Tiere

Im Preußischen Landtag hielt zum Forstetat der der Fraktion der Wirtschaftlichen Vereinigung angehörende welfische Abgeordnete Freiherr v. Wangenheim am 26. Juni eine Rede, der wir folgendes entnehmen:

„Im Zusammenhang mit den Gebäuden komme ich auf einen Antrag, der ebenfalls vom Hauptausschuß gestellt ist und nach meiner Erinnerung von dem Herrn der Demokratischen Fraktion im Ausschuß eingebracht wurde, den Förstern und Oberförstern die Reichsflagge zu liefern. Wenn ich auf die Reichsflagge zu sprechen komme, bitte ich, nicht etwa zu denken, daß ich etwas gegen die schwarz-rot-goldenen Farben hätte. Ich kann Ihnen versichern, daß mir persönlich die Farben schwarz-rot-gold oder schwarz-weiß-rot ganz gleichgültig sind. Aber ich möchte Sie bitten, diesen Antrag, der, wenn ich mich recht erinnere, gestern von dem Herrn Staatssekretär und dem Herrn Oberlandforstmeister etwas tragisch genommen wurde, nicht so tragisch zu nehmen. Ich tue es nicht! Ich möchte Ihnen nur einmal die Folgen vorführen, die die Durchführung dieses Antrags haben könnte. Stellen Sie sich einmal so einen Morgen im Walde vor, so einen schönen Morgen im Monat Juni, wie wir ihn jetzt haben, die Sonne scheint, und es ist gerade die neue Flagge dem Förster geschenkt worden, es ist gerade so ein Festtag, an dem es angebracht ist, sie aufzuziehen, so recht ein Morgen nach dem Herzen des Försters. Der Förster steht früh auf, zieht sich seinen besten Rock an und geht bei und zieht die Flagge hoch. Da sieht man von hinten auf dem Wege von der Stadt her einen Mann ankommen, er sitzt auf einem gelben Postfahrrade, es ist ein Kollege aus dem Landtag, winkt schon von weitem, sieht die Tätigkeit des Försters und schmunzelt und sagt sich: Das ist ein guter, ein tüchtiger Förster, ein Mann, der weiß, wo seine wichtigen Aufgaben liegen. Aber auch von der anderen Seite wird sein Tun beobachtet. Da tritt der Hirsch aus dem Walde, er schüttelt den Kopf, dreht sich um und tritt wieder in die Dickung. Von der anderen Seite kommt die Sau. Sie hat neun Frischlinge mit sich. (Zuruf: Was will denn die Sau bei dem Hirsch?) — Das weiß ich nicht. Sie zieht den Rüssel kraus, und dann sagt sie ihren Frischlingen: Laßt uns an unser Tagewerk gehen, und sie begibt sich auf den nächsten Kartoffelacker. (Heiterkeit.) So geht es weiter. (Zuruf: Dann kommt der Uhu!) — Dann kommt der Rehbock. Der ist um diese Jahreszeit manchmal etwas bösartig und hitzig veranlagt. Er nimmt den Flaggenstock an und attackiert ihn. (Rufe rechts: Staatsgerichtshof — Heiterkeit.) Wenn nicht der Kollege Barteld dazwischengetreten wäre, wer weiß, was passiert wäre. Dann kommt der Fuchs. Der Fuchs ist bekanntlich sehr schlau. Er kann sich auf alles einen Vers machen. Er legt den Finger an die Nase und sagt: Ach nein, was ist doch der Mensch für ein drolliges Tier. (Heiterkeit.) Gegenüber von dem Forsthaus steht eine alte Eiche. Sie kennen sie vermutlich, Herr Barteld. Unter ihren Wurzeln wohnt die kleine Spitzmaus. Sie ist nur so klein, aber sie hat ein großes Mundwerk. Sie steckt den Kopf aus dem Loch, reibt sich die Augen, sieht noch einmal hin, und dann zieht ein ver-

klärter Schimmer über ihr Gesicht, und selig pfeift sie: K i e k, u n s' F ö r s t e r i s a l l h ü t m o r g e n w e e d e r d u n! (Heiterkeit.) Und oben in der Eiche ist ein Astloch — Sie kennen es auch, Herr Barteld. Da wohnt der Uhu, der Ober-Uhu. Der hat schon Jahrhunderte gesehen, er weiß alles und ist der weiseste unter allen Menschen und allen Tieren. Er plinkt mit den Augen, schüttelt sein Gefieder zurecht, zieht den Kopf zwischen die Schultern und bemerkt: D a s g e s c h i e h t z u m S c h u t z e d e r R e p u b l i k. (Heiterkeit rechts.)"

Soweit der stenographische Bericht. — Aus der französischen Revolution wird berichtet, daß Aristokraten glorreiche, sozusagen unsterbliche Witze kausierten, während sie schon vom Samson umarmt wurden. Man bedauert sehr, daß dieser welfische Baron zu solcher Gelegenheit nicht gekommen ist. Wie scharmant hätte sein adliger Kopf just in der „Lünette" geplaudert.

B Ü C H E R S C H A U

Hanns-Erich Kaminski:
Fascismus in Italien
Mit einem Nachtrag von Giacomo Matteotti: Ein Jahr Fascisten-Herrschaft. Berlin SW 68, Verlag für Sozialwissenschaft. 141 Seiten.

Ueber den italienischen Fascismus ist in den letzten Jahren außerordentlich viel geschrieben worden. Der Inhalt so mancher Elaborate entsprach aber durchaus nicht immer den gehegten Erwartungen, und manche dieser Arbeiten waren sogar recht langweilig oder stiegen in das eigentliche Problem des Fascismus nicht tiefer hinein, wie dies z. B. von dem kürzlich erschienenen Buch Robert Michels „Sozialismus und Fascismus" gesagt werden muß. Weiter kann nicht geleugnet werden, daß auch ein Teil der deutschen Korrespondenten in Italien den deutschen Zeitungen während der letzten Jahre so manchmal Aufsätze einschickten, die ein wenig von der Abgötterei durchblicken ließen, in der sich Mussolini — ein Posenheld erster Ordnung — beim Beginn seiner Herrschaft spiegelte. Selbst in linksliberalen Blättern wurde für Mussolini oft, wenn nicht die Ruhmesposaune, so doch wenigstens die Ruhmesklarinette geblasen, und man hatte dabei nur eins zu bewundern, den Mangel an Scharfblick. Kaminskis Verdienst ist es, daß er den Fascismus so darstellt, wie er ist, und, was noch mehr bedeuten will, wie er nach der Ermordung Matteottis auch denen erscheint, die vorher halbe Lobredner von ihm waren. Aber das Buch Kaminskis bringt viel mehr als der Titel verspricht. Es bringt auch eine sehr gute Uebersicht über das Italien vor und nach dem Kriege, führt uns in das italienische Wirtschaftsleben ein, zeigt uns die Psyche des italienischen Volkes, seine Struktur, die Mentalität seines Kleinbürgertums und führt uns den großen Unterschied vor, der zwischen dem Süden und dem Norden des Landes besteht. Schon allein aus diesem Grunde ist das Buch sehr lesenswert.

Trotzdem der Fascismus eine italienische Spezialität ist, die in anderen Ländern nicht im entferntesten mit gleichem Erfolg nachgeahmt werden konnte, weil dazu die speziellen Voraussetzungen fehlen, die in der Struktur der italienischen Bevölkerung begründet liegen, ist doch die Entstehung des Fascismus, sowie die Tatsache, daß er in Italien die Herrschaft antreten konnte, auch für die Arbeiterbewegung anderer Länder von großem Interesse. Wenigstens soweit in der Arbeiterbewegung Italiens Fehler gemacht worden sind, die zur Verstärkung des Fascismus und dazu führten, daß er die Herrschaft verhältnismäßig so leicht ergreifen

konnte, lassen sich auch für die Arbeiterbewegung anderer Länder Folgerungen ziehen. Und Kaminski führt uns die Entstehung, das Anwachsen und den schließlichen „Sieg" der Fascisten so genau vor, daß uns die Fehler, die in der Arbeiterbewegung Italiens gemacht wurden, und die das Emporkommen des Fascismus beschleunigt oder überhaupt erst ermöglicht haben, sehr deutlich vor die Augen treten. Auch wenn man bedenkt, daß die revolutionäre Hochflut von 1918, die vielfach auch dort hervortrat, wo es keine Revolution gab wie in Italien, nach und nach wieder abebben mußte, wenn man die besonders geartete Psyche des italienischen Kleinbürgertums und den Rückschlag, der von 1919 an in allen Ländern hervortrat, mit in den Kreis der Betrachtungen zieht, bleibt doch noch genug, um das Aufkommen des Fascismus unbegreiflich zu finden, wenn dafür nicht in den Fehlern der italienischen Arbeiterbewegung die Voraussetzungen gegeben gewesen wären.

Kaminski sieht einen großen Fehler der Sozialistischen Partei Italiens darin, daß sie sich zu nichts Entscheidendem entschließen konnte, sie hatte weder den Mut zur Revolution, noch den, sich an der Regierung zu beteiligen und sich mehr nach Tatsachen als nach einer revolutionären Terminologie zu richten. So kam es, teilweise nach bolschewistischen Rezepten, zu einem wilden Revolutionismus, der sich in nutzlosen Streiks, in Fabrikbesetzungen usw. Luft zu machen suchte, und der den Sozialismus in den Augen vieler so diskreditierte, daß die Reaktion auf dem Fuße folgte, zumal sich die sozialistische Bewegung noch zersplitterte und dadurch an Widerstandskraft verlor. So kam es, daß der Fascismus schon auf dem Marsche war, als syndikalistisch beeinflußte Sozialisten noch meinten, die Herrschaft bald antreten zu können. Es geht zu weit, hier alles aufzuführen, was das Emporkommen des Fascismus erleichtert und ermöglicht hat. Da kann nur auf das Buch selbst verwiesen werden, in dem auch aufgezeigt ist, aus welchen verschiedenartigen Elementen die Fascisten bestehen, wie sie regional voneinander abweichen.

Ein besonderes Kapitel ist der äußeren Politik des Fascismus gewidmet. Hier zeigt sich, im Ausland am besten kontrollierbar, was von den Fanfaronaden zu halten ist, die seinerzeit bei der Herrschaftsübernahme durch Mussolini zu hören waren. Den einzigen Gewinn, den Mussolini in seiner Außenpolitik buchen kann, ist die Einverleibung von Jubaland im Süden des italienischen Somalilandes. Dieser Gewinn ist aber wirklich nicht sehr hoch einzuschätzen und beruht auch noch auf Abmachungen, die schon im Weltkrieg zwischen England und Italien getroffen waren. Wenn Kaminski dabei die Frage aufwirft, wie sich Italien fernerhin Griechenland gegenüber zu stellen gedenkt, so wird dies nach den Vorgängen der allerletzten Zeit dahin zu beantworten sein, daß Italien bei Griechenland eine Annäherung gegen Jugoslawien sucht. Wird die alte Gegnerschaft zwischen Italien und Griechenland beseitigt, so ist dies aber auch kein besonderes Verdienst Mussolinis, sondern dies ist auf den Umstand zurückzuführen, daß Griechenland nach den Niederlagen in Kleinasien den Traum von einem Großgriechenland aufgeben muß. Noch vieles von großem Interesse ließe sich aus dem Buche anführen, so insbesondere über die Ideologie des Fascismus, über seine Innenpolitik und über Mussolini selbst, den großen Herzog der Fascisten. Interessant ist auch das Kapitel über die immer kräftiger werdende Opposition gegen den Fascismus.

Aus dem Werke Giacomo Matteottis „Ein Jahr Fascisten-Herrschaft" konnte nur ein Teil der Beweisstücke abgedruckt werden, aber auch dieser kleine Teil zeigt nur zu deutlich, welche Verbrechen von einzelnen Fascisten und von ganzen Fascisten-Banden begangen worden sind. Aus dem Buche Kaminskis konnte hier nur ein Streifzug unternommen werden, aber auch dieser wird gezeigt haben, daß die Arbeit

jeder gelesen haben muß, der sich für den Fascismus und für Italien interessiert. Besonders sollte das Buch in keiner Redaktions-, Arbeiter- und Volksbibliothek fehlen.

Albin Michel

Jorris Karl Huysmans

I.

Zwei Gruppen menschlicher Wesensart lassen sich auch in der Literatur erkennen. Kameraden des Handwerks, Männer der gleichen Gesellschaftsschicht und desselben Bildungsstandes sind weiter voneinander entfernt als der Held Achil.es und ein zeitgenössischer Amerikaner: sie gehen zweierlei Wege des Gefühls, die sich selbst nicht im Unendlichen schneiden.

Zwischen Huysmans und Flaubert, diesen Künstlern desselben artistischen Willens, ist eine unüberbrückbare Kluft des Erlebnisses und der Gestaltung, die, wenn man sie sich klarmacht, das Wesen Huysmans erleuchtet. Es ist kein Zufall, daß Oscar Wilde in „A rebours" Ideal und Vorbild für seine Arbeit sah. Wilde und Huysmans stehen gleichsam auf der toten Seite der Welt, wo künstliche Feuer kaum Wärme zu spenden vermögen, wo alle Reize des Todes herhalten müssen, um eine kalte Glut zu entfachen; während die jenseits Stehenden — sei es der lebensgläubige Hamsun, sei es der schwerblütige Flaubert, oder sei es der sterbenskranke Hans Jäger — die mattesten Strecken des Seins mit blutvollem Impuls erfüllen.

Doch auch im schwachen bläulichen Licht jener Sphäre, die näher dem Nichts, als der Mitte des Lebens steht, gibt es die vollkommene Leistung. In der Dichtung E. A. Poes erhebt sich aus dem immer gewärtigen Gefühl des Todes, die Düsterkeit und unaufhebbare Melancholie des „nevermore", die durch alle Werke geht. Auch bei Baudelaire hebt die unmittelbare Tragik des Welterlebnisses die Unfruchtbarkeit der Negation auf. Denn das Werk, das wahrhaftig und mit zureichender Formungskraft Erlebnis und Erschauung, sich und Welt ausspricht, ist vollkommen.

II.

Huysmans Dekadenz aber ist dürr, so differenziert ihre Nervenerlebnisse sind. Gefühlskälte und Reizungsbedürfnis treten auch hier zusammen auf. Das ästhetische Raffinement, das Spiel mit historischen Sensationen, die Flucht in die Mystik, suchen eine Leere zu füllen, die bodenlos ist.

Barbey d'Aurevilly schrieb in einer Kritik nach Erscheinen von „A rebours": „Nach einem solchen Buch bleibt dem Verfasser nur noch die Wahl zwischen der Mündung einer Pistole und den Füßen des Kreuzes." Diese Prophezeiung hat sich erfüllt: Huysmans flüchtete später in den Schoß der katholischen Kirche. In „La Cathédrale" ist diese Wendung dichterisch gestaltet. Aber die Bereicherung der Seele, die vollkommene Befriedigung der Nerven, die Huysmans vorher nicht erreichte, konnte ihm auch die Kirche nicht geben.

„La Cathédrale" ist, wie alle Romane Huysmans, ein Werk von größtem artistischen Talent. Die Schilderungen des Wunderortes Salette in der rauhen und grausig dürftigen Landschaft, die Beschreibung der Bauten und Kunstwerke von Lourdes und Chartres ist von blendender Anschaulichkeit. Der gequälte und unruhige Huysmans sucht auch hier Sensationen: wenn auch Sensationen der religiösen Gnade. Immer wieder klagt Durtal, der das autobiographische Spiegelbild Huysmans ist, der wie der Autor nach den Enttäuschungen des Sinnenlebens ins Trappistenkloster geflüchtet war, über die Trockenheit und Unfruchtbarkeit seiner Seele. Seine Gebete irren ab, ästhetische Bitternisse werden gleich Hieben des Schicksals empfunden. Der Hochmut des Aesthetizismus verfolgt Huysmans, der in einer häßlichen modernen Kirche nicht zu beten vermag; der die Hohe Messe nicht besucht, weil die Gesänge der Gläubigen in ihrer Geschmacklosigkeit ihn irritieren.

Es ist kein Unterschied zwischen der Seele des Dichters von „A rebours", „Là-bas", „En Roule", „L'oblat" und der des Verfassers von „La Cathédrale". Er, der Büßer, hat nicht die Kraft und die Größe seiner ersten Romane (deren Tendenzen er nun als „Sünden" betrachten muß) zu negieren. Huysmans, der immer wieder über die Sterilität der Literaturseelen räsoniert, hat nie den Mut zu einer Tat gehabt, hat niemals die abgründige Zerknirschung der großen Reue erlebt. Im Gegenteil: noch in der Vorrede zu „Là-bas", die zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches und nach seiner Rückkehr zur Kirche geschrieben ist, streitet er mit kleinlicher Ranküne und ganz ohne christliche Demut gegen die Frommen, die „Là-bas" und „A rebours" auf den Index setzen wollten. Und nur aus diesem Grunde geht „Là-bas" wider das Gefühl und keineswegs aus Gründen der gesellschaftlichen Moral. Die Doppelhandlung, die gehässigen und kleinlichen Selbsterlebnisse als Parallele zu der perversen Gestalt des Gilles de Rais gesetzt, spielt in einer allzu engen Sphäre. Die Handlungen wider jedes heilige Gefühl der menschlichen Natur, werden zu literarischen Reizungen verarbeitet. Wenn Huysmans auch Himmel, Hölle und Erde zusammennimmt: seine Beziehungen zu den Dingen sind wie seine Wirkungen auf den Leser — nur rein ästhetische; wenn Huysmans für seine artistischen, an sich berechtigten Zwecke den Schimmer der Edelsteine, die Symphonien der Gerüche, die Reize primitiver Dichtung und Malerei heranzieht, so wirkt es als Kulturschilderung auf den Gebildeten. Aber es ist peinlich, wenn der ästhetische Literat die weise verschlossenen, grauenhaften Abgründe der Seele zum spielerischen Zeitvertreib aufreißt.

Huysmans spricht mit der Prätension des sich höher Wähnenden von der „Armseligkeit" des naturalistischen und impressionistischen Romans und glaubte in dem Ueberraffinement des Esseintes und dem satanistischen Stoff des „Là-bas" die simple Enge der literarischen Zeitströmung überwunden zu haben. Er erkannte nicht, daß seine mystische Dialektik sehr nahe an pedantische Bildungshaftigkeit grenzt und daß die Raffinements seiner Helden oft recht dünn und die ewige Wiederholung des Unvermögens zum Leben sind. Wenn man aber die Welt sieht, die Flaubert und Maupassant aus ihrem „niedrigen Stoffkreis" geschaffen haben, dann spürt man, daß Huysmans mit seinen exotischen Perversionen und allen mystischen Verruchtheiten der Aermere ist.

III.

In „A rebours" braut des Esseintes, der erschöpfte und reizbedürftige Spätling, die Symphonien der sündigen Gerüche aus den Blumen seines Treibhauses; in „La Cathédrale" sind es die reinen Blumen der Jungfrau, die zu ebenso künstlichem Weihrauch verarbeitet werden. Die wissenschaftlichen Abhandlungen sind sowohl in „A rebours" wie in „La Cathédrale" zu ästhetischen Phantasien umgestaltet. Wie in jeder dekadenten Erscheinung, tritt an Stelle der elementaren Anteilnahme am Dasein, eine übersteigerte Schätzung des Geschmackserlebnisses ein. Huysmans ist der Typus des Literaten in Leben und Schöpfung.

Sein ganzes Werk dreht sich um sich selbst: es ist der Niederschlag eines Typus der Dekadenz, der immer wiederkehren wird; als psychologisches document humain vielleicht von größerer Bedeutung als durch seine dichterische Kraft.

Kurt Offenburg

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

HANNS-ERICH KAMINSKI

Der Fascismus in Italien

Im Anhang:

GIACOMO MATTEOTTI

Ein Jahr Fascisten-Herrschaft

Volksstimme, Chemnitz: „Eine ebenso gründliche wie dramatische Schilderung des politischen und wirtschaftlichen Aufbaus der italienischen Tyrannei"

In Halbleinen, Preis 2.75 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT • BERLIN SW68

MAC MAHON

FRIEDRICH WENDEL

Der französische HINDENBURG

Mit vierundzwanzig Illustrationen nach alten Karikaturen in Kupfer-Tiefdruck
Preis 1 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT • BERLIN SW68, LINDENSTRASSE Nr. 114

DIE UNMÖGLICHEN HOHENZOLLERN

von Senator Gerth

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

Berlin,
1. August 1925

Nr. 18

11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Locke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

RUDOLF BREITSCHEID:
Opposition und Regierungspartei 545

ARTHUR SATERNUS:
Degressivzölle und Kapitalmarkt 548

KURT HEINIG:
Volkssteuern als Dawes-Last 552

ALBIN MICHEL:
Das Kabinett Baldwin 555

EDUARD BERNSTEIN:
Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik treiben? 557

JOSEF KLICHE:
Posen unter der neuen Herrschaft 562

Der Angerstein-Prozeß 564

Dr. HERMANN HIEBER:
Otto v. Corvin vor der Hinrichtung 567

KURT OFFENBURG: Jakob Wassermann 571

Richterliche Willkür

Der Kampf des deutschen Volkes um seine innere Einheit

Anatole France-Gespräche

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

DIE UNMÖGLICHEN HOHENZOLLERN

von Senator Gerth

184 Seiten in Halbleinen — Preis 3.50 Mark

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

Opposition und Regierungspartei

Von Rud. Breitscheid

Wir haben in Deutschland nach dem Kriege häufig die Forderung vertreten hören, die auswärtige Politik müsse dem Kampf der Parteien entzogen werden. Hier sei ein Gebiet, so hieß und heißt es, auf dem sich der Gedanke der Einheitsfront zu verwirklichen habe, hier müsse und könne auch im demokratisch-parlamentarischen System die Nation zusammenstehen, um dem Ausland das Bild der Geschlossenheit zu bieten. Um das zu erleichtern, hat man ja auch in mehreren Kabinetten das Amt des Außenministers Berufsdiplomaten anvertraut, von denen vorausgesetzt wurde, daß sie, über den Parteien stehend, am ehesten in der Lage seien, die mittlere Linie innezuhalten, auf der der Ausgleich zwischen den Meinungen und den Interessen der Rechts- und Linksgruppen gefunden werden könne. Diese Versuche sind fehlgeschlagen, weil die Voraussetzung falsch war. Die auswärtigen Angelegenheiten so gut wie die inneren werden je nach der Grundeinstellung der Parteien stets verschieden beurteilt werden, und mag die Ansicht über die Lage Deutschlands auch eine verhältnismäßig einheitliche sein, so werden doch ganz naturgemäß die Auffassungen über die Mittel und Wege zur Lösung der schwierigen Probleme auseinandergehen. Der republikanische Demokrat denkt sie sich anders als der konservative Monarchist, und der Sozialist sieht andere Möglichkeiten als der Anhänger einer nationalistischen Weltanschauung.

Aus diesem Grunde war es auch unangebracht, den Deutschnationalen einen grundsätzlichen Vorwurf aus ihrer Opposition gegen die Wirth-Rathenausche Erfüllungs- und Verständigungspolitik zu machen. Man konnte sie mit Vernunftsgründen zu überzeugen suchen, aber an sich hatten sie von ihrem Standpunkt aus das gute Recht, ihre abweichenden Anschauungen zu verkünden, und als überzeugte Gegner des Pazifismus gegen eine Methode anzukämpfen, die ihrer Tradition und ihrem politischen Glaubensbekenntnis von Grund aus zuwider war. Trieben sie die Opposition nicht um der Opposition willen, so waren sie geradezu verpflichtet, ihre Besorgnisse anzumelden und die Eroberung der Macht anzustreben, um eine von ihnen für verderblich gehaltene Politik durch eine andere zu ersetzen. Das einzige, was wir, abgesehen von der Art ihres Kampfes, beanstanden durften, war der Verzicht auf die Angabe ihres eigenen Rezeptes. Sie waren sehr stark und sehr scharf in der Verneinung, aber es fehlte jede positive Ergänzung ihrer Kritik, und auf unsere Fragen, was sie denn nun eigentlich in Wirklichkeit wollten, hatten sie immer nur die geheimnisvolle Antwort, man solle abwarten, bis sie zur Herrschaft gelangt seien.

Dieses Sehnen ist nun mit dem Zustandekommen des Kabinetts Luther erfüllt worden. Die Deutschnationalen sitzen in der Regierung, sie haben außerdem einen Reichspräsidenten nach ihrem Herzen, und sie hätten schon seit einigen Monaten die Gelegenheit gehabt, ihr außenpolitisches Programm zu entwickeln und seine Durchführung wenigstens anzustreben. Aber siehe da, es stellt sich heraus, daß sie auf den Bahnen der früheren, von ihnen so heftig befehdeten Regierungen, wenn auch mit einigem Geschimpfe und zahlreichen rhetorischen Vorbehalten, wacker weiter marschieren. Mit der fünfzigprozentigen Annahme der Dawes-Gesetze hat ihre Bekehrung begonnen, und mit der Zustimmung zu der jüngsten Note in Sachen des Sicherheitspaktes ist sie einstweilen vollendet. Sie sind praktisch über das, was man Erfüllungspolitik nannte, hinausgegangen und, indem sie der Antwort an Briand und damit dem deutschen Angebot vom Februar ihren Beifall gaben, haben sie den pazifistischen Lehren das denkbar größte Zugeständnis gemacht.

Was will es bedeuten, daß in die Note gewisse deutsche Wünsche und Anregungen hineingearbeitet worden sind? Sie ändern nichts an der Bereitwilligkeit, Streitfragen und vor allem solche mit dem französischen „Erbfeinde" durch Verträge und Schiedsabkommen zu regeln. Das Versailler Diktat wird in sehr wesentlichen Punkten als zu Recht bestehend anerkannt, die im Westen verlorenen Gebiete werden aufgegeben, der Krieg wird abgeschworen und von einer konsequenten Ablehnung des nationalistischen Gedankengängen so fern liegenden Völkerbundes ist keine Rede mehr.

Diese Tatsachen stehen fest, auch wenn man mit Recht vermutet, daß die Umkehr der Deutschnationalen zum guten Teil auf innerpolitische Beweggründe zurückzuführen ist, und daß sie außerdem der letzten Aufrichtigkeit entbehrt. Sicher haben sie außenpolitisch nachgegeben, um auf anderen Gebieten Vorteile zu erlangen und Verluste zu vermeiden. Sie wollten keine Krisis, die möglicherweise zu einer Auflösung des Reichstags und zu Neuwahlen hätte führen können. Schon die Enttäuschung, die sie ihren Anhängern in der Aufwertungsfrage bereitet haben, ließ ihnen ein solches Experiment recht gefährlich erscheinen. Sie wollten des weiteren keinen Bruch mit dem Zentrum heraufbeschwören, dessen Wohlwollen ihnen für das Zustandekommen des Zolltarifs unentbehrlich war, zumal da der Zolltarif das einzige Plus sein wird, mit dem sie ihren Anhängern oder wenigstens einem Teil von ihnen aufzuwarten vermögen. So reichten sie dem pazifistischen Teufel die Hand, um sich von ihm über Wasser halten zu lassen.

Sicher fehlt ihrem Verhalten auch die innere Ehrlichkeit. Sie haben das Schiff des Sicherheitspaktes flottmachen helfen, ohne damit den Wunsch zu verbinden, daß es seine Fahrt glücklich vollenden möge. Sie hoffen noch immer, es so belasten zu können, daß es irgendwo und irgendwie zum Scheitern gebracht wird, und sie rechnen dabei — ob mit Recht oder mit Unrecht mag dahingestellt bleiben — auf die freundliche Mitwirkung jenes Teils des Kabinetts, der die Absichten des Außenministers mit mißtrauischen Blicken verfolgt. Aber wie dem auch sein mag, der Sündenfall ist praktisch vollzogen: die Deutschnationalen liegen heute vor dem, was sie gestern verbrannt haben, auf den Knien, und ob ihr Gebet aus ehrlichem Herzen kommt, ist einstweilen für die Bewertung ihres Konvertitentums von untergeordneter Bedeutung.

Der Umstand, daß sie so in der Außenpolitik den Sozialdemokraten recht nahegekommen sind, muß auf der andern Seite natürlich auch diesen zu denken geben. Sind wir noch auf dem richtigen Wege, wenn wir plötzlich unsere Gegner neben uns sehen? Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat dem Vertrauensvotum für die Regierung nicht zugestimmt. Aber sie hat doch deutlich genug ihren Sympathien für das Angebot des Paktes und der Schiedsverträge Ausdruck gegeben. Ist das mit ihrer Oppositionsstellung gegenüber dem Kabinett Luther und mit ihrem Mißtrauen gegenüber der Person Stresemanns in Einklang zu bringen?

Wer die Opposition so auffaßt, daß wir von Hause aus und grundsätzlich jede Aktion der Regierung abzulehnen und zu bekämpfen haben, wird diese Frage verneinen. Aber diese Beurteilung der oppositionellen Pflichten in einem demokratisch-parlamentarischen Staatswesen wäre falsch. Wir würden in den verhängnisvollen Fehler der Deutschnationalen verfallen, wenn wir uns gegen eine Politik wenden würden, deren Grundgedanken wir als herrschende Partei selber verträten. Ob die Regierungsparteien ehrlich sind, ob sie den Willen und die Kraft besitzen, das Begonnene zu vollenden, das steht auf einem andern Blatt. Wir brauchen mit unsern Zweifeln darüber nicht hinter dem Berge zu halten. Aber wir können uns einem Vorgehen nicht entgegenstemmen, dessen Voraussetzungen unseren eigenen Anschauungen entsprechen. Es wäre uns sicher angenehmer, wenn wir als die amtlichen Träger der auf Kriegsverhütung gerichteten Angebote daständen, aber wir können uns nicht der Gefahr aussetzen, die daraus entstände, daß wir einer Aktion widersprächen, deren Prinzipien von uns, wenn wir an der Macht wären, als berechtigt anerkannt werden müßten.

An den Einzelheiten haben wir mancherlei auszusetzen. Es wäre besser gewesen, von den „Gegenleistungen" der andern Seite schon im Februar und nicht erst im Juli zu sprechen, damit der Eindruck vermieden worden wäre, als bestehe die Absicht, durch die nachträgliche Anmeldung von allerlei Beschwerden das ursprüngliche Angebot einzuschränken. Es hätte der deutschen Regierung ferner besser angestanden, wenn sie sich nicht mit einer Kritik an dem von Briand verkündeten System der Schiedsverträge begnügt, sondern ihrerseits positive Vorschläge gemacht hätte, die über die Grenzen der schon bestehenden Schiedsverträge und auch über die entsprechenden Bestimmungen des Völkerbundpaktes hinausgegangen wären. Es liegt im deutschen Interesse, dahin zu streben, daß alle Schieds- und Vermittlungssprüche obligatorischen Charakter erhalten, und daß die Erfüllungsverpflichtung nicht auf die Voten über rechtliche Kontroversen beschränkt, sondern auf die über politische Streitfragen ausgedehnt wird. Die Grenze zwischen den beiden Gruppen ist außerordentlich flüssig, und die Kriegsgefahr wird erst dann als gebannt anzusehen sein, wenn auch die sogenannten Lebensinteressen der Nationen dem Zwangsvergleich nicht mehr entzogen werden, und hinter den Spruch eine internationale Exekutive gestellt wird, die ein Zuwiderhandeln unmöglich macht.

Vor allem aber halten wir die Erklärungen, die die Regierung über ihre Stellung zum Völkerbund abgegeben hat, für gänzlich unzureichend. Wir geben zu, daß sie heute schon wesentlich anders klingen als vor einem Jahr oder auch vor einigen Monaten. Aber da es auf der Hand liegt, daß kein Sicherheitspakt sein wird, ehe Deutschland in

den Völkerbund eintritt, und da Deutschland keinerlei Aussicht hat, bezüglich des vielberufenen Artikel 16 des Völkerbundpaktes anders behandelt zu werden als die übrigen Staaten, liegt ein unlöslicher Widerspruch vor, wenn man den Sicherheitspakt zu wollen behauptet und gleichzeitig den Artikel 16 als unannehmbar bezeichnet.

Das alles aber kann, wie gesagt, unsere grundsätzliche Zustimmung zu einem Vorgehen, die auf eine Ersetzung der Gewalt durch das Recht abhebt, nicht beeinflussen, auch wenn uns diese Zustimmung bis zu einem gewissen Grade an die Seite einer Regierung bringt, zu der wir in allen andern Fragen in scharfem Widerspruch stehen. Wir dürfen in keiner Weise die Mitverantwortung für ein Scheitern dieser Politik der Versöhnung auf uns laden. Es darf uns nicht der Vorwurf gemacht werden, als hätten wir der Anbahnung von Möglichkeiten zur Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa Hindernisse bereitet. Ob der Sicherheitspakt in dem Rahmen, der heute diskutiert wird, Aussicht auf Verwirklichung hat, oder ob schließlich doch, was nach unserer Meinung einfacher und erfolgversprechender wäre, vor Erledigung aller anderen Probleme der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund erfolgt, ist eine Frage zweiten Ranges. Das wichtigste ist, daß wir mit dazu beitragen, Deutschland auf der Bahn zu halten, die mit dem Februar-Angebot betreten worden ist. Eine Opposition hat nicht nur die Aufgabe, einer Regierung zu widerstehen, sondern unter Umständen erwächst ihr auch die Pflicht, sie an einem Abirren von einer bestimmten Linie zu hindern, ihr die Konsequenzen aus ihrem eigenen Tun aufzuzwingen, sie vorwärts zu peitschen und ihr Tempo zu beschleunigen.

Degressivzölle und Kapitalmarkt

Von Arthur Saternus

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat in einem Antrag, der auch außerhalb der Partei bei Gegnern des Schutzzolldogmas Beachtung und Zustimmung gefunden hat, einen ebenso kühnen wie durchdachten Schritt zur Entwirrung der Agrarzollfrage getan. Keineswegs ist dieser Antrag nur vom Standpunkt der Oppositionstaktik her zu billigen, obwohl es schon ein großes Verdienst ist, wenn man die Fanatiker des Brotwuchers vor ihre eigenen Beweisgründe stellt und sie zunächst einmal zwingt zu erklären, ob sie bereit sind, die ohne Schaden für den Verbrauch und für die Industriewirtschaft möglichen Maßnahmen zur Entlastung der Landwirtschaft und zur Förderung der agrarischen Produktion zu treffen. Lehnen sie das ab — und der Reichslandbund tut es —, so ist das eine klare Absage an die Verbraucher, gemeinsam mit ihnen an einer Beseitigung der Krisengefahr für die Landwirtschaft zu arbeiten, und man kann sich dann die schönen Sprüche ersparen, mit denen man die Schutzzollpolitik noch heute der Arbeiterschaft schmackhaft machen will. Die Rechtsparteien und das Zentrum dürfen sich dann auch nicht darüber wundern, wenn das Volk ihren Zollpakt als das nimmt, was er ist: als ein von jedem Willen zu planvoller Wirtschaftspolitik unbeeinflußtes, lediglich dem Machtstreben der Reaktion dienendes, volkswirtschaftsfeindliches Machwerk. In der Formulierung, in seiner Anpassung

an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, in seinem Streben nach einer Entfaltung der schöpferischen Kräfte der deutschen Landwirtschaft und besonders des Bauerntums ist der Agrarantrag aber auch von so zwingender Sachlichkeit, daß man ihn nur jedem zur Lektüre empfehlen kann, der bisher noch an die Bauernfeindlichkeit der Sozialdemokratie glaubte.

In seiner Rückwirkung auf die gesamte Handelspolitik und im besonderen auf die Zollpolitik enthält das Programm jedoch Vorschläge, die kritischer Durcharbeitung bedürfen. Niemand bestreitet, daß die unnütze Verteuerung der Agrarproduktion durch Industriezölle vermieden oder zum mindesten vermindert werden kann. Der Agrarantrag der Partei schlägt dazu die Beseitigung sämtlicher industriellen Zölle vor, die eine direkte oder indirekte Verteuerung der landwirtschaftlichen Produktion bedeuten; ist die Streichung der Zollsätze nicht möglich, so soll ein wirksamer Abbau der Zölle erfolgen. Hierzu wird das Prinzip der Degression vorgeschlagen. Der Degressivzoll ist das genaue Gegenstück zu dem Progressivzoll, den die Regierungsvorlage für Lebensmittel vorsieht und bei dem zunächst für eine Uebergangszeit niedrigere Sätze als für die Dauer gelten. Der Degressivzoll ist ein Zoll, der nach einem im Gesetz vorgesehenen Plan in bestimmten Zeitabständen herabgesetzt wird. In dem erwähnten Antrag wird er in erster Linie für Landmaschinen, dann aber auch für Roheisen, Textilien, Leder und Holzwaren vorgeschlagen.

Nicht nur in der neueren wissenschaftlichen Diskussion hat der Degressivzoll eine wichtige Rolle gespielt, auch die Zollpraxis hat sich des Gedankens bereits bemächtigt. Für ihn spricht, daß er dort, wo ein Schutzzoll vorerst unvermeidlich ist, angewandt werden kann, den Abbau von vornherein vorbestimmt und so einige gefährliche Wirkungen des Hochschutzzolls, vor allem die dauernde Erhaltung unwirtschaftlicher Betriebe, vermeidet. Gegen ihn spricht eine Reihe gewichtiger Gründe, vor allem eins, das in der Oeffentlichkeit bisher kaum angeschnitten worden ist: die durch Krieg und Inflation herbeigeführte Illiquidität der Wirtschaft bleibt für längere Zeit aufrechterhalten, zum mindesten wird sie nicht in dem Tempo abgebaut, das gerade im Interesse der Kapitalversorgung der leistungsfähigen Betriebe während der schweren Umstellungszeit mit ihren hohen Zinssätzen erwünscht sein muß.

Die Zollvorlage des Rechtsblocks enthält Degressivzölle bereits für Traktoren und Automobile. Für diese Waren wird ein hoher Zollsatz, bei Automobilen sogar ein ausgesprochener Sperrzoll, vorgeschlagen, der von Halbjahr zu Halbjahr automatisch ermäßigt werden soll (wenn es die Interessen erlauben). Diese Herabstaffelung muß, wie die Automobilhändler mit Recht betonen, zu schweren Erschütterungen des Marktes führen. Denn wer wird noch drei Monate vor einer neuen Zollherabsetzung, die zugleich Zwang zu starker Preisherabsetzung ist, noch einen neuen Wagen kaufen? Jedesmal nach einem Halbjahrstermin wird der dringendste Bedarf, aber auch nur dieser, gedeckt werden. Wer es irgend kann, der wird warten, bis der Zoll auf seinen tiefsten Stand herabgesunken ist. Was dabei für die Werke herauskommt, ist unregelmäßige, für einen Teil des Jahres direkt mangelhafte Betriebsausnutzung, dadurch Kostenverteuerung, verlangsamte

Erschließung des Marktes, — alles Momente, die sich in der Produktion sehr stark auswirken und zur Folge haben müssen, daß man die nächste Zollherabsetzung vielleicht immer nur um ein halbes Jahr hinauszuschieben suchen wird.

Dieser Schönheitsfehler der Regierungsvorlage — ein hoher Anfangssatz mit rasch folgenden Herabstufungen — spricht noch nicht grundsätzlich gegen Degressivzölle. Er ließe sich vermeiden, wenn man den Anfangszoll von vornherein so niedrig als möglich ansetzt und dann die Herabstufung in größeren Zeitabständen, vielleicht auch etwas stärker, vornimmt, um die Störungen des Marktes nach Möglichkeit einzuschränken. Derartige Vorschläge sind z. B. von Professor Harms für Roheisen gemacht worden.

Selbstverständlich ist der Degressivzoll ganz allgemein dem andauernden Hochschutzzoll vorzuziehen, wie ihn die Zollvorlage der Regierung und der Zollpakt der Rechtsblockparteien zum Prinzip erhebt. Der Degressivzoll ist das kleinere Uebel. Daß er ein Uebel ist und daß er es gerade und in verstärktem Maße bei der heutigen Wirtschaftslage ist, daß also seine bedenkenlose Anwendung gefährlich sein kann, das zeigen folgende Erwägungen:

Von Professor Bonn und einigen andern ist das — übrigens auch von dem erwähnten Agrarantrage weitgehend berücksichtigte — Moment besonders betont worden, daß Agrarzölle leicht zu fehlerhafter Kapitalverwendung führen müssen. Begründet ist diese Auffassung darin, daß jeder Schutzzoll den Bodenpreis steigert; Investitionen werden angeregt, die sich auf die Dauer nicht lohnen und die jedenfalls unrentabel werden, wenn — mit oder ohne Schutzzölle — die Preise für Agrarprodukte sinken. Das gleiche gilt für die Verschuldung zu konsumtiven Zwecken, zu der die in der Landwirtschaft übliche Hypothek für die Aussteuer der Tochter oder für die Erbteilung gehört, die Kaufschuld bei einem Besitzwechsel, die bei steigenden Bodenpreisen hoch wird, dem Verkäufer zugute kommt, den Neubesitzer aber belastet. Bei der Kapitalknappheit, die heute auf der deutschen Wirtschaft lastet, ist jede unrationelle Kapitalverwendung ein glatter Verlust. Sie entzieht oder verteuert das Kapital für alle andern Kapitalsucher, die durch die Verkürzung oder Verteuerung des Kredits der Möglichkeit beraubt werden, ihre Produktion zu entfalten. Der Verlust besteht also nicht nur darin, daß etwa Kapital brachliegt — das kann es überhaupt nicht, es sei denn, daß es im Strumpf oder im Geldschrank verborgen bliebe. Der Schaden ist viel größer, da das geringe vorhandene Kapital von seiner produktiven Nutzung weg in unproduktive Verschwendung fortgeleitet wird.

Man braucht nur an ein Interview zu erinnern, das kürzlich der deutschnationale Reichswirtschaftsminister Neuhaus einem Pressevertreter gab, um die ganze Gefahr vor Augen zu führen, die in einer solchen Fehlleitung des zu einem großen Teil vom Auslande geborgten Kapitals auch für die Industriewirtschaft liegt. Neuhaus wies darauf hin, daß die scheinbar so günstigen Verhältnisse des deutschen Arbeitsmarktes eben dadurch herbeigeführt seien, daß viel Kapital unrationell verwendet, also verschwendet wurde. Er hätte es sich allerdings ersparen können, die Gemeinden mit ihren Ausgaben für „Bauten, Stadions und Spielplätze" als die leuchtenden Vorbilder der Verschwendungssucht hinzu-

stellen. Denn in der Kredit- und Subventionspolitik des Reiches und der öffentlichen Banken und am freien Kapitalmarkt sieht es nicht besser, sondern schlimmer aus. Ein Blick auf die grotesken Widersprüche am deutschen Geld- und Kapitalmarkt zeigt das mit erschreckender Deutlichkeit. Dem Baugewerbe (also dem Wohnungsuchenden) fehlen Milliarden. Berlin muß die Vergebung von Hauszinshypotheken einstellen — für die Realisierung der Inflationsgewinne des Stinnes-Konzerns aber stehen Dutzende von Millionen bei den Privatbanken und bei der Preußischen Staatsbank zur Verfügung. Viele Produktionsbetriebe, die volkswirtschaftlich nützliche Arbeit zu leisten vermögen, sich auch privatwirtschaftlich rentieren, schreien nach Anlage- und Betriebskapital. Gleichzeitig hat die deutsche Wirtschaft Millionen und aber Millionen übrig, um sich den Luxus Tausender von Moratorien zu leisten, die man bescheiden „Geschäftsaufsichten" nennt. Das 700-Millionen-Geschenk des Reichs an die Ruhrindustrie ist, wie die Krise im Bergbau und in den schwerindustriellen Konzernen zeigt, ohne wirtschaftlichen Erfolg, fast bis auf den Pfennig verpulvert. Und mit denselben 700 Millionen hätte man die Zahlungsziele für einen ganzen Monatsexport um vier Wochen hinausschieben können, — was eine bedeutende Erleichterung der deutschen Warenausfuhr geboten hätte, die heute auch wegen ihrer kurzen Zahlungsziele den meisten fremden Industriestaaten unterlegen ist. An der Ruhr liegen für 150 Millionen Mark Kohlen auf den Halden — fortgeworfenes Kapital! So ließe sich die Klage seitenlang fortsetzen.

Die Kapital- und Kreditnot hätte nun niemals die katastrophalen Formen annehmen können, die heute die gesamte Produktionstätigkeit einengen, wenn der Druck auf den Kapitalmarkt nur durch den Bedarf an Anlage- oder Sanierungskrediten entstanden wäre. Der entsetzliche Mangel an Betriebskapital, der durch die Inflation und die umfassende Festlegung flüssiger Gelder in Sachwerten entstand, zehrt an dem knappen Kapitalvorrat der deutschen Wirtschaft stärker als der Bedarf an Anlagekapital, der ja zu einem wesentlichen Teil durch Auslandskredite gedeckt werden konnte. Erkennt man nun mit den Degressivzöllen das Schutzbedürfnis verwahrloster Industrien zunächst einmal an, um mit ihrem Abbau später den Schutz der schwachen Betriebe allmählich zu beseitigen, so kann man zwar verhindern, daß den kranken und auf die Dauer erfolglosen Betrieben neues Anlagekapital zufließt. Was man jedoch nicht verhindern kann, das ist, daß diese kranken Betriebe weiter den Kapitalmarkt mit Gesuchen um Mittel zur Betriebs- und Absatzfinanzierung belasten. Denn dazu, daß sie arbeiten, schützt man sie. Damit entziehen sie aber dem Stärkeren die Nahrung, deren er bedarf, um sich auf die anerkanntermaßen nicht leichte Strapaze der Weltkonkurrenz vorbereiten zu können, sie erschweren und verteuern durch ihre Nachfrage am Kapitalmarkt die rasche Umstellung der leistungsfähigen Betriebe zur Produktion mit billigstem Kostenaufwand, sie zehren also am Mark der Wirtschaft.

Diese Nebenwirkungen der Degressivzölle muß man sich wohl vor Augen halten. Die Beseitigung aller industriellen Zölle, die irgendwie der Landwirtschaft schaden, ist in jedem Falle vorzuziehen, selbst dann, wenn die Agrarier sie selbst nicht wollen. Wo sie etwa aus Gründen der Handelspolitik nicht möglich ist, sollte man nach Mitteln suchen, die schutzzöllnerische Wirkung solcher Verhandlungszölle ein-

zuschränken, um sie dann abbauen zu können, wenn ihr Verhandlungszweck erfüllt ist. Die Zolldegression ist alles andere als eine Patentlösung, sie hat bestenfalls bei größter Vorsicht und in ganz besonders liegenden Einzelfällen Aussicht auf erfolgreiche Anwendung. Man kann sie vielleicht aus politischen Gründen hier und dort in Kauf nehmen, man kann sie als Basis eines Kompromisses gelten lassen, um den nun einmal schutzzöllnerisch gesinnten Kreisen der Industrie entgegenzukommen, man kann sie sogar gegenüber den Hochschutzzöllen als kleineres Uebel vertreten, — selbst so weit kann man gehen, in einer kapitalgesättigten Wirtschaft sie als Mittel zur Umleitung von Kapital, also als eine Art negativer Erziehungszoll zu befürworten. Was man aber nicht darf, ist: die Gefahr übersehen, die einer kapitalarmen Wirtschaft aus der unvorsichtigen Anwendung eines unter andern Voraussetzungen richtigen Mittels erwachsen muß.

Volkssteuern als Dawes-Last

Von Kurt Heinig

Die Dawes-Kommission hatte ein politisches Problem durch eine wirtschaftliche Formel zu lösen — soweit man beim Dawes-Gutachten überhaupt von einer Lösung sprechen kann. Mit anderen Worten: die europäischen Diplomaten, diverse Regierungen und unterschiedliche sogenannte Volksmeinungen waren in so heillosem Knäuel verwirrt, daß sie ständig in Gefahr standen, sich selbst oder andere zu strangulieren. Damals waren Goldbank, Stabilisierung der deutschen Währung, einjähriges Moratorium und Auslandsanleihe, zukünftige hohe Jahresleistungen und Ruhrräumung geistvolle Lösungen; sie waren noch mehr, sie sind die Rettung Europas gewesen!

Heute hat die Dawes-Frage ein anderes Aussehen!

Einmal ist sie als internationales Handelsproblem nicht einfacher, sondern ständig schwieriger geworden, ohne daß bei dieser Entwicklung ein Ende abzusehen wäre, zum anderen — und darüber soll hier gesprochen werden — ist sie für Deutschland eine brennende Angelegenheit der Lastenverteilung.

Das Dawes-Gutachten betont ausdrücklich, daß die steuerliche Art der Lastenaufbringung eine rein deutsche Angelegenheit sei. Deswegen wurden zur Reform der deutschen Steuerwirtschaft nur Vorschläge und keine bindenden Vorschriften gegeben, im Gegensatz zu den sonstigen Partien des Gutachtens. Aber die Bedeutung der Vorschläge wurde dadurch unterstrichen, daß recht eindeutig betont war, daß sie von den Sachverständigen einstimmig gefaßt seien.

Nachdem man sich seinerzeit beim Abweichen vom Vorschlage eines Tabakshandelsmonopols von den Alliierten die Gewißheit verschafft hat, damit nicht anzustoßen, bleibt die Frage offen, ob die Ungeniertheit unserer Rechtsregierung und ihrer Parteien bei der laufenden Steuerreform durch ähnliche Auskünfte innerlich gefestigt worden ist.

Wir sind nicht erst in der Vorbereitung der Aufteilung der zukünftigen Dawes-Lasten, diese Umlegung ist schon in vollem Zuge.

Nehmen wir aus dem eben abgeschlossenen ersten Steuerquartal 1925/26 nur einige Zahlen.

An Körperschaftssteuer — Einkommensteuer der juristischen Personen (Aktiengesellschaften usw.) ist im ersten Quartalsmonat (April 1925) eingekommen 23 Millionen Mark, im Mai 23 Millionen, im Juni dagegen nur 7,8 Millionen.

An Vermögenssteuer kamen in den erwähnten drei Monaten ein: 20, 33 und 13,7 Millionen.

An Einkommensteuer der sich selbst Einschätzenden gingen ein: 95,9, 63,4 und 32 Millionen.

Naturgemäß schwanken die monatlichen Aufkommen an Körperschaftssteuer, Vermögenssteuer und Einkommensteuer der sich selbst Einschätzenden, weil sie ja nicht automatisch — quellenmäßig — erhoben werden, sondern als Abschlagszahlungen zu bestimmten Terminen, mit und ohne Schonfristen, nach Reklamationen und Stundungen eingehen. Es wäre aber falsch, wollte man annehmen, der starke Abfall der obigen Zahlen während der jüngst vergangenen drei Monate finde in diesen Umständen seine natürliche Erklärung. In Wirklichkeit ist durch allgemeine Stundung einzelner Abschlagszahlungen, die dann mehr oder weniger ganz erlassen wurden, der Abbau jener Steuern schon Wahrheit geworden, bevor noch die Steuerreform, die diese Kapitalssehnsüchte in ein großzügiges System bringen soll, gesetzliche Wirklichkeit geworden ist.

Wie sieht es im Gegensatz dazu bei der Lohn- und Gehaltsbesteuerung aus?

Man wird sich entsinnen, daß das Reichsfinanzministerium gegenüber dem Verlangen der Sozialdemokratie auf Erhöhung des steuerfreien Existenzminimums hilferufend „nachwies", wie jede 10 Mark Erhöhung des steuerfreien Lohn- und Gehaltsanteils in riesenhaften Einnahmeausfällen zur Auswirkung kommen werde. Damit hat sie erfolgreich die sozialdemokratische Forderung auf monatlich 100 Mark steuerfreien Einkommensbetrag abgewehrt. Es kam nur zu einer Erhöhung von 60 auf 80 Mark.

Im Monat Juni sind etwa noch zur Hälfte Steuerbeträge aus der Zeit vor dieser Heraufsetzung eingegangen, dennoch kann man schon jetzt sehen, daß Herr v. Schlieben sich damals, sagen wir, verrechnet hat, denn an Lohn- und Gehaltssteuer sind eingegangen im

April	126,1 Millionen
Mai	136,9 Millionen
Juni	**131,9 Millionen**

Soweit im Juni durch Lohnerhöhungen — die ja automatisch von der Besteuerung sofort erfaßt werden — höhere Steuereinnahmen erzielt worden sind, wurden sie durch zunehmenden Arbeiter- und Angestelltenabbau ausgeglichen. Unter Berücksichtigung dieser sich gegenseitig aufhebenden Korrekturen kann also gesagt werden, daß die kürzlich beschlossene Erhöhung des steuerfreien Existenzminimums auf 80 Mark monatlich keinerlei ernsthaften Steuerausfall gebracht hat.

Man vergleiche diese Tatsache mit der Wandlung der Steuerziffern der Körperschaften, der Vermögensbesitzer und derjenigen, die sich selbst

zur Einkommensteuer einschätzen — zu denen im besonderen auch die Landwirtschaft gehört. Die Schlußfolgerungen ergeben sich dann von selbst.

Was ergibt sich nun bei einem Generalvergleich der wichtigsten Steuern in ihren Einnahmen im ersten Steuerquartal mit dem Haushaltsvoranschlag, wenn die Einnahmen des ersten Vierteljahres auf das ganze Steuerjahr umgerechnet werden?

	Tatsächl. Einnahme im ersten Quartal 1925/26	Voraussichtliche Jahreseinnahme 1925/26	Haushaltsvoranschlag 1925/26
		in Millionen Mark	
Lohnsteuer	395	1580	1344
Selbsteinschätzer	191	764	
Vermögenssteuer	67	268	376
Umsatzsteuer	371	1484	1260
Kapitalertragssteuer	37	148	198
Fahrkartensteuer	43	172	110
Frachtensteuer	38	152	120
Zölle	111	444	160
Tabaksteuer	152	608	360
Biersteuer	65	260	126
Zuckersteuer	61	244	231

Die Ziffern sprechen deutlich genug!

Allein die Lohnsteuer wird nach aller Voraussicht im laufenden Steuerjahre 1580 Millionen Mark erbringen, während gemeinsam mit der Einkommensteuer der sich selbst Einschätzenden (und mit dem Steuerabzug vom Kapitalertrag) an Einkommensteuer im Haushaltsvoranschlag nur 1344 Millionen Mark eingestellt worden sind.

Die Vermögenssteuer würde, wenn die Steuerreform nicht Gesetz wird, dennoch hinter dem Voranschlag zurückbleiben. Das gleiche gilt für die allgemeinen Kapitalertragssteuern. Aber sie werden durch die Steuerreform erst noch „kapitalbildend" und „kapitalfördernd" umgebaut!

Die Zölle würden den Etatsvoranschlag auch dann schon ganz erheblich überschreiten, wenn die sogenannte kleine Zollvorlage vom Reichstag nicht geschluckt wurde (sie wird aber geschluckt werden!).

Umsatzsteuer, Verkehrssteuern, Bier-, Tabak- und Zuckersteuer — überall ist das gleiche Bild. Schon jetzt weisen sie gegenüber dem Voranschlag erhebliche Ueberschüsse auf!

Unter den Besitzsteuern würde voraussichtlich nur die Körperschaftssteuer den Voranschlag übertreffen — 216 statt 144 Millionen Mark — wenn nicht der gründliche Abbau der Körperschaftssteuer im Programm der Steuerreformisten stünde.

Merkwürdig sind die Steuereinnahmen aus der Branntweinabgabe. Sie soll 140 Millionen erbringen, wird aber — nach der Methode der obigen Vorausrechnung — höchstens 120 Millionen erreichen. Hier liegen ganz zweifellos trotz aller bisherigen Veröffentlichungen noch dunkle Gründe, in die endlich einmal Licht zu bringen ist.

Das Gesamtbild ist ungeheuerlich. Die tatsächlichen Steuereinnahmen widersprechen nicht nur dem Voranschlag. Das wäre schon daraus zu

verstehen, daß der gesamte Voranschlag des Reiches für 1925/26 einfach der abgeschriebene und unkorrigierte Voranschlag von 1924/25 ist. Sie widersprechen aber auch allen Behauptungen der Regierungsparteien, die immerfort von der Notwendigkeit des Steuerumbaues im Sinne einer Besitzschonung und einer Förderung der Kapitalbildung reden. In Wirklichkeit besagen schon die bisher vorliegenden Ziffern, vor der Annahme sämtlicher Steuerreformgesetze, daß Deutschland auf dem Wege ist, die kommenden Dawes-Lasten auf die Art aufzubringen, daß sie von der breiten Masse des Volkes, von den kleinen Leuten, von den Armen und Notleidenden so gut wie ausschließlich allein getragen werden.

Die Lastenverteilung, die eine rein deutsche Angelegenheit ist, ist in vollem Zuge. Dieser ungeheuerliche Volksbetrug ist eine Folge des Präsidentenwahlsieges der Rechten. Ein Volksblock-Präsident hätte es nicht wagen dürfen, die jetzt laufende Steuerreform zu unterschreiben! Das deutsche Volk zahlt für seine eigene politische Unreife.

Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Und Hindenburgs breiter Rücken ist keine chinesische Mauer, die Jahrtausende steht. Das Volk wird wiederkommen, es wird wieder zu entscheiden haben. Und dann wird über die endgültige Verteilung der Steuerlasten noch zu sprechen sein. Wehe, wenn dann das Volk nicht hart wird!

Das Kabinett Baldwin

Von Albin Michel

Als im vergangenen Jahre in England die Wahlen mit einem großen konservativen Erfolg abschlossen und das Kabinett MacDonalds zurücktreten mußte, wurde bis weit in die Reihen der Arbeiterpartei angenommen, daß eine konservative Regierung für die nächsten Jahre außerordentlich feststehen müsse und daß nur ganz außergewöhnliche Ereignisse Unsicherheit in die konservative Regierung hineintragen könnten. Zwar war der konservative Wahlsieg von 1924 nicht so groß wie der liberale von 1906, aber die konservative Partei hatte doch in einem Grade gesiegt, der auf Jahre hinaus eine feste konservative Regierung zu verbürgen schien. Die Zeitungen der Tories haben dem Ministerium Baldwin sogleich am Anfang große Vorschußlorbeeren gespendet, und man hätte beinahe annehmen können, daß England nie ein „größeres" Ministerium hatte, als das von Baldwin zusammengestellte Kabinett.

Nicht nur, daß der Premier gegenüber MacDonald über den grünen Klee gelobt wurde, auch die einzelnen Minister waren natürlich unvergleichlich größere Staatsmänner als die, die vorher von der Arbeiterpartei in die Regierung delegiert worden waren. MacDonald konnte keinen Vergleich aushalten mit Baldwin, Snowden, der Schatzkanzler im Kabinett der Arbeiterpartei, konnte nicht im entferntesten verglichen werden mit Churchill, dem Schatzkanzler im neuen Kabinett, und so war es bei allen Ministern. Man stellte in Aussicht, daß das Kabinett

Baldwin in der auswärtigen Politik sowohl wie auf allen andern Gebieten, in der Sozialpolitik, im Wohnungswesen, im Wirtschaftsleben usw. eine kühne und tatkräftige Politik betreiben werde. Dabei wiesen die Konservativen noch besonders darauf hin, daß das Ministerium Baldwin keineswegs auf reaktionärer Grundlage aufgebaut sei, daß es gewissermaßen als ein ganz volkstümliches Ministerium angesehen werden müsse, weil ihm keiner der großen Grundbesitzer Englands angehöre und weil außer dem Lordkanzler, der Mitglied des Oberhauses sein muß, nur ein einziges Kabinettsmitglied Angehöriger des Hauses der Lords sei.

Seit der Wahl sind erst drei Viertel eines Jahres vergangen, aber schon diese kurze Zeit hat genügt, um das konservative Kabinett brüchig zu machen und um im gesamten politischen Leben Englands eine große Unsicherheit hervorzurufen. Immer mehr kommt zum Durchbruch, daß der letzte Wahlsieg einen besonderen psychologischen Hintergrund hatte, daß recht viele Wähler die Konservativen nicht gewählt haben, weil sie mit deren politischen Ansichten übereinstimmten, sondern in höherem Grade, weil die Wähler für das Unterhaus wieder klare Mehrheitsverhältnisse schaffen wollten und weil große Teile der englischen Wählerschaft noch nicht glauben, daß die Arbeiterpartei diese Mehrheitsverhältnisse bereits herstellen könnte. Auch der Umstand, daß die Liberalen bei der letzten englischen Wahl sozusagen Selbstmord begingen, daß sie mit den Konservativen ein Wahlbündnis schlossen und den Gegensatz zur Arbeiterpartei so hervorkehrten, daß viele liberale Wähler glauben mochten, wenn die Arbeiterpartei der große Feind ist, der unter allen Umständen niedergerungen werden muß, so sei besser, gleich für die Konservativen zu stimmen, hat den konservativen Wahlsieg möglich gemacht. Alle die Wähler, die nicht aus Gesinnung, sondern aus andern Gründen, aus Gründen der Taktik usw. für die Tories gestimmt haben, kommen aber nach und nach zur Besinnung und sehen ein, daß sie mit der konservativen Regierung nicht den guten Tausch gemacht haben, der ihnen im vorigen Jahre, auch unter dem Einfluß der Sinowjew-Affäre, vorgegaukelt worden ist.

Für die Erscheinung, daß große Massen von Wählern schwankend werden, daß sie ihre Wahlstimmen heute einer andern Partei geben würden als bei der letzten Wahl, hat man in England ein außergewöhnlich feines Gefühl, und Ministerien, denen die Erkenntnis aufdämmert, daß die Volksstimmung umzuschlagen beginnt oder schon umgeschlagen ist, haben in England gewöhnlich kein langes Leben mehr, kommen kaum mehr zum Abschluß einer wichtigeren Arbeit. Dabei muß bedacht werden, daß auch die konservative Regierung eine Minderheitsregierung ist. Zwar verfügt die konservative Partei über die Mehrheit der Abgeordneten im Unterhaus, aber nach der Zahl der Wählerstimmen sind die Tories gegenüber der Arbeiterpartei und den Liberalen doch in der Minderheit. Es sind mancherlei Gründe, die diesen Stimmungsumschwung, der sich überall bemerkbar macht, veranlaßt haben. Die Konservativen Englands konnten bei der letzten Wahl nur siegen, weil sie versprachen, keine Schutzzölle einzuführen. Nun hat zwar das Kabinett Baldwin einige schutzzöllnerisch wirkende Experimente unternommen, aber grundsätzlich mußte es die Frage der Einführung von Schutzzöllen doch umgehen. Mit den unternommenen Experimenten hat die Regierung aber auf beiden Seiten Anstoß erregt, bei den Schutz-

zöllnern sowohl wie bei den Freihändlern. Teile der Tories sind auch noch aus andern Gründen unzufrieden, und in manchen Fragen scheint das Kabinett Baldwin glatt in zwei Teile zu zerfallen. Dazu kommen Schwierigkeiten in der auswärtigen Politik, in Indien, Aegypten, Vorderasien usw. Angehörige der konservativen Partei hatten in großen Tönen davon gesprochen, die Arbeitslosenfrage zu lösen, das Wirtschaftsleben wieder in Gang zu bringen. Statt dessen hat sich die Wirtschaftslage immer von neuem verschlechtert, hoher Steuerdruck, Unsicherheit auf allen Gebieten, alles das trägt dazu bei, der konservativen Regierung, die auf Jahre festzustehen schien, die Grundlagen zu unterminieren.

Dabei darf noch eins nicht übersehen werden. Der jetzige Premier Englands ist ein sehr erfahrener Politiker und persönlich höchst ehrenhaft, aber es fehlt ihm doch das Format, das bei einem englischen Premier vorausgesetzt werden muß. Vor allem fehlt es ihm an Entschlußkraft, an Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen. „The New Statesman" schrieb vor einigen Monaten einmal, Baldwin habe den großen Fehler, daß er die Meinung seiner politischen Freunde stets höher einschätze als die eigene und daß er als Premierminister ein „viereckiger Pflock in einem runden Loch" sei. Auch daß Baldwin Stockengländer ist und von außerbritischen Angelegenheiten so gut wie nichts versteht, ist unter den heutigen Verhältnissen für einen englischen Premier kein Vorteil, weil er in allen auswärtigen Dingen vom Foreign Office abhängt. So läuft vieles zusammen, was geeignet ist, die Stellung des konservativen englischen Kabinetts zu erschüttern, und schon heute läßt sich beinahe mit Bestimmtheit sagen, daß dieses Kabinett nicht solange bestehen wird, wie vorausgesagt worden ist.

Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik treiben?

Von Eduard Bernstein

In der deutschen Arbeiterschaft wird zurzeit für eine Broschüre Propaganda gemacht, welche den Titel führt „Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat", und die das Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Ernst Niekisch, zum Verfasser hat. Mir waren diese Schrift wie ihr Verfasser völlig unbekannt geblieben, als die Leitung des Zahlabends des dritten Bezirks der zu Schöneberg gehörenden 77. Abteilung Groß-Berlins mit dem Ersuchen an mich herantrat, am 8. Juli den Mitgliedern ein Referat über die Schrift zu halten, wozu ich mich natürlich bereiterklärte. Nachdem ich die Schrift gelesen, faßte ich meine Ansicht von ihr in folgende Leitsätze zusammen, in die ich mein Referat ausgehen ließ:

1. Die Schrift von Ernst Niekisch „Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat" stellt über die bisherige Haltung der deutschen Sozialdemokratie zum Staat Behauptungen auf, die in keiner Weise mit den Tatsachen übereinstimmen. Die deutsche Sozialdemokratie

hat zu keiner Zeit sich dem Staat als solchem grundsätzlich verneinend gegenübergestellt, noch würde eine solche Haltung der Marxschen Geschichtsauffassung entsprochen haben, wie sie denn auch von den Meistern Marx und Engels und deren anerkannten Schülern niemals der Partei zugemutet oder empfohlen worden ist. Marx und Engels und ebenso ihre Schüler haben vielmehr stets hervorgehoben, daß das Institut des Staates etwas mit Notwendigkeit geschichtlich Gewordenes ist, das nicht eines Tages durch Gewaltakt „abgeschafft" werden kann, sondern voraussichtlich im Laufe der Entwicklung durch sich schrittweise vollziehenden Uebergang seiner Funktionen an freie Selbstverwaltungskörper abgelöst werden wird.

2. Ebenso ist es unwahr, daß die deutsche Sozialdemokratie zu irgendeiner Zeit das nationale Interesse Deutschlands als etwas Gleichgültiges betrachtet hat oder behandelt wissen wollte und daß eine solche Haltung der marxistischen Lehre entsprochen hätte. Die Stellungnahme von Marx und Engels zum Italienischen Krieg von 1859 und zum Streit in der Führerschaft der deutschen Sozialdemokratie beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 beweist auf das klarste, wie fern ihnen solche Gleichgültigkeit lag.

3. Damit steht die von ihnen verkündete Theorie des Klassenkampfes keineswegs in Widerspruch. Der Klassenkampf des Proletariats im Innern der Nation hat mit nationaler Indifferenz nichts zu tun. Wenn Niekisch das Gegenteil unterstellt, so auf Grund einer durchaus schiefen Folgerungsweise. Ihm kommt es darauf an, mit dem Klassenkampf die sich aus ihm ergebende internationale Politik der Arbeiterpartei als Deutschlands nationales Interesse schädigend zu verdächtigen.

4. So bekommt er es fertig, auf Seite 10 seiner Schrift zu schreiben:

   „Die Arbeiterschaft der fremden Staaten empfand mit guter nationaler Witterung, wie die Unbedingtheit des deutschen marxistischen Standpunktes eben ein Element deutscher staatlicher Schwäche war, weil sie zusammenfassende Verdichtung der gesamtstaatlichen politischen Kraft vereitelte. Die Bewunderung und Huldigung, die der deutschen Art des Marxismus dargebracht wurde, ohne daß sich fremde Völker zur Nachfolge angeeifert fühlten, war dann vielleicht nur eine Verführung zum Beharren in der staatsverneinenden Geisteshaltung des deutschen Arbeiters, die letzten Endes doch die staatspolitische Kraft Deutschlands lähmte."

5. Das sind Verdächtigungen, die auf jeder Seite der Geschichte der sozialistischen Bewegung Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten von Amerika, wie durch deren Verhalten zur Reparationsfrage und auf den internationalen Kongressen Lügen gestraft werden. Aber sie haben ihren Zweck, sind Bestandteile eines Systems, das in der Schrift Niekischs immer stärkeren Ausdruck findet, je mehr diese ihrem Ende entgegengeführt wird. Und das System heißt: Antrieb zur nationalistischen

Außenpolitik, zur Phraseologie der Deutschnationalen.

6. Um diesen Uebergang einleuchtend zu machen, werden die Dinge so hingestellt, als ob es für die Außenpolitik nur zwei Methoden gäbe: die verzagter Ergebung in das Diktat der Gegner und die der Pflege des „rebellischen Geistes", der „geistigen und seelischen Streitbarkeit". Daß es noch eine dritte Politik gibt, die von der Sozialdemokratie schon verschiedene Male mit gutem Erfolg für Deutschland angewendet worden ist, scheint Ernst Niekisch unbekannt zu sein. Er hat für die bisherige auswärtige Politik der deutschen Sozialdemokratie nur Worte der Geringschätzung. Ueber die Politik des Erfüllungswillens wetteifert er in Herabsetzungen mit den extremsten Nationalisten, die Befürwortung des Eintretens in den Bund der Nationen, alias Völkerbund, denunziert er mit der Redensart, daß dieser „den Fortbestand des Kriegsergebnisses, die Bereicherung der Westmächte, die Niederhaltung Deutschlands verbürgen soll". Was aber aus Deutschland wird, wenn es draußen bleibt, das sagt er nicht.
7. „Nur indem die Arbeiterschaft das Werk der nationalen Befreiung zu der Angelegenheit ihrer Klasse macht, befreit sie sich", leitet Niekisch seinen Schlußsatz ein. Nun, die Partei der deutschen Arbeiter, die Sozialdemokratie, arbeitet nicht weniger, sondern mehr als die andern Parteien am Werk der nationalen Befreiung. Gewiß, es geht langsam vorwärts, aber womit können die andern aufwarten? Die Parteien, in deren Phraseologie Ernst Niekisch sich ergeht, haben das Werk der nationalen Befreiung nicht gefördert, sondern durch Wachhaltung des Mißtrauens bei der Gegenseite direkt geschädigt. Dasselbe würde die sozialistische Arbeiterschaft tun, wenn sie, dem Rezept Niekischs Folge leistend, wie er sich im Satz vorher ausdrückt, „die Idee der sozialen Demokratie im Element der Nationalen untertauchen" läßt. Sie wird die Aufgabe, die sie sich in bezug auf Deutschlands Stellung in der Welt vorgeschrieben hat, mit um so größerer Sicherheit erfüllen, je mehr sie sich selbst treu bleibt.

In der Diskussion über mein Referat sind von anderer Seite Mitteilungen über die Verbreitung der Schriff durch ihre Herausgeber in Unternehmerkreisen und von seiten solcher an Angestellte und Arbeiter gemacht worden, die nur geeignet waren, den Eindruck, den ich von ihr empfangen hatte, zu bestärken. Es sind dann aus den Reihen der Mitglieder Entschließungen beantragt worden und am Schluß in zusammengefaßter Form zur Annahme gelangt, die sich scharf gegen die in der Schrift verfochtenen Tendenzen aussprechen. So verständlich sie mir erschienen, so habe ich doch es für passend gefunden, bei der Abstimmung über sie mich der Stimme zu enthalten. Die obigen Leitsätze sprechen, denke ich, deutlich genug.

Zu dem im Leitsatz 2 Gesagten sei noch erläuternd auf die von Friedrich Engels am Vorabend des Italienischen Krieges im vollen Einverständnis mit Karl Marx verfaßte und von Marx als außerordentlich tüchtig

gelobte Schrift „Po und Rhein" hingewiesen, in der Engels mit der größten Schärfe — zugleich mit dem militärisch-strategischen und politischen Nachweis der Falschheit der von der österreichischen Regierung ausgegebenen Parole, Deutschland brauche den Po, das heißt den Besitz der Lombardei und Venetiens —, zur Verteidigung des Rheins und zur Stellungnahme dagegen aufruft, daß bei der Revision der Karte Europas Deutschland allein Opfer bringen solle. Der Schluß dieser marxistischen Schrift:

> „Das Endresultat dieser ganzen Untersuchung aber ist, daß wir Deutsche einen ganz ausgezeichneten Handel machen würden, wenn wir den Po, den Mincio, die Etsch und den ganzen italienischen Plunder vertauschen könnten gegen die Einheit, die uns vor einer Wiederholung von Warschau und Bronnzell schützt und die allein uns nach innen und außen stark machen kann. Haben wir diese Einheit, so kann die Defensive aufhören. Wir brauchen dann keinen Mincio mehr, ‚unser Genie wird dann wieder sein, zu attackieren, und es gibt noch einige faule Flecke, wo dies nötig genug sein wird'."

genügt allein, die Rederei in der Schrift Niekischs von dem in nationalen Fragen Deutschlands entnervenden Einfluß des Marxismus als Beweis für die totale Unwissenheit ihres Verfassers in bezug auf dessen wirklichen Geist zu kennzeichnen. Und wenn Marx später mit Lassalle wegen dessen Schrift „Der Italienische Krieg und die Aufgabe Preußens" in Streit geriet, so nicht etwa, weil sie ihm „zu national" war, sondern umgekehrt, weil sie nach seiner Ansicht die vom nationalen Interesse Deutschlands diktierten Erfordernisse des Augenblicks nicht genug berücksichtigte. In dem Brief an Friedrich Engels vom 18. Mai 1859, wo er Lassalles Schrift einen „ungeheuern Fehlschuß" nennt, schreibt Marx wenige Zeilen darauf:

> „Was die Regierungen angeht, so muß offenbar, von allen Standpunkten, schon im Interesse der Existenz Deutschlands, die Forderung an sie gestellt werden, nicht neutral zu bleiben, sondern, wie Du richtig sagst, patriotisch zu sein."

Beim Deutsch-Französischen Krieg von 1870 hatte sich in den ersten Monaten zwischen dem in Braunschweig sitzenden Ausschuß, dem damaligen Vorstand der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms, und Wilhelm Liebknecht, der in Leipzig das Hauptorgan dieser Partei, den „Volksstaat", redigierte, ein heftiger Konflikt entwickelt, weil Liebknecht nach Ansicht der Braunschweiger im Blatte wie im damals Norddeutschen Reichstag nicht genug Rücksicht nahm, daß im Krieg Deutschlands nationale Existenz auf dem Spiel stand. Sie riefen Karl Marx an, der ihren Brief zunächst Friedrich Engels vorlegte und von diesem eine vom 15. August 1870 datierte Antwort erhielt, worin Engels darlegt, welchen Schaden ein Sieg des damals noch bonapartistisch-kaiserlichen Frankreichs für Deutschland bedeuten würde, es für „unmöglich" erklärt, „daß eine deutsche politische Partei unter diesen Umständen à la Wilhelm (Liebknecht) die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Hauptrücksicht setzen kann". Die Braunschweiger könnten, schreibt er,

> „1. sich der nationalen Bewegung anschließen ..., soweit und solange sie sich auf Verteidigung Deutschlands

beschränkt (was die Offensive bis zum Frieden unter Umständen nicht ausschließt);

2. den Unterschied zwischen den deutsch-nationalen Interessen und den dynastisch-preußischen dabei betonen;
3. jeder Annexion von Elsaß und Lothringen entgegenwirken;
4. sobald in Paris eine republikanische, nicht chauvinistische Regierung am Ruder, auf ehrenvollen Frieden mit ihr hinwirken;
5. die Einheit der Interessen der deutschen und französischen Arbeiter, die den Krieg nicht gebilligt (haben) und die sich auch nicht bekriegen, fortwährend hervorheben;
6. Rußland, wie in der internationalen Adresse (d. h. Abweisung der Intrigen des zarischen Rußland)."

Marx beantwortete diesen Brief am 17. August 1870. Er dankt Engels für die Mühe, die er sich gegeben, und schreibt dann:

„Dein Brief stimmt ganz mit dem Plan der Antwort überein, die ich mir im Kopf bereits zurechtgemacht. Indes wollte ich in einer so wichtigen Sache — es handelt sich dabei um Verhaltungsinstruktion für die deutschen Arbeiter — nicht vorgehen ohne vorherige Rücksprache mit Dir.

Liebknecht schließt seine Uebereinstimmung mit mir 1. aus dem Umstand, daß ich seine und Bebels Erklärung im Reichstag gebilligt habe. Das (das heißt die Begründung der Stimmenthaltung in der Frage der Kriegsanleihe) war ein Moment, wo die Prinzipienreiterei un act de courage war, woraus aber keineswegs folgt, daß dieser Moment fortdauert, und noch viel weniger, daß die Stellung des deutschen Proletariats in einem Krieg, der national geworden ist, sich in Wilhelms (Liebknechts) Antipathie gegen die Preußen zusammenfaßt.... Das Elsaß-Lothringen-Gelüst scheint in zwei Kreisen vorzuherrschen, in der preußischen Kamarilla und im süddeutschen Bierpatriotismus. Es wäre das größte Unglück, welches Europa und ganz spezifisch Deutschland treffen könnte."

Genug. Wir sehen aus diesen Worten der Meister des Marxismus, denen noch viele, den gleichen Geist atmende Aussprüche von ihnen an die Seite zu stellen wären, wie lächerlich es ist, den Marxismus für Blindheit gegen lebenswichtige Interessen von Nationen verantwortlich zu machen. Wir sehen aber zugleich, wie die Meister bei Vorzeichnung der Stellungnahme der Arbeiter in Fällen der Gefährdung der nationalen Existenz ihres Landes nie den Gedanken außer Augen gelassen haben, den schon das Kommunistische Manifest in die Worte zusammenfaßt:

„Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, sich als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie."

Danach hat die Sozialdemokratie von jeher gehandelt. Im Weltkrieg haben auch die Mehrheitssozialdemokraten grundsätzlich an diesem Maxime

festgehalten. Sein Verlauf und Ausgang haben aber gezeigt, wie die Partei der Arbeiter der ihr durch ihre geschichtliche Aufgabe vorgezeichneten nationalen Politik unmöglich gerecht werden kann, wenn sie von jenem Grundsatz irgendwie sich abdrängen läßt.

Will aber die Broschüre Niekischs das nicht, will sie nicht die Sozialdemokratie in eine Einheitsfront mit Deutschnationalen, Völkischen und Nationalisten gleichen Kalibers hineinlootsen: zu welchem Zweck ward sie dann geschrieben und Unternehmerverbänden zugeschickt?

Posen unter der neuen Herrschaft

Von Josef Kliche

Posen, einstmals Zentralpunkt und jahrzehntelanges Schmerzenskind der preußischen Ostmarkenpolitik, liegt heute innerdeutschem Denken und Fühlen sozusagen meilenfern. Schon die äußeren Umstände bestätigen dies. Will jemand von Berlin nach Posen fahren, so genügt es noch lange nicht, daß ihm der in Deutschland bestallte polnische Konsul seinen Paß visiert, nein, erst muß die Einreiseerlaubnis des für die Stadt Posen zuständigen polnischen Woiwoden vorliegen, dann erst darf das Konsulat nach Entrichtung der vorgeschriebenen Gebühren die Paßvisa erteilen. Und diese Gebühren waren noch vor Jahresfrist verhältnismäßig hoch. Sie betrugen damals hundert Mark und sind seit etwa Januar auf acht deutsche Reichsmark oder zehn polnische Zloty herabgesetzt worden. Dennoch wird mit der Einreiseerlaubnis keineswegs verschwenderisch umgegangen, und augenblicklich, im Zeichen des deutsch-polnischen Zollkrieges, sind die polnischen Behörden in diesem Punkte noch zugeknöpfter als sonst.

Hier in der Stadt Posen selbst merkt man von diesen beschwerlichen Dingen allerdings recht wenig. Die polnischen Polizeibehörden sind fast höflicher als die früheren preußischen. Der Sekretär im Büro am einstigen Wilhelmplatz, den man nach dem „Umsturz" alles dessen, was hier hundertfünfzig Jahre lang war, konsequent in Freiheitsplatz umgetauft hat, wie der mit langem Reitersäbel ausgerüstete Straßenpolizist: sie alle sind höfliche Leute. Merken sie, daß der Fremde die polnische Sprache gar nicht oder nur mangelhaft beherrscht, dann antworten sie eben deutsch. So ist es bei den Zollbehörden, so ist es auf der Bahn; und ebenso ist es im Posener Geschäftsleben. Die elegante Verkäuferin ist liebenswürdig genau so in deutscher Sprache, wie sie es eine Minute vorher auf Polnisch war. Und der Kellner im Café sieht es einem schon an der Nasenspitze an, ob man deutsch oder polnisch bedient werden will.

Bis vor sechs Jahren gab es in Posen die deutsche Schule; jeder lernte von der untersten bis zur obersten Volksschulklasse erst mal unser geliebtes Deutsch, das Polnische brachte er in der Hauptsache aus dem Familienkreise mit hinein ins Leben. In einem oder in zwei Jahrzehnten wird das anders sein. Die deutsche Sprache wird insbesondere im unteren Volke mehr und mehr verschwinden. Denn die heutige Schule ist polnisch, und just die gegenwärtigen Machthaber im Staate geben sich alle Mühe, das Wesen der polnischen Muttersprache, den furor polonia, den eigenen Staatsbürgern mittels soundsovieler Zeitungsartikel einzubläuen. Der „Kurjer Poznanski", das gelesenste Blatt Posens, marschiert da an

der Spitze. Darüber hinaus jedoch wissen die Behörden durchaus die übernommene deutsche Kultur zu schätzen. Nicht zuletzt in der geräumigen großen Bibliothek in der einstigen Ritterstraße.

Vor mehr als zwanzig Jahren wurde dieser Palast gebaut. Er sollte eine Zentrale alles literarischen Lebens darstellen. Nicht nur für die Stadt Posen, nein, weit hinaus ins ostmärkische Land sollten seine Schätze wirken. Die wertvollen Bestände konnten bis in die entlegensten Städte und Dörfer verliehen werden. Kaiser-Wilhelm-Bibliothek war das vorbildliche Institut benannt.

Und heute? Gestern besuchte ich, seit Jahren wieder zum erstenmal, die einst so geschätzten Hallen. Nichts hat sich im Innern verändert. Wie einst im preußischen Mai reiht sich in dem geräumigen Lesesaal hoch hinauf an den holzgetäfelten Wänden Buch an Buch. Deutsche Bücher! Freilich, eine Reihe von Werken in polnischer Sprache sind hinzugekommen. Selbstverständlich. Wer wollte solches verargen! Doch hier wie in der Ausleihebücherei sind die alten deutschen Bücherbestände geachtet und — begehrt. Die Entleiher und Leser sind zumeist Studenten. Wie sich die in wuchtigen Sandsteinquadern errichtete Bildungsstätte heute ja auch Universitätsbibliothek nennt.

Die Universität. Auch dieses Gebäude trug einst den Namen des letzten deutschen Kaisers. Damals, einige Jahre vor dem Kriege, war es geschaffen worden. Ebenso wie das im Stile einer alten deutschen Pfalz errichtete Schloß oder das Theater, in dem in diesen Tagen altes deutsches Kulturgut, der „Faust" und der „Lohengrin" wirksam werden. Freilich nicht mehr in deutscher Sprache.

Der polnische Student hat viel vom deutschen Kommilitonen gelernt. Die bunte Mütze, gold- oder silberbestickt, und neuerdings auch das farbige Band über der Brust. Einst spottete man hierzulande über dergleichen „abgeschmackten" Dinge, heute denkt überschüssige, das Bunte liebende polnische Jugendlust anders. Und am Bunten, Farbentrunkenen, am Bildkräftigen hing der Pole stets. Der Bauer und die Bäuerin in ihren Trachten, der Soldat in der aus alter Tradition überkommenen und freudig übernommenen viereckigen Mütze; die überbunte kirchliche Zeremonie an Fronleichnam und ähnlichen Festtagen — warum sollte nicht auch der Posener Student dazu beitragen, den sonntäglichen Straßenbummel am Freiheitsplatz möglichst anschaulich zu gestalten?

Auch das jetzt zwanzig Jahre alte Kaiser-Friedrich-Museum ist noch immer ein wertvoller Kulturfaktor. Außen freilich hat der polnische Meißel die deutsche Inschrift weggestanzt und eine andere, polnische, nicht eben glücklich aufgetragen. Innen aber bergen die Sandsteinquadern noch immer das alte deutsche Kulturgut.

Polens Wappentier ist der weiße Adler. Ausgiebig haben die neuen Herren von diesem hier seit anderthalb Jahrhunderten zu den Akten gelegten Hoheitszeichen Gebrauch gemacht. Es klebt an den flachen Stahlhelmen der Soldaten, es schaut auf den Besucher der Amtsgebäude, es grüßt neben der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau den Reisenden im Wartesaal des Posener Bahnhofes.

Die neuen Herren Posens haben Glück gehabt. Als die preußische Regierung hier Bau an Bau gefügt, als sie in harter Arbeit die engen Festungswälle mitsamt ihren finsteren Toren niedergerissen, und als

sie Kulturstätten von bleibendem Werte geschaffen und zu Ende geführt hatte, da kam aus verdampfenden Weltkriegswolken heraus eine neue Zeit und warf den ganzen preußischen Reichtum dem neuen Polen in den Schoß. Hundert Jahre nach des Nationalhelden Kosciuszkos Tod. In jeder Behördenkanzlei hängt heute sein Bild. Und daneben das des großen Barden Henryk Sienkiewicz.

Die Preußen haben etwas aus dem alten Poznan gemacht. Haben ein Kulturwerk von Rang geschaffen. Leider brachten die Vertreter des wilhelminischen Systems es nicht fertig, in den Herzen der alten Polen auch nur ein wenig heimisch zu werden. Das war bitter, erleichterte dem unausgesetzt schürfenden Propst und dem Vikar die Arbeit.

Auch heute ist Posen eine schöne Stadt. Sauber wie in Preußens besten Tagen. Und dennoch Unzufriedenheit. Gewiß, die vielen glänzenden Cafés weisen allabendlich guten Besuch; wenn am Fronleichnamstag der Erzbischof die Monstranz durch die Straßen trägt, ruft alles Hosianna! Wochentags aber schlendern Scharen von Arbeitslosen durch die Stadt, die Prostitution blüht für jeden Zahlungsfähigen, und von neuer wirtschaftlicher Aufbauarbeit ist weit und breit nichts zu beobachten. Geldsorgen halten den Staat, halten auch die Stadt Posen in ununterbrochener Aufregung. Warschauer Reiseonkels, Warschauer und Lodzer Stiefel und Hosen kommen fix und fertig ins Posener Land. Das ist gut für Lodz und Warschau, aber schlimm für Posen. Für Posen, dessen arbeitslose Schuster und Schneider selber gern schusterten und schneiderten.

Während ich diese Zeilen schreibe, ruft der Straßenjunge des „Kurjer" den soeben ausgebrochenen polnisch-deutschen Wirtschaftskrieg ins Café. Der eine und andere kauft ein Blatt, im allgemeinen läßt diese seit Tagen angekündigte, seit Tagen erwartete Sensation kalt. Mit Posens Wirtschaftsleben ist's sowieso Essig. Mögen die in Warschau sehen, wie sie zurechtkommen. Sie sind ja die Drahtzieher und Macher alles dessen, was in Posen nicht gefällt.

Der Angerstein-Prozeß

Von einem, der dabei war.

Aus dem Bummelzug, der mich von Limburg nach Frankfurt a. Main bringt, fliegt der Blick über sonnenbeglänzte Landschaft. Felder und Wiesen, sanft ansteigend. Oben auf freiem Hügel ein Friedhof. Plötzlich aus glasigem Blau, irgendwoher, flattert die Krähe, der Galgenvogel, hockt nieder auf weißem Kreuz. Wir schreiben Sonnabend, den 11. Juli. Der Angerstein-Prozeß wurde am Freitag abend auf Montag vertagt, das Schicksal des Angeklagten ist noch ungewiß. Wirklich: ist es das? Die Krähe krächzt vernehmlich: nein! Sie sollte, wie das Urteil erweist, Recht behalten, und wer fünf lange, entsetzlich lange Tage den Verhandlungen mit angespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, wer ein Auge hatte für die rustikane Unkompliziertheit der Herren Geschworenen, ein Ohr für die primitivster Paragraphenlogik entsprungenen Zwischenfragen der Staatsanwälte, ein Ohr auch für den Sermon der dogmenstarren klinischen Sachverständigen —: der konnte schon an jenem Sonnabend nicht

mehr zweifeln, daß der Prokurist Angerstein, achtfacher Mörder infolge furchtbarster psychischer Verstrickung, zum Tode auf dem Schafott verdammt werden würde.

Ehe ein Wort mehr gesagt wird, diese Feststellung: Es handelt sich nicht darum, ein wertvolles Leben zu retten. Ob einer, der unter den gegebenen Umständen acht Menschen erschlug, dem Henker verfallen oder im Zuchthaus langsam eingehen soll, ist meines Erachtens eine Frage von zweitrangiger Bedeutung. Man kann, in diesem Falle, einen raschen Tod sogar in mancher Beziehung als humaner denn ewige Kerkerhaft einschätzen. Damit dürfte dargetan sein, daß mir die Anfechtung des Urteils kaum einen Arbeitsabend wert wäre, wenn ... nun, wenn es nicht immer noch darauf ankäme, wie solch ein Urteil im Laufe von Tagen mählich sich formt. Gerade hier war das Finish nichts, das Rennen alles. Und dieses erkannte, abgesehen von den sportbegeisterten Blutleckern und Blutleckerinnen im Zuhörerraum, jeder Horchende außerhalb der Gerichtsschranken als aufgelegte Pleite.

Warum, fragt man sich zunächst, wurde eigentlich dieser Prozeß, dessen Aufgabenkomplex — Entwirrung tiefster Menschenrätsel — von vornherein leicht entzifferbar sein mußte, dem Landgericht eines bedeutungslosen Städtchens überwiesen? Schema und „Zuständigkeit" lasse ich nicht gelten. Ein Präzedenzfall in der Kriminalgeschichte verlangte nach restloser Lockerung aller Untergründe. Selbst ein preußischer Justizminister hätte sehen sollen, daß die Voraussetzungen für eine feinfühlige Erledigung dieses mühsamen Geschäfts in Limburg a. d. Lahn nicht gegeben waren. Frankfurt liegt nur ein paar Bahnstunden entfernt. Schien nicht gewiß, daß dort, im Bannkreis der größeren Intelligenz und auch Erfahrung, die beispiellos grauenhaften Mordtaten besser durchleuchtet, die Beweggründe des Täters schärfere Konturen gewinnen würden? Aber es kam wohl keinem der zünftigen Juristen, und ebensowenig ihrem Herrn und Meister in Berlin, darauf an, psychologisch wichtige Schlußfolgerungen für die Nachwelt zu ziehen. Mit aller Korrektheit wurde dem Gesetz Genüge geleistet. Viele Wege führen nach Rom. Den ödesten ging man.

Die Verhandlung war, naturgemäß, ein Kampf um die Motive. Mord oder Totschlag. Die Staatsanwaltschaft zielte auf Mord und behauptete: Angerstein habe das Furchtbare getan, um Unterschlagungen zu verdecken, Mitwisser aus der Welt zu schaffen. Jedem einigermaßen psychologisch Geschulten mußte mit der Zeit klar werden, daß Angerstein weder diese noch ähnlich substantielle „Motive" gehabt hat. Er hatte, im Sinne der Staatsanwaltschaft, gar keine. Ich will gewiß nicht unterstellen: der oder die Ankläger — es saßen zwei Staatsanwälte am Tisch — hätten wider besseres Wissen plädiert. Ferne von mir! Darin liegt ja die Tragik, die Verkrümmung dieses Prozesses, daß auf jener Seite für die Differenziertheit der ursächlichen Ballungen nicht das geringste Verständnis vorhanden war. Witzig geradezu, wie zwei Herren im schwarzen Talar mit einem als Sachverständigen geladenen Rechnungsrat um kleine Markbeträge kämpften, willens, von der Anklage der Unterschlagung, soweit sie als Motivbelastung in Frage kam, auch nicht ein Tüttelchen preiszugeben. Der Mörder kauerte währenddem, wie fast immer, apathisch auf der Bank. Man hatte stets den sicheren Eindruck, daß seine Aeußerung, er verstehe sich selbst nicht, durchaus ernst ge-

nommen werden wollte. Man hatte ebenso den Eindruck, daß er dies alles, was im Saale vorging, nicht verstand. Seine Einwände waren meist kindlich, seine Handbewegungen von einer Kühle, die weit eher auf Unbeteiligtsein denn auf Zynismus deutete.

Was ist es mit diesem Angerstein? Wie kam er zum Mord, zu den acht infernalisch grausamen Morden? Ich maße mir nicht an, lediglich aus eigenem zu sprechen. Hauptwegweiser ist das ausgezeichnete, in der Tagespresse kaum gewertete Gutachten des Professors Herbertz von der Universität Bern, eines Tiefenpsychologen und Psychoanalytikers größten Formats, der deshalb auch Schwierigkeiten hatte, vom Gericht zugelassen zu werden. Weit auszuholen, versage ich mir. Man müßte Broschüren schreiben. Nur in der Verkürzung ist der Rückfall des Kulturmenschen Fritz Angerstein in den Kannibalismus hominis primigenii nachzuzeichnen: Sohn eines Hüttenarbeiters, mit offener Nasen- und Kehlkopftuberkulose, mit latenter Lungentuberkulose belastet, arbeitet er sich rasch hoch, fleißig, bescheiden, nicht unintelligent. Heiratet mit 20 Jahren. Trägt seine Frau auf Händen, auch dann, als die schwere Hysterie dieser Frau sich herausstellt. Sie peinigt ihn mit einem Darmleiden, das zunächst wohl nur eingebildet ist, später aber wirklich zum Ausbruch kommt. (Fälle dieser Art sind aus der medizinischen Literatur vielfach bekannt; ich erinnere mich beispielsweise an verschiedene konkrete Angaben von Carl Ludwig Schleich.) Sie peinigt ihn ferner mit ihrem religiösen Fimmel, will absolut einen Methodisten aus ihm machen, obwohl er ganz und gar nicht geneigt ist, sich „bekehren" zu lassen. Er schweigt und liebt. Schont auch die Kranke in geschlechtlicher Beziehung über alle Maßen, gerät nur ein einziges Mal einer Prostituierten ins Garn. Vermutlich um die Mittel zu ärztlicher Behandlung der Frau zu beschaffen, begeht er Unterschlagungen, die ihn bedrücken. Ueberdies: eine mürrische Schwiegermutter im Haus. Ruhig scheint Angerstein zu dulden, glaubt es selbst. Aber in die seltsamen Tiefen, die wir Unterbewußtsein nennen, fällt ein zündender Funke. Ein Feuer geht auf, dessen Flammen verheerend nach außen schlagen sollten. Warum hielt die psychische Brandmauer nicht stand? Auch sie, wie der durch Goldeinspritzungen gewiß nicht gekräftigte Körper dieses Mannes, war im Verwittern begriffen. Aus frühzeitiger Onanie-Ekstase, gehemmt durch erzieherischen Hinweis auf die eventuell katastrophalen Folgen, resultiert, psychoanalytisch deutbar, eine quälende Einbrecherphobie. Ueberall sieht er Räuber und Geldschrankknacker. Deutlich sind die Anzeichen des Infantilismus: noch in der Verhandlung weint er wie ein Schloßhund um den Haferbrei, den seine Schwiegermutter der Frau bereiten sollte und anbrennen ließ, während er mit unerklärlichem Gleichmut die Abschlachtung von acht Personen schildert. Er versteht sich selbst nicht. Gewiß versteht er sich nicht, und „Motive" hat er auch nicht. Aus den untersten psychischen Revieren des tuberkulösen, infantilen, sexuell unbefriedigten, von der Hysterie seiner Frau und den eigenen Unterschlagungen verfolgten Angerstein bricht vehement der gedanklich nicht faßbare Mordentschluß, höchst wahrscheinlich zunächst gepaart mit der Absicht, sich gleichzeitig selbst zu entleiben. Daß er im Anfang, nach Tötung der Frau, den Willen zum Selbstmord nicht durchsetzte, kann seinen Grund in plötzlich aufsteigender Mutlosigkeit haben, eine häufige Erscheinung. Daß der elf Zentimeter tiefe Stich in den Magen, den er sich am Ende beibrachte, die Täuschungs-

tat eines Schauspielers war, glaubt ganz bestimmt nur der Staatsanwalt. Schauspielerte, log Angerstein überhaupt? Seine Märchenerzählungen, Erpresser hätten ihn bedrängt, Räuber das Haus überfallen, klingen zumindest merkwürdig zusammen mit jener oben erwähnten Einbrecherphobie. Für seine Behauptungen, er könne sich nur an einzelne nichtssagende Vorgänge außerhalb der blutigen Taten, aber in der Kette des Geschehens erinnern, hatte Professor Herbertz die psychoanalytische Deutung der „Sperrungen". Wer wagt da, bei solcher Lage der Dinge, von vorsätzlich, also mit kalter Ueberlegung ausgeführten Morden zu reden? Der Staatsanwalt. Die Geschworenen. Zugegeben, daß zwischen den ersten drei Handlungen Angersteins und den folgenden, die ersichtlich „Schutzmaßnahmen" darstellten, ein Unterschied besteht. Aber der Trieb dazu entsprang derselben vermorschten Seelenhöhle, die Beilhiebe wurden mit derselben Roheit geführt, die psychopatischen Sadismus fast sicher erkennen läßt. Seltsam, daß niemand im Gerichtssaal, weder Richter, Verteidiger, noch Sachverständige, eine Bemerkung Angersteins aufgenommen haben, die er, meiner Erinnerung nach, sogar zweimal machte. Er wurde gefragt, weshalb er noch den Toten Beilhiebe versetzte. „Meine Leichen waren alle nicht ruhig", entgegnete er, sachlich, mit jener kühlen Handbewegung, die ihm die Zuhörer so sehr verargten. Ich meine: wenn dieser Passus nicht Wahnvorstellungen in den Bezirk des möglichen rückt, dann...

Aben genug. Die klinischen Sachverständigen vermochten eine „Geisteskrankheit", wie sie von ihnen verstanden wird und wie der § 51 sie fordert, nicht zu konstatieren, der Staatsanwalt schien der Meinung, daß psychologische Deutung eine Beschäftigung für Universitätsprofessoren sei, und Angerstein wurde achtmal zum Tode verurteilt. Meiner festen Ueberzeugung nach: ein Fehlurteil. Nicht darauf aber kam es mir an dies festzustellen. Ich sagte schon, daß „Kopf ab" Erlösung, sein muß für diesen Menschen, der hinter Gittern die Photographie seiner von ihm gemordeten Frau fetischistisch verehrt und, über der Bibel dahindöst. Aufgezeigt sollte werden: wie sehr wir im Paragraphenkram verstrickt sind, wie wenig Seelenleben im Gerichtssaal bedeutet, wie tragisch die Anwendung gültiger Methoden in anderen, milderen Fällen sich auswirken muß.

Otto von Corvin vor der Hinrichtung

Von Dr. Hermann Hieber

Mit Fritz Reuter teilt Otto v. Corvin, der Verfasser des „Pfaffenspiegels", das Schicksal, zum Tode verurteilt und zu jahrelanger Kerkerhaft begnadigt zu werden. Aber unmittelbarer als jener hat er das Grauen vor der Hinrichtung durchmachen müssen, und man muß schon auf Dostojewski zurückgreifen, um auf ähnliche Erlebnisse zu stoßen. Wie der russische Dichter hat Corvin, Sprößling eines alten ostpreußischen Adelsgeschlechts, ehemaliger Offizier und Teilnehmer an den badischen Revolutionen von 1848 und 1849, unmittelbar vor der Hinrichtung gestanden. Unter der Besatzung der Festung Rastatt fielen einige zwanzig Offiziere den Kugeln des Standgerichts zum Opfer. Für Corvin, den

man als Preußen besonders streng behandelte — die eigenen Landeskinder des Großherzogs von Baden kamen im allgemeinen milder davon —, war nur Rettung möglich, weil das Todesurteil nicht einstimmig verhängt worden war: ein preußischer Feldwebel hatte sich dem Spruch der Offiziere nicht angeschlossen. Daraufhin erwirkte sein Anwalt beim Kriegsministerium die Begnadigung, die der Delinquent aber erst am Morgen der Hinrichtung selber vernahm.

Ueber diese Nacht, die er als seine letzte betrachten mußte, schreibt Corvin in dem Buch „Ein Leben voller Abenteuer", das Hermann Wendel in der Frankfurter Sozietätsdruckerei neu herausgegeben hat, auf Grund des Tagebuchs seiner Frau, die damals bei ihm weilen durfte:

*

„Es war sieben Uhr abends, und Otto war glücklich, daß ich noch einige Stunden bei ihm bleiben konnte. Mir war bang zu Mut, doch hatte ich Kraft genug, es ihm nicht merken zu lassen. Ich sprach unaufhörlich von dem Fluchtplan und verzweifelte fast, als er darauf nicht eingehen wollte. ‚Ich bin selbst angegriffen und müde,' sagte er dann, ‚vielleicht sehe ich später die Sache anders an.' Schon um acht Uhr schlief er in meinem Arm ein. Er schlief so fest und ruhig, als schwebe nicht die schreckliche Vollstreckung eines Todesurteils über ihm. Mir ward immer ängstlicher und beklommener. Ich hörte jeden Schritt der Schildwachen vor dem Gefängnis und das Ablösen derselben. Die Stunden flogen und doch waren unter den unerträglichen Qualen die Minuten so lang. Plötzlich hörte ich Schritte einiger Personen sich der Gefängnistür nähern und weckte Otto. Er ging den Kommenden, die in der Dunkelheit hereintraten, entgegen. Es waren zwei Offiziere, die ihm mit zagenden Worten leise mitteilten, daß alles zur Exekution auf halb fünf Uhr bereit zu halten befohlen sei.

Vergeblich würde ich es versuchen, diese Stunden unsäglicher Qual zu schildern, deren Erinnerung niemals aus meinem Gedächtnis ausgelöscht werden kann. Nur das ist gewiß, nie würde ich wieder solche Stunden überleben. Der Gedanke und die Furcht weich zu werden, und Otto diese Weichheit mitzuteilen, machten mich so gefaßt, daß auch nicht eine Träne meinem Auge entfiel. Wir sprachen unaufhörlich; mein Gatte hielt mich in seinen Armen und sprach mir Trost ein. Ich hatte aber nur einen Gedanken: seine Hand so warm, sein Atem so heiß — und in wenigen Stunden sollte alles kalt sein — tot — was noch so frisch lebte. Es war entsetzlich und ich glaubte, die Gedanken daran mußten mir Kopf und Brust zersprengen. Es war noch nicht drei Uhr, und schon kamen die Offiziere, mich abzuholen. Welch schreckliche Augenblicke! — Otto hielt mich fest in seinem Arm — ich hätte noch manches Jahr mit ihm glücklich sein können! — ‚Leb wohl,' sprach er mit leiser Stimme, ‚leb auf ewig wohl; es ist unabänderlich.'

Ich riß mich los, festen Willens, seine Qual nicht durch einen längeren Abschied zu vermehren, doch vor der Tür des Kerkers sank ich in die Knie; ein Zittern durchbebte meinen ganzen Körper. Ich überwand jedoch auch dies und ging mit den zwei Offizieren in die Stadt. Dort klopfte ich bei freundlichen Bürgersleuten an, und man öffnete mir. Ich stand an dem offenen Fenster, nachdem die guten Leute sich auf

meine Bitten wieder zu Bett gelegt hatten, und schaute allein und trostlos dem dämmernden Todesmorgen entgegen. Ich horchte auf jede Bewegung in der Ferne; mein Körper war ohne alle Wärme, aber ich hatte mein volles Bewußtsein; weinen konnte ich nicht. Meine Gedanken waren bei Otto; ich fühlte mit ihm alle Qualen, die er in diesem Augenblicke zu leiden hatte. Das waren Augenblicke, die ewige Dauer zu haben schienen. Die Glocke schlug ein Viertel, Halb, drei Viertel; sie schlug vier Uhr! Jetzt lebt er nur noch eine halbe Stunde — da hörte ich Schüsse — die Leute im Hause hörten sie gleichfalls —, und ich fiel bewußtlos zur Erde."

Soweit der Auszug aus dem Tagebuche meiner Frau.

Als diese mich verlassen hatte, bereitete ich mich zu meinem letzten Gange. Ich legte frische Wäsche an, nahm ein kleines Medaillon vom Halse und schnitt mir eine Locke ab. Diese Gegenstände hatte ich zu Andenken für teure Personen bestimmt. Da ich gehört hatte, daß man sich die Augen verbinden müsse, wählte ich ein scharlachseidenes Tuch. Es war das letzte Andenken, welches ich meiner Frau bestimmt hatte. Wahrscheinlich werde es von Kugeln durchbohrt und mit meinem Blute getränkt. Ich steckte dann eine Zigarre an und erwartete die Stunde, überlegend, mit welchen Worten ich das Leben verlassen wollte. Ich wollte daher mit Worten aus der Welt scheiden, die meiner würdig waren wie der heiligen Sache, für die ich starb.

Sagte ich, daß ich auch nur eine Anwandlung von Furcht gehabt hätte, so spräche ich die Unwahrheit. Hin und wieder kam es mir vor, als sei alles, was mir begegnete, nur ein böser Traum, oder als sitze ich mitten in einem Märchen. Ich weiß nicht, ob es andern ähnlich geht, doch zweifle ich nicht daran. Das Aufregende einer Lage wie diejenige, in welcher ich mich befand, wird jeder begreifen, und leicht erregbare, sensitive Personen werden auch verstehen, wenn ich sage, es war mir, als umkreise mich geistiges Weben, als höre ich flüsternde Stimmen nahe meinem Ohr. „Sei doch vernünftig", flüsterte es, „und mache dir nicht so dumme Gedanken! Hoffe! Glaubst du, ich, dein Schutzgeist oder dein Glück, wie du es nennen willst, habe mir so viele Mühe gegeben, dich unbeschädigt durch alle Gefahren zu führen, um dich hier von den Preußen totschießen zu lassen? Wo ist dein altes Vertrauen? War ich nicht immer da, wenn die Not am größten und gar kein Ausweg mehr vorhanden schien? Hast du mir doch sonst vertraut und schwerfällige Menschen haben dich manchmal deshalb leichtsinnig gescholten, und ich habe dich lieb gehabt wegen dieses heiteren Mutes. Sei gleich wieder so leichtsinnig oder ich lasse dich wahrhaftig totschießen!"

Ich dachte nun an meine alte Mutter, an die Lieben, die ferne von mir mit Zittern die Zeitungen in die Hand nahmen, um mein Schicksal zu erfahren. Auch an meinen Stiefpapa dachte ich, den Dichter des Preußenliedes, und wie ihm an dem Abend weder Austern noch Rheinwein schmecken würden; es war doch gar zu kompromittierend, einen totgeschossenen Hochverräter zum Stiefsohn zu haben! Dann dachte ich wieder an meine arme Frau, die in ihrem einsamen Zimmer ihrem gepreßten Herzen durch Tränen Luft machte. Ich dachte an die schöne Erde, an den Frühling, den ich nicht mehr sehen sollte, und wünschte mir eine Rose, nach der ich schon am Tage vorher ein Gelüst gehabt.

Endlich dachte ich wieder, was morgen um diese Zeit mit mir vorgegangen sein würde, und welcher von den Philosophen mit seinen Ansichten über das Schicksal nach dem Tode wohl recht gehabt haben möchte. Von der Seelenangst, welche manche Menschen in ihren letzten Stunden empfinden sollen, habe ich auch nicht die leiseste Anwandlung gehabt, und noch weniger das abgeschmackte Gelüst, mich nun plötzlich zu irgendeiner Religion zu bekehren — „da man doch nicht wissen könne" — an die ich bisher nicht geglaubt.

Schon graute der Tag, als mich Schritte im Hof aus meinen Gedanken erweckten. Die Tür öffnete sich, und der Platzmajor v. Münchhausen trat mit einem andern Offizier in die Kasematte. Ich ging ihnen entgegen und sagte: „Nun, meine Herren, ist es so weit?" „Nein, wir bringen bessere Nachrichten!" rief die Stimme des Advokaten Kusel, der in den Mantel gehüllt nun auch in mein Gefängnis trat. Der wackere Mann war schon um ein Uhr von Karlsruhe zurückgekehrt, hatte aber nicht früher und dann nur durch die eifrige und teilnehmende Gefälligkeit des braven Platzmajors Zutritt zu mir erhalten können. Durch persönliche Bekanntschaften im badischen Kriegsministerium wurden die Schritte, die er in Karlsruhe für mich tat, erleichtert, und es ihm möglich gemacht, den Kriegsminister noch am Abend zu sprechen, so daß er noch zu rechter Zeit die Nachricht von der Veränderung des Urteils nach Rastatt bringen konnte. Er hatte den Frieden gar nicht getraut und gefürchtet, er möchte post festum kommen. Es war damals die Zeit der „Mißverständnisse". Ich umarmte den braven Mann, dem ich wohl zunächst mein Leben verdankte, von ganzem Herzen und bat ihn, sogleich zu meiner Frau zu gehen und diese aus ihrer Angst zu erlösen. Auch den freundlichen Offizieren drückte ich dankbar die Hand. Ich bin überzeugt, sie tragen eine freundlichere Erinnerung durchs Leben als jene Elenden, die sich bestrebten, unser hartes Los noch durch Hohn und Uebermut zu verbittern.

*

Corvin ist noch fünf Tage in der Rastatter „Totenkasematte" geblieben. „Welches Lager auf diesem Stroh in den kalten, feuchten Gewölben! Und so müssen die armen Gefangenen schon monatelang liegen", schreibt Corvins Frau in ihr Tagebuch. Es sind Leute darunter, die krank geworden sind, andere, die man wochenlang auf die Bestätigung ihres Todesurteils warten läßt, das nach Berlin eingeschickt worden ist. Corvins Hoffnung, zu Festungshaft verurteilt zu werden wie die badischen Offiziere, sollte sich nicht erfüllen; das neue Urteil des Standgerichts lautete auf zehn Jahre Zuchthaus, die dann in sechs Jahre Einzelhaft verwandelt worden sind. Nicht ein Tag ist ihm von dieser furchtbaren Zuchthausstrafe, die er in Bruchsal verbüßt hat, geschenkt worden.

Jakob Wassermann

Von Kurt Offenburg

Durch den Roman „Die Juden von Zirndorf" wurde der Name Jakob Wassermanns mit einem Schlag in die Literatur gehoben. Dieses Buch wirkte mit seltener Faszination. Das Vorspiel: die ekstatische Entflammung der gedrückten Fürther Juden durch das Irrlicht des Sabbatai Zewi, das Erlösung und Errettung aus dem Joch des Getto verheißend am östlichen Himmel aufgetaucht war, um in Verrat zu erlöschen, — gibt den glühenden und dramatischen Auftakt zu der Erzählung von dem Knaben Agathon aus Zirndorf, Urenkel dieser enttäuschten und entwurzelten Juden. Es ist ein balladesker Ton, schwermütig und klingend und von eigenem Erleben bebend, auch in dem modernen Teil dieses Werkes. Dieser Roman hat volksliedhafte Wendungen und einfache Landschaftsschilderungen von unsagbarer Stimmungs- und Empfindungskraft. Die Gestaltung des Buches ist keineswegs einheitlich: artfremde Ereignisse werden, um der Erregung willen, die in ihnen schwingt, in den Fluß des Geschehens eingefügt. Man steht (z. B. am Schluß, wenn Jeanette und Agathon mit dem unglücklichen König Ludwig zusammengeführt werden) unter den Schauern, die den Dichter aus diesen Erschütterungen überströmt haben, obgleich sie nicht eingebaut sind in die Oekonomie des Werkes. Aber wie beim Volkslied sind in den frühen Romanen Wassermanns — in „Renate Fuchs", im „Kaspar Hauser", in der schwermütigen Novelle vom „Nie geküßten Mund" und in einzelnen Geschichten aus den „Schwestern" — logisch nur locker verknüpfte Ereignisse in einen unergründlichen mystischen Zusammenhang einbezogen. Die Handlungen und Gefühle kreisen in einem Empfindungsstrom, in demselben erregten und erregenden Fluidum der Seele.

Historische und moderne Stoffe werden unter Wassermanns formenden Händen gleich wirklichkeitsnah und wirklichkeitsfern. Die Geschehnisse der Geschichte, wahr, möglich oder unmöglich, haben dieselbe Anschauungsintensität wie die zeitgenössischen Motive: eine Bildhaftigkeit, die wie im Traum ist —: die manchmal die Gegenständlichkeit von Dingen und Menschen unerklärlich steigert und schärft oder alles in wogende Nebelschleier hüllt. Sie haben auch, ob sie glaubhaft oder unwahrscheinlich sind, die Eindringlichkeit des Traumerlebnisses.

„Renate Fuchs" ist am tiefsten in die Dunkelheiten des Gefühls versenkt geblieben; in „Kaspar Hauser" wiederum ist es, als ob der Stoff sich von selber abgerundet habe, so sehr ist das Thema — die Geschichte des geheimnisvollen, menschheitsfernen Findlings — Wassermanns Erschauung gemäß. Im „Gänsemännchen" kündigt sich eine neue und objektivere Kunstform an. Die Gestalt des Daniel Nothafft, die Ichbefangenheit des von Schöpfungsdrang besessenen Künstlers, der das Leben dem Werk verschreibt, scheint freilich noch wie alle früheren Helden Wassermanns, Träger eigener Erlebnisse. Aber die Nebenfiguren, mit Ausnahme der Schwestern, Jordan, Döderlein, Jason Philipp und die spukhafte Philippine sind nicht gelebte, sondern von außen her genommene Figuren: anschaulich, aber keineswegs von ihrem Gefühlszentrum aus gestaltet. Daher auch die starre, maskenhafte Erscheinung der Mitagierenden.

„Christian Wahnschaffe" ist das stärkst geformte Werk dieser neuen Linie. Die Wendung zum dichterischen Idealismus wird entschieden vollzogen. Wahnschaffe selbst, Buddha des zwanzigsten Jahrhunderts, Wanderer aus Pracht in Armut und Entsagung, der hochgeborene Edle, der die Verantwortung für die Leiden der Welt auf sich nimmt: ist schon Menschlichkeit ins Göttliche gesteigert. Die Tänzerin Sorel, der Großfürst, der irrsinnige Geigenspieler Amadeus Voß: sie alle sind nicht Typen, sondern Steigerungen eines Typus ins Superlativistische. — Auch die Milieuzeichnung hat diese Ueberhöhung. Es ist Märchennaivität und die Erregung von Wunschbildern darin, wie die Gegensätze verschärft sind: die Millionen des Geldes, die Haufen Perlen und Diamanten auf der einen Seite; auf der anderen schwärende Krankheit und abgrundtiefes, verworfenes Elend. — Später, in „Sturreganz", ist diese mythoshafte Ueberhöhung der Gegensätze zu einem vollendeten Kunstmärchen geworden.

Man muß von den frühen Werken Wassermanns sprechen, wenn man den Dichter finden will. Der „Wendekreis"-Zyklus, „Die Masken Erwin Reiners" und „Faber" haben eine Skepsislosigkeit und eine vertrauensselige Moral, die kaum durch den strömenden Reichtum an Einfällen und die edle Stilhaltung ausgeglichen ist. Schon in „Wahnschaffe" diesem Roman, der mit rauschhafter Suggestion und mitreißender Dramatik bis zum Ende gespannt ist, empfindet man, wie Wassermanns Idealismus ins Wesenlose zu treiben beginnt. Indem Wassermann aus seinem Gefühlskreis heraustrat und der Gestalter objektiver Daseinszustände ward, begann er sich zu entwurzeln.

Die Fabulierkunst Wassermanns hat in diesen Werken eher zu- als abgenommen. Es werden scheinbar mühelos Geschehnisse aller Art aneinandergefügt: die vielfältigsten Zustände und Gesellschaftsklassen sind mit virtuoser Schlichtheit gegeben. Aber diese ganze blendende Technik arbeitet mit immer steriler werdendem Material. Ulrike Woytich, Erwin Reiner, Grammont usw. sind Stilisierungen von einer Glätte, die Verflachung und nicht Verdichtung ist. Wie in den ersten Werken ist die Führung der Ereignisse oft ohne logische Bindung; aber es fehlt jetzt, im Gegensatz zu den Frühwerken, die Einheit der Stimmung, die das Zufällige in eine notwendige Geschlossenheit bannt. Denn: was Wassermanns Frühwerke so einmalig und reizvoll zwischen Kultur und Volkskunst schweben läßt: die gefühlserfüllte Phantasie, die Sensation der Sinne, die zugleich tiefes Erlebnis war, hat sich in den letzten Werken allzusehr harmonisiert. So sehr harmonisiert und ins Klassizistische geläutert, daß die Moral des Kino manchmal in die Nähe gerückt scheint. Man ist, z. B. in den „Masken Erwin Reiners", in „Golowin" und in „Ulrike Woytich" so peinlich sicher, daß nach allen wunderbaren, unwahrscheinlichen und unpsychologischen Fährnissen, nach allen heftigen Umbiegungen der Charaktere, Verschiebungen der Handlung und allen superlativistischen Uebersteigerungen, — nichts eigentlich Schlimmes passieren wird: daß Virginias Jungfräulichkeit, trotz Verschleppung in ein abgelegenes und zu diesem Zweck bereitetes Gemach und trotz aller Schurkerei des dämonischen und mondänen Verführers Erwin Reiner, intakt bleiben wird für die Ehe mit dem weltumsegelnden Manfred; daß Ulrike Woytich, das böse Prinzip, vor der edlen Josephe und dem göttlichen Kind Fanny schmählichen Schiffbruch erleiden wird: daß das

Böse sowohl durch Vermögensberaubung wie durch allerlei seelische Leiden gestraft werden wird, so triumphierend und teuflisch-schlau es sich auf den ersten Bogen der Romane giriert hat.

Vielleicht hat der Wille zur klassischen Form und das Streben nach klarer Darstellung die Urgründe verschüttet, aus denen die Frühwerke Wassermanns ihre strömende Suggestion empfingen. Die Technik der Spannung ist geblieben — aber sie kreist um allzu respektvoll behandeltes, erstarrtes Kultur- und Weltanschauungsmaterial.

Bei Wassermann steht und fällt die Wirkung des Werkes mit der Unbefangenheit der Erschauung. Da Wassermann in seinen letzten Werken ein vollendeter Stilist, ein kulturbewußter Schriftsteller wurde, — verlor er den Schlüssel, der ihn einst zu den Müttern führte; verschwand Dämonie und Urerlebnis aus seinem Werk.

RANDBEMERKUNGEN

Richterliche Willkür

Der aus dem unseligen Marloh-Prozeß sattsam bekannte Oberst Reinhardt war mit seiner Pension nicht zufrieden; er glaubte Anspruch auf eine Generalspension zu haben und klagte deswegen gegen den Reichsfiskus beim Versorgungsamt in Charlottenburg. Zur Begründung seines Klageantrags wies Oberst Reinhardt u. a. auf seine militärischen Verdienste und auf die Tatsache hin, daß ihm wegen dieser seiner Verdienste die Beförderung zum General schon lange zugesagt worden sei und nur aus formalen Gründen in der damaligen Zeit nicht habe erfolgen können.

Die neunte Kammer des Versorgungsamts, vor der kürzlich der Termin stattfand, kam zu der Entscheidung, daß dem Antrage des Obersten Reinhardt aus menschlichen Gründen (!) und wegen seiner besonderen militärischen Verdienste stattzugeben sei, obwohl der Anspruch gesetzlich nicht gerechtfertigt sei, und verurteilte daraufhin den Reichsfiskus, dem Obersten Reinhardt die Pension eines Generals zu zahlen.

Die Persönlichkeit des Obersten Reinhardt und seine angeblichen Verdienste, die übrigens recht verschieden beurteilt werden, interessieren in diesem Zusammenhange weniger als die außerordentlich bedenkliche Urteilsbegründung, die einen im höchsten Maße bedenklichen Präzedenzfall darstellt. Die Versorgungskammern, die aus einem Vorsitzenden, der entweder Richter oder höherer Verwaltungsbeamter sein muß, einem richterlichen Beisitzer und einem aus den Kreisen der Versorgungsberechtigten gewählten Beisitzer bestehen, sind Gerichte, und ihre Mitglieder sind gemäß Art. 102 der Reichsverfassung wohl unabhängig, aber dem Gesetz unterworfen.

Nur das Gesetz, und nicht etwa die subjektive Meinung der Richter über eine ihnen sympathische oder unsympathische Partei, hat ein Gericht, und die neunte Kammer des Charlottenburger Versorgungsamts hatte nur über die Berechtigung der von Oberst Reinhardt erhobenen Pensionsansprüche unter Zugrundelegung des Reichsversorgungsgesetzes zu befinden, nicht aber über seine militärischen Verdienste, die das Versorgungsamt gar nichts angehen.

Fehlsprüche kommen überall vor und erklären sich häufig aus der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit, daß aber ein Gerichtshof sich nicht scheut, eine Partei, hier den Reichsfiskus, zu einer

Zahlung zu verurteilen und gleichzeitig zu erklären, daß der Anspruch, zu dessen Zahlung die Partei verurteilt wird, im Gesetz keine Grundlage habe, eine solche — gelinde gesagt — kühne Offenheit ist zumindest neu, und eine ähnliche „Gefühlsjustiz" konnte bisher in den Versorgungsprozessen, wo es sich allerdings nur um arme kriegsbeschädigte Soldaten oder deren Hinterbliebenen handelte, noch nicht beobachtet werden, vielmehr pflegten sich in solchen Fällen die Kammern stets auf das Gesetz zu berufen, über das sie nicht hinausgehen dürften.

In der Angelegenheit des Obersten Reinhardt zeigt die neunte Kammer des Versorgungsamts unter dem Vorsitz des Regierungsrats Menzel, daß sie auch anders kann, und sie stellt in ihrem sonderbaren Urteil gewissermaßen den Rekord richterlicher — „Unabhängigkeit" auf; sie hält sich nicht einmal mehr an das Gesetz gebunden, sondern handelt und entscheidet einfach nach eigenem Gutdünken.

Was würde wohl geschehen, wenn sich nächstens einmal ein ordentliches Gericht ähnliches leisten würde und in Sachen Müller gegen Schultze etwa so entscheiden wollte:

„Der Klageanspruch ist nach dem Gesetz unbegründet, aber da der Kläger ein so netter Kerl ist, wird der Beklagte dennoch zur Zahlung der Klagesumme nebst Kosten und Zinsen verurteilt."

Ein solcher Fall könnte gar nicht anders als eine Rechtsbeugung aufgefaßt werden, denn ein Richter, der das Gesetz, zu dessen Hüter er berufen ist, absichtlich zugunsten oder zum Nachteil einer Partei verletzt, macht sich eben der Rechtsbeugung schuldig, und es bleibt für die Feststellung des Tatbestandes unbeachtlich, aus welchen Gründen er es etwa getan hat.

Nicht der Fall Reinhardt, der ja demnächst vor der höheren Instanz, dem Reichsversorgungsgericht, seine Erledigung finden wird, steht im Vordergrunde des öffentlichen Interesses, sondern der Fall der neunten Kammer des Versorgungsamts; der materielle Schaden, der ja in der höheren Instanz repariert werden kann, wiegt federleicht gegenüber dem moralischen und der schweren Einbuße, die das Ansehen unserer Rechtspflege durch eine derartige Urteilsbegründung erleidet. Im Interesse unserer Justiz muß dringend verlangt werden, daß der Fall der neunten Kammer kein Präzedenzfall, sondern ein abschreckendes Beispiel wird; der Reichsjustizminister kann und darf es niemals dulden, daß eine Kammer im Urteil das Gesetz gewissermaßen verspottet und an seine Stelle die blanke Willkür setzt.

Dr. jur. Werner Arendt

BÜCHERSCHAU

W. Hohmann:

Der Kampf des deutschen Volkes um seine innere Einheit

Verlag Quelle & Meyer in Leipzig

Das Buch beginnt mit einer objektiven Würdigung des Zeitalters des Absolutismus in Frankreich und Deutschland, bespricht dann die Ursachen der französischen Revolution und des deutschen sowie preußischen Zusammenbruchs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Nach dieser Einleitung schildert es die politischen Kämpfe in Preußen, die Widerstände der Junker, der Hof- und Militärpartei gegen jede Reform der bestehenden Verhältnisse. „Lieber drei Niederlagen von Jena als ein Oktober-Edikt!" rief ein Baron v. d. Recke im Berliner Kasino aus, als die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben wurde; die Standesvertretung des ostpreußischen Adels erklärte: „Der Bauer

erhält etwas, wozu er kein Recht hat, der Gutsherr aber verliert, was ihm und seinen Vorfahren rechtmäßig gehört." Die ganzen Reformen wurden als „ungesetzmäßig" und „landfremd" bezeichnet. Auch Graf Yorck war gegen diese Reformen, schließlich aber gab er auch nach, aber nach den Befreiungskriegen gingen die Fürsten mit ihrem Klüngel wieder daran, alles möglichst „wie vor 20 Jahren" wiederherzustellen. Wer nicht für die (jeweilige) Monarchie eintrat, galt als antinational. Dabei waren die Fürsten die stärksten Widersacher gegen eine Einigung Deutschlands, sie erkannten, wie unnütz sie in einem geeinigten Deutschland sein müßten. Das Streben nach einem geeinigten Deutschland beunruhigte alle „anständigen Deutschen", wie Geheimrat Schmalz anläßlich des Wartburgfestes 1817 schrieb. Der Landadel hatte 1823 wieder die Gewalt über wichtige Gebiete der Verwaltung an sich gebracht. Er nutzte sie schonungslos gegen die Bauern aus und suchte deren Besitz an sich zu bringen, wo er nur konnte (S. 39). Als die Studenten 1832 auf dem Hambacher Fest (in der Pfalz) in auflodernder Begeisterung für Deutschlands Einigung riefen: „Nieder mit den Fürsten!", gingen diese vor, glaubten in ihrem Gottesgnadentum sich über Versprechungen und geleistete Eide hinwegsetzen zu dürfen, und als einige Gelehrte (sieben Göttinger Professoren, darunter die Gebrüder Grimm) dagegen protestierten, wurden sie ausgewiesen mit der Begründung: Professoren, Huren und Tänzerinnen könne man überall haben, wenn man ihnen einige Taler mehr biete. Anstifter zu diesen und ähnlichen Erbärmlichkeiten waren die hannoverschen und ostelbischen Junker, die ihre persönlichen Vorrechte wieder zu erlangen hofften. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. hatte Aehnlichkeit mit Wilhelm II., wie dieser befangen in konfusen Ideen über Gottesgnadentum, romantischen Ritterrüstungen, aber zurückschreckend vor klaren Taten; kam es zur Revolution 1848/49, er zitterte vor seiner eigenen Person, die Einigkeit Deutschlands scheiterte nicht zuletzt an ihm und an der Machtlosigkeit des Frankfurter Parlaments, in dem die Ueberradikalen alles wollten, aber gar nichts durchsetzen konnten — dazu fehlten ihnen die Mittel.

Im Heereskonflikt steigt Bismarcks urwüchsige Gestalt auf, weiß sich durchzusetzen, aber das Volksheer, mit dessen Schaffung man 1823 begonnen hatte, wurde beseitigt, die Disziplin war alles, „Tapferkeit, Ehrgefühl und unbedingter Gehorsam" wurden als die Hauptsäulen des Heeres bezeichnet, dagegen von der ethischen Kraft des nationalen Gedankens kein Wort gesagt (S. 81). Hieraus erklärt sich auch die tiefe Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften, die Forderungen Wilhelms II. an „seine" Soldaten, ihre „Eltern und Brüder niederzuschießen, wenn ich es euch befehle" (gesprochen im November 1891). Es folgt eine Schilderung der wilhelminischen Aera, Verfasser erinnert an die Konservativen, die bewußt lieber einen Niedergang Preußen-Deutschlands, als ein solches ohne monarchische Spitze wünschten (S. 112). In seinen weiteren Ausführungen setzt sich der Verfasser mit der Arbeiterfrage, und der sozialdemokratischen Partei auseinander, wobei er sich auf Paul Lensch als Autorität beruft. Hier tut Hohmann großes Unrecht: Die Aera Stumm streift er kurz, er vergißt, die Reden dieses Mannes anzuführen, der Arbeiter auf die Straße setzte, wenn sie ihm nicht passende Zeitungen hielten, der den „Herr-im-Hause-Standpunkt" dauernd unterstrich und bei Hofe eine große Rolle spielte. Er lese nur Herkners „Arbeiterfrage" und wird vieles verstehen! Daß die Sozialdemokratie und die Arbeiterschaft kein Vertrauen zu einem Staate haben konnten, in denen sie „nur Objekt, nie aber Subjekt der Justiz" waren, liegt auf der Hand, wird

aber von Hohmann vollständig ignoriert. Es ist sehr schwer, ja vielleicht sogar unmöglich, über die Zeiten, die man selbst erlebt hat, einen historischen Abriß zu schreiben, denn alle Geschichtsschreibung ist subjektiv (vgl. Bernheimer), deshalb ist hier doppelte Zurückhaltung und vor allem Urteilsfällung am Platze. Diese Zurückhaltung legt sich der Verfasser nicht auf, und dadurch wird der Wert des Buches sehr stark herabgemindert.

Die Drangsalierung der Ruhrbesetzung, die Hohmann in Hagen aus nächster Nähe mitansehen konnte, hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. „Der Druck unerbittlicher Feinde wird weiter segensreich wirken ... und mehr sieht der einfache Mann ein, daß nicht der Bourgeois oder Kapitalist sein schlimmster Feind ist, sondern der Franzose" (S. 169). Das Schlußkapitel trägt die Ueberschrift „Erziehung zur Toleranz". Hier wird an die Intoleranz der Religionskriege, an die Demagogenriecherei, 1820—1860, sowie an Friedrich Wilhelms II. Wort erinnert: „Mit Kantens schädlichen Schriften darf es nicht weitergehen." Immer wird es darauf ankommen zu zeigen, daß wir niemanden für moralisch oder gesellschaftlich minderwertig halten dürfen, der aus innerster Ueberzeugung das Beste seines Vaterlandes will. „Nicht Parteiprogramm, Erziehung oder Beruf gibt dem Patrioten Wert oder Unwert, sondern soziales Empfinden und Vaterlandsliebe des einzelnen ist es, was wahren Wert verleiht." Mit diesem Satze schließt das Buch.

Abgesehen von der vollständig mißglückten Auffassung der sozialen Kämpfe sowie der Lage der Arbeiterschaft überhaupt, enthält das Buch manches Wissenswerte, das verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Stil ist sicher, die Darstellungsweise leicht faßlich, frei von unnötigem gelahrten Ballast, wie man ihn sonst leider so oft in solchen Abhandlungen findet.

Nöllenburg

Anatole France-Gespräche

So lebendig wie man den Dichter hinter den Werken spürt, so skeptisch und über alle Skepsis hinaus das traurige und heitere Dasein bejahend, steht Anatole France in diesen Gesprächen, die ein Mann gesammelt hat, der ihm als Freund und Mitarbeiter verbunden war. („Die Vormittage der Villa Said". Gespräche, gesammelt von Paul Gsell. Mit einem Vorwort von Heinrich Mann. J. M. Spaeth, Verlag, Berlin 1925.)

Diese Vormittage in der Villa Said sind Kunstwerke des Gesprächs. Die pathetischsten und alltäglichsten Gefühle, die höchste Weisheit und weiseste Nüchternheit, letzter Zweifel und fanatische Romantik: die Ingredienzien, die in Frances Werken wunderbar gemischt sind, würzen diese nur scheinbar lockeren Gespräche über Politik und literarischen Ruhm, über Krieg und Liebe, über die Kunst Rodins und Tanagras, über dichterische Konzeption und die Wunder der katholischen Kirche. Am amüsantesten ist, wenn der Weisheitshunger eines engstirnigen Universitätsprofessors aus Sidney oder das naive und zentaurenhafte Genie Rodins mit dem souveränen und wissenden Geist Frances konfrontiert wird.

In dem Vorwort Heinrich Manns (das ein Meisterwerk der Stilistik und von einer in Deutschland einzigen Grazie des Geistes ist) schafft eine kongeniale Natur das Bild des Philosophen nach, der „Verachtung und Güte hat, um das Leben recht zu fassen und nicht an ihm zu scheitern"; zeichnet ein Künstler den weisheitsvollen Schriftsteller, der den „Zauber des Vollkommenen besitzt".

Kurt Offenburg

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

Die zweite Auflage fast vergriffen!

Kurt Heinig

Die

Finanzskandale des Kaiserreichs

In Halbleinen gebunden Mark 2,50

200 Fürsten, Grafen, Barone, Kammerherren
höchste Offiziere, Abgordnete in Land und Reich
als Gründer, Schieber und Spekulanten

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

KÖNIGE DER INFLATION

von Paul Ufermann

Dritte Auflage ★ In Halbl. **M 2.50**

Hugo Stinnes | Otto Wolff | Alfred Ganz
Friedrich Minoux | Rudolph Karstadt
Jakob Michael | Camillo Castiglioni |
Siegmund Bosel | Richard Kahn | Hugo
Herzfeld und kleinere Emporkömmlinge

Glänzende Schilderung des Auf- und Abstiegs!

Verlag für Sozialwissenschaft G.m.b.H., Berlin SW 68

VERFLUCHTER SEGEN

VON BRUNO SCHÖNLANK

IN
EINIGEN
TAGEN ERSCHEINT
DIE VIERTE AUFLAGE

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

Berlin, 8. August 1925 Nr. 19 11. Jahrg. · 1. Bd

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

FRITZ KOCH:
Verfassungsfeier 1925 577

KURT HEINIG:
Die Aufwertung 578

ROBERT BREUER:
Die Ebert-Büste 582

HEINZ STRAKELE (Wien):
Oesterreichs Schuld am Zusammenbruch 585

O. CHUN:
Ruskin College 588

ERWIN FREHE:
Die kriegerische Tat des Friedens 591

LUDWIG KÖVESS (New York):
Das dreihundertjährige New York 597

ADOLF BEHNE:
Vom absoluten Film 601

Barmat — die Schande der Republik — Der Kronprinz und die Wahrheit — Offene Mahnung an den Rundfunk — Arbeiterkapitalisten — Eine Stadt nebst Seele

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 30 Pfennig

Sozialismus und Nation

von Dr. Hermann Heller

Die Schrift wendet sich an alles, was jung ist und stark im Sozialismus und im deutschen Volke

102 Seiten. Preis kart. 1.20 M.

3000 Stück innerhalb vier Wochen verkauft!

An der Wende des Zeitalters

Sozialistische oder individualistische Kultur? Von Dr. Viktor Engelhardt

Der bekannte Verfasser der beiden Schriften:

Die deutsche Jugendbeweg. als kulturhistorisches Phänomen

Preis kart. 0.80 M., geb. 1.20 M.

Der Mann i.d. Jugendbewegung

Preis 0.50 M.

widmet dieses neue Buch insbesondere den Jungsozialisten

154 Seiten, kart. 1.60 M., Ganzl. 2.50 M.

---

20 Jahre Kampf um Jugendschutz und Jugendrecht

von Erich Ollenhauer

Die ausgedehnte sozialpolitische Tätigkeit des Verbandes der sozialistischen Arbeiter-Jugend wird in diesem kleinen Büchlein treffend gekennzeichnet

Preis kart. 0.60 M.

Die Sternenträger

Lebenswanderung einer Jugend von Emil Reinhardt Mäller

120 Seiten, kart. 1.60 M., Ganzl. 2.50 M.

Jugendweiheausgabe zu gleichen Preisen

Vollständige Verlagsliste steht kostenlos zur Verfügung

Arbeiterjugend-Verlag Berlin SW 61

Belle-Alliance-Platz 8

Das Ziel der Verschwörer

MUSSOLINI
HORTHY
HITLER
LUDENDORFF

ist

der deutsche FASCISMUS

Höchste Alarmbereitschaft

Rechtzeitige Aufklärung bieten:

KAMINSKI

MATTEOTTI

„Der Fascismus in Italien"

9 Bogen in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft Berlin SW 68

Verfassungsfeier 1925

Von Fritz Koch,

Gauvorsitzender des Gaues Berlin-Brandenburg des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold

Zum zweiten Male unternimmt es das Reichsbanner, Verfassungsfeiern zu veranstalten. Die vorher von den Behörden anläßlich des 11. August, dem Geburtstage der Weimarer Verfassung, angesetzten Veranstaltungen bzw. Feiern haben kaum einen stärkeren Widerhall in der Bevölkerung gefunden. Wenn man aber eine Verfassung populär machen will, wenn man vor allen Dingen die große Masse des Volkes interessieren will an der Verfassung, die eigentlich die Verfassung des Volkes ist, so ist es notwendig, das gesamte Volk an dem Fest der Verfassung teilnehmen zu lassen. Das Fest der Verfassung muß der Geburtstag derselben sein. Da es noch nicht gelungen ist, den 11. August zum gesetzlichen Feiertag zu stempeln, ist das arbeitende Volk gezwungen, den vorhergehenden oder darauffolgenden Sonntag zu benutzen.

Als das Reichsbanner zum ersten Male 1924 den Versuch machte, trotzdem die Organisation erst ein halbes Jahr bestand, aus der Verfassungsfeier ein Volksfest zu machen, gelang dieser Versuch vollkommen. Trotz der geringen Mittel und schwachen Kräfte, die im vergangenen Jahre noch zur Verfügung standen, wurde in fast allen größeren Städten die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf das Fest der Republikaner gelenkt, und wochenlang danach konnte man in fast der gesamten deutschen Presse von den Verfassungsfeiern lesen. Inzwischen ist das Reichsbanner erheblich stärker und innerlich gefestigter geworden. Der Rahmen, der in diesem Jahre für die Verfassungsfeiern gezogen werden kann, ist ein entsprechend größerer, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß in diesem Jahre der größte Teil der deutschen Bevölkerung teilnehmen wird an den großen Volksfesten, die das Reichsbanner veranstaltet.

Besonders hervorzuheben ist die in Berlin geplante und festgelegte Veranstaltung, welche unter dem Namen „Verfassungsfeier und Großdeutscher Tag“ getroffen wird. Schon jetzt zeigt es sich, daß zumindest die republikanisch gesinnte Bevölkerung ganz erhebliche Vorbereitungen trifft, um diese Veranstaltung zu einem wirklichen Volksfest zu machen. Verstärkt wird dies dadurch, daß das Reichsbanner versucht hat, innerhalb seines Programms weite Teile der Bevölkerung zur tätigen Mitarbeit heranzuziehen, um das Fest verschönern zu helfen. Wenn im vergangenen Jahre anläßlich der Verfassungsfeiern an derselben Stelle geschrieben wurde, daß der republikanische Gedanke durch das riesige Anwachsen des Reichsbanners in der Bevölkerung so fest verankert wird, daß ein etwaiger fascistischer Ansturm auf die Verfassung und die Republik an den Formationen der Republikaner zerschellen wird, so kann man heute wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß eine

Gefahr des Ueberrennens durch Rechtsorganisationen im Moment nicht mehr besteht. Wohl aber ist für das Reichsbanner noch eine gewaltige Arbeit zu leisten: die Erziehung der deutschen Bevölkerung zum staatsbürgerlichen Gedanken, die Bevölkerung vertraut machen mit den Artikeln unserer Verfassung, sie heranziehen zur kräftigen Mitarbeit an dem jungen Staatswesen, und sie erziehen zur Verantwortlichkeit demselben gegenüber. Diese Aufgabe ist keineswegs leicht; sie wird kolossal erschwert dadurch, daß auch heute Rechtsorganisationen erklären, sie seien republikanisch, nur wollen sie einige Artikel der Verfassung zeitgemäß ändern. Wenn wir auch anerkennen, daß eine Verfassung nun nicht für alle Zeiten Geltung haben soll und muß, so müssen wir doch in erster Linie danach streben, daß unsere Verfassung überhaupt erst einmal zur Anerkennung gebracht wird, und das ist nur möglich unter tatkräftiger Mitwirkung des gesamten Volkes. Der Ausbau unseres Staatswesens in sozialer Hinsicht, von unserer Republik die Gefahr abzubiegen, eine Geldsack-Republik zu werden, ist wohl wert, daß sich die besten Kräfte zu dieser Arbeit zur Verfügung stellen. Um dieser Arbeit den Weg zu bereiten, feiern wir am 8. und 9. August den Geburtstag der Verfassung als Volksfest, um dadurch das Interesse weiter Bevölkerungskreise für unsere Verfassung zu wecken und zu interessieren. Ein Volk, das seine Verfassung nicht kennt, kann dieselbe, mag sie noch so gut sein, auch nicht schützen. Deshalb: Heraus, Republikaner, am 8. und 9. August! Unterstützt das Reichsbanner in seinem Bestreben, den Gedanken der Volksgemeinschaft zu verwirklichen, dadurch, daß die Weimarer Verfassung Allgemeingut wird und jeder hilft, daran mitzuarbeiten, daß sie überall Anerkennung findet.

Die Aufwertung

Von Kurt Heinig

Von Steuergesetzen und von der Beschlußfassung über Ausgaben des Staates gilt, was Lassalle in seinem ewig jungen Vortrag „Ueber Verfassungswesen" vor einem Menschenalter sagte: Die Junker, Herr v. Borsig, Banken und Börse — sie alle sind auch „ein Stück Verfassung", sie bestimmen zu ihrem Teil das Gesicht der Gesetze. Und noch wesentlich deutlicher als bei der Beratung einer Verfassung ist bei der Gestaltung solcher Gesetze zu erkennen, daß Rechtsfragen in Wirklichkeit Machtfragen sind.

Die Gesetzgebung über die Aufwertung ist durch Macht, nicht durch Recht entschieden worden. Die Grundlage dieses Entscheids, das Kompromiß der Regierungsparteien, ist das Dawes-Gutachten zur Aufwertungsfrage!

Im Chaos blüht das Geschäft der Demagogie. Deswegen pflanzten die reaktionären und mittelständisch redenden Parteien am Grabe einer zerstörten und verstreuten Gesellschaftsschicht die Hoffnung als politisches Werbeplakat auf. Kein Wunder, daß sie Zulauf hatten.

Die Vernichtung der Mark, die Zerstörung der Fundamentalsubstanz ganzer Volksschichten ist in ihrer Auswirkung das gleiche gewesen, wie ein elementares Naturereignis. (Um nicht mißverstanden zu werden, sei hier ausdrücklich betont, daß wir nur die Folgen der Inflation als Naturereignis sehen. Die Ursachen der Inflation hätten in weitem Umfange

vermieden werden können.) Ist der Wirbelsturm über ein Land gegangen, hat das Erdbeben alles blühende Leben vernichtet, dann können die alten entwurzelten Bäume nicht wieder eingepflanzt, die umgeworfenen und zerschmetterten Bauten nicht einfach wieder hochgestellt werden. Junge Pflanzen sind zu setzen, neue Behausungen müssen geschaffen werden und anderes Leben blüht aus den Ruinen.

So kann eine ehrliche Gesetzgebung zur Aufwertung immer nur als soziale Hilfsaktion für diejenigen formuliert werden, die im Wirbelsturm der Inflation an Leib und Leben zu Schaden kamen, die bei diesem sozialen Erdbeben, aus ihrer Bahn geschleudert, ohne Hilfe der Allgemeinheit nicht wieder auf die Füße kommen können.

Aber die sogenannten Aufwertungsfreunde, im besonderen die Deutschnationalen, versprachen den klagenden und bittenden Aufwertungsinteressenten die hundertprozentige Wiedergutmachung der Inflation, sie verstanden glauben zu machen, daß sie fünf Jahre wirtschaftlicher Entwicklung ungeschehen sein lassen würden. Sobald die Deutschnationalen an der Regierung wären, würden sie das Elend der jüngsten Vergangenheit zusammenrollen und in die Tasche stecken, wie der Teufel des armen Schlemihls Schatten.

Die Geister, die man so rief, kamen in hellen Scharen. Mit ihrer Hilfe ist Hindenburg gewählt, ist die derzeit am Ruder befindliche verkappte Rechtsregierung erhalten geblieben. Aber dann ließen sich die Geister nicht beschwören. —

In solchem Fall macht man in unserer heutigen geschäftsnüchternen Zeit ein parlamentarisches Kompromiß; alles Ungeklärte und Unklärbare wurde in die Zwangsjacke der in plötzlicher Erledigungswut rasch zusammengeschusterten Gesetzesparagraphen gezwängt, im Plenum des Reichstags mit einem „Ja" gesegnet und — ist nun die Aufwertungsfrage gelöst und erledigt?

Wir sagen: nein!

Jetzt beginnt sich die Gerichtsmaschinerie wieder in Bewegung zu setzen, Ausführungsverordnungen werden ihren Senf dazu geben, und dann kommt der Tag, an dem die Zahlungspflichten zu wirken beginnen. Auf der anderen Seite drängt das Bedürfnis nach Mobilisierung der allzu langfristigen Aufwertungswechsel.

Die Gesetzgebung ist bei der Aufwertung einen Weg gegangen, der nicht nur falsch, sondern auch unverantwortlich ist. Die Hauptursache liegt darin, daß die Aufwertung zum gangbarsten politischen Agitationselement wurde. Damit ist der Appell an den Egoismus, ja, was noch schlimmer ist, an die Instinkte des einzelnen, die politische Ausmünzung der hoffnungslosen Not und Verzweiflung, bis zur gesetzbildenden Kraft gesteigert worden. Aus den Versprechungen ergaben sich zwangsläufig die Notwendigkeiten irgendeiner Erfüllung. So entstand eine beispiellose Unehrlichkeit der Aufwertungsgesetzgebung, denn die Tatsache der Unmöglichkeit einer Erfüllung jener Zusicherungen ist den ehemaligen Versprechern sicher bald plausibel geworden, zum Teil sie die Versprechungen überhaupt schon mit dem Hintergedanken des Nichterfüllenwollens gemacht haben!

Die Pflicht der Reichsregierung wäre es angesichts dieser Entwicklung gewesen, mit all ihrer Autorität die Rückkehr zur Vernunft zu predigen und die im Inflationssturm zu Schaden Gekommenen darüber aufzuklären, daß das bei diesen sich immer mehr durchsetzende Gefühl der

inneren Abfindung mit dem Unabänderlichen das richtige sei. Damit wäre die Bahn für eine ehrliche soziale Korrektur des Unrechtes der Währungsvernichtung freigemacht worden. Die Regierung ist den anderen, den bequemeren, aber zugleich verantwortungsloseren Weg gegangen.

*

Das Gesetz über die Ablösung der öffentlichen Anleihen schafft in verschiedener Hinsicht den Staatspapierbesitzern Klarheit.

Wer unter 500 Mark Kriegsanleihe gezeichnet hat, darf seine Besitztitel nunmehr bedenkenlos und beliebig verwerten. Die beschlossene Aufwertung ist so gering, daß sie nur 12,50 Mark für 500 Mark ausmacht; was darunter ist, wird überhaupt nicht aufgewertet, damit Schreibarbeit und Pfennigrechnerei „gespart werden".

Wie wir kürzlich schon schilderten, ist es auch dabei geblieben, daß die Selbstzeichner von Kriegsanleihe, die in der Inflation aus Not verkaufen mußten, nichts erhalten. Aber die sogenannte Bevorzugung des Altbesitzes ist aufrechterhalten. Praktisch wird das im großen und ganzen sich nur darin auswirken, daß die öffentlichen und privaten Institutionen, die auf Grund gesetzlicher oder statutenmäßiger Bindung Reichs- und Staatsanleihen erworben haben, den doppelten Aufwertungsbetrag — 100 Goldmark für je 1000 Mark — erhalten.

Die Auslosungslotterie für den Altbesitz ist beibehalten worden. Die sogenannte Vorzugsrente der Altbesitzer klingt großartig, wird aber praktisch nicht allzuviel Menschen helfen.

Das Gesetz über die Aufwertung von Hypotheken und anderen Ansprüchen will nicht, wie das Ablösungsgesetz, die Verzinsung und Auszahlung des Aufwertungsbetrages bis zur Erledigung aller Reparationsverpflichtungen hinausschieben, sondern es hat die Aufgabe, praktisch mit sofortigem Wirkungsbeginn die Aufwertung der privaten Ansprüche zu regeln. Dieses Gesetz löst die dritte Steuernotverordnung ab.

Das Gesetz über die Aufwertung von Hypotheken und anderen Ansprüchen zerfällt in 12 Abschnitte. Es sind:

1. Abschnitt (§§ 1—3): Allgemeine Bestimmungen;
2. Abschnitt (§§ 4—30): Aufwertung der Hypotheken;
3. Abschnitt (§§ 31—32): Aufwertung der Grund-, Rentenschulden, Reallasten, Schiffs- und Bahnpfandrechte;
4. Abschnitt (§§ 33—46): Aufwertung der Industrie-Obligationen und verwandter Schuldverschreibungen;
5. Abschnitt (§§ 47—50): Aufwertung der Pfandbriefe und verwandter Schuldverschreibungen;
6. Abschnitt (§§ 51—54): Aufwertung der Schuldverschreibungen der Genossenschaften des öffentlichen Rechtes und verwandter Körperschaften als Unternehmer wirtschaftlicher Betriebe;
7. Abschnitt (§§ 55—58): Aufwertung der Sparkassenguthaben;
8. Abschnitt (§§ 59—60): Aufwertung der Versicherungsansprüche;
9. Abschnitt (§§ 62—66): Aufwertung anderer Ansprüche;
10. Abschnitt (§§ 67—68): Vergleiche;
11. Abschnitt (§§ 69—70): Aufwertungsverfahren;
12. Abschnitt (§§ 78—88): Uebergangs- und Schlußbestimmungen.

Der Kern des Aufwertungsgesetzes ist die Hypotheken-Aufwertung. An ihrer gesetzlichen Lösung zeigt sich, zu was für phan-

tastischen Konsequenzen der Versuch einer Lösung des unlösbaren Aufwertungsproblems führt. Es werden nicht nur noch bestehende Hypotheken mit 25 Prozent ihres Goldmarkwertes aufgewertet und nicht nur unter Vorbehalt gelöschte Hypotheken unterliegen der Aufwertung, es sind sogar ohne Vorbehalt gelöschte Hypotheken aufwertungspflichtig, wenn die Löschung nach dem 15. Juni 1922 stattfand! Wir haben es also hier mit der gesetzlichen Wiederauflebung erledigter Rechtsgeschäfte zu tun. Das ist sicher eine ganz eigenartige Lösung der Quadratur des Zirkels.

Der Hypothekenschuldner wird dadurch geschützt, daß er unter bestimmten Voraussetzungen eine Herabsetzung der Aufwertung bis auf 15 Prozent fordern kann.

In der Regel soll die Tilgung der Hypothek nicht vor 1932 vor sich gehen. Die Verzinsung der aufgewerteten Hypotheken hat vom 1. Januar 1925 an begonnen, sie steigert sich so, daß sie ab 1928 jährlich 5 Prozent ausmacht.

Die Industrieobligationen werden nur mit 15 Prozent aufgewertet. Ein Wiederaufleben erloschener Rechte findet hier aber nicht statt. — Dagegen können unter gewissen Voraussetzungen noch 10 Prozent Zusatzaufwertung verlangt werden.

Die Sparkassenguthaben sollen in Zukunft einmal mit mindestens 12½ Prozent ihres Goldbetrages aufgewertet werden. Man hat sich hier nicht allzuviel Mühe gegeben, um klare Mußvorschriften herauszuarbeiten, es ist bei sogenannten „Kann"vorschriften geblieben.

Alle sonstigen Ansprüche werden nach wie vor auf dem Prozeßwege durch den Richter erledigt.

Dazu kann nur gesagt werden, daß bisher die Justiz zu keiner einheitlichen Spruchpraxis in den Aufwertungsfragen gekommen ist. Es besteht die Befürchtung, daß es dabei bleiben wird.

Wichtig ist, daß bei Ansprüchen an Werkssparkassen und Betriebspensionskassen eine Beschränkung auf 25 Prozent Aufwertungssatz nicht besteht. Die Entscheidung über die tatsächliche Höhe der Aufwertungspflicht fällt die Aufwertungsstelle. Die Aufwertungsstellen werden von der Landesbehörde eingesetzt.

Auf diesem Gebiete scheint uns erhöhte Aufmerksamkeit der Gewerkschaften dringend notwendig.

Die Banken haben im Aufwertungsstreit insoweit gesiegt, daß Kontokorrentforderungen und Guthaben grundsätzlich nicht aufgewertet werden.

*

Wie schon gesagt: die gesetzliche Erledigung der Aufwertungsfrage ist kein Rechtsstreit, sondern eine Auseinandersetzung um die Macht gewesen. Wenn in Deutschland politische Demagogie keine Geltung hätte, so wäre die Annahme der Aufwertungsgesetze ein vernichtendes Wählerurteil über die Rechtsparteien. Man soll sich in dieser Richtung aber nicht zu vielen Illusionen hingeben. Die Benutzung der alleinseligmachenden Dummheit hat noch immer die stärksten politischen Erfolge gebracht. Es ist viel leichter die Wähler zu belügen als sie aufzuklären. Die Aufwertungsgesetze sind der Beweis dafür.

Die Ebert-Büste

Von Robert Breuer

Künstler klagen zuweilen über die Verrohung der Kritik; sie wissen nicht, wie leicht sie selbst, wenn sie übereinander urteilen, ungerecht und maßlos werden. Wie elend hat sich Goethe gegenüber Heinrich v. Kleist benommen; was Michelangelo, Feuerbach und Böcklin über ihre Kollegen gesagt haben, gehört oft genug zu dem Boshaftesten, was überhaupt vom Künstler und seinem Werk gesagt werden kann. Im urteilenden Künstler regt sich, mehr noch als sonst, das weibliche Prinzip, feuerwerken die fatalen Facetten dieses Prinzips: Neid, Bosheit, Monomanie und Dummheit. Es gehört sozusagen zum Selbsterhaltungstrieb des Künstlers, keinen andern Gott neben sich gelten zu lassen. Gewiß gibt es Schüler, die ehrfürchtig zu ihrem Meister aufblicken; aber heimlich träumen sie doch davon, demnächst der Stärkere und Berühmtere zu sein. Man kann nicht einmal sagen, daß die wahrhaft Unsterblichen, die es sich doch leisten könnten, auch die übrigen gelten zu lassen, von solcher Regel eine Ausnahme machen. Künstler sagen über ihre Gattung viel Intimes, aber nur ganz selten etwas Objektives und Richtiges. Nebenbei: was ist für die künstlerische Diskussion das Richtige und das Objektive? Aber gerade darum müssen die subjektivsten der Menschen, die Künstler, auf solch gefährlichem Sprechgebiet doppelt versagen; vielleicht ist solch Versagen der Reichtum des künstlerischen Urteils. Bei alledem gibt es selbstverständlich Ausnahmen: Einsichtigeres als Liebermann über Kunst und Künstler gesagt hat, ist nicht einmal von Kunstprofessoren ausgesprochen worden. Was Liebermann über Israel und Degas geschrieben hat, macht den Blinden sehend und führt besser als tausend periphere Umschmeichelungen schlechter Poeten vom Aeußerlichen in das Innere der Kunst. Trotz alledem: man könnte glauben, daß Liebermann über Hodler, Nolde, Kokoschka oder gar über Klee sich berlinisch ausspricht in einer Qualität, die den alten Glasbrenner neidisch machen würde. Die Gotiker haben die Antike, das Rokoko hat die Renaissance verachtet; was würde der Schöpfer der sixtinischen Decke mit Biedermeier anfangen können? Es ist also deutlich: Urteile von Künstlern über Kunst haben nur bedingte Geltung; sie können Blitze der Erkenntnis, sie können aber auch Haß und Stupidität sein.

Ein klassisches Beispiel für diese letztere Möglichkeit ist das Urteil Lederers über die Ebert-Büste Kolbes. Was der Bildhauer Lederer da über den Bildhauer Kolbe sagt, ist einfach dummes Zeug. Die Einwände, die der Bildhauer Lederer gegen den Bildhauer Kolbe vorbringt, sind so laienhaft und spießig, so durchaus unkünstlerisch, daß man nicht verstehen würde, wie ein Künstler solche Einwendungen und Forderungen überhaupt geltend machen kann, wenn man nicht eben wüßte, daß ihm das Weib aus dem Munde sprang. Er darf sich aber trösten. Irgendwann hat Menzel vor einem Bilde Liebermanns, ich glaube, es waren die Gänserupferinnen, gesagt: „Faul, faul, was könnte man da noch alles hineinmalen!“ Die kleine, zerknitterte Exzellenz hatte in diesem Augenblick vergessen, wie sie genau das gleiche von Bildern, die sie selbst, freilich als das Haar noch blond und das Blut noch rot waren, gemalt hatte, etwa von dem Théatre Gymnase oder von dem Zimmer mit der hineinwehenden Gardine hätte sagen können. Was hätte man in dieses

Zimmer noch alles hineinmalen können: etwa ein Liebespaar, oder einen Mops oder einen Spucknapf; wie das der alte Menzel dann später eifrigst getan hat, in seinem Hofball oder in seinem Markt von Verona. Also, Lederer kann sich trösten: auch größere Künstler als er haben törichte und boshafte Urteile abgegeben, haben den Künstler verleugnet und wie ein unerzogener Philister sich gegen Ueberraschendes wie gegen eine Vergewaltigung gewehrt.

Der Bildhauer Lederer wirft seinem Kollegen Kolbe zunächst vor, daß die Ebert-Büste nicht ähnlich sei. Lederer schreibt, absichtlich unterstrichen: „Aehnlichkeit, ‚jawohl' Aehnlichkeit, sonst haben solche Dinge keinen Sinn." Vielleicht erinnert sich Lederer (nach dem obigen Beispiel von Menzel), daß er einmal einen Bismarck für Hamburg gemacht hat, ein männlich gefügtes, von straffer Linie beherrschtes und über Jahre und Jahrzehnte hinaus der Prüfung standhaltendes Werk. Glaubt Lederer, daß dieser sein Bismarck im profanen Sinn ähnlich ist, ähnlich einer hervorragenden und mustergültigen Photographie? In solchem Sinne ähnlich und jedenfalls tausendmal ähnlicher als der Hamburger Bismarck ist zum Exempel der Bismarck, der in der Kolonie Grunewald steht, angetan mit Gehrock und Schlapphut, Fliegeschlips und beschwänzter Dogge. Bei diesem Exemplar ist sogar der Boden, auf dem er steht, ähnlich, mit Grashalmen, Eichenstumpf und Pilzen ausgestattet. Lederer muß, wenn man ihn auf solchen Kontrast aufmerksam macht, sofort (falls er nicht künstlerisch bockt), das Unsinnige seiner Forderung begreifen. Mit Recht wird er darauf hinweisen, daß Aehnlichkeit in einem höheren Sinne, im Sinne des Wesenhaften, des Geistigen, des Rhythmus verlangt wird. Und darin hat er recht; in solchem Sinne aber ist die Büste, die Kolbe nach Ebert gemacht hat, auch in vollem Ausmaße ähnlich. Die banalste Aehnlichkeit wäre ohne Zweifel der Gipsabguß, auch durch Ausstopfen gegebener Leichen wäre sie vollkommen zu erreichen. Man besinne sich auf die ungeheure Wirkung, die noch heute die Standbilder der Pharaonen auf uns ausüben. Es gibt da Fälle, wo man durch Vergleich mit den noch erhaltenen Gipsmasken, die die Künstler nach dem lebenden Modell machten, feststellen kann, wieviel der Bildhauer von dem fleischlichen Modell gelten ließ, wieviel er verwarf, wieviel er milderte, wieviel er steigerte. Es gibt auch Fälle, wo man keinerlei derartige Untersuchungen anstellen kann, wo man aber das Gefühl hat, daß diese überweltlichen Köpfe sich freihalten von aller Individualität und gigantisch in den Typus hineingewachsen sind. Lederer wird auch wissen, daß die Grabdenkmale der frühen Gotik beinahe nie nach lebendem Modell ausgeführt worden sind (das geschah erst in einer späteren, irdischeren Zeit), daß dennoch gerade diese vom gotischen Geist ersichteten Steine auf uns die Wirkung ihrer Zeit ausüben: Gottesnähe, Rittertum und Welterstaunen. Kurzum, Lederer muß, wenn er nicht inzwischen kunstblind geworden sein sollte, begreifen, daß die Forderung der Aehnlichkeit an ein Kunstwerk nicht so gemeint sein darf, wie sie die Herren Piefke und von Schnudelwitz meinen und mit Recht doppelt meinen, wenn ein Künstler von dem Werk eines andern pathetisch unterstrichen Aehnlichkeit fordert. Die Büste Kolbes ist im künstlerischen Sinne ähnlich. Sie gibt das Rastlose und Fiebernde geistiger Arbeit und zugleich die Gebundenheit strenger Selbsterziehung. Der Kopf vor uns könnte revolutionär explodieren; aber er bleibt fest gefügt, weil ein inneres Gesetz die nervöse Erregtheit zusammenhält. Das ist Ebert, wie er in der Nationalversamm-

lung den Schwur auf die Verfassung leistete, wie er am Sarge Rathenaus sprach oder in der Frankfurter Paulskirche deutsches Wesen pries.

Das zweite, was Lederer an der Büste Kolbes vermißt, ist das Fertige, das im Detail Durchgearbeitete. Lederer spricht von Oberflächlichkeit. Dieser Vorwurf ist für einen Künstler beinahe unbegreiflich. Ein Künstler weiß, daß oft genug die Skizze, das erste flüchtige Stenogramm von tieferer Eindringlichkeit und größerer Vollkommenheit ist, als das danach mit Fleiß und Akkuratesse ausgeführte, in Oel oder Bronze hergestellte Werk. Es hätte vielleicht noch einen Schein des Rechten, wenn Lederer meinen würde, daß die Büste Kolbes für eine breitere Oeffentlichkeit unverständlich bleiben könnte, weil sie nicht die konventionelle Sprache spricht, nicht glatt, behobelt und poliert ist. Als Lederer den Vorwurf der Oberflächlichkeit gegen die Büste Kolbes erhob, muß er von allen guten Geistern der Kunst verlassen und von den miserabelsten Teufeln des Stammtisches besessen gewesen sein. Im Zusammenhang damit schreibt Lederer: „Eine Bronze darf nicht den Eindruck machen, als ob es festgewordener, weicher Ton ist." Warum darf sie das eigentlich nicht, da sie doch aus Ton entsteht. Mit viel berechtigterem Anspruch könnte man sagen, eine Büste darf nicht vortäuschen, daß sie aus Bronze geschnitten und gehämmert worden ist, wenn sie in Wirklichkeit nur nach einem tönernen Modell gegossen wurde. Derartige ästhetische Dogmen sind eben dummes Zeug, und es ist fast nicht begreiflich, wie ein Künstler sich selbst unter ein derartiges Joch blinden Unverstandes stellen kann. Im übrigen: die Geschichte der Plastik zeigt unzählbare Beispiele dafür, daß Künstler ohne jede Hemmung und ohne den technischen Vorgang forttäuschen zu wollen, das tönerne Modell in Bronze gießen. Herr Lederer braucht nur einmal in die Antiquarien zu gehen und sich die kleinen Bronzen der Griechen, der Etrusker und der Römer anzuschauen. Oder, wenn ihm das zu zeitfern ist, so betrachte er einmal Bronzen von Rodin, Maillol oder Trubetzkoi. Es verlohnt sich nicht, des längeren über diese Banauseneinwände des Künstlers Lederer zu sprechen. Die Büste Kolbes würde nicht annähernd ihre stark erregende Wirkung haben, wenn ihre Oberfläche geschniegelt und geplättet wäre. Das was Lederer an der Büste Kolbes als Oberflächlichkeit tadelt, ist gerade eine Beseelung der Oberfläche. Es handelt sich auch nicht etwa um technische Unfähigkeit. Die Laien meinen ja oft, daß ein Künstler, der nur drei Flecke und vier Linien auf die Leinwand gibt, und damit das, was er geben will, für erschöpft hält, die Laien meinen, daß solch ein Künstler mehr nicht zu geben vermöge. Zumeist irren sich diese Laien, und diese Künstler können die Einzelheiten bis zum Erbrechen wiedergeben, jede Pore der Haut und jedes Haar. Fortlassen aber ist gerade die Kunst des Künstlers. Und für den Plastiker und seine Absicht ist oft ein stehengebliebener Fingerdruck wesenhafter als unermüdliche Feilarbeit und Bosselei es sein könnten. Genug: die Einwände Lederers gegen die Büste Kolbes haben keinerlei Bedeutung. Der bronzene Kopf, den Kolbe nach dem Reichspräsidenten Ebert gemacht hat, ist lebensstark und überzeugend, im höheren Sinne ähnlich und nach Temperament und Ausdruck ein von Schöpferkraft vibrierendes Kunstwerk.

Nun bliebe noch die Frage zu prüfen, ob das Werk Kolbes auch im Reichstag, in dem Hause Wallots oder richtiger in dem von Halmhuber eingerichteten Innenraum stehen kann. Wenn man der Auffassung sein sollte, daß in diesen Räumen des Reichstags nur stehen darf, was

dem Stil nach zu ihm gehört, so wird man sich mit Begas begnügen müssen. Schon die Figuren, die Klimsch für den großen Plenarsaal gemacht hat, sind Fremdkörper, einfach darum, weil sie lebendiger und geschmeidiger sind, vielleicht auch lebenswahrer als die aufgedonnerte und nachgeplapperte Renaissance dieses Raumes. Indessen, die großen künstlerischen Zeiten haben sich nie derart stilmäßig eingeengt. Die Kunstkommission des Reichstags sollte sich einmal nach Würzburg begeben, um dort zu sehen, wie in den gotischen Kirchen die barocken Altäre gewaltig rollen und den pfeilerengen Raum eines göttlichen Zeitalters mit fleischlicher Wollust fast zersprengen. Wenn man sich also auf Begas nicht beschränken will, und wenn man auf Eberlein nicht zurückgreifen möchte, wird man in das Haus Wallots (an dessen Innerem dieser Meister architektonischer Massen wenig mitgewirkt hat) alles hineinstellen können, was ein Kunstwerk ist. Man kann sehr getrost die Büste Kolbes im Reichstagsgebäude aufstellen. Sie wird vielleicht in der ersten Zeit ein wenig fremd wirken, wie eben das Leben fremd wirkt in totem, erstarrtem Rahmen, wie die Ehrlichkeit fremd wirkt zwischen Quetschfalten und Tapezierdonner, wie Nerven und Seele fremd wirken neben Paukengetös. Aber mit der Zeit werden die Vorübergehenden sich an den Anblick gewöhnen und werden empfinden, wie hier ein Stück geformter Gegenwart die Vergangenheit ringsum bereichert.

Wieviel die Büste Kolbes zu leisten vermag, welch motorische Kraft ihr innewohnt, und wie sehr sie die Persönlichkeit, die sie darstellt, wirksam und unvergeßlich macht und zugleich wie sie den Raum belebt, das läßt sich schon heute vortrefflich nachprüfen. Justi hat (hoffentlich mit einiger Tücke) im Kronprinzenpalais die Büste Kolbes so aufgestellt, daß sie am Ende eines Ganges steht, der eingangs eine Büste Lederers zeigt. Man kann mit einem Blick Lederers Büste nach Richard Strauß und Kolbes Büste nach Friedrich Ebert überschauen. Steht man vor der Büste Lederers und vergleicht man sie mit der etwa fünfzehn Meter weiter zurückstehenden Büste Kolbes, so kann man nicht einen Augenblick im Zweifel sein darüber, wo die stärkere Wirkung ist. Die Büste, die Lederer nach Richard Strauß gemacht hat, ist im landläufigen Sinne gewiß ähnlich, aber sie wirkt trotz aller feinen Politur zerfließend und weichlich. Sie ist schwach. Die Büste Kolbes aber hat einen starken Atem und aus der Rauheit ihrer Oberfläche wirft sich auf uns das Erlebnis, das der Künstler hatte, als er seinem Modell gegenüber saß, das Erlebnis, einen Helden zu sehen und ihn heldenhaft im Kampf, selbst kämpfend, gestalten zu dürfen.

Oesterreichs Schuld am Zusammenbruch

Von Heinz Strakele (Wien)

Der Untersuchungsausschuß des Reichstags, welcher die „objektive" und „kriminelle" Schuld am Zusammenbruch festzustellen hatte und der mit seiner Arbeitsbeendigung auch der Legende des Dolchstoßes ein Ende bereitete, hatte sich auch mit dem Verhältnis des Deutschen Reiches zu Oesterreich-Ungarn und einer eventuellen Mitschuld der Donaumonarchie am deutschen Zusammenbruch zu beschäftigen.

Die weitverbreitete und (wie die Dolchstoßlegende) gern geglaubte Anschuldigung einzelner Mitglieder der OHL., daß Oesterreich-Ungarn den

mehr oder weniger unmittelbaren Grund zum deutschen Zusammenbruche lieferte, wird nicht nur durch einzelne „Feststellungen" dieses Untersuchungsausschusses begründet, sondern zum Teil durch die kürzlich zur Veröffentlichung gelangten Abschnitte des amtlichen „Weißbuches" genährt.

Inwieweit von einer „objektiven" Schuld Oesterreich-Ungarns am deutschen Zusammenbruche gesprochen werden kann, ist auf Grund der einseitigen Dokumentenveröffentlichung nicht leicht festzustellen, da die reichsdeutschen Veröffentlichungen eben lediglich den reichsdeutschen Standpunkt vertreten. Immerhin bieten die Veröffentlichungen des Weißbuches sehr interessante und auch heute noch aktuelle Einblicke in die Mentalität der reichsdeutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsführer.

Eine mögliche „Schuld" Oesterreich-Ungarns könnte aus folgenden Etappen der Kriegsentwicklung abgeleitet werden:

1. Aus der von Oesterreich-Ungarn geforderten gänzlichen Niederwerfung Italiens und zeitliche Bevorzugung dieser Operation vor der französischen Offensive;
2. aus der wankelmütigen Haltung des AOK. und aus dem „Umfall" des Sonderfriedens mit der Ukraine und endlich
3. aus der Weigerung des österreichischen AOK., Truppen nach dem Westen zu entsenden und der schließlich „eigenmächtig" erfolgten Friedensschritte Kaiser Karls Mitte September 1918.

Bei systematischer Berücksichtigung der einzelnen Punkte ist vorweg darauf Rücksicht zu nehmen, daß Ludendorff in Oesterreich von Anbeginn an nicht gelitten war, und durch sein Draufgängertum und seine, durch keinerlei Kenntnis der österreichischen Nationalitätenprobleme gedeckten „Meinungsäußerungen" sich in der österreichisch-ungarischen Heeresleitung geradezu Gegner großzog. Hierüber berichtet der damals (Mitte Februar 1918) in Wien weilende Dr. Naumann an den Grafen Hertling:

„... wie verschieden auch die politischen und sozialen Anschauungen meiner Gesprächspartner waren, stimmten sie in mehreren Punkten völlig überein. Zunächst in dem einen, daß das Verhältnis zu uns ein immer schlechteres wird, daß General v. Ludendorff wohl der bestgehaßteste Mann in der Monarchie sei, daß auch Kaiser Wilhelm jede Popularität eingebüßt habe, und daß die Möglichkeit eines Sonderfriedens vorliege..."

Das gespannte Verhältnis zwischen einzelnen führenden Persönlichkeiten der verbündeten Mächte erschwerte natürlich jede gemeinsame Operation. Die ersten Unstimmigkeiten traten auf, als Kaiser Karl deutsche Truppenunterstützung zur Beendigung des Krieges mit Italien erbat. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und als endlich deutsches Militär an den südlichen Kriegsschauplatz abging, war die Situation nicht mehr zu retten. Kaiser Karl, der bekanntlich noch als Thronfolger den Feldzug gegen Italien „führte", wollte Italien überrennen, zu einem Separatfrieden zwingen und dann die verfügbaren Truppen zur Offensive an andere Fronten verlegen, während die OHL. zuerst ihre französischen Offensivpläne ausgeführt wissen wollte.

Der zweite deutsch-österreichisch-ungarische Gegensatz trat zutage, als sich die Ernährungslage Oesterreichs schwierig gestaltete und Deutschland um Beihilfe gebeten wurde. Deutschland wies, allerdings mit Recht, darauf hin, daß Ungarn nach einer Aeußerung des Ernährungsministers

Windisch-Grätz soviel an Nahrungsmittel produzierte, daß es nicht nur Ueberfluß hatte, sondern geradezu Exporthandel hätte betreiben können.

Wäre diese „Ernährungsfrage" damals im deutschen Sinne erledigt worden, wäre möglicherweise eine Milderung der Not eingetreten, viel wahrscheinlicher aber hätte eine gewaltsame Beschlagnahme der ungarischen Ernte schon im Februar 1918 zum Zusammenbruch und Bürgerkrieg geführt. Die österreichische Heeresleitung entschloß sich daher lieber zu einem Friedensschluß mit der Ukraine am 9. Februar 1918, der, da er Oesterreich das langentbehrte Getreide bringen sollte, als „Brotfrieden" bekannt ist.

Die Hoffnung, aus der Ukraine Korn zu beziehen, erfüllte sich nicht, einesteils weil die Produzenten mit den vorgeschriebenen Höchstpreisen unzufrieden waren und das Finanzministerium nicht rasch und genügende Mittel flüssig machte, andererseits aber, weil die deutsche OHL. nach erfolglos verlaufenen Unterhandlungen mit Rußland am 18. Februar einen weiteren Vormarsch durch die Ukraine trotz des Friedensschlusses anordnete.

Wiewohl der österreichische Generalstabschef v. Arz sich in einem Berichte an den Kaiser gegen den weiteren Vormarsch durch die Ukraine aussprach, ordnete Karl auf Drängen der OHL. einen solchen an. Der österreichisch-ungarische Vormarsch in der Ukraine begann am 25. Februar und endete mit der Besetzung Odessas am 12. März 1918.

Um die gleiche Zeit trat General v. Crammon im Auftrage der OHL. neuerdings an das österreichisch-ungarische AOK. um Entsendung von Truppen nach Frankreich heran. General v. Arz, der bereits im Oktober 1917 ein gleiches Ansinnen mit Rücksicht auf die im Gang gewesenen Offensivoperationen in Italien ablehnen mußte, lehnte diesmal neuerdings mit dem Hinweis ab, daß er „an der Widerstandsfähigkeit der österreichischen Truppen gegenüber dem schweren Artilleriefeuer" an der Westfront zweifeln müsse. Schließlich wurden aber doch sechs Divisionen zugesagt, von denen zwei noch im Februar und weitere zwei im September 1918 an die Westfront abgingen. Die unvollständige und verzögerte Einhaltung dieser Zusage wird deutscherseits damit erklärt, daß General v. Arz hierfür Prestigegründe ins Treffen führte und erklärt haben soll, daß die Entsendung österreichischer Truppen an die Westfront an „Allerhöchster Stelle" nicht genehm sei. Zweifellos ist damit die Intrige der Kaiserin Zita gemeint, welche sich auch nach österreichischen Quellen der Entsendung österreichischer Truppen nach Frankreich widersetzt und Kaiser Karl dahingehend beeinflußt haben soll.

Wenngleich diese Auffassung viel für sich hat, wird man wohl nicht mit Unrecht annehmen können, daß schon im Februar 1918 ein ausgesprochener Mangel intakter und zuverlässiger österreichischer Truppen zu verzeichnen war. Ungarn, Slowenen, Dalmatiner und Tschechen begannen schon damals gefährlich zu werden, und was an zuverlässigem „Material" ursprünglich vorhanden war, wurde in Serbien, am Isonzo und schließlich in Gorlice so dezimiert, daß eine Entsendung von Truppen an einen räumlich so entfernten Kriegsschauplatz untunlich war. Zudem war die österreichische Bevölkerung kriegsmüde und verlangte nach Frieden. Auch hierüber wurde Reichskanzler Graf Hertling von Dr. Naumann aufgeklärt und auf die Stimmung aufmerksam gemacht. Immerhin vergingen sechs Monate, ehe sich die OHL. zu einer Beratung entschloß, die am 14. und 15. August im Hauptquartier stattfand. Kaiser Karl

und Graf Burian, die verlangten, die Möglichkeit eines ehesten Friedens zu untersuchen, blieben isoliert, die OHL., mit Ludendorff an der Spitze, ließ (gegen ihr besseres Wissen) von ihrem Optimismus nicht locker. Vierzehn Tage genügten, um die OHL. eines Besseren zu belehren. Am 3. September 1918 begannen weitere Unterhandlungen in Wien, in denen der deutsche Staatssekretär v. Hintze sich schon eher geneigt zeigte, den österreichischen Vorschlägen entgegenzukommen, ohne daß allerdings eine Einigung zustande gekommen wäre, da Oesterreich-Ungarn auf sofortige Einleitung von Friedensverhandlungen bestand, während Herr v. Hintze noch eine Frist von zwei Wochen verlangte, während welcher Zeit noch ein militärischer Erfolg an der Westfront erhofft wurde.

Die österreichisch-ungarische Regierung tat das einzig Richtige — sie wies auf die von der OHL. immer noch verschwiegene Hoffnungslosigkeit der Lage hin. Herr v. Hintze reiste ab, Kaiser Karl erließ am 14. September 1918 den bekannten „Notschrei" an alle kriegführenden Mächte, welcher „eigenmächtige" Schritt von der OHL. als Bruch des Bündnisses angesehen wurde.

Wenige Tage später kam das dringende Verlangen Ludendorffs nach einem Waffenstillstand um jeden Preis, der den Zusammenbruch, der seit dem Frühjahr gleichsam in der Luft hing, endgültig herbeiführte.

Nur wer die wirklich Schuldigen (und die gibt es trotz des „Freispruches" durch den Untersuchungsausschuß) verbergen will, wird aus der schwierigen Situation Oesterreich-Ungarns, das nicht nur gegen äußere, sondern auch gegen innere Feinde zu kämpfen hatte, eine Schuld oder Mitschuld am Zusammenbruch Deutschlands abzuleiten versuchen. Jeder gerecht Denkende aber wird zugeben, daß Oesterreich vielmehr mannhaft und ehrlich den Weltkrieg beendigte, weil das Volk es so wollte, und weil kein noch so ehrgeiziger „Feldherr" es über sich brachte, die Wahrheit zu verschleiern oder zu unterdrücken, wo der Ausgang des Ringens keinen Zweifel mehr zuließ.

Ruskin College

Der Labour Party wissenschaftliche Waffenschmiede

Von O. Chun

Als John Ruskin, der englische Kunstkritiker, im Jahre 1871 seine Briefe an die englischen Arbeiter unter dem Titel „Fors Clavigera" (Die Kraft der Schlüsselträger) herausgab, war er sich nicht bewußt, daß seine Ideen als Keimzelle einer gesellschaftlichen Umwälzung, einen ungeahnten Widerhall finden und dazu dienen würden, dereinst einer der gewaltigsten Bewegungen der menschlichen Kulturgeschichte ein Werkzeug zur Vertiefung ihrer Macht zu liefern. Indem er die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die im Arbeiterstand schlummernden, für die englische Nation so wertvollen geistigen Schätze lenkte, bereitete und ebnete er den Weg einer in England neu erstehenden Partei — der Labour Party.

Fast dreißig Jahre später — 1899 —, im gleichen Jahre, als die Gewerkschaftstagung in Plymouth die Bildung der Labour Party zum Beschluß erhob, hatten Anhänger der Ideen Ruskins und unter diesen insbesondere das Ehepaar Vroomann, wohlhabende Amerikaner, sich zu-

sammengetan, um in Oxford eine Hochschule für Minderbemittelte zu gründen.

Seit etwa 700 Jahren war Oxford der Sitz der größten englischen Universität; in den dortigen vornehmen Hochschulen — Colleges genannt — studierten seit Jahrhunderten die Sprößlinge der feudalsten und stolzesten Geschlechter des britischen Adels, und aus ihnen gingen viele der berühmtesten Geistesgrößen und insbesondere der bedeutendsten Staatsmänner des britischen Reiches hervor. Der Besuch der Universität war, nicht nur seiner Kosten wegen, sondern auch durch seine Organisation derart exklusiv, daß das höhere Studium fast ausschließlich Privileg der aristokratischen oder vermögenden Klassen war.

Der Gedanke, hier in Oxford, am Sitz der Bildungsstätte, die durch Tradition und Gewohnheit fast als ausschließliche Domäne der bevorzugten Klasse galt, gerade hier eine Hochschule zu gründen, welche auch Leuten aus den unbemittelten Ständen die akademischen Studien ermöglichen sollte, war in seiner Kühnheit eine Heldentat.

Die neue Schule sollte Ruskin Hall, nicht — wie die bisherigen — College heißen (später wurde indessen die präzisere Bezeichnung College doch übernommen), und sie sollte für die — nach englischem Gebrauch — dort verköstigten und wohnenden Studenten 10 d (also etwa 10 M.), ferner für das Studium $^2/_6$ d (etwa 2,50 M.) wöchentlich erheben.

Auch bei der Gründung, die als ein Protest gegen die „exklusive Tradition" der großen Universitäten bezeichnet wurde, klang es als mutige Herausforderung, daß man den Zweck der Ruskin Hall mit den Worten erklärte:

„Es sollten darin Führer herangebildet werden, die fähig seien, die weitverbreitete und unwiderstehliche Bewegung zu leiten, welche, dem Fortschritte dienend, dahin gehe, die Zivilisation aus den Klauen veralteter, herkömmlicher Eigensucht zu befreien, an deren Stelle gerechtere und humanere Verhältnisse zu setzen, und auf diese Weise eine gesellschaftliche Ordnung herbeizuführen, die mit den weitgehenden Erfordernissen der Rasse im Einklang stehe."

Eine Formulierung, welche die Entwicklung der Schule zur Endbestimmung bereits klar umriß.

Indessen war damals die Hochschule durchaus nicht sozialistisch, ebensowenig wie es die englischen Gewerkschaften — die Trade Unions — waren, die sogar zu jener Zeit dem Sozialismus ausgesprochen feindlich gegenüberstanden; so war sie auch nicht als spezielle Arbeiter-Universität gedacht; immerhin sah man sich jedoch zur Bildung des Verwaltungsrates gezwungen, sich an die Gewerkschaften um Ernennung dreier ihrer Mitglieder zu wenden. Bezeichnend ist dabei, daß sich die Trade Unions dann nur unter der ausdrücklichen Bedingung dazu verstanden, daß ihnen Kosten daraus nicht erwachsen dürften.

Die Richtlinien des Lehrgangs sollten sich, im Gegensatz zu denen der in Oxford bereits bestehenden Colleges, „die zwar: die Parlamentarier mit dem Inhalt der klassischen griechischen Tragödien bekanntmachten, sie dabei aber in Unkenntnis ließen der Tragödien des modernen Kapitalismus" — aufbauen auf die neuen Verhältnisse, welche die Menschen zwängen, sich im Kampf ums Dasein Schwierigkeiten anzupassen, wie sie noch nie zuvor bestanden.

Man wollte einfach Leute heranbilden, die in ihrem Wirkungskreis ihren Arbeitskameraden nützlich sein sollten, und man erklärte aus-

drücklich, daß der Zweck nicht etwa sei, einzelne Leute „hochzubringen", und Rechtsanwälte, Prediger, Lehrer, Journalisten oder dgl. aus ihnen zu machen, sondern es gelte, tüchtige, einsichtige Staatsbürger zu erziehen. Die Festsetzung dieser Zweckbestimmung zeigt deutlich, daß man fühlte, um was es ging, und der Erfolg hat bewiesen, daß es vollkommen richtig war. So kehrten denn die Studenten des Ruskin College in ihre Berufskreise — zur Grubenarbeit, zur Landwirtschaft, in die Fabriken oder Läden — zurück, über ganz England verstreut, übten sie ihre segensreiche Tätigkeit als Berater und Helfer, als Lehrer der Volksbildungsinstitute, als Leiter genossenschaftlicher Betriebe und dgl. aus.

Ruskin College hatte übrigens auch bei dem ihm zur Seite stehenden Lehrkräften ein ganz besonderes Glück, denn hervorragende Kräfte stellten sich ihm im Laufe der Jahre zur Verfügung, und unter diesen ist der jetzt zurückgetretene Leiter Sanderson Furniß besonders zu erwähnen.

Sanderson Furniß, der jetzt nach fast 20 Jahren aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung des Ruskin College zurücktritt, hat ganz wesentlich zu der nunmehr glänzenden Stellung dieser Hochschule beigetragen. Blind von Geburt, hat dieser treffliche Mann es durch seine Ausdauer, seine Charakterstärke und seine Fähigkeiten verstanden, die ihm durch seine Blindheit entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden; er studierte an der Universität in Oxford, bestand die Prüfung mit Auszeichnung, und nachdem er außerdem noch ein Studium der Volkswirtschaft erledigt hatte, kam er 1907 an die Ruskin Hochschule, wo er denn allmählich zu dem Posten des Leiters heraufrückte. Sein unermüdliches, hingebungsvolles Wirken für die Hebung der Arbeiterklasse hat er sowohl in Wort und Schrift in zahllosen Versammlungen, Vorlesungen, Kursen, Reden im ganzen Lande und in verbreiteten Zeitschriften betätigt, und überall hat es segensreiche Früchte getragen. Ganz besonders seine volkswirtschaftlichen Lehren, auch mehrfach in Druck niedergelegt, haben viele seiner Studenten sehr gefördert, und es fällt ihm zweifellos ein großer Teil des Verdienstes zu, daß — nachdem sich die Labour Party mit dem Ruskin College zusammengeschlossen — von den früheren Studenten des Ruskin College neun dem englischen Parlament als Mitglieder der Labour Party angehören. Auch Frau Furniß stand ihrem Manne eifrig zur Seite und wirkte einige Jahre als Lehrerin der deutschen und französischen Sprache an der Hochschule, sie wird als Vertreterin der Labour Party in Banbury, ebenso wie Sanderson Furniß, auch fernerhin der Arbeiterbewegung treu bleibend, in gleichem Sinne weiterarbeiten.

Ruskin College hat sich, seitdem Herr Furniß seinem Lehrkörper beigetreten ist, entsprechend den in den Verhältnissen Großbritanniens vorgegangenen wirtschaftlichen Aenderungen und politischen Entwicklungen gänzlich umgewandelt, aus dem ganz bescheidenen Unternehmen ist jetzt ein angesehenes Institut erwachsen. Aus der damals noch bedeutungslosen Arbeiterpartei entwickelte sich die Labour Party, die in Zeiten der schwierigsten politischen Verwicklungen Europas an die Spitze des britischen Weltreichs zu treten berufen war. Der Einfluß der Labour Party hat durch die Leistungen des Ruskin College an Tiefe und an Macht in geistiger Hinsicht im englischen Inland zugenommen, und dies wird gekennzeichnet durch die veränderte Stellungnahme der beiden anderen Parteien des englischen Parlaments zu der Frage der Volksbildung, und hierbei wirkte die Labour Party führend — nicht nur im engeren

eigenen Interesse, sondern auch, weil sie sich bewußt ist, daß der Sieg ihrer Ideale sich nur verwirklichen läßt durch das Mittel einer aufgeklärten Demokratie.

Ruskin College, einst unter anderem Gesichtspunkt ins Leben gerufen, erwies sich gerade als die Schöpfung, deren die aufstrebende Labour-Bewegung bedurfte, um die aus den Gewerkschaften hervorgehenden jungen Kräfte zu Kämpfen für ihre Zukunft heranzubilden.

So wurde denn im Jahre 1910 die Verwaltung, die zunächst aus Universitätspersönlichkeiten und Arbeitervertretern bestanden hatte, umgewandelt und ganz der Labour Party unterstellt; nunmehr setzt sich der Verwaltungsrat nur aus Vertretern der Arbeiter-Organisationen zusammen, welche Studenten in die Hochschule einweisen. Es ist wohl nicht nötig hervorzuheben, von welch außerordentlicher Bedeutung für die Labour Party, für ihre Organisation und bei Wahlen das Ruskin College geworden ist.

Auch sonst hat sich die Universitäts-Hochschule jetzt bei den Behörden durchgesetzt und die Gleichstellung mit den anderen Oxforder Hochschulen im Jahre 1920 auch darin erreicht, daß Ruskin College bei der für die Universitäten ausgesetzten staatlichen Dotierungen mit entsprechendem Betrag beteiligt wurde; ein deutliches Zeichen der Anerkennung für die Erfolge und die Leistungen der Arbeiter-Universität Ruskin College.

Die kriegerische Tat des Friedens

Dem Werke Otto Dix'

Von Erwin Frehe

Mit dem Schwinden der Zeit verlieren die Ideale ihren Glanz — die Distanz zum Erlebnis nimmt ihm den grausamen Kontur eines Erlebenmüssens: es ist beinahe körperlich zu spüren, wie einstige ekstatische Schreie es heute nur zu einem Wimmern bringen, das resigniert abklingt. In normal stabiler Luft gibt es nicht das Auflodern des seelischen Tanks, in das ein verirrter Funke fiel und Brände entfesselte. Erregung ebbt ab und flüchtet hin zur Erinnerung, zur süßen oder nüchternen Erinnerung, die eben nur sagen kann, daß einmal Glut war . . . einmal war — beinahe wie ein Märchen. Und die Situation jährt sich, Jahrzehnte fluten darüber hin. Die letzte Konstanz bildet ein Gedenktag, an dem die Rückschau Feierlichkeit entfesselt und an dem das Zurückblicken vielleicht noch einmal Ernst und Würde hervorzaubert, wie man das Gewand des Alltags wechselt mit dem des Sonntags. Und wenn auch der Tag nicht vergessen wird, der Feiertag, der Festetag, es fragt sich, was fehlt aus zeitlichem Manko, das einfach nicht ausgeglichen werden kann.

Der Krieg — ist es nicht schön, zu hören, wie ferne dieser Klang über Land zieht, wie ein kriegslustiger Zug, der fern vorüberzog und der manchmal noch ahnen läßt Entsetzen oder auch Freude über seine tönerne Musik? Ist die Gottstimme des Menschen, der aus der Geißelung heil hervorkam und Finis proklamierte, ist diese Stimme nicht schwach geworden, brustkrank? Wir beben nicht mehr vor ihm, dem Kriege, auch wenn er eingehüllt in das schwarze Tuch des Allumfassenden erscheint, wenn er sich wuchtig vor uns aufpflanzt als Kon-

quistador, der das Endliche seit Urtagen grollend durchzieht. Wir beben nicht — sei es. weil der Baum blüht in rosa Blust und Aepfel tragen wird, sei es um der Luft willen, die dich und mich wohlig umweht, sei es, weil wir leben in Gesundheit und Genüge finden in diesem Beharren — es bleibt sich gleich. Der Krieg? Schweige Freund und wecke nicht Schatten und Zeichen an der Wand, die in Abgründe zerren, warum willst du nicht zufrieden sein mit dem Tage? Dies sind die Reden des heutigen Tages, sind die Meinungsauslösungen über eine Sache, die vor wenigen Jahren panisches Entsetzen erregte, bei den Vitalen Unruhe und bei den Schwachen blasse Furcht.

Ein Erlebnis, das Werk auslöst, trägt die Gestalt des Betrachtenden und kann von künstlerisch-physiognomischer Betrachtung aus sachlich, sentimental, herrisch oder nüchtern sein, kann die Skala der Empfindungen durchlaufen von Schleim bis zum Erz; je nachdem der Former potenziert ist, wird auch sein Gebilde ausschauen. Man kann den Krieg sentimental empfinden, Sentiment kann zur Furcht tendieren und ebenso wird auch Wagemut, heroische Kühnheit immer nur den Reflex eigenen Seins aussenden können. Jeder erlöst sich . . . Ein Künstler, der in der Behausung des Krieges wohnlich eingerichtet war und von dem jeder Bleistiftstrich gleichzeitig realsubjektive Anschauung wie ungeheure Entflammung kündete, der das Grauen ansah sachlich, verwundert und empört zugleich, der die Fetzen von Front- und Frontkrieg streichelte, der Monumente von Grausen und Schönheit in sich hineintrank, ein solcher Künstler ist Otto Dix. Sein Name vielleicht bekannt wie der anderer, aber wenn wir heute ihn in das Zentrum der betrachtenden „Erinnerung" stellen, so darum, weil es nicht mehr erträglich scheint, Rückblick zu paaren mit einer gewissen Stabilisierung, Monotonie mit Aufrasen, weil er als der dem Schrecken Naheststehende jetzt in dieser gleichgültigen Stunde den Spiegel heben kann und eine Fratze weisen kann dem Stabilen: das bist du! Darüber hin bist du geschritten, da hast du dich eingezeichnet mit eisernem Griffel und fast geschrien, gebetet, geweint. — Die Gleichnisse Christus' sind fabelhafte Umschreibungen; die Bilder auf der Leinwand Anschauung, wollen Sinn vermitteln, der unmittelbar nicht zu erkennen ist. Die Wesenheit modernen Lebens bedingt dergleichen nicht, vielmehr muß der Künder hineingestiegen sein in den Kraterkessel, muß opfernd die Sache über sich hinwegtosen lassen und den Widerhall der Empfindung aus seinem Innern herausreißen — muß Feuer eigenen Richtens verwandeln in wahnsinnige Schau. Ueber den Sehenden hinweg brandeten die Orkane ihre apokalyptischen Stürme, er will sie aufhalten durch konzentrierte Festlegung, die tausendfältigen Appell aussendet, die Ruf ist für den Freien: Das sollen wir sein! Er stellt einen Pfahl in die Erde und hißt eine Fahne: mag Entscheidung fallen, wie sie wolle, ich presse Stahl in euer Herz — brüllt oder betet, es ist mir gleich.

Otto Dix' untheatralische Manifestation gegen den Krieg ist unhemmbarer Anprall gegen den Geist traditioneller Konvention, die am Jahrestage einen Kranz niederlegt und Verpflichtung damit in jenseitige Gefilde abgeschoben zu haben glaubt — ist zeitlich-unzeitliche Kundgebung, die den Schläfer rüttelt, dem Gleichgültigen Stellungnahme zudiktiert und die in ihrem ausgebreiteten wilden Wollen — Bergpredigt des zwanzigsten Jahrhunderts genannt werden kann. —

Die Auslösung wird von allgemeinem Fühlen aus Pazifismus genannt. Und alles zielt auch darauf hin. In den Augen des Wahnsinnigen glimmt etwas, das über Entsetzen hinausgeht; er ist mehr Mensch als wie die toten Mechanismen, Hand am Abzug. Die Blume, die aus der mit Erde angefüllten Hirnschale wächst, die keusch emporsteigt und duftet in Pestumgebung, ist Symbolisierung eines zeitlichen Zustandes: Tod! Wo ist dein Leben? Ja wo?! Die Geliebte am Tore des Gartens wird demütig vor unnennbarer Sehnsucht und die Mutter schaut in das Flackern der Herdflammen wie in die Augen ihrer Kinder: alles schwingt verhalten oder leidenschaftlich im Zukünftig-Frohen, alles bewegt sich auf einen Brennpunkt zu, einem Sammelpunkt der Gefühle: Friede. Die Männlichkeit erster Tage versinkt und macht einem weich weiblichen Schauen Platz: Friede. Keine Glocke, die aufbirst vor Zorn und über Land tönt in verletztem Stolz, es ist das feine Singen einer Ave-Glocke über abendlichen Feldern, ein heimlich-trauter Gesang vom Hause, von dem Rufe eigener Scholle. Kein Zweifel: dies ist der Friede der Heimat und hierin liegt auch ganz wesentlich die Vorstellung des Wortes Pazifismus. —

Lassen wir das vorläufig und beschauen uns ein wenig selbst. All unsere Handlungen sind determiniert vom Vergangenen, wir sind einfach Festgebundene an Historie und Blut. Die Vorstellung mag unangenehm sein, man kann seltsame Begründungen heraushören, die den verflossenen Krieg mit unterbauen halfen. Man verstehe eine Berufung auf Tradition nicht falsch — die Herrengeste des Blaublütigen hat hiermit nichts zu tun. Es ist die einfache Anerkennung dessen, daß zwar jeder eine Stufe höher gesetzt ist im menschlichen Leben, daß er aber auch tief hinuntergreift in den Ablauf des Werdens. Kurz — es kommt darauf an, ob Pazifismus Verankerung haben kann im Tiefsten unseres Seins. Beim Durchfahren des Vergangenen leuchtet jede Spanne weit die Röte des Blutes, der Klang der Schlachtfelder steigt fiebernd aus den Jahrhunderten und die Zeit der Mann- und Mann-Kämpfe fällt in die Jahrtausende. Das Leben ist abgestimmt auf Kampf und List, auf Ränke und Zwist, auf die niedersausende Schneide des Schwertes. Es schäumt etwas von Daseinslust in diesem Treiben — die Kämpfe der Edda sind umwoben von heller Freude in ihrem großen Zusammentreffen von Mann und Mann: leise klingt der Unterton von Frauenklage mit. Und Kreuzfahrers Südreise, weinjubelnde Züge der Landsknechte in europäischen Landen: wo bleibt da — von uns aus! — das unermeßliche, uferlose Entsetzen, der Ekel vor den Taten der Söhne des Mars? Wo bleibt die konsequent radikale Abkehr und Verneinung aus Ethos, aus ethischer Fundamentierung, die eben in ihrer ewigen Unbedingtheit nicht nur heute und morgen setzt, sondern auch gestern? Erwiderung kann betonen, daß man den Heiligenschein der Verklärung vom Verflossenen nehmen müsse, um das Wesentliche finden zu können: auch vergossenes Blut leuchtet farbenfroh. Aber auch das etwas naive Hinwegräumen des Putzes führt nicht weiter; das Nein aus Religion — denn das wäre eigentlich nur möglich gewesen, trotzdem sie die Ehe einging mit schlachtdurchtoster Welt — kommt aus der beschwörenden Haltung des Talars, die nicht annehmbar ist. Und so muß der Abschluß sagen, daß der deutsche Mensch der Gegenwart eigentlich ganz gefährlich eingebunden erscheint in eine überlieferte Melodie, der er sich vielleicht verpflichtet fühlen könnte, noch ein paar Töne anzuhängen,

noch einen Vers hinzuzudichten — nur um das durch die Jahrhunderte gesponnene Band nicht bei ihm abreißen zu lassen. Es ist wahr, daß mittelalterlicher Krieg keine panikartige Flucht beim heutigen Betrachter auslöst; vielleicht hat die Erwartung auf Himmelsfreuden Schuld daran, daß der damalige Mensch lachend mit dem Tod tanzen konnte — vielleicht. Aber ebenso gewiß oder gesteigert bis zum letzten, ist auch, daß die ganze Perspektive verschoben wird, sofern man sich dem Gegenwärtigen nähert. Der bequeme Einwand könnte sich rechtfertigen, indem er auf die Gegenständlichkeit eigenen Erlebens hinweist — eigener Schmerz hat eigene Blickrichtung. Die Problematik liegt aber auf anderer Ebene. Das primitivste Fühlen sagt, daß kämpfen in silberner Brünne mit dem Einsatz von Leben und Mut etwas ganz anderes ist, als wie das Unschädlichmachen durch den Dampf der Gase, durch den Brand der Flammenwerfer, durch Granatenabwurf der Flieger. Dem ungehemmten Lodern aufrauschenden Blutes schiebt sich kühl und eisig ein Wertendes entgegen, eine zeitlich gebundene Hemmung: die Sachlichkeit des Intellekts, der aufflammenden Trieb einkastelt in die Nüchternheit seiner Betrachtung, der einem Strom Bett zuweist und Dämme der Einsicht errichtet gegen die Wildheit seines Tobens. Das scheint sachliche Lösung zu sein — es ist die Frage, ob in ihrem Gefolge sich die Befriedigung einfindet, ob die Pol- und Polspannung Genüge findet auf äquatorialer Basis. Es liegt hier der Hexenkessel, in dessen Strudeln unsere Jahre treiben: kühle Logik kämpft mit übermächtigem Drang, vernunftgemäße Erwägungen fechten mit den Ausbrüchen des an die Vergangenheit angeschlossenen Lebens. Wie klar, daß der vom Verstand Gestützte im Vorteil ist, weil seine Beweisführungen zeitlich unterbaut sind. Doch auch wie klar, daß in seinem Bewußtsein etwas vergewaltigt wird, zurückgedrängt wird durch ein Größeres. So stehen sich These und Antithese gegenüber, obwohl beide in ihre Bezirke hineingreifen: der Kriegsdurstige, der „beweist", daß es immer so war und auch sein wird, und der Pazifist, der „heroisch" sein will und Bedingtheiten nicht leugnet, und mit dem etwas ganz Ungeheures anhebt, eine Synthese, die, vom Vergangenen gepackt, dem Zeitlichen Rechnung tragend, zum Zukünftigen gleitet.

*

Henry de Montherlant: „Eine Lehre von Nicht-Gewalt, die frohe Seelen anzieht, scharrt auch die Feigheiten um sich . . . Es gilt, einen Frieden zu bringen von der Seelengröße des Krieges . . . Der Friede muß ‚Leben' sein, und nicht Entkräftung des Lebens." Diese Sätze schlagen in das Zentrum pazifistischer Ueberzeugung. Sinnlos, Blutbäche verströmen zu lassen und doch — wir sind keine Schemen, die im Häuslichen beharren. Die Wucht des Krieges hat sich transformiert zu geistiger Größe: das muß konstante Erklärung des Pazifisten sein, von hier aus wird er den Abscheu des modernen Krieges umgeformt haben und gleichzeitig jenes Grandiose, das dem Begriff Kampf zugrunde liegt, zu sich gezogen haben, um ihm von Ebene zu Ebene gegenüberzustehen. Zuerst: ein Wort wie Pazifismus ist vieldeutig — es liegt in der allgemeinen Auffassung ein Hauch von lindem, weichem Gefühl darum, das bis zum Verzärtelten gehen kann und andererseits kann die granitene Ueberzeugung des Sicheren sich darin aussprechen. Das Erstere als Norm genommen, so ergibt sich die Feststellung, daß die

Träger solcher pazifistischen Einstellung fern einer kühlen Erkenntnis und fern einer in Bahn gelenkten strotzenden Vitalität auf dem Nachen ihres seligen Gefühls träumen. Die wesenhaft weibliche Anschauung vereinigt sich mit einer gewissen Ekstatik; die brünstigsten Fanatiker wachsen in diesen Gefilden. Sie haben nicht nur die Blume Pazifismus gepflückt, sondern tragen einen ganzen Strauß von Ideen und Mysterien mit sich herum — Gott und Christus, Geist und zweites Ich, das Irrationale wie alle Paradiese des Jenseits. Es fällt schwer, hier sachlich zu bleiben, doch muß gesagt werden, daß diese Träger des Gedankens mit ihren wie Strohfeuer aufbrennenden hysterischen Krämpfen die Idee verschandeln. Vor tathafter Härte des Gedankens schwimmt ihr Kahn im Unendlichen. —

Es gilt Worte, die einen Ideengehalt ausdrücken, freizuhalten von den kleinen Schmerzen des Mitgerissenen. Erstes Gebot einer diesseitig-zukünftigen Welt heißt Männlichkeit, heißt ledig sein täuschender, vagierender Luftspiegelungen. Daß dem pazifistischen Ideal mit harter Unterbauung das Zukünftige gehört — nun, es bezweifeln es selbst die Zünftigen schon kaum mehr, trotzdem sie im öffentlichen Jargon etwas anderes reden. Nur der Inhalt eines Kriegsgegnertums muß sich wandeln, es darf nicht so sein, daß die Auswirkungen dieses Gedankens im trauten Heim landen, in der Gemütlichkeit des Familiären. Krieg war bis jetzt, oder genauer gesagt, bis zum Anbruch der Zivilisation das periodische Feld des Lebens, auf dem Stärke und Mut triumphierten. Durch neuzeitliche Technik wird es eine Auswirkungsstätte für die Raffiniertheit des Materials — es gibt — vom Fühlen des Ganzen aus — nichts Ekelhafteres als wie den „Massenmord". Eine allgemeine Annahme verwandelt sich — vorläufig vielleicht nur für einzelne — radikal: physisch-technische Kraft ist nicht mehr Größe, sondern vergangenheitsgebundene Tat, die atavistisch bewertet wird. Groß — mit dem verklärenden Schimmer eines Bestehenbleibens, eines unveränderlich Gepriesenen — gilt Tun aus geistigem Reservoir, gilt Handeln, das getrieben wird von der feurigen Peitsche des Vorwärts, des Fortschritts: der mentale Globus hat sich einmal gedreht. Die begrüßten Bilder des Lebens verwandeln sich; auf brausendem Roß jagte der Feldherr in das Getümmel der Schlachten und einsam suchte sein Innenblick Zuversicht bei dem Allmächtigen — und nun? Einsame Stube des über dem Werk Versunkenen, klösterliche Ruhe der Laboratorien, jauchzender Sang aus technischer Werkstatt — es wird gewartet, man bedenke, es wird gewartet von allen auf die Auswirkungen dieses zeitsymbolischen Schaffens. Die Mythen der Moderne liegen in diesen Ausschnitten. Schaffen wendet sich an Volk, an Gesamtheit, und der Schaffende ruft — nein, er steht auf den Schilden, die ihn jubelnd preisen. Im Pantheon des Geistes ruht sein Bild. Seine Tat, sein Tun ist Symbol für kriegüberwindenden, kampfbejahenden Pazifismus. Idole der Zeit: der Feldherr verschwand und um den Erfinder, den Wissenschaftler, den Techniker, den Forschenden legt sich die Gloriole geschichtlichen Bestandes. Die Forderung, daß Pazifismus Größe haben müsse, wird in ihrer eindeutigsten Gestalt von ihm erlöst: in abendländischer Geschichte beginnt der Geistige zu dominieren. Es ist ein Anbruch, man verstehe recht, über Stromschnellen noch aufgereckter physischer Vergangenheit erhebt sich ein neuer, zäher, harter Typus von Mensch, dessen Wollen aus dem Geistigen kommt und weltliche Gefäße sucht, um

der Erfüllung willen. Es allein kann sinnbildlich einen Pazifismus verkörpern, der in Einklang mit männlicher Zukunft steht.

*

Wenn man heute in hoffähiger Gesellschaft als eine Garantie für den Frieden die Objekte der Kriege preist, wenn man die unzerbrechliche Einsicht derer, die Kreuz und Marterkrone gleichermaßen getragen haben, nimmt als eine konstante Gewähr — welche mitleidige Geste aus spöttischer Ueberlegenheit, was für ein Blick des Nichtverstehenkönnens! Wenn einmal der Pöbel eingegriffen hat in die Geschichte der Welt, so ist das allemal ein Irrtum, der korrigiert werden muß. Bei einigermaßen behaupteter Haltung der Alteingesessenen endigt die Sache einfach mit Enthauptung: auch die Krähen wollen leben, Im anderen Falle — wenn das allzu Morsche doch zersplitterte — umgarnen die Routinierten mit ihren Maschen den ungebärdigen Sohn, bis sie ihn fest haben: sieh, wie er zappelt, der starke Hecht, gefangen in seinem eigenen Netz. Es wird jetzt öfter in starken Brusttönen vorgetragen, daß die Schwingen der Armenviertel nicht ausreichten, um die Spannung von Palast und Hütte zu durcheilen. Der Massenwille — dessen Spitze, die Barrikade, jetzt allgemach im Sphärischen verschimmert — wird nicht mehr hoch eingeschätzt. Erst kürzlich betonte Karl Anton Rohan, daß es nur darauf ankäme, „daß die bodenständigen Geschichtsträger, die berufenen Führer der europäischen Nationen, sich zur Erkenntnis durchringen, daß Europa nur in Einheit weiter bestehen kann . . .“ Die Erkenntnis der bodenständigen Geschichtsträger — man sieht beinahe die akzentuierten Gesten diplomatischer Korps. Das Wesentliche ist, daß heute Krieg oder Frieden geschlossen oder vereinbart wird, ohne daß auch nur daran gedacht wird, den wesentlichen Faktor für solche Beschäftigungen einzusetzen: das Volk . . . oder in schöner bekannter Abwandlung: den Pöbel. Geschichte „machen“ gehört natürlich nicht zu seinen Obliegenheiten — er würde die Gosse in Fürstenkleidern mit herumtragen. Es bleibt ewig Objekt, Strom, der eingeschaltet wird, nach Belieben. Wird Krieg angefangen, so sind dort die Gewehre; ist Friede, so tue deine Pflicht: dies ist die Sentenz aller Bemühungen. Aus dieser Blickrichtung bekommen proletarische Bekenntnisse zum Frieden grotesken Anstrich, sie werden karnevalhaft gewertet, d. h., man sieht immer ihr Ende, ihr Verrauschen.

Friede wird, wenn der „Geschichtsträger“ es will . . .

*

Es jährt sich der Tag — und in den Städten finden die Gedenkfeiern mit Bürgerball, Konfetti und Prämiierung statt, während über die menschenreiche, schlafende Vorstadt der fahle Mond segelt. Und während man im lichtschlingernden Saal toastend des unbekannten Soldaten gedenkt, pressen die Lahmen, Blinden, Verkrüppelten und Zerschlagenen ihr heißes Gesicht in die Kissen — auch sie wandern in Erinnerung. Und ihr Stöhnen würde auch eine seltsame Musik abgeben, eine magische Musik, aus der die Hand des Knöchernen hervorgrinst. Aber vielleicht fehlt den Freudigen nur ein wenig Anschauung, um zur Wandlung zu kommen. —

Der Wille der Arbeitenden ist ganz eindeutig und ganz real: es soll kein Krieg mehr sein. Aus eigener Autonomie und eigenem Kraftbewußtsein wächst diese Erklärung nüchtern und flammend zugleich

empor. Ihr Wille — das ist kein verschwommenes Produkt eines dichterischen Gemütes, darüber der weiter mit einer Zahl operierende Staatsmann zynisch lächelt, das ist vorläufig wohl noch mehr literarische Proklamation, Gesinnung, die im Intellekt und Gefühl verankert liegt, jedoch wird bei entscheidungshaften Anlässen dieser durch Worte proklamierte Wille aufstehen zur Tat wie Phönix, der aus Glut kam. Gegen Vergessenheit hallt der Wachruf: hier grüßen wir unseren Bruder und Freund Otto Dix. Ganz zuletzt aber schiebt sich in die Betrachtung ein wagehalsiger, listiger Einwurf, der darum so schwerwiegend erscheint, weil seine Basis nahe der Unsrigen liegt und doch wieder weit von ihr getrennt ist. Jene Ansicht nämlich, die besagt, daß man über das Lebendige nicht die grauen Tücher der Festlegung, der festgefahrenen Stellungen legen solle, denn diese wunderbare Welt welke hin, wenn man sie an die Formel binde. Zwischen Aufgang und Niedergang rauscht das Leben. Und die Ahnung davon, daß Aeonen dich und mich wiegten, bis wir an der Insel Endlichkeit landeten, und daß wieder Aeonen sich über uns schließen werden im Weltallgesange: das wäre keine dämonische Einstellung zum diesseitigen Leben? Wäre beim Schreiten im Takte weltlicher und unendlicher Melodie? Intellekt fügt sich hier ein wie Gefühl; die Spezies fallen zusammen. Und alle Manifestationen augenblicklicher Welt tragen das Gewand des Ewigen. Der Einwand von Leben und Dämon legt sich schlafen zu Füßen seines größeren Bruders.

Schweigen im Bewußtsein eines Gedankens, einer Idee, heißt die Aufgabe der dem Trubel Fernen, die in sich beharrend willensstark zeitliche Geschehnisse meistern wollen. Schweigen nach außen — aber innen felsenfeste Ueberzeugung aus einer Gesinnung, die stark genug ist, um ohne Mattheit aus dem Nur-Wollen Tat zu gebären. Am Rande Europas knistert es. Es heißt stark zu sein in Hinsicht auf kommende Prüfungen. Wenn die grelle Lohe in unserer Nähe emporschlägt, werden diejenigen auf der Tribüne der Zeit dominieren, die heute rastlos einer Idee anhängend schaffen: ihre schweigsame erzene Haltung wird dann von Leidenschaft und Willen künden.

Das dreihundertjährige New York

Von Ludwig Köveß (New York)

Deutsch von Stefan J. Klein. — Nachdruck verboten

Manhattan Island — wie es war

Florentine Verrazzani hatte bereits im Jahre 1524 die Insel Manhattan aufgesucht, doch beginnt Manhattans authentische Geschichte erst im Jahre 1609, als Henry Hudson auf seiner Forschungsreise hierher gelangte.

Henry Hudson diente der holländischen Handelsschiffahrt. Holland war ein kleines Land, doch wurden seine Söhne infolge der geographischen Lage Schiffer, die Schiffer begründeten den Handel, als Folge des anwachsenden Handels durchkreuzten immer mehr Schiffe die Meere, und so gelangte Holland vermittels seines Handels zur Kolonialmacht.

Im Jahre 1609 faßten die Holländer im Tal des Hudson Fuß. Im Jahre 1614 erbauten hier holländische Ansiedler ihre ersten primitiven Hütten.

Im Jahre 1621 erteilte die holländische Regierung der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft die Erlaubnis, die Ansiedlung und die Verwaltung der Kolonien in die Hand zu nehmen.

Der erste richtige Gouverneur war ein Westfale namens Peter Minuit, der im Jahre 1624 den Indianern Manhattan Island abkaufte, und zwar für Waren im Werte von 60 Goldgulden, also ungefähr 24 Dollars.

Die kleine Stadt wurde New Amsterdam genannt, und zählte im Jahre 1650 bereits 1000 Einwohner. Die Bürger legten Farmen an, kauften von den Indianern Felle und bauten primitive Befestigungen.

Die Siedler hatten bei den Verwaltungsfragen nicht das geringste mitzureden. Peter Minuit, dann Van Twiller, Wiliam Kieft und Peter Stuyvesant waren Autokraten.

Der Handel führte vielerlei Völker in das kleine New Amsterdam. Obschon die Stadt im Jahre 1643 nur 400 Einwohner zählte, redeten diese doch achtzehn Sprachen.

Die die Macht ausübenden Holländer versuchten das Feudalsystem in der Form einzuführen, daß für jene, die neue Siedler ins Land brachten, längs des Hudson je 1000 Acre Boden abgetrennt wurden, und die neuen Siedler, die keine eigene Farm erhielten, waren gezwungen, dem Gutsbesitzer Pacht zu zahlen, sowie an die Herren andere Leistungen und Dienste zu entrichten.

Im Jahre 1664 eroberten die unter dem Befehl von Nicholas stehenden Engländer New Amsterdam, das von nun ab nur noch übergangsweise in den Besitz der Holländer zurückgelangte.

Der erste englische Gouverneur war Sir Edmund Andros, während dessen Herrschaft die Stadt den Namen New York erhielt, zu Ehren des Herzogs von York, dem Karl II. die ganze Kolonie schenkte.

Einige historische Daten

Im Jahre 1741 lehnten sich die Neger, die die Hälfte der Einwohnerschaft ausmachten, auf. Die Rebellion der farbigen Sklaven wurde niedergeschlagen.

Im Jahre 1770, fünf Wochen nach dem Blutbad von Boston, kam es zu einem Zusammenstoß zwischen den Anhängern der Revolution und englischen Soldaten, die das von den „Söhnen der Freiheit" errichtete Freiheitsdenkmal entfernen wollten. Um diese Zeit zählte New York 20 000 Einwohner.

Die britischen Soldaten räumten 1783 die Stadt.

Zwischen 1785 bis 1790 war New York die Residenz der Bundesregierung und im Jahre 1790 auch die der Staatsregierung.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte New York bereits 60 000 Einwohner, und von da ab vergrößerte die massenhafte Einwanderung rapid diese Zahl.

*

Das New York vor 300 Jahren war ein felsiges, teils bewaldetes Gebiet. Die Stadt erstreckte sich nur bis zur gegenwärtigen Wall Street-Linie, und zwar vom gegenwärtigen Battery-Park ausgehend, wo sich die Festung Amsterdam erhob. Von dieser erhielt der kleine Park seinen Namen. Dort, wo sich heute die Bankpaläste des Weltimperialismus in die Wolken bohren, lebte vor 300 Jahren eine kleine Gruppe stiller holländischer Kolonisten in niedrigen Hütten.

Das untere Manhattan

Ein sommerlicher Winter. Man kann kaum glauben, daß wir Mitte Februar haben. Es ist warm, die Sonne kämpft mit dem dichten Nebel.

Sonntag. Auf dem unteren Broadway spazieren heitere Menschen. Soweit das Auge reicht: große Handelshäuser, Export- und Importfirmen, Warenhäuser, Webereien, Mützenfabriken, Kleiderfabriken.

Auf große Entfernungen vergoldet die Sonne alles, und erst jenseits dieser Entfernungen — dort, wo sich die Hochbahn mit der City Hall kreuzt, gehen die rasenden Autos im Nebel unter.

Die „Kathedrale des Handels"

Das Woolworth Building ist der höchste Bau der Welt. Aus der Ferne sieht er wie eine Kirche aus, und man erkennt erst in der Nähe, daß dieser König der Häuser, der 58 Stockwerk hohe Wolkenkratzer, das Woolworth Building ist.

Das Innere blendet. Ueberall Marmor und Gold. Der größere Teil des Gebäudes befindet sich im Besitze der hervorragenden Persönlichkeiten des kapitalistischen Raubhandels. Das Gebäude ist auch bewohnt, es hat insgesamt 14 000 Bewohner und Angestellte, und wären die Wohnungen nur halb so bevölkert wie die Häuser der unteren Ostseite, so hätten in diesem Hausriesen 30 000 Menschen bequem Platz, also die Gesamteinwohnerschaft einer ziemlich großen Stadt.

Sonntags kann man nur gegen ein Entree von 50 Cents mit dem Lift hinauffahren. Der Expreßlift legt in der Sekunde ein Stockwerk zurück, und saust mit wahnwitziger Geschwindigkeit bis zum 54. Stockwerk empor. Es währt keine ganze Minute, und wir stehen bereits zu Füßen der Kuppel. Von hier führt ein Turm-Lift hinauf, weitere vier Stockwerke, doch nimmt dieser nur sechs bis sieben Personen auf.

Wir befinden uns im Turm. 792 Fuß über dem Bürgersteig. Zwischen den Wolken. Ringsum erhellt der Sonnenschein alles, etwas tiefer unten jedoch ist es bereits grau, und in der Ferne ist in der Luft, in einer Linie mit dem Turm, ein dichter, bläulich-schwarzer Saum sichtbar. Eine Wolke, sich ringsum erstreckend, die wir jedoch erst in der Ferne verdichtet sehen.

Menschen, Autos, Trams bewegen sich wie kleine Spielzeuge unten auf dem Broadway, — und wir sehen auch ganz kleine Häuser, 22 bis 28 bis 36 Stock hohe Häuser. Die etwas weiter emporragenden Wolkenkratzer muten von hier oben wie zierliche Konditorschachteln an.

Von Nord-Ost her legt sich der Schatten des Woolworth Buildings, ins Maßlose gedehnt, über einen Teil des unteren Manhattan und verdeckt diesen.

Die Ausmaße des Woolworth Building werden am besten durch folgende Zahlen erklärt: die Lifts des Gebäudes befördern im Jahre 11 Millionen Menschen, täglich werden 150 000 Briefe und Pakete zugestellt.

Während der Lift mit uns hinuntersaust, ertauben unsere Ohren; mit mehr als Schnellzugsgeschwindigkeit stürzen wir die 54 Stockwerke hinab.

Die Wall Street

Vor 200 Jahren stand an der Stelle der jetzigen Wall Street noch ein Wall, den der Gouverneur Stuyvesant im Jahre 1653 zum Schutze

von New Amsterdam hatte errichten lassen. Von diesem Schutzwall stammt auch der Name Wall Street.

Heute ist diese Linie der Goldwall des amerikanischen Imperialismus, hinter dem hervor die Vorläufer der Army und Navy (Armee und Flotte) in die fremden Länder auslaufen: die Kapitalsinvestierungen. Aktie, Kreditbrief, Wertpapier, Obligation, Gold, Geld, Spekulation, Reichtum, wirtschaftlicher Untergang, Blut, Arbeit bis zum letzten Atemzug, Todesschweiß, — all dies ist im Begriff der Wall Street enthalten, der Wall Street von heute.

Wo die Broad, Nassau und Wall Street zusammenlaufen, dort befindet sich die mächtigste Finanz-Zentrale der Welt. An Wochentagen tummeln sich hastende Schwärme von Bankiers, Spekulanten, Börsenmaklern, Agenten, Rechtsanwälten, Schreibern, Laufburschen in diesen Straßen. Hier befindet sich die New York Stock Exchange, der größte Wertpapiermarkt der Welt; die Bankers Trust Company, ein Gebäude, das Wucht und Schönheit der Architektur vereinigt; die Federal Hall, ein niedriger, museumartiger Bau, wo der erste Kongreß getagt hatte; das United States Assay Office, das Münzamt, wo jährlich in gewaltigen Schmelzöfen Edelmetall im Werte von 50 Millionen Dollars verarbeitet und in Münzen mit 200 Tonnen Wasserdruck zu Geldstücken geprägt wird. Hier gibt es Wagen von unglaublicher Genauigkeit, die Tausend-Pfund-Lasten und federleichte Schuppen mit der gleichen Präzision wiegen. Und hier befindet sich auch der größte Geldschrank der Welt, ein fünf Stockwerk hoher Panzersaal, tief in den Boden gebaut.

Gegenüber von der Federal Hall steht das Bankpalais J. P. Morgan and Co., aus reinem weißen Marmor erbaut, und auf geringe Entfernung der monumentale Bau der Handelskammer, ebenfalls aus reinem weißen Marmor, in Renaissance-Stil, mit Bronzeverzierungen.

„Wall Street" bedeutet nicht eine einzelne Straße, sondern die ganze Finanz-Zentrale, umfassend Cedar, Pine, Broad, Nassau, William Street, Exchange Place und den unteren Broadway.

Auf der Cedar Street, nahe dem Broadway, befindet sich das Clearing House, das schönste Gebäude des Finanzbezirkes. Hier hat ihren Sitz die Clearing House Association, die 50 große Banken und Kreditinstitute zu ihren Mitgliedern zählt, und diesen Bankmitgliedern sind abermals andere Banken angeschlossen. Hier versammeln sich jeden Tag die Vertreter der Banken, um die gegenseitigen Abrechnungen der Banken zu regeln. Die Banken tauschen die bei ihnen eingelaufenen Schecks nicht miteinander aus, sondern zentralisieren und verrechnen sie hier. Der Wert der derart konzentrierten Schecks bedeutet einen täglichen Umlauf von 700 Millionen Dollars Schecks im Clearing House, das eine Art „Heiligtum" ist, — und nur von den Vertretern der Banken betreten werden darf.

Die Trinity Churchs

Wenn man vom Osten her die Wall Street entlang dem Broadway zustrebt, schimmert alles weiß und hell, denn die meisten Bankpalais sind aus weißem Marmor. In der Nähe des Broadway jedoch wird die Straße dunkel. Auf der andern Seite des Broadway hat die Wall Street keine Fortsetzung; die Straße wird düster abgesperrt von der Trinity Church, einem inmitten des alten Friedhofs emporragenden gothischen Kirchengebäude, das im Jahre 1846 errichtet worden war. Die Kirche

selbst ist nicht groß, aber ihr Turm ragt 284 Fuß über der Straße auf. Sie ist aus braunem Rohstein gebaut und hat einen massiven Bronzeeingang, geschmückt mit den Holzreliefs der Heiligen. Dies ist bereits die dritte Kirche des Friedhofes; die erste, 1697 erbaut, brannte im Jahre 1776 ab, die zweite wurde im Jahre 1846 niedergerissen, um der jetzt noch bestehenden dritten Platz zu machen.

Die älteste Grabschrift im Friedhof lautet: „Hier ruht Richard Chucher, gestorben im Jahre 1687, im Alter von fünf Jahren und fünf Monaten."

Die Trinity, die Kirche der Wall Street, ist die älteste Kirche von Amerika und zugleich auch die reichste. Das Einkommen der Kirche betrug im Jahre 1919 1 101 766 Dollars; und seither erhöhte sich diese Summe noch beträchtlich. Der Steuerwert der Immobilien der Kirche beläuft sich auf 13 719 550 Dollars, was dem realen Wert nach noch um mindestens ein Drittel mehr ist. Diese Kirche gehört zu den größten Hausbesitzern von New York und hat den Ruf der rücksichtslosesten Ausbeuterin der Mieter.

*

Der Abend bricht an. Die Lichter des Broadway flammen auf, aus den Fenstern der Wolkenkratzer stieren winzige Feueraugen, und die Spitzen der Häuser lodern flammend. Als würde über das untere Manhattan eine Brandfackel geschleudert. Der Oberkörper des Woolworth Building ist ein goldsprühendes Feuermeer. Und daneben kauert düster, kahl, traurig, zwergklein St. Paul Chapel, mit den Toten der alten Zeiten.

Vom absoluten Film

Von Adolf Behne

Das uns überkommene statische Bild, um die Möglichkeiten des Dynamischen zu bereichern, ist den Künstlern dieser Zeit als Aufgabe gestellt worden. Von wem gestellt worden? Eben von der Zeit. Hier handelt es sich nicht um Dinge, die der Kritik unterliegen, sondern um historische Notwendigkeiten. Wir denken viel zu wenig über die wunderbaren Zusammenhänge des menschlichen Schaffens nach, sonst würden wir z. B. erkennen, wie schon die Erfindung der Autotypie, die das Bild in ein Netz kleinster unfigürlicher Formen, nämlich in Quadrate, zerlegte, begonnen hat, unser Bildsehen auf eine ganz neue Basis zu stellen, indem wir ja im Rasterdruck unserer Bücher und Journale Gebilde vor uns sehen, aus deren an sich ganz sinnlosen Bestandteilen wir das „Bild" s c h a f f e n, durch Kombinationen der kleinen Quadrate in einem äußerst komplizierten Prozeß: ablesen — geleitet nur durch die Q u a n t e n der Quadrate und ihre räumlichen P r o p o r t i o n e n. Im großen Zusammenhang gehen die Chemigraphen, die Kubisten, die modernen Maler, der Film als Ganzes und im besonderen Maße der absolute Film zusammen.

Kann der abstrakte Film den Spielfilm ersetzen? Er soll und will es gar nicht. Wie ist sein Verhältnis zum Spielfilm? Während sich in den meisten anderen Gebieten menschlicher Produktion längst eine klare Scheidung vollzogen hat in reine Geistesarbeit auf Grund der klar und sauber herausgestellten Elemente der betreffenden Disziplin einerseits —

und andererseits in die vielfachen Anwendungs- und Einmischungsmöglichkeiten der dort erzielten Ergebnisse in andere Schaffensgebiete — eine Scheidung, die keineswegs ohne weiteres identisch ist mit der Scheidung Theorie und Praxis — existiert die Kunst noch heute für die meisten Menschen nur in den Formen ihrer Vermischungen, und überall dort, wo sie ohne Vermischung an der Erforschung und praktischen Bewährung ihrer spezifischen Gesetzlichkeit arbeitet, trifft sie der gänzlich schiefe Vorwurf, l'art pour l'art zu treiben. Wir müssen uns aber daran gewöhnen, daß Kunst heute beginnt, als autonome Arbeitsdisziplin zu existieren. Man wird sich z. B. daran gewöhnen müssen, daß es zwei verschiedene Dinge sind, zu malen, d. h. Bilder auf eine mehr oder minder künstlerische Art herzustellen — und das Kunstwerk Bild zu konstituieren. Der Techniker ist natürlich auch Mathematiker. Er konstruiert seine Produkte auf eine mehr oder minder mathematische Methode. Aber er arbeitet nicht als Mathematiker. Mathematik ist etwas wesentlich anderes als Maschinenbau — und das beliebte Bildermalen etwas wesentlich anderes als Kunst der Farbgestaltung. Jenes enthält dieses als ein Element unter vielen ganz anderen, soweit es die stärkeren eigenen Tendenzen gestatten — Kunst der Malerei aber hält alle sekundären Momente konsequent fern. Ich wiederhole: es ist nicht die Trennung Theorie und Praxis. Keineswegs wird Kunst der Malerei: Aesthetik. Ich darf vielleicht noch bemerken, daß sich die jetzt so viel besprochene Kunstwende zum Neo-Naturalismus oder Neo-Klassizismus ausschließlich in der angewandten Malerei vollzieht, die selbstverständlich allen wechselnden Strömungen sehr weit Rechnung tragen kann und muß. In der Kunst ist nur von einer Wende zum immer Umfassenderen und Konsequenteren zu sprechen — von einer Aenderung ihrer Richtung spukt es wirklich nur in manchen Feuilletons. Der Film nun ist einmal ein Stück angewandte Kunst, ein kompliziertes Gebilde, das einer bestimmten Nachfrage des Tages entspricht und das als solches seine besonderen Ziele der Unterhaltung, Belehrung, Zerstreuung und Ausspannung mehr oder minder künstlerisch verfolgen kann. Kein Wort gegen diesen Film als Gattung! Selbst seine albernsten Mißgeburten können die Gattung nicht erledigen. Aber er ist etwas wesentlich anderes als das Film-Kunstwerk, als der aus seinen ganz besonderen und spezifischen Voraussetzungen rein gestaltete Film, der sich, um rein und sachlich bleiben zu können, von jedem literarischen Sujet trennen muß. Der absolute Film kann und will den Spielfilm so wenig ersetzen wie der Philosoph den Schullehrer ersetzen kann und will, wobei nicht im allergeringsten der eine über den anderen gestellt werden soll. Der eine forscht nach dem reinen Gesetz, der andere erfüllt vielfältige Lebensbeziehungen, wobei eine Beziehung auch die zum reinen Gesetz ist. Je vollkommener die Erkenntnis des reinen Gesetzes, und je intensiver die Beziehung zu ihm ist, um so besser steht es auch mit dem täglichen Leben.

Der absolute Film arbeitet am reinen Gesetz der Filmkunst, ausgehend von der Tatsache, daß der Film eine neue Gegebenheit ist, die dem künstlerischen Gestaltungswillen besondere Aufgaben stellt. Im Zentrum seiner Arbeit steht die künstlerisch-logische Verknüpfung der uns durch den Film neu gegebenen Elemente: Bewegung und Licht . . . Natürlich hat es Bewegung und Licht, eingeschaltet in andere Komplexe, schon zuvor in der Kunst gegeben, aber erst der

Film gibt die Möglichkeit, sie auf eine gesetzliche, kontrollierbare Weise führend zu machen.

Im Spielfilm sind nach seiner Natur die Momente, die beim absoluten Film im Zentrum stehen, peripherisch. Dafür hat der Spielfilm fraglos Möglichkeiten einer wunderbaren Eindringlichkeit und gegenständlichen Wucht — so, wie eine Arbeitshalle bei Krupp im Vergleich zum Laboratorium des Chefingenieurs eine rasende, überwältigende Wucht und Fülle hat —, aber ohne jenes nicht wäre. Der Spielfilm ist eine andere Kategorie als der abstrakte Film. Aber auf die Dauer kann der Spielfilm sich nur entwickeln, indem er möglichst viel von den Ergebnissen des reinen Films — nicht übernimmt, sondern l e r n t.

Auch eine reziproke Einwirkung wird kein Vernünftiger ausschließen wollen.

Die Film-Industrie folgte unbewußt einem immanenten Gesetz des Films, als sie die Rubrik „Trickfilm" einrichtete, in der die wichtigsten Filmelemente, besonders aber die Bewegung, wenigstens eine halb legitime Daseinsform finden konnten, als unverbindlich spaßhafte Einlage. Ganz natürlich steht also vom industriellen Film der Trickfilm dem absoluten Film am nächsten. Aber übersehen wir doch nicht die gewichtigen Unterschiede. In der oft so reizenden Clowniade des Trickfilms erfreut uns die witzige Abruptheit, die Plötzlichkeit, der überraschende Wechsel der Bewegung — der absolute Film aber hat diese Bewegung gesetzlich geordnet, gegliedert; er hat aus bloßem Wechsel im Dienst einer literarischen Idee ein Selbst und eine logische Folge gemacht, aus einem amüsanten Geräusch eine Sprache.

Es ist so, daß das, was wir im absoluten Film unmittelbar sehen, nicht das Entscheidende ist, so wenig im Klischee die einzelnen, sichtbaren Quadrate das Wichtige sind, sondern jenes eigentlich gar nicht vorhandene, erst auf Anreiz jener Quadrate hin von uns zu schaffende Bild. Aehnlich hier — nur daß der Film uns vor die gar nicht leichte Aufgabe stellt, das Bild d y n a m i s c h zu schaffen, nicht aus neben-, sondern aus n a c h einander erscheinenden Gebilden. Das Auge hat hier erst zu lernen, denn mit dem Entscheid „unmöglich" wird der Entwicklung gegenüber nicht viel zu machen sein.

Was wir sehen, sind immer einzelne Phasen eines Ganzen, das nur im Zusammenstrom aller Bewegung existiert und lebt. Nehmen wir nicht die auftretenden F o r m e n zu wichtig. Sie haben keinerlei selbständigen Wert, sind immer nur Kanäle des Bewegungsflusses. Haften wir nicht an der Führung des Kanals, sondern lassen wir die Bewegung selbst auf uns einwirken. Was wir sehen, sind sozusagen Buchstaben. Nicht deren Formen sollen wir betrachten, sondern ihren Sinn, die Bewegung, ablesen. Mit Hilfe von gewissen Formen wird reine Bewegungsschönheit demonstriert. Lassen wir uns also nicht von den Formen, die übrigens im Verlaufe der Arbeit immer einfacher geworden sind, ablenken. Wer nichts als sich verwandelnde Formen sieht, sieht nur räumlich. Der absolute Film aber ist der Beginn einer Sprache im Raumzeitlichen.

Es bleibt das Verdienst Vicking Eggelings, die Aufgabe gestellt zu haben.

RANDBEMERKUNGEN

Kleine Wahrheiten

Barmat — die Schande der Republik

Die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten hat die Republik gefestigt. Das war nicht der Wille derer, die die Wahl besorgt haben, und das ist keine Befriedigung der republikanischen Ideologie. Für diese wäre es wohlgefälliger gewesen, wenn die Festigung des neuen Staates im Kampf gegen den Typus Hindenburg sich durchgesetzt hätte. Es scheint aber zum Schicksal des deutschen Volkes zu gehören, daß sich seine Entwicklung und Reife nicht als Ergebnis neuen Wollens vollzieht, vielmehr als Feststellung und Fixierung unabänderlicher Selbstverständlichkeiten. Es gibt keine andere Möglichkeit als die der Republik; darum ist sie. Auch wenn Monarchisten zur Macht kommen, müssen sie der neuen Staatsform dienen. Wie Mac Mahon, so wird auch Hindenburg der letzte Totengräber der Monarchie sein, er wird es um so mehr sein, weil er im Gegensatz zu jenem französischen Marschall rechtzeitig erkannt hat, daß es keinen Weg mehr zurück zum Obrigkeitsstaat gibt. Hindenburg beugte sich vor Schwarz-Rot-Gold, Hindenburg anerkennt die Verfassung und wird sie am Verfassungstage ehren, Hindenburg hindert Schwarz-Weiß-Rot an Gewalttaten. Die Idee der Republik ist so stark, und das Phantom der Monarchie so blutleer, daß selbst der Gewählte der Monarchisten der republikanischen Idee die Wege bereiten hilft. Dennoch: wahre Größe hätte gefordert, daß die Republik unter Donner und Blitz, nicht unter Benutzung, sondern unter Vernichtung aller Gestrigen sich durchzusetzen und zu festigen vermocht hätte. Was so entsteht, wie diese deutsche, von Hindenburg geförderte Republik, ist weniger ein Produkt der Kraft, als ein Ergebnis der Ohnmacht, weniger ein Aufreißen neuer Perspektiven als die Feststellung, daß die bisher gegangenen Wege keine Fortsetzung mehr haben können. Die Republik Hindenburg ist für die Republikaner unbefriedigend; aber sie bleibt immerhin eine Belehrung und zugleich eine Erledigung aller Gegner.

*

Inzwischen vollzieht sich das Geschick der Barmat-Hetze. Der Republik ist es nicht gelungen, diesen Feldzug ihrer Gegner zu verhindern. Die Wahl Hindenburgs war nicht zuletzt das Ergebnis der Barmat-Kampagne, die eingeleitet worden ist, um Friedrich Ebert und die hinter ihm stehenden Parteien zu treffen. Daß ein solches Unternehmen sich überhaupt entwickeln konnte, zeigt hinlänglich die Schwäche der republikanischen Energie. Daß es Richter geben konnte, die ihr Amt gegen die Republik mißbrauchten, zeigt, daß die Republik nicht die Kraft hatte, den Richterstand auszufegen. Im Zeichen Barmats ist diese sogenannte Rechtspflege in breiter Front gegen die Republik marschiert. Der Magdeburger Prozeß war der eine Flügel dieses Aufmarsches. Daß dieser Aufmarsch möglich wurde, ist die Schande der Republik; daß unter diesem Aufmarsch Ebert als zertretenes Opfer sank, ist die unvergeßliche Schande der Republik. Die Republik hat es nicht verstanden, ihre Feinde dorthin zu schicken, wohin sie gehören: ins Nichtmehrsein. Daß alle Künste und Ränke dieser Feinde schließlich zerbrachen und zerbrechen, gibt der Republik nicht die geringste Ursache, froh zu sein. Wenn jetzt der Barmat-Schwindel endlich, aber viel zu spät, als das aufgedeckt wird, was er von der ersten Sekunde an war, so haben die Republikaner wahrlich keine Ursache, darob zu jubilieren, wohl aber um so größere Ursache, sich zu schämen, daß an solchem plumpen und erbärmlichen Schwindel die Republik beinahe gescheitert

wäre. Es ist kein Ruhm, elende Köter abzuwehren, es ist aber eine brennende Schande, solche Köter ans Werk gelassen, statt ihnen rechtzeitig den Garaus gemacht zu haben. Der Barmat-Spuk ist im Dahinsiechen, und es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß demnächst die, die ihn inszenierten und im Zusammenhang Höfle mordeten, dort sitzen werden, wohin Barmat kommen sollte: im Zuchthaus. Aber selbst wenn sich solche Gerechtigkeit vollzöge, die Republik hätte nur eine Ursache mehr, zu erkennen, wie wenig sie die Feinde schlug und wie sehr sie von deren Lebensunfähigkeit lebt. Es gilt nicht zu frohlocken, es gilt hart zu werden. Es gilt endlich der Parole zum Durchbruch zu verhelfen, daß republiklose Gesellen in der Republik nichts zu suchen haben, daß republiklose Richter und Beamte aus ihren Aemtern herausgepeitscht werden müssen, daß auf das freche Demonstrieren der schwarz-weiß-roten Fahne entehrende Strafe zu setzen ist. Es gilt der Parole zum Durchbruch zu helfen: die Republik oder den Tod. Die Demokratie in Ehren, aber wie die deutsche Republik das demokratische Grundrecht ihren Feinden ausgeliefert hat, das ist mehr als frevelhaft. Es gibt keine Umschichtung der Macht ohne die Vernichtung der Rudimente vorangegangenen Zustandes. Die deutsche Demokratie hat diese Rudimente nicht vernichtet, vielmehr organisiert. Der Barmat-Skandal ist nur eine Episode aus solchem Mißbrauch. Hier muß alles von vorn angefangen werden. Zunächst muß die Gesinnung und muß das Empfinden der Republikaner von Grund auf herumgeschmissen werden: Haß und Verachtung müssen jeden treffen, der nicht mit Leib und Seele die Republik, die Freiheit des Volkes und den neuen Volksstaat will. Es gibt keine Versöhnung, es gibt nur Untergang oder Sieg. Der Zusammenbruch des Barmat-Skandals und die Förderung der Republik durch Hindenburg, beides Symptome republikanischer Unentschlossenheit, sollten nicht als befriedigendes Ergebnis, sondern als Antrieb zu spätem, aber vielleicht noch nicht zu spätem Erwachen wirksam werden. Die Republik soll nicht durch ihre Feinde, noch durch ihre bezwungenen Gegner, sie soll aus eigener Kraft leben.

*

Der Kronprinz und die Wahrheit

Es ist ein Buch erschienen: „Ich suche die Wahrheit", von Wilhelm, Kronprinz. Wenn an diesem Buch alles so wahr ist wie Titel und Benamung des Autors, dann wird die Wahrheit keine sonderliche Förderung erfahren. Irgend jemand, der sich „Wilhelm, Kronprinz" nennen könnte, gibt es nicht. Besagter Wilhelm ist bestenfalls ehemaliger Kronprinz. Aber selbst wenn dieser seltsame Wahrheitssucher so wahrheitsliebend gewesen wäre, seinen richtigen Namen anzugeben, wäre es immerhin noch mehr als unwahrscheinlich, daß wir damit auch den Namen des eigentlichen Verfassers des wahrheitsuchenden Buches erführen. Wozu solche Komödie? Ein Satz des Vorwortes gibt vielleicht Antwort. Der ehemalige Kronprinz glaubt, daß die Welt diesen Nachweis von Deutschlands Nichtschuld besonders gierig aufnehmen müßte, wenn eben Er, der Kronprinz, ihn liefere. Ein echt hohenzollernscher Irrtum. Diese Herren begreifen noch immer nicht, daß niemand in der Welt noch irgendwie nach ihnen fragt oder auf ihr Urteil irgendwelchen Wert legt. Der ehemalige Kronprinz hat noch nicht gelernt, zu erkennen, daß er im Gegensatz zu dem, was er von sich hält, ein Nichts ist. Auch dieser neue Beitrag zur Schulddiskussion — wer ihn immer verfaßt haben möge — wird wenig an dem Tatbestand ändern, daß die Schuldfrage, weltpolitisch betrachtet und in etwaiger Auswirkung auf den Versailler Vertrag hin, nicht eine Frage des Rechts oder der Forschung ist, sondern einzig und allein eine Machtfrage.

Breuer

Offene Mahnung an den Rundfunk

Am 24. Juli, dem Gedenktage Walther Rathenaus, hat der sonst so beredete Rundfunk geschwiegen, d. h. er hat sein übliches Programm abgespielt, aber keine Zeit gehabt, auch nur unter Tagesneuigkeiten die wuchtige Kundgebung am Grabe Walther Rathenaus zu erwähnen. Es ist an der Zeit, zu fragen: Was macht der Rundfunk am Verfassungstage?

Der Rundfunk läßt bei seinen Hörern und Hörerinnen nach besonderen Wünschen umfragen. In Prozentzahlen soll jeder mitteilen, wieviel er konsumieren will an Lyrik, Musik u. dgl. mehr. Für jeden Republikaner wäre es hier Pflicht, dem Rundfunk einmal mitzuteilen, wieviel Prozent Staatspolitisches er zu hören wünsche, daß er am 11. August einen republikanischen Abend für die Verfassung haben möchte und im nächsten Jahre zum Todestage Friedrich Eberts einen Gedenkabend.

Es ist auch an der Zeit, zu fragen, mit welcher Berechtigung Dr. Viktor Engelbrecht sich erlauben darf, in einem kriminalistischen Vortrage Bemerkungen über die Umbenennung der Budapester Straße zu machen. Bisher war jedenfalls der größere Teil der Hörer der Meinung, daß mit kriminalistischen Streifzügen durch Budapest die Umbenennung der Budapester Straße nichts zu tun hat. Es soll beim Rundfunk Gepflogenheit sein, daß jeder seinen Vortrag vorher schriftlich einreicht. Würden die Vorträge dann auch geprüft werden, so könnten solche Geschmacklosigkeiten nicht unterlaufen.

Die Redaktion der „Glocke"

Arbeiterkapitalisten

Jüngst schrieb der amerikanische Volkswirtschaftler Prof. Carver: „Der Besitz der Fabriken seitens der Arbeiter kommt hierzulande schneller, als das in irgendeinem Lande der Erde möglich ist. Er kommt, ohne daß ein Reformator auch nur ahnt, daß er auf dem Marsche ist. Der Kapitalismus der Arbeiter kommt zum Heile der Welt, weil die Wirtschaftskräfte unseres Landes ihr Kapital vertrauensvoll in die Hände der Arbeiter legen und weil die Arbeiter mit diesem Gelde die Fabriken kaufen, in denen sie arbeiten. Sehr wenige Reformatoren, besonders von der professionellen Sorte, wissen, daß diese Revolution, die die Welt befrieden wird, vor sich geht. Revolutionen kommen manchmal in dieser Weise. Die wirklichen Errungenschaften gehen oft von Leuten aus, die still und ernst ihre Tagesarbeit tun, die eine wirkliche Funktion in der Gesellschaft ausüben und durchaus nicht wissen, daß sie die Welt revolutionieren. Der Uebergang der Produktionsmittel an die Arbeiter in unserem Lande ist eine derartige Revolution."

Carver ist kein Phantast und schildert nicht nach der Art Bellamys und anderer Träumer einen utopistischen Zukunftsstaat. Er schildert das Amerika von heute.

Ziffern beweisen: Der amerikanische Stahltrust hatte im Jahre 1902 43 010 Aktionäre, darunter 2737 Angestellte. Im Jahre 1924 hatte der Stahltrust 159 000 Aktionäre, wovon 50 020 Arbeiter waren. — Von den großen Chicagoer Schlachthausfirmen, die bis vor kurzem ausschließlich Familienbesitz waren, haben die beiden Firmen Swift und Armour zusammen 123 751 Aktionäre; davon sind jetzt 55 000 Angestellte. — Die Standard Oil Company hatte 1911 nur 6078 Aktionäre, unter denen sich nur wenige Angestellte und keine Arbeiter befanden. Heute hat die Gesellschaft 317 251 Aktionäre, darunter nicht weniger als 121 211 Arbeiter und Angestellte. — In der gesamten elektrischen Industrie der U.S.A. waren 1902 insgesamt 500 Mill. Dollars investiert, die sich auf 1 250 000 Aktionäre verteilten. Im Jahre 1924 repräsentierte die elektrische Industrie Nordamerikas ein Kapital von 5,8 Milliarden Dollars;

davon sind nach den neuesten Berechnungen Aktien im Nennwert von 2,3 Milliarden Dollars in den Händen von Arbeitern und Angestellten, so daß reichlich 41 Proz. des Grundkapitals in den Händen der Angestellten und Arbeiter sind.

Der erstaunliche Abfluß des amerikanischen Großkapitals in die Hände der Arbeiter ist eingeleitet worden durch die sozialpolitische Frontänderung des Großkapitals, das seit der Jahrhundertwende intensiv bestrebt war, einerseits die Arbeiterschaft und andererseits die Abnehmer an dem Wohlergehen des Werkes durch mannigfache Methoden, insbesondere durch die Beteiligung am Kapital und Gewinn zu interessieren. Es kann hierbei keinem Zweifel unterliegen, daß sich das amerikanische Kapital in gewissem Sinne auch moralisch umgestellt und den Grundsatz „Alles für mich", wennschon natürlich im wohlverstandenen eigensten Interesse, weniger skrupellos durchführt. Jedenfalls ergibt sich aus der amerikanischen Arbeiterpresse, daß der dortige Arbeiter die sozial-ethische Umstellung der Arbeitgeberschaft immerhin ernst nimmt und daß diese Umstellung der neuerlich häufig berichteten Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer höchst förderlich gewesen ist.

Wollen wir aus der amerikanischen Entwicklung augenfällige Lehren ziehen, so läßt ein Vergleich zwischen dem amerikanischen und dem bolschewistischen Wirtschaftssystem handgreiflich erkennen, daß wahrhaft sozialer Geist ausnahmslos „aller" Volksgenossen, daß Arbeit und Sparsamkeit „aller" Staatsbürger den sozialen Pessimismus und alle soziale Ungleichheit nicht von heute auf morgen, aber infolge unermüdlichen Schaffens mit der Zeit überwindet — so ist es in Amerika — und daß die plötzliche Vernichtung des Kapitals zu katastrophalen Hungersnöten sowie zu schwerem geistigen, sittlichen und seelischen Verfall — so ist es in Rußland — führt und, solange wir nicht eine internationale soziale instanz haben, leider, leider auch führen muß.

Wollen wir deshalb eine wahrhaft organische Gemeinschaft, also eine nicht bloß durch äußere Zwecke verbundene Gesellschaft, wollen wir eine universale und ideale deutsche Kulturgemeinschaft, wollen wir die größtmögliche Sozialität und Solidarität möglichst vieler kraftvoller Menschen anstreben, so wird die Losung des deutschen Arbeiters bei allen Festhalten an seinen Idealen bis zum Anbruch besserer Tage, rein praktisch betrachtet, vorerst vielleicht doch heißen müssen: Nicht um schlechthin „jeden" Preis gegen das Kapital — aber unter allen Umständen: Beteiligung am Kapital.

Auch unter dem deutschen Kapital sind, zunächst sehr vereinzelt, Gedankengänge im Umlaut, die darauf ausgehen, sich dem sozialen Ideal, oder wenigstens einer Milderung der sozialen Gegensätze, nicht mehr unbedingt mit dem Gelächter des Sklavenhalters zu verschließen. Amerika ist dem europäischen Kontinent gegenüber in der Klärung des sozialen Problems um 25 Jahre voraus. Es ist Sache des deutschen Kapitals, im nächsten Jahrfünft seine Willfährigkeit, der amerikanischen Entwicklung zu folgen, mit Taten zu belegen. Jedenfalls werden schon die nächsten Jahre dartun, wieviel weiße Raben sich in der Millionengemeinschaft des deutschen Kapitals befinden und ob die viel beschriene organische Gemeinschaft wirklich auf dem Marsche ist.

Dr. E. E.

Eine Stadt nebst Seele

Man fährt quer durch die Lande, und plötzlich ist man morgens um sieben Uhr in Reichenbach im Vogtland. Lohnt es sich auszusteigen? Es lohnt sich, weil der nächste Zug erst zwei Stunden später fährt.

Der Weg zur Stadt führt über eine Eisenbahnbrücke. Man gerät auf einer Straße in langem, dafür aber schwungvollem Bogen ins

Zentrum. Kleine, graublütige Häuser, nur da und dort eins für Hoch- und Höchstherrschaften. Jenseits der Straße rauchen und surren Fabriken. Männer gehen zur Arbeit. Frauen und Mädchen tragen Essen hin. Reichenbach ist eine Arbeitsstadt. Die Arbeit hat hier ihre Heimat.

Auf dem Marktplatz stößt man nicht bloß auf den gefallenen Roßapfel, sondern auch auf das stehende Standbild. Ein Auge auf den Sockel. Was oben steht, ist gleichgültig. Die meisten Denkmäler sehen egal aus. Vorne steht stets ein Vorname drauf: Wilhelm oder Albert oder August. Hinten steht die Gattung verzeichnet: Die dankbaren Bürger. Der Untertan steht immer hinten und ist unbekannt. In Reichenbach steht Wilhelm auf dem Marktplatz, nicht weit davon Albert in Erz. Einer so wie der andre. Monarchen bilden unter sich wieder eine Masse. Das Rathaus, das sich von Berufs wegen auf dem Marktplatz aufhalten muß, bleibt unbedeutend. Rings um den Platz bucklige Gassen, noch nicht alt genug und nicht mehr jung. Verwittert und zurückgeblieben.

Reichenbach hat selbstverständlich auch eine Kirche. (Ich sah nur eine.) Sie ist klein und hat ihre dörfliche Gestalt bewahrt. Offenbar genügt sie den in sie eintretenden Ansprüchen. Wo an Webstühlen gebetet wird und die einschlägigen Fragen in Stoffe eingewirkt werden, ist eine kleine Kirche ausreichend.

Daran schließt sich ein Kirchhof, der zu einer Art von Park ausgewalzt ist: der Stadtpark. Ein Weg kreuzt sich darin mit einem andern. Eine Bank ist verhärmt und mager geworden vor Sehnsucht nach ihresgleichen. Einige, abzählbare, Bäume stehen drum herum und vegetieren geniert unter dem Schutz eines festen Lattenzaunes. Die Sonne scheint auch in diesen Park hinein. Daß es einer ist, weist über allem Zweifel eine Polizeiverordnung aus, die als Tafel davor steht. Dieser Park ist darüber, daß man ihn dazu gemacht hat, in Kummer verfallen. Achtet seine Bescheidenheit! Mehr als Natur hat die Natur nicht.

Ein paar Schritte weiter führen in neuere Viertel. Man begegnet einer Konditorei, vielmehr einem Café. Hügelauf, hügelab sind die Häuser gebaut. Gleichgültig, unlustig, gerade wie der Zuzug kam. Wohngelegenheiten, aber keine Lebensmöglichkeiten. Viereckige, steinerne Kästen. Behausungen, aber keine Heimstätten und Lebensräume.

Wo ist etwas Gefälliges? Etwas für Freude, etwas Dienst am Wohlbefinden? Eine Arbeitsstadt ohne eine Stätte der Muße ist ein Fronplatz. Diese Stadt ist ein Gewächs der Gegend: kahl, abgetragen. Eine Notdurft, die 36 000 Menschen beherbergt.

Ich sitze zerschlagen nach einer Stunde Irrens auf dem Bahnhof und bin dabei, meine Pfeife zu stopfen. Ein Dienstmann nähert sich und bietet mir seinen „echt amerikanischen" Tabak an. Ich nehme und gebe kein Trinkgeld. Er geht und schimpft nicht.

Die Stadt hat doch eine Seele. Selig braucht deshalb noch keiner drin zu werden.

Richard Mattheus

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

POLITISCHER ALMANACH 1925

JAHRBUCH DES ÖFFENTLICHEN LEBENS DER WIRTSCHAFT UND DER ORGANISATION

HERAUSGEGEBEN VON

MAXIMILIAN MÜLLER-JABUSCH

Mit sachlicher Unterstützung von Behörden des Reiches, der Länder, der Städte und des Auslandes und vieler Verbände • Gr. 8°, XXIV und 706 Seiten, in Ganzleinen Mark 25.00

Soeben erscheint:

Das vollendetste Nachschlagebuch der Gegenwart

Herausgeber Maximilian Müller-Jabusch
Redakteur des „Berliner Tageblatts"

Der parteifreie „Politische Almanach" bringt in 9 bis in das kleinste durchgearbeiteten Kapiteln die genaue Gliederung der gesamten politischen und öffentlichen Organisation der Gegenwart. Von ihnen seien besonders die Abschnitte über die politischen und wirtschaftlichen Parteien und Verbände, die sozialen Verhältnisse, über den Völkerbund und den Friedensvertrag erwähnt. Ein weitgehender statistischer Teil beschließt das Buch

Der „Vorwärts" urteilt: Für politische und wirtschaftliche Organisationen zentraler u. lokaler Art ist dieses Jahrbuch im buchstäblichen Sinne des Wortes ebenso unentbehrlich wie für Zeitungsredaktionen u. einzelne Politiker u. Volkswirtschaftler

Prospekte kostenlos!

K. F. Koehler, Verlag
Berlin W 9 u. Leipzig

Die zweite Auflage fast vergriffen!

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

In Halbleinen gebunden Mark 2,50

200 Fürsten, Grafen, Barone, Kammerherren höchste Offiziere, Abgordnete in Land und Reich als Gründer, Schieber und Spekulanten

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Soeben ist erschienen:

VICTOR SCHIFF

Die Höfle-Tragödie

Geschichte eines Justizmordes

In dieser, auf authentisches Material gestützten Darstellung der erschütternden Vorgänge erhebt der Verfasser

schärfste Anklagen

gegen die Schuldigen und deckt schonungslos die politischen Hintergründe der deutschnationalen Barmat-Hetze auf

160 Seiten
Kartoniert M 3.70
Halbleinen M 4.25

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin
SW68, Lindenstraße 114

Verfassungstag ist Volkstag!

Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
Wo Freiheit und Gesetz daniederliegt,

Daß sich die Besten, Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,

Daß, die fürs Vaterland am meisten glühen,
Gebrandmarkt werden, als des Landes Verräter.

Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erblühen wuchernd, wie der Hölle Segen

Gewalttat, Hochmut, Feigheit, Schergendienst.
Wie aber, wenn aus sturmbewegter Zeit

Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich fortgepflanzt?

Da drängen die, so grollend ferne standen,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihen;

Da wirken jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.

Uhland.

Amtliche Verfassungsfeier

Von Brutus

Es gibt da im Reichsministerium des Innern, das vom deutschnationalen Fraktionsführer Schiele regiert wird, eine besondere Kommission zur Durchführung der Verfassungsfeier. Wer zu dieser geheimnisvollen Kommission gehört, das hat bisher noch nicht festgestellt werden können, und von dem Vorhandensein dieser Kommission hat man erst etwas erfahren, als „amtlich verlautbart“ wurde, daß die genannte Kommission als Festredner für die Verfassungsfeier der Reichsregierung den Bonner Honorarprofessor Dr. Hermann Platz bestimmt hatte. Es hat bei Nennung dieses Namens böswillige Leute gegeben, die den Witz nicht unterdrücken konnten, daß in der Republik künftig nur noch

auf Platz und nicht mehr auf Sieg gewettet würde. Aber ganz so schlimm war es doch nicht. Hermann Platz, der Festredner, ist ein rheinischer Zentrumsmann, und er hat in der „Germania" vor einiger Zeit ein paar Aufsätze veröffentlicht, die ganz passabel waren und in denen von der Notwendigkeit einer geistigen Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gesprochen wurde. Wir wollen deshalb auch über seine Festrede nicht viel sagen, obgleich man sagen könnte, sie sei zu lang und sie sei zu akademisch gewesen. Und wenn sie im Reichstag nicht ganz so gewirkt hat, wie sie hätte wirken sollen, so lag das einmal an den atmosphärischen Verhältnissen des 11. August und zum anderen an der fehlenden Stimmung, und dieser Zustand war nicht zuletzt durch eine mangelhafte Regie erzeugt. Wenn man die Rede von Platz nachträglich noch einmal durchsieht, so findet man ganz ausgezeichnete Gedanken darin, und festgehalten zu werden verdient, gerade gegenüber der geifernden Rechtsmeute, seine Feststellung, daß die Verfassung ein echtes deutsches Erzeugnis ist, genährt von der Substanz unseres Wesens. Gerade nichtdeutsche Beurteiler haben diese Tatsache festgestellt; Herr Hugenberg und seine Jünger haben freilich nie Veranlassung genommen, ihrerseits den Lesern so etwas mitzuteilen. Auch der Satz über den starken Einheitswillen verdient Erwähnung. Dieser Einheitswille ist kein vom Himmel gefallenes Geschenk, sondern das langsame, aus Not und Erfahrung sich durchringende Wollen der Deutschen.

Wenn man die Verfassungsfeier der Reichsregierung allein nach dieser Festrede beurteilen wollte, so wäre kein Unterschied zwischen der Verfassungsfeier des Jahres 1925 und den Feiern der Vorjahre festzustellen. Der Reichspräsident nahm an der Feier teil, er saß neben Löbe in der Diplomatenloge, und der Reichskanzler brachte sogar ein Hoch auf das in der Republik vereinte deutsche Volk aus. Nun wird ja wohl auch nicht mehr viel fehlen, daß Herr Stresemann das Wort Republik sprechen lernt, mit der Zeit lernt sich eben alles. Wenn also auch so die Reichsregierung eine Pflicht erfüllt hat, die nicht unbedingt als eine juristische Pflicht anzusprechen ist, so merkte man an dem ganzen Drum und Dran der Verfassungsfeier, daß das Reichsministerium des Innern sich dieser Aufgabe sehr kühlen Herzens unterzogen hatte. Der „Berliner Lokal-Anzeiger", der die Vergleiche nimmt, wie sie ihm passen, spricht ausdrücklich von der tiefen Trauer, die sich in den beiden Sätzen der Brahms-Symphonie kundgetan hätte, und er bringt diese Trauer natürlich in Verbindung mit dem Verfassungstag. Andere Zeitungsschreiber der Rechten sehen sich genötigt, festzustellen, daß es sich bei dieser Feier um einen rein offiziellen Akt gehandelt habe. Und wiederum andere nehmen Anstoß an den Straßenanzügen, die von einigen Teilnehmern der Feier getragen worden sind. Endlich sei überhaupt nicht die Verfassung, sondern Hindenburg die Hauptsache gewesen, und mit dieser Feststellung tröstet man sich dann schließlich.

Richtig ist dies: Die Verfassungsfeier der gegenwärtigen Reichsregierung am 11. August 1925 darf nicht als Ding an sich betrachtet werden. Der 11. August liegt zwischen dem 10. und dem 12. August. Der 10. August brachte die Vergewaltigung der Opposition, und der 12. August entschied über das Schicksal der Zollvorlage. Nachdem die Annahme des Zolltarifs durch die Vergewaltigung des 10. August gesichert war, konnte man sich auch am 11. August den Luxus einer Verfassungsfeier leisten.

Die Pflichtrepublikaner waren am Mittag des 11. August im Reichstag. Die Herzensrepublikaner aber waren am Abend des gleichen Tages einer Einladung der Preußischen Staatsregierung in die Staatliche Hochschule für Musik gefolgt. Freilich, der Chronist muß pflichtmäßig vermelden, daß dieser Einladung auch die Herren Schiele, Stresemann und Luther gefolgt waren. Hier war keine Reserviertheit, hier war mehr als ein offizieller Akt, hier war wirklich eine Feier, und hier wurde die Republik gefeiert. Severing tat das vor allem in seiner Rede. Die Uhland-Worte, die diesem Heft voranstehen, und mit denen er seine Ausführungen begann, sind ja heute unerhört aktuell, und sie waren in der Tat eine Ouvertüre, die aufhorchen ließ. Severing ist kein Rezitator, ganz gewiß nicht. Dieser Tatmensch ist kein Mann der Pose, und doch fühlten alle eins: Auch ohne oratorische und ohne poetische Ausschmückung läßt sich die Republik feiern, ja, der Stil à la Severing, den gerade braucht diese Republik. Denn aus einer solchen Rede erkennt man, daß dahinter kein Phonograph steht, sondern daß der Redner ein Mann ist. Im Reichstag hat man mittags den Rahmen gefeiert. Severing aber wies darauf hin, daß dieser Rahmen mit demokratischem Geiste ausgefüllt werden muß. Er sprach davon, daß die Arbeiter nicht zum republikanischen Staatsrahmen stehen, sondern daß ihnen durch die Gleichberechtigung der Staatsgedanke an sich lebendig geworden ist. Und dann sprach Severing noch von den Verheißungen der Weimarer Verfassung. Von solchen Verheißungen, von Menschheitshoffnungen, von Menschheitszukunft klang es danach in Beethovens Neunter, die den Abend beschloß. Während im Reichstag jeder die drückende Schwüle gespürt hatte, merkte man hier nicht die Celsiusgrade. Ein Feuer nur lohte: das der Begeisterung.

Verfassungs- und Großdeutscher Tag

Der diesjährige Verfassungstag ist zu einem wahren Volkstag geworden. Die von allen Kameraden geleistete Arbeit wurde glänzend belohnt durch den gewaltigen Erfolg, den die diesjährige Verfassungsfeier erzielt hat. Die Parteien und die Regierung sollten sich darüber klar sein, daß die Republik es verstanden hat, sich die Herzen der Republikaner zu erobern und es hohe Zeit wird, den 11. August als Nationalfeiertag des gesamten Volkes zu erklären. Vom frühen Morgen des 8. August an, ja teilweise schon an den vorherigen Tagen, trafen die auswärtigen Gäste, freudig begrüßt von den Berliner Kameraden, ein. Besonders herzlich gestaltete sich der Empfang der Deutsch-Oesterreicher. Der Vorsitzende des Gaues, der Kamerad Koch, konnte schon beim Empfang der Oesterreicher die lebhafte Freude über das Erscheinen der heute noch von uns durch willkürliche Grenzen getrennten Bundesbrüder aussprechen. Auch der Reichstagspräsident Paul Löbe war zum Empfang der Oesterreicher erschienen und rief ihnen ein herzliches Willkommen zu, das lebhaften Widerhall fand. Schon sehr zeitig füllten sich die für den Empfang bereitgestellten Räume des „Ulap". Hier entwickelte sich ein Leben und Treiben, wie es selbst in Berlin außerordentlich selten ist. Immer neue Züge, begleitet von Musikkapellen, treffen ein, andere rücken wieder in die ihnen zugewiesenen Quartiere ab. Spannende Erwartung lag auf den Zügen aller Kameraden, wußte man doch, daß man nicht nach Berlin gekommen ist, um einige frohe Tage daselbst zu verleben, sondern daß der Großdeutsche Tag und die Verfassungsfeier eine Wirkung ausüben sollten, die weit über den Rahmen aller bisherigen Veranstaltungen hinausgehen würde. Sehr feierlich gestaltete sich auch der Empfang der Bundesleitung, die ebenfalls herbeigeeilt war, um auch durch ihre Anwesenheit zu dokumentieren, daß es sich hier um eine Veranstaltung handelt, die mehr bedeutet, als die sonstigen am gleichen Tage im Reiche stattfindenden Verfassungsfeiern. Viele Kameraden, die sich seit Beendigung des Weltkrieges nicht mehr gesehen hatten, trafen hier unvermutet wieder zusammen und freuten sich, daß sie gemeinsam einer großen Sache dienen, wenn sie auch durch die Entfernungen voneinander getrennt sind. Eine derartige Fülle hatte der „Ulap" noch nicht gesehen. Das frohbewegte Treiben dauerte lange Zeit an, länger vielleicht, als manchem lieb gewesen ist, und nur schwer konnten sich viele Kameraden von dieser gastlichen Stätte trennen.

Am Sonntag — dem Hauptfesttage — veranstaltete die erst vor wenigen Wochen ins Leben gerufene Wassersportabteilung eine Korsofahrt, um auch auf dem Wasser für die Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold zu werben. Tausende und aber Tausende umsäumten das Ufer des Landwehrkanals, sämtliche Brücken waren mit Menschen dicht besetzt und stürmische Frei-Heil-Rufe tönten den braven Wassersportlern entgegen, die mit ihren prachtvoll geschmückten Booten langsam dahinglitten. Es darf als ganz sicher angenommen werden, daß genau wie auf dem Lande durch unsere Wassersportler dafür gesorgt werden wird, daß innerhalb von Jahresfrist auch auf dem Wasser Schwarz-Rot-Gold vorherrschend sein wird, und daß der Bekennermut der republikanischen Wassersportler eine starke Förderung erfahren hat. Am weiteren Vormittag sammelten sich in allen Bezirken die Kameraden,

um zu kurzen Feiern zusammenzutreten. In allen 20 Berliner Verwaltungsbezirken gingen derartige Kundgebungen vor sich unter außerordentlich starker Anteilnahme der Bevölkerung. Frauen und Mädchen eilten geschäftig umher, um die Festabzeichen, Programme und die Festschrift an die Bevölkerung zu vertreiben. Musikvorträge, Gesangschöre rahmten die Bezirksfeiern ein, überall wurden Ansprachen gehalten von den Vertretern der drei republikanischen Parteien. Tiefer Ernst und Entschlossenheit zeigte sich auf allen Gesichtern. Im Anschluß an die Bezirksfeiern begann der Abmarsch nach der Treptower Festwiese. In allen Straßen, durch die Tausende und aber Tausende von Reichsbannerleuten marschierten, wurden sie von einer frohbewegten Menge freudig begrüßt. Zu einem Ereignis gestaltete sich der Aufmarsch der Fahnenkompagnie, mit dem Bundesbanner an der Spitze, ihm folgte die alte 48er Fahne der Tangermünder, die überall starkes Aufsehen erregte, auch die in der Fahnenkompagnie in vollkommenem Sportdreß mitmarschierenden Abordnungen der Sportabteilungen erweckten das lebhafte Interesse der Bevölkerung. Stürmische Frei-Heil-Rufe waren zu hören, als die Abordnung der Oesterreicher sichtbar wurde; jeder hatte die Empfindung, daß es nicht nur Gastfreundschaft ist, die wir den Oesterreichern entgegenbringen wollten, sondern der Herzenswunsch, recht bald zu einem gemeinsamen Staatswesen mit Oesterreich verbunden zu sein.

Auf der Treptower Festwiese, dem Ziel der gesamten Reichsbannerkameraden, war es schon seit den frühesten Morgenstunden lebendig. Unaufhörlich brachten überfüllte Straßenbahnen und die Stadtbahn immer wieder neue Menschenmassen nach Treptow, und als die Aufstellung der Kameraden auf der Festwiese beendet war und die Fahnenkompagnie anmarschierte, da wußte man, daß man hier vor einem großen Ereignis stand, wie es selbst in der Reichshauptstadt noch nicht zu verzeichnen war. Machtvoll tönte über den weiten Platz der vom vereinigten Trommlerkorps geschlagene Reichsbannermarsch, wuchtig setzten die vereinigten Musikkapellen zu dem gleichen Marsch ein. Professor Ferdinand Gregori sprach den von Fritz von Unruh für den Verfassungstag gedichteten Prolog. Als er die Jugend aufrief, eingedenk zu sein der ernsten Aufgabe, die wir zu erfüllen haben, konnte man überall erkennen, daß die Wirkung dieser Worte nicht spurlos verhallte. Der große Sprechchor, unter der künstlerischen Leitung Floraths, erfüllte seine Aufgabe in meisterhafter Weise, und als der Vorsitzende des Gaues Berlin-Brandenburg, der Kamerad Koch, Worte der Begrüßung und der Freude über diesen gewaltigen Aufmarsch aussprach, wußte man, daß er allen Festteilnehmern aus dem Herzen gesprochen hatte.

Zum ersten Male sprach auch die Stadt Berlin offiziell durch ein Magistratsmitglied, Bürgermeister Kohl, dem Reichsbanner ein herzliches Willkommen aus. Freudige Zustimmung fand er mit seinen Worten, besonders als er der Oesterreicher gedachte.

Den Höhepunkt bildete die Rede des Bundesvorsitzenden, Kameraden Hörsing, der von allen Kameraden stürmisch begrüßt wurde. Bis auf den letzten Platz durch die aufgestellten Lautsprecher verständlich, entwickelte Kamerad Hörsing seine Gedanken, die in einem Bekenntnis zur Republik ausklangen. Die Rede Hörsings, die wiederholt von stürmischem Beifall unterbrochen wurde, endete in einem hunderttausendfachen Echo eines begeisterten Hochs auf die deutsche Republik. Ein

besonders weihevoller Augenblick war es, als nach der Enthüllung der zu weihenden Fahnen sich diese neugeweihten Fahnen zu Ehren Erzbergers, Rathenaus, Friedrich Eberts und Erich Schulz' senkten. In manchem wetterharten Gesicht konnte man Tränen sehen, und als die Fahnen wieder emporgehoben wurden und der Kamerad Krohn auf die zukünftigen Aufgaben derselben hinwies, fühlte ein jeder, daß er ein Gelöbnis abgelegt hat, treu zur Fahne der Republik zu stehen und seine ganze Kraft für den Bestand und die Erhaltung der Republik einzusetzen. Von brausendem Beifall empfangen, entbot das Mitglied des Staatsrats Lagger den Gruß der österreichischen Brüder. Machtvoll klang über den Platz das durch den Massenchor von 2000 Sängern unter Meister Thilo gesungene „Ich warte dein!", und als im weiteren Verlauf Tord Foleson durch die Sänger über den Platz erklang, gelobte sich ein jeder, daß das Banner stehen muß, wenn der Mann auch fällt. Mit dem Gesang der dritten Strophe des Deutschlandliedes unter Begleitung sämtlicher Musikkapellen schloß die würdige und erhebende Feier.

Der Abmarsch in die einzelnen Festlokale vollzog sich glatt und reibungslos. Ueberall herrschte ein buntbewegtes Leben und Treiben. Musikkapellen, Gesangschöre, Turnvorführungen, Kinder- und Solotänze, Rezitationen, Sologesänge wurden in den Festlokalen geboten, so daß jeder einzige auf seine Rechnung kam. Die Ruderer tummelten sich mit ihren festlich geschmückten Booten auf dem Wasser.

Den Abschluß des Abends bildete das gewaltige Feuerwerk, das auf alle Teilnehmer einen starken Eindruck machte und in einer Huldigung der Republik ausklang. Lange dauerte es, ehe die gewaltige Zahl der Teilnehmer nach Hause befördert werden konnte. Jedem Teilnehmer wird diese Feier immer unvergeßlich sein. Das war ein Volksfest im wahrsten Sinne des Wortes, war das Gefühl, daß die Republik lebt, trotz aller ihrer Widersacher, und daß das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold auch weiter in demselben Sinne wirken wird, wie bisher, damit es in nicht allzu langer Zeit heißen wird: „Hie gut Schwarz-Rot-Gold allewege!"

Reichsbanner voran!

Von Arno Scholz

Die große Armee des Reichsbanners hat so schnell wie gekommen den Sammelplatz ihrer letzten großen Kundgebung wieder verlassen. In Stadt und Land dröhnen schon wieder Hämmer, schwingen schon wieder Sensen, fliegt der Federhalter über dicke Bücher. Das Ehrenkleid der Republik hängt schon wieder im Schrank, bis wieder der Ruf erschallt. In den Arbeitsstätten sieht man an den Gesichtern der jüngsten Kerle und Veteranen: „Sie waren dabei!" In den Pausen erzählen sie es all denen, die nicht mitkonnten. Meist ist es auch heißer Dank der Heimkehrenden, denn sehr oft haben treue Arbeitskollegen die Reisekasse verstärken helfen. Sie freuen sich mit. Trotz schmalen Lohnes haben sie doch einige Kameraden nach Berlin zu ihren Kameraden schicken können.

Sie wurden erwartet. Herzlichst. Ueberall regten sich Hände. Die wenigen, die zuerst zusammensaßen und über das Fest beratschlagten,

waren mißmutig gewesen, keine Quartiermeldungen und keine Gäste. Acht Wochen vor Beginn des Festes. — Ueberall Kopfschütteln. Bis das Erlösungswort kam: Wartet, in den letzten Wochen rennen sie uns die Bude ein. Richtig! Ueberall her, selbst von Leuten, bei deren Namensnennung wir uns verwundert ansahen, kamen die Meldungen. Zuerst wollten sie einen, dann zwei Kameraden aufnehmen. Begeisterung glühte aus ihren Augen, wenn man sich bedankte. Jeder fühlte eine große Idee, ein Sinnbild schmiedet hier zusammen. Der einfachste Arbeiter ging zum vornehmsten Nachbar. Der Grund genannt, und schon drückten sich ein paar Hände, die Formalitäten erledigt und wieder einer versorgt.

Sonnabend. Die Gäste trafen ein. Quartierverteilung im „Ulap". Dort saß unser lieber Quartiermeister mit hängendem Kopfe, es kommen keine Gäste. Kameradschaften, die tausend und mehr unterbringen wollten, mußten mit hundert, höchstens zweihundert abrücken. Ja, konnten sie denn ahnen, daß tausende Berliner auf dem Bahnhof Ankommende einfach aufforderten, ihre Gäste zu sein? Es waren alle die, die durch die Kraft der Begeisterung im letzten Augenblick noch mithelfen wollten, die Gäste unterzubringen.

Freude überstrahlte ihre Gesichter ob so großer Gastfreundschaft. Abends im „Ulap" oder in den kleinen Sammelpunkten der Kameradschaften konnte man immer wieder das heiße Bestreben der Berliner, ihren Gästen recht frohe Stunden zu bereiten, beobachten.

Heute stehen sie wieder in Kontor und Werkstatt. Bewußtsein, der großen Idee der Demokratie wieder gedient zu haben, macht sie stolz.

Jeder weiß, in Stadt und Land stehen Hunderttausende gleich ihm, gerüstet, wenn es sein muß, bis zum Einsatz ihrer ganzen Person. Ein stählernes Band hält alle umschlungen. Diesmal haben sie Feste gefeiert und gleichzeitig die Werbetrommel gerührt, denn all die vielen Teilnehmer — auf 675 000 geschätzt — sind wohl Republikaner, aber noch nicht Mitglieder der Schutztruppe der Republik.

Nicht immer werden Feste gefeiert. In den Zeiten der Wahlkämpfe sind sie zu harter Arbeit hinausgefahren, um in Stadt und Land zu werben. Hunderttausende von Flugblättern mußten verteilt werden. Morgens in aller Frühe ging's los. Einmal begrüßt von den Landarbeitern, das andere Mal mit Hunden vom Hofe gejagt, je nachdem. Den Mut hat's uns gestärkt, und wer uns vom Hofe gewiesen, dem wurde eben der Zaun beklebt, zu lesen bekam er es doch. War alles verteilt, wurde zum Sammeln geblasen. Ein Musikstück gespielt, ein Umzug durchs Dorf und rauf auf den Wagen, weiter, wir haben noch viele Ortschaften zu besuchen. In der Stadt war's schon schwieriger. Ueberall gab es alle Hände voll zu tun. Morgens in aller Frühe ging's wieder los. Die Parteien hatten geklebt, gegen Strolche und Rowdys galt es, Plakate zu schützen. So sahen die Arbeitstage des Reichsbanners aus.

Die Reichsbannerbewegung ist in einem Jahre gewachsen, aus dem Boden gestampft worden. Das war und wird immer die Kraft der Organisation sein, entschlossenes Auftreten und größte Aktivität. Jeder fühlt, hier steht eine Organisation, zu großen Taten berufen. Und das Wichtigste: hier steht eine Organisation, die schon viel geleistet. Den Dank aller Republikaner gab ihr der Verfassungstag. Möge er in Stadt und Land anreizen, noch kräftiger und stärker die Fahne der Republik hochzuhalten.

Reichsbanner und Sozialdemokratie

Von * * *

Im Februar 1924 wurde das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Magdeburg gegründet. Heute zählt es über 3 Millionen Mitglieder in seinen Reihen. Diesen ungeheuren Aufschwung werden selbst seine Gründer nicht vorausgesehen haben. Noch nie hat es eine Bewegung vermocht, innerhalb so kurzer Zeit derartige Menschenmassen hinter eine gemeinsame Idee zu bringen.

Dieser Siegeslauf des Reichsbanners resultiert zunächst ohne Zweifel aus der greifbar harten, alle Tage von neuem dokumentierten politischen Notwendigkeit. Den Rechtsorganisationen war der Kamm geschwollen. In nicht mißzuverstehender Weise hatten sie die demokratische Toleranz des jungen Staates rücksichtslos für ihre Zwecke mißbraucht. Ihnen länger mit der bisherigen Laxheit gegenüberzustehen, hieß den Bestand der Republik gefährden. Die Selbsthilfe der Republikaner setzte ein; zunächst bei den Vorkämpfern des demokratischen Gedankens, den Sozialdemokraten, in Gestalt der Parteinotwehren. Es zeigte sich aber bald, daß etwas Umfassenderes vonnöten war, eine selbständige Organisation, deren Aufmachung und Tendenz in den Massen der stillen, ach so stillen Republikaner zündete. So wurde das Reichsbanner. Schon bei den Verfassungsfeiern 1924 konnte bewiesen werden, daß der neue Gedanke gezündet hatte, daß eine Organisation dasteht, die allen Anstrengungen nationalistischer Verbände ein Paroli zu bieten vermag.

Wohl vermögen diese politischen Tatsachen allein im ersten Augenblick eine Erklärung der Ursachen zu geben, die der überraschenden Wirkung des Reichsbanners zugrunde liegen. Dem aufmerksamen Beobachter aber geben sie keine restlose Befriedigung. Ihm fällt ein zweites, massenpsychologisches Moment auf, das man für die Erklärung des schnellen Aufschwunges dieser Organisation nicht unterschätzen darf.

Jedes Volk braucht Symbole und die Befriedigung gewissen romantischen Strebens. Jahrtausende alte Tradition hat diese Tatsache sich fest in die Volksseele einwurzeln lassen. Die Machthaber aller Zeiten und Völker haben sich stets mehr oder minder diese Dinge zunutze zu machen gesucht. Mehr als die Hälfte der großen Macht des Katholizismus beruht auf ihr. Der Militarismus lebt davon. Die geschickte Vereinigung von Symbolismus, Rhythmus (Musik, Gesang, Bewegung) und Gefühls- und Gefahrsromantik haben den Gewaltgedanken so fest in das Denken der Völker verankert, daß er schier unüberwindlich erscheint. Ein klassisches Beispiel unseligen Angedenkens, wie man durch allseitige (auch brutale!) Ausnützung dieser Kräfte seine Macht zu stützen vermag, bietet der preußische Kommiß.

Wem aber diese massenpsychologische Tatsache in ihrer Wirksamkeit für die Tagespolitik noch zweifelhaft erscheint, dem dürfte der Ausfall der Reichspräsidentenwahl hinreichend zum Denken hierüber Anlaß gegeben haben. Der Sieg Hindenburgs läßt sich nicht allein aus den Imponderabilien des Namens erklären. Er war nicht der Ausdruck des Volkswillens, besser, der Volksvernunft, sondern der Sieg der militärischen Tradition, des romantischen Gefühls, das von manöverierenden Soldaten ausgeht, des Fluidums, das der Rhythmus der Militärmusik

und marschierender Kompagnien ausströmt und der schmucken Uniform, der Fahnen und Waffen, des Gefühlstolzes, — war der Sieg des Gefühls über die Vernunft, der Gläubigkeit in die Allmacht des Militärs über die politische Erkenntnis.

Diesem Gefühl läßt sich fast gar nicht durch den Verstand allein begegnen. Auf dem festverwurzelten Gefühlsuntergrund aber baut sich diese Herrschaft auf, und mag er uns gleich noch so verlogen und bekämpfenswert erscheinen, er ist vorhanden und nur durch ein analoges Mittel zu bekämpfen. Diese Dinge muß der Politiker beachten, wenn er das überraschende Wachstum des Reichsbanners betrachtet. Hier ruht der Schlüssel dafür.

Das Reichsbanner kam einem Zeitbedürfnis entgegen. Die Revolution und der Fortfall der allgemeinen Wehrpflicht hatten mit der ganzen Militärherrlichkeit aufgeräumt, mit seinen Formen und Symbolen. Das war man nicht gewöhnt. Wohl war unmittelbar nach dem Kriege eine tiefe Abscheu vorhanden gegen alles, was mit dem Kriegshandwerk zusammenhing. Und trotzdem findet sechs Jahre nach diesem Völkermorden eine ausgesprochen politische Kampforganisation wie das Reichsbanner derartige Massen ehemaliger Frontkämpfer in seinen Reihen. Man soll sich auch hüten, das Wort zu sehr zu verallgemeinern, als bestünden Stahlhelm und andere nationalistische Verbände nur aus dummen Jungens und Etappenkriegern. Auch dort sind Frontkämpfer vorhanden. Wieviel, spielt keine Rolle. Ebenso kann man es nicht gut machen, wie so mancher übereifrige Kritikaster und einfach behaupten, nur weil kein Zwang, keine greifbare Gefahr vorhanden seien, dafür aber lockendes, reichlich mit Sentiment durchsetztes Leben, sei der Zulauf zum Reichsbanner so groß. Es stimmt gewiß, daß viele nur aus Spielerei dem Reichsbanner angehören. So trifft es z. B. ohne weiteres zu, daß die Reichsbanner-Jugend nicht etwa aus Erkenntnis der politischen Notwendigkeit zahlenmäßig so stark vertreten ist. Gewiß, auch deswegen; aber Hauptantrieb für diese zum größten Teil politisch noch unorganisierte Masse sind die Symbole, Romantik, Gefühle. Aber das beweist nicht die Meinung jener Kritiker, sondern obiges massenpsychologisches Gesetz einerseits, andererseits, daß alles Negative die Tendenz hat, an einem gewissen Zeitpunkt wieder positiv zu werden. Man begann eben die Lücke zu fühlen, die durch die radikale Beseitigung des Gewohnten dem einzelnen unbewußt entstanden war. Etwas Neues mußte sie ausfüllen. Die Gebräuche der Tradition sind zu tief im Gefühl eingewurzelt, als daß sie von heute auf morgen zu beseitigen wären. Man kann dies gar nicht oft genug betonen. — Mag man auch noch so sehr den Krieg verneinen und überzeugtester Pazifist sein, es gibt doch Dinge, wo wir alle noch innerlich mit dem Verworfenen zusammenhängen. Wir sind alle noch viel zu sehr vernunftgemäß Pazifisten. Ein aus tiefster sittlicher Gesinnung emporgewachsener Pazifismus ist nur in Bruchstücken vorhanden, sonst könnten wir gar nicht anders als diese neue Ueberzeugung, diesen neuen Glauben, nicht nur im Gebiet der Politik, sondern täglich im Alltagsleben zu vertreten, ihn bei den anscheinend geringfügigsten Anlässen zu beweisen. Wie weit wir jedoch davon entfernt sind, weiß jeder, der die Dinge ernsthaft prüft.

Das erläutert trefflich eine alte psychologische Wahrheit: Man bringt ein Gefühl oder eine Gewohnheit nicht dadurch zum Schweigen,

daß man direkt gegen sie anzukämpfen sucht, sondern durch die Erschaffung und ständige Stärkung eines neuen Gefühls, einer neuen Gewohnheit, die der zu bekämpfenden entgegengesetzt ist und sie durch ihr Dasein allein schon allmählich an die Wand drückt, einflußlos macht.

Daher auch der Zulauf zum Reichsbanner, Stahlhelm usw., weil alle diese Organisationen die entstandene Lücke auszufüllen bestrebt sind — jeder auf seine Weise. Stahlhelm, Werwolf, Jungdo usw. wandten sich dogmatisch-reaktionär wieder den alten militärischen Formen und Symbolen zu. — Und das Reichsbanner? Finden wir nicht auch bei ihm militärische Formen und Symbole: Einteilung in Führer und Geführte, Gruppen, Züge, Hundertschaften, Anstreben einheitlicher Kleidung, Fahnen, Musik, Marschübungen und sonstige Ausbildung der Mitglieder? — Scheinbar also das gleiche — und doch nicht dasselbe. Das Reichsbanner sucht neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. Die Organisation ist demokratisch aufgebaut, d. h. u. a., daß die Kameraden aus ihrer Mitte den Mann ihres Vertrauens zum Führer wählen. Ihre Grundlage ist die gegenseitige Kameradschaft (Gemeinschaft), das Bewußtsein des freiwilligen Zusammenstehens für eine gemeinsame Idee. Dies führt zur starken Betonung der Notwendigkeit der sozialen Verbesserung des heutigen wirtschaftlichen und politischen Lebens aus der sehr richtigen Erkenntnis, daß ohne diese keine dauernde, besser, keine umfassende Gemeinschaft möglich ist. Am schlagendsten aber macht sich der neue Geist in der alten Form bemerkbar im Pazifismus des Reichsbanners.

Militärische Organisation und trotzdem: „Nie wieder Krieg!" Harmoniert das? Links- und rechtsgerichtete Kreise haben es verneint. Von links wirft man uns vor, wir erzögen die Kerntruppen der Bourgeoisie, die diese für einen neuen Krieg verwenden wird, — von rechts wird immer wieder auf den scheinbaren Widerspruch zwischen militärischer Form und dieser Parole hingewiesen. Bedächtige Parteigenossen und Kreise der Jugendbewegung sprechen mit Bezug darauf die Befürchtung aus, das Reichsbanner könne einmal irgendwoher zu militärischen Zwecken mißbraucht werden.

Wir sehen keinen Widerspruch, da wir keine Tolstoianer, keine wirklichkeitsfremden, schwärmerischen Pazifisten sind. Unser Pazifismus ist ein kämpferischer. Um den Frieden zu sichern, bedarf es unserer Kampforganisation. Nicht eigentlich zum Kampf ist sie gegründet worden, sondern um durch ihr Dasein Kampf abzuwenden. Uns kann man nicht mit dem Einwand kommen, auch die kriegführenden Staaten hätten ja ehemals behauptet, die stehenden Heere und Rüstungen dienten nur dazu, den Frieden zu sichern. Die Mächte wurden von Macht- und Geldinteressen geleitet. Unsere Organisation dient Ideen, die sie nicht nötig hat durch Phrasen zu verschleiern und zu beschönigen.

So kann man also mit Recht sagen, daß der Aufschwung des Reichsbanners zum großen Teil auf der Ausnutzung des oben genannten massenpsychologischen Gesetzes beruht. Nicht durch die Herabsetzung der alten Symbole, durch den Versuch, sie lächerlich zu machen usw. bekämpft man sie am wirksamsten, sondern indem man neue Symbole errichtet, demokratische Tendenzen und Gefühle schafft und stärkt und dadurch die monarchischen an die Wand drückt. Die Folgerungen daraus

sind leicht zu ziehen. Sie sind klar und bestimmt. Wir Sozialdemokraten müssen einerseits das Beispiel des Reichsbanners für unsere Arbeit auswerten, andererseits die Riesenkräfte der in seinen Reihen organisierten Massen politisch nutzbar machen. Seien wir uns klar: in seiner heutigen Form ist das Reichsbanner eine vorübergehende, notwendige Zeiterscheinung. Wie lange es so, wie lange in einer anderen Form bestehen bleibt, ist augenblicklich müßig, zu erörtern. Wichtig bleibt für uns, wie heute, wie umgehend diese Kräfte aktiv gemacht werden können für alle Zeiten, wie die nicht so schnell wiederkehrende Gelegenheit ausgenützt werden kann, so vieles, gerade jetzt besonders empfängliches und leicht zu begeisterndes Menschenmaterial nutzbar werden zu lassen für unsere Ziele und Ideen.

Die ganze Arbeit faßt sich in den Satz: Erziehung zur politischen Vernunft! Mit Recht kann man den Kampf zwischen Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold auch bezeichnen als einen Kampf der politischen Vernunft gegen das politische Gefühl. Das Bestreben der Deutschnationalen, eine Volksabstimmung über die Flaggenfrage herbeizuführen, war nur deshalb so stark, weil sie auf eine Nachwirkung des Kasernenhofdrills, der reaktionären Schulerziehung und des Untertanenbewußtseins bauten.

Hier ist der Angelpunkt aller politischen Erziehungsarbeit der Sozialdemokratie. Wir müssen versuchen, auf dem Wege über das Gefühl die politische Vernunft in unserem Sinne zu beeinflussen. Einen Weg dazu hatte uns schon die proletarische Jugend vor Jahren gewiesen mit ihren Jugendtagen in Weimar und Bielefeld. Die Partei hatte aufgehorcht; Zeitungsartikel wurden geschrieben über das Neue; man wollte sich umzustellen suchen. — Im Wuste der politischen Kämpfe, im Strudel der Inflation gingen diese neuen Stimmen unter oder konnten sich doch nicht auswirken. Jetzt kommt das Reichsbanner neben der Jugend von neuem her und drängt durch das unmittelbare Ins-Auge-fallen seines Daseins, durch die, sagen wir ruhig, lärmvollere Betätigung dieses Daseins, die Aufmerksamkeit wieder auf die von der Jugend gefundenen Linie: Es kommt darauf an, den Menschen gefühlsmäßig zu erfassen, ihn nicht nur verstandesmäßig, sondern mit seinem ganzen inneren Menschen an unsere Sache zu ketten. Gelingt es uns nicht, so laufen wir Gefahr, daß es uns einstmals wie bei Kriegsausbruch geht, wo die plötzlich auftauchende Erregungswelle geschickt noch höher gepeitschter Leidenschaften alle papierenen Beschlüsse mit Leichtigkeit über den Haufen werfen konnte, weil ihm keine kräftigen, hindernden Gefühle gegenüberstanden, keine Gesinnungen, sondern nur vernunft- und interessenbestimmte Ueberlegungen.

Viele der alten Bindungen, die Staat und Kirche, Tradition und Gesetz schufen, lehnen wir Sozialdemokraten ab. Dadurch hat die Ideologie der Partei ihren Anhängern Vorstellungen genommen, Gefühle untergraben, Dinge, die dem einzelnen früher unantastbar, hoch und heilig erschienen, herabgerissen, entthront, lächerlich gemacht, ja beschimpft. — Kurz, eine Umwandlung der Werte vollzogen: das Negative ist fast vollständig getan. An Stelle des Genommenen hat die Partei bis heute nicht viel mehr als einen verstandesmäßigen Ersatz gegeben oder geben können. Heute ist aber das Positive bestimmend und entscheidend. Analog dem Reichsbanner, das in die Lücke sprang, die der Fortfall

der allgemeinen Wehrpflicht schuf, muß auch den Massen der Sozialdemokraten Gleichwertiges geboten werden an Stelle des Ueberwundenen.

Wenn auch spät, so erkennt doch glücklicherweise die Partei immer mehr und mehr die Bedeutung dieser Faktoren, und man konnte mit Freude z. B. während der letzten Wahlen beobachten, daß nicht mehr nur die trockenen Eröffnungsworte, das Referat, die Debatte, das Schlußwort, das Programm einer Wahlversammlung bildeten, sondern daß auch Musikstücke eines Orchesters, Chorgesang, Rezitationen, Massengesang und teilweise ein Sprechchor den Abend umrahmten und die ersten Voraussetzungen einer innerlich von der gleichen Idee, der gleichen Gesinnung ergriffenen Gemeinde schufen. Dadurch vermochte man insbesondere viel mehr Frauen in die Versammlungen zu locken, die für abstrakte Vorträge usw. allein doch noch nicht in größerem Maße Interesse bezeigen.

Auf diesem Wege muß bewußt vorwärts geschritten werden. Jugendbewegung wie Reichsbanner schufen eine Reihe neuer Symbole. Jetzt kommt es darauf an, diese Anfänge weiterzutreiben und dem einzelnen bewußt zu machen. Das vermochte die Jugend bis heute nicht, das wird vielleicht auch das Reichsbanner nicht vermögen, da seine Tätigkeit viel zu sehr auf den Tag und auf die ständige unmittelbare Wirkung nach außen eingestellt ist. Es hat nur ein begrenztes Ziel: Schutz und Ausbau der Republik. Die Partei aber ist berufen, diesen Weg zu beschreiten, sie ist dazu verpflichtet, wenn sie ihrem Ziele gerecht werden will.

Darum ist es vornehmste Pflicht jedes Sozialdemokraten, immer wieder darauf zu dringen, daß sich die Massen der im Reichsbanner vereinigten Republikaner politisch organisieren. Wir müssen sie zur Entscheidung drängen. In unsere eigene Reihen bekommen wir sie aber nur, wenn wir das innere Parteileben allmählich umzustellen vermögen, wenn wir systematisch die Fingerzeige ausnützen, die Jugend und Reichsbanner gegeben. Einzelheiten ergeben sich in der Praxis. So können wir z. B. den Umfang und Erfolg unserer politischen Erziehungsarbeit nur heben durch geschickte Verwendung der Gefühlsfaktoren. Ein allgemeines Lied kann immer den Abend eröffnen und schließen, ein Gedicht gesprochen werden; das ganze parteigenössische Geselligkeitsleben kann vertieft werden, wenn man sich nur dahintersetzt. Wer nur einmal eine Reichsbannertagung, die Verfassungsfeier oder gar die Reichsgründungsfeier in Magdeburg miterlebt hat, der weiß, wie das Volk den neuen Symbolen zujubelte, wie es mitsang, der fühlt noch heute den Rhythmus in sich, den die Marschmusik und das Gefühl des Verbundenseins mit der Masse der hier Marschierenden hervorgerufen hat. Dieses sich vollkommen Verbundenfühlen mit einer Menge Gleichgesinnter fehlt in der Partei noch fast vollständig. Früher war es schon einmal mehr vorhanden, als eine kleine Schar Opferfreudiger gegen die Schikanen des Bismarckschen Regimes standhielt. Die äußere Bedrängung schwand und mit der Ausbreitung der Partei zur Massenpartei auch der feste innere Zusammenhang. Wir müssen ihn wieder schaffen — oder wir versagen. Das neugeschaffene Kulturkartell scheint mir ein verheißungsvoller Anfang. Durch gegenseitige Ausnützung der verschiedensten Ströme der Arbeiterbewegung gilt es, die Gesamtheit vorwärts zu bringen.

Auch die Reichsbannerbewegung ist ein Strom, der indirekt zum Sozialismus führt. Er schafft die Vorstufe, die soziale Republik; seine Farben sind Schwarz-Rot-Gold. Die Partei aber will die sozialistische Republik, ihr Symbol ist die rote Fahne. Heute beherrscht das Reichsbanner das Gefühlsleben der Republikaner, es ist die Organisation derselben. An der Partei liegt es, die eigene Organisation so zu gestalten, daß nach Erfüllung der Aufgabe des Reichsbanners sie in den Herzen und Hirnen der deutschen Republikaner die gleiche Rolle einnimmt, dieselben Massen organisiert, wie dieses heute. Erziehung zur politischen Vernunft in obigem Sinne wird dazu, Erziehung zur Kultur, zu besserem Menschentum, wird darüber hinausführen.

Holland und seine Kolonialfragen

Von Albin Michel

In Nr. 14 der „Glocke" ist ein Aufsatz über das neue Belgien erschienen, wobei auch der Gegensatz zwischen Belgien und Holland, der in den letzten Jahren manchmal in einer recht turbulenten Weise hervortrat, gestreift worden ist. Da jetzt in Holland Neuwahlen vor sich gegangen sind und da auch in Holland, vor allem in seinem Kolonialgebiet, schwierige Probleme auftauchen, dürfte eine kurze Abhandlung über dieses Land und seine Kolonialfragen nicht ohne Interesse sein. Trotzdem Holland an einer exponierten Stelle liegt, an der Nordsee und zwischen Deutschland und Belgien, hat es auch in den letzten Jahren eine sehr ruhige Außenpolitik geführt. Nur der Streit um die Scheldemündung und um den Besitz von Holländisch-Limburg brachte einige Aufregung in das Land, die allerdings durch die holländische Gemütsruhe gedämpft wurde. Durch den belgisch-holländischen Scheldevertrag, der im März dieses Jahres abgeschlossen wurde, sind wenigstens die Unstimmigkeiten zwischen Belgien und Holland wegen der Handelsschiffahrt auf der Schelde zum größten Teil beseitigt worden. Ob es in absehbarer Zeit gelingen wird, dort, wo die Landesgrenzen durcheinandergehen, Grenzberichtigungen vorzunehmen, wie das schon vor dem Weltkrieg einmal geplant war, ist jedoch sehr fraglich. Nachträgliche Betrachtungen haben in der Politik nie großen Wert, aber es läßt sich doch die Frage aufwerfen, ob die Trennung Belgiens von Holland im Jahre 1830 eine sehr glückliche Aktion war. Zusammen würden diese beiden Länder heute wirtschaftlich einen starken Mittelstaat bilden, der sich in seinen Landschaften, in Handel, Industrie und Landwirtschaft, in einer sehr vorteilhaften Weise ergänzen könnte.

Bei den Wahlen zum holländischen Parlament am 1. Juli hat sich die Hoffnung der Oppositionsparteien, die bisherigen Regierungsparteien in die Minderheit zu drängen, nicht erfüllt. Zwar hat die antirepublikanische Partei 3 und die römisch-katholische Staatspartei 2 Sitze verloren, aber zusammen mit der sogenannten christlichen Partei haben diese drei Rechtsparteien doch die Majorität im Parlament behalten. Von den Oppositionsparteien konnte nur die sozialdemokratische Partei größere Gewinne machen; die Zahl ihrer Abgeordneten stieg von 20 auf 24, weiter haben noch die freisinnigen Demokraten zwei Mandate

gewonnen. Diesem Gewinn stand ein Verlust von zwei Mandaten bei den Liberalen gegenüber. Solange in Holland das politische Sektenwesen bestehen bleibt, wie es jetzt ist, wird auch kaum eine große Aenderung in der politischen Konstellation hervortreten können. Bei der letzten Wahl haben sich in dem kleinen Lande nicht weniger als 29 Parteien und Grüppchen um die Mandate beworben, es hat aber schon Zeiten gegeben, in denen rund ein halbes hundert Parteien und Grüppchen in der Wahlagitation erschienen.

Im Innern hat Holland seit fünf Jahren mit einer bedeutenden Reformarbeit begonnen, mit der Austrocknung des Zuidersees. Nachdem die Holländer im Laufe der Jahrhunderte dem Meere schon manches Stück Land abgerungen haben, das heute fruchtbarer Boden ist, so allein seit Beginn dieses Jahrhunderts 120 000 Hektar, wird jetzt der Zuidersee, der im 12. und 13. Jahrhundert durch Einbruch des Meeres von einem Binnensee zum Meerbusen umgewandelt worden ist, abgedämmt und, abgesehen von einer Wasserfläche, die als Binnensee bleiben soll, in fruchtbaren Ackerboden verwandelt. Diese Arbeit, deren Beendigung in etwa fünfzehn Jahren erhofft wird, ist mit 400 Millionen Goldgulden veranschlagt und wird den Ackerboden Hollands um weit über 200 000 Hektar vermehren.

Wie alle Staaten mit größerem Kolonialbesitz, hat auch Holland seine kolonialen Sorgen. Die Farbigenbewegung, die sich überall in den Kolonialgebieten bemerkbar macht, zeigt sich auch schon in Holländisch-Indien. Die Unabhängigkeitsbewegung brennt den Holländern im Sunda-Archipel noch nicht so auf den Nägeln wie den Engländern in Britisch-Indien, aber auch sie wächst unaufhaltsam an, auch Holland wird in absehbarer Zeit auf den großen Inseln seines Kolonialgebietes mit einer Non-Cooperation rechnen müssen. Namentlich die Jugend aus Java und Sumatra, die holländische Schulen besucht, sich in Europa Kenntnisse aneignet, wandelt sich mehr und mehr zum bewußten Gegner des kolonialen Herrschaftsprinzips um, will Holländisch-Indien zur Autonomie hinüberleiten. Ein Teil dieser Jugend hat wohl auch schon Verbindungen mit den Bolschewisten in Rußland aufgenommen. So wird auch Holländisch-Indien in den Kreis allgemein-asiatischer Fragen einbezogen. Vorläufig ist nur eine immerhin kleine Schicht bewußt zur Rebellion geneigt; diese Schicht kann sich aber sehr rasch vergrößern, wobei sich voraussichtlich das Tempo der holländisch-indischen Unabhängigkeitsbewegung nach gleichartigen Erscheinungen in Britisch-Indien, auf Ceylon und in anderen Teilen Asiens richten wird. Namentlich eine weitere Erstarkung der Unabhängigkeitsbewegung in Britisch-Indien muß geistig und dem Umfang nach eine Vertiefung der Autonomiebewegung in Holländisch-Indien mit sich bringen. Noch eine andere Frage spielt dabei mit hinein, die nämlich, welchen Grad von Aktivität in den nächsten Jahren der Islam zeigen wird. Die Bevölkerung Holländisch-Indiens ist zum größten Teil mohammedanisch. Nun hat zwar der Islam in keinem Gebiet an alte Sitten, Bräuche und Volksgesetze so viele Zugeständnisse machen müssen wie im holländischen Kolonialgebiet, wo mohammedanischer Fanatismus nie hervortreten konnte und wo auch die Frauen nie in die Haremsabgeschlossenheit gedrängt wurden; ein geistiger Zusammenhang mit dem Islam besteht doch, und dieser wird enger werden und sich auch politisch auswirken,

wenn der Islam oder die Länder, in denen der Islam die herrschende Religion ist, an Kraft zunehmen. Man hat vor einiger Zeit den Volksrat, der in Holländisch-Indien als beratende Körperschaft besteht, umgestaltet und seine Befugnisse etwas erweitert, diese Körperschaft blieb aber doch so, daß die Vertreter der Eingeborenen in der Minderheit bleiben müssen. Nach wie vor bleibt das koloniale Herrschaftsprinzip bestehen. Solange in Britisch-Indien die volle Selbständigkeit nicht zugestanden zu werden braucht, mag die jetzige Herrschaft auch in Holländisch-Indien aufrechterhalten werden können, länger aber nicht: denn Swaradsch, Selbstregierung in Britisch-Indien, wird Swaradsch in Holländisch-Indien mit sich bringen.

Die anderen Kolonien Hollands, Holländisch-Guyana, oder, wie es in Holland heißt, Surinam und Curaçao mit Nebeninseln im Karibischen Meer, sind von verhältnismäßig geringer Bedeutung und haben nur 150 000 bis 160 000 Bewohner. Doch wird Willemstadt auf Curaçao neuerdings zu einem sehr wichtigen Hafenplatz im Karibischen Meer. Einfuhr und Ausfuhr haben sich dort seit einem Jahrzehnt um ein Mehrfaches erhöht, und die Wichtigkeit dieses Hafens im Umkreis der Antillen dürfte noch weiter zunehmen. Wie Belgien, so ist auch Holland mit dem Hinterland Deutschland eng verbunden, der große Umschlageplatz für Kohle, Erze und Getreide, Rotterdam, hängt sehr stark vom Wirtschaftsleben Westdeutschlands ab.

Sudetendeutsche Politik

Von Josef Hofbauer (Teplitz-Schönau)

Der „Fall Baeran" hat die Aufmerksamkeit politischer Kreise in Deutschland, besonders bürgerlicher Kreise, wieder dem Sudetendeutschtum zugewendet. Deutsche bürgerliche Blätter, auch sehr angesehene, wie die Berliner „Germania", beschäftigten sich wieder einmal mit den Problemen der Politik der Deutschen in der Tschechoslowakei, mit der Lage der Sudetendeutschen.

Was ist's mit dem Fall Baeran? Der Abgeordnete Dr. Baeran, zweiter Vorsitzender der Deutschen Nationalpartei, hat, vor Jahren schon, in einer Sitzung der tschechoslowakischen Abgeordnetenkammer eine Stinkbombe gegen das Präsidium geschleudert, wurde deshalb angeklagt und in einem Prozeß, in dem er auch angeblicher Spionage beschuldigt wurde, zum Verlust des Abgeordnetenmandats sowie des Doktortitels und zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurteilt. Damit machte ihn die Staatsgewalt zu einem nationalen Märtyrer und als solcher wurde er auch in den deutschnationalen Kreisen gefeiert. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis veröffentlichte er in einer Reihe von sehr scharf gehaltenen Aufsätzen Enthüllungen über skandalöse Zustände in den Gefängnissen, deren Richtigkeit vom Justizministerium entschieden bestritten wurde. Dem Herrn Baeran drohte deswegen neuerliche Klage, der er sich durch die Flucht nach Deutschland entzog. Aber es war sicher nicht allein die Sorge um den Ausgang dieses unvermeidlichen Prozesses allein, die ihn ins Ausland trieb, sondern er floh wohl auch deshalb, weil ihm die kleinliche polizeiliche Ueberwachung in Karlsbad, wo er zur Kur weilte, unerträglich geworden war. Kein

Caféhausbesuch, kein Theaterbesuch, bei dem nicht die Polizei ihm auf den Fersen gewesen wäre!

Die Flucht Baerans erregte in der Tschechoslowakei großes Aufsehen, noch größeres aber das Bekanntwerden der Tatsache, daß Dr. Lodgman, der Führer der Deutschen Nationalpartei, in einem regelrechten Steckbrief die deutschnationalen Zentralstellen in Deutschland und in Wien vor Dr. Baeran gewarnt hatte! Baeran sei, so sagt dieses Warnungsschreiben, aus Angst geflohen, er sei eine zur Großsprecherei veranlagte Natur, sei leichtgläubig, leide unter Autosuggestionen, plaudere vertrauliche Mitteilungen an Fremde aus und sei leicht für phantastische Unternehmungen zu gewinnen. Die Deutsche Nationalpartei lehnt in diesem Schreiben ausdrücklich die Verantwortlichkeit für Mitteilungen und Handlungen Baerans ab.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß ein Mann, dem nach diesem Zeugnis Dr. Lodgmans alle Führereigenschaften mangeln, doch Abgeordneter der Partei und ihr zweiter Vorsitzender werden konnte. Ja, solange Baeran nur in Versammlungen gegen die Sozialdemokraten wetterte, solange er nichts anderes tat, als daß er schwulstige Reden hielt, solange war er ein sehr brauchbarer Mitarbeiter. Aber als er leichtgläubig genug war, Lodgmans Predigten vom „Hochverrat" ernst zu nehmen, als er zu einer seiner Meinung nach „nationalen Tat" schritt, da war er für die Partei eine Verlegenheit geworden. Er wurde es erst recht, als er nach Deutschland geflohen war, denn es war ihm schon zuzutrauen, daß er z. B. durch Zeitungsaufsätze und Versammlungsreden ganz falsche Vorstellungen über die Möglichkeiten des nationalen Kampfes in der Tschechoslowakei erweckte, und daß etwa gar phantastische Heldenjünglinge, die kritiklos glaubten, was ihnen der Mann ohne Selbstkritik erzählte, unter seinem Einfluß irgendein verderbliches Abenteuer wagten.

Aber Lodgmans Brief, der vielleicht nicht bloß eine Parteinotwendigkeit, sondern sogar ein Gebot politischer Verantwortlichkeit war, wurde weder von den Deutschnationalen im Reiche, noch von ihren Gesinnungsverwandten in der Tschechoslowakei ruhig zur Kenntnis genommen. Nein, es erhob sich vielmehr stürmischer Widerspruch. Einen Märtyrer hatte man mit Undank belohnt, einen verdienten Kämpfer um die deutsche Sache fallen gelassen, einen Helden, der besser als Dr. Lodgman wisse, welche Politik den Deutschen in der Tschechoslowakei not tue, schnöde verstoßen. Mit dem Streit um Baeran, im Kampf für und wider ihn, in welchem Dr. Lodgmans Führerberuf von den eigenen Parteifreunden stark angezweifelt wurde, wurde das ganze Problem der sudetendeutschen Politik wieder aufgerollt, tauchte wieder einmal die Frage auf, welche Politik die Deutschen in der Tschechoslowakei eigentlich machen sollen.

Sudetendeutsche Politik! Sie ist für den Glücklichen, der nicht aktiv an ihr teilnehmen muß, kaum verständlich und für die sudetendeutschen Politiker aller Parteien ein ungelöstes Problem. Die Deutsche Nationalpartei, die führende Partei des deutschen Bürgertums, kämpft für das Selbstbestimmungsrecht, ohne sagen zu können, wie es zu erlangen ist. Ihr Führer, Dr. Lodgman, verkündete in offener Parlamentssitzung die Pflicht der Deutschen zum Hochverrat, aber hinter dem großen Wort steht weder die Möglichkeit noch der

Wille zur Tat. — Die Christlichsozialen, der Bund der Landwirte und die „Deutschdemokratische Freiheitspartei" erstreben die nationale Selbstverwaltung im Rahmen des Staates und beanspruchen alle staatsbürgerlichen Rechte einschließlich der Teilnahme an Regierung und Verwaltung des Staates; aber ihre Politik scheitert am Nichtwollen der Tschechen. — Die Nationalsozialisten schwanken zwischen beiden Gruppen hin und her, sie bildeten einmal gemeinsam mit den Deutschnationalen eine „Kampfgemeinschaft", die sie dann wieder verließen, um seither sich mit der Forderung nach der Selbstverwaltung zu begnügen, ohne aber der „Arbeitsgemeinschaft" der drei „aktivistischen" Parteien anzugehören. — Die deutschen Sozialdemokraten haben sich ihre volle politische Selbständigkeit gewahrt, sie kämpfen selbstverständlich gegen jedes ihr Volk bedrohende nationale Unrecht, aber sie haben immer wieder ihre Bereitwilligkeit zur Verständigung bekundet und deren Notwendigkeit betont. Sie erkennen die ökonomischen Ursachen des tschechischen Nationalismus, sie wissen, daß das Schicksal des Gesamtproletariats in der Tschechoslowakei, daß die Zukunft des Sozialismus in diesem Staate abhängt vom Zustandekommen der Kampfgemeinschaft der Arbeiter aller Nationen.

Aller deutschen Parteien gemeinsames Schicksal aber ist ihre völlige politische Machtlosigkeit. Die fünf tschechischen Parteien, die gemeinsam die Regierungskoalition bilden, diese von der äußersten Rechten bis zu den tschechischen Sozialdemokraten reichende Koalition, kümmern sich überhaupt nicht um das Wollen, um die Programme und Forderungen der deutschen Parteien.

Die Politik aller sudetendeutschen Parteien wird bestimmt durch die Tatsache, daß das deutsche Volk in der Tschechoslowakei politisch rechtlos ist. Aber die Tschechoslowakei ist doch eine mit allen Attributen der Demokratie ausgestattete Republik? Sie hat doch ein wirklich gleiches und allgemeines Wahlrecht? Ja, aber da Tschechen und Slowaken die Mehrheit der Bevölkerung bilden, verfügen sie im Parlament immer über die Mehrheit. (Jetzt wird übrigens, da die Koalition bei den bevorstehenden Wahlen eine Erschütterung ihrer Mehrheitsherrschaft fürchtet, das Wahlrecht „reformiert", so daß Parteien, die nicht mindestens zwei Prozent aller abgegebenen Stimmen bekommen, das sind 120 000 bis 130 000, kein Mandat erlangen können. Dadurch wird allen kleinen Parteien der Weg ins Parlament versperrt, allen Gruppen, die sich von den großen Koalitionsparteien losgelöst haben.) Solange nicht die Nationen, die den tschechoslowakischen Staat bewohnen, als politische Körperschaften mit dem Recht der Selbstverwaltung konstituiert werden, werden die nationalen Minderheiten immer von den Tschechen und Slowaken beherrscht werden. Wobei noch zu sagen ist, daß die Deutschen gar nicht das sind, was man sich für gewöhnlich als Minderheit vorstellt, denn mit ihren dreieinhalb Millionen sind sie ungefähr so stark wie die Gesamtbewohnerschaft der Schweiz, stärker als die Gesamtbevölkerung Dänemarks oder Norwegens.

Vermag sich der Deutsche im Reich überhaupt vorzustellen, wie sehr die Sudetendeutschen unter diesen politischen Zuständen leiden? Wie niederdrückend, wie entmutigend dieses Gefühl der Rechtlosigkeit, der politischen Ohnmacht wirkt? Sie zahlen Steuern, stellen Soldaten,

erfüllen alle ihnen vom Staat auferlegten Pflichten, aber sie haben keinen Einfluß auf Regierung und Verwaltung dieses Staates. Ihre Abgeordneten können im Parlament reden und Anträge stellen, aber sie wissen im voraus, daß diese Anträge, mögen sie sachlich noch so berechtigt sein, abgelehnt werden, weil ja die parlamentarische Erledigung der Gesetze nur Formalität ist, denn jedes Gesetz wird, ehe es den parlamentarischen Körperschaften vorgelegt wird, in den Koalitionsausschüssen bis in die kleinsten Einzelheiten vereinbart, und an diesen Vereinbarungen darf nicht gerüttelt werden. Kein Einfluß auf die Außenpolitik des Staates, die so oft in hartem Gegensatz zu den Empfindungen und zum Wollen der Deutschen stehen, wie etwa der Kampf des Außenministers Dr. Benesch gegen die österreichischen Anschlußbestrebungen! Ueber alle kulturellen Einrichtungen der Deutschen, über das deutsche Schulwesen, über jedes Stipendium an einen Studenten entscheiden die anderen, bestimmen die Tschechen. Mit Hilfe der Bodenreform wird deutscher Besitz in tschechische Hände übergeführt, werden deutsche Arbeiter durch tschechische ersetzt, bei allen Aemtern und Behörden, in allen staatlichen Unternehmungen werden immer mehr und mehr die Deutschen verdrängt, — und alles das ohne die Möglichkeit erfolgreicher Abwehr. Immer wieder, Tag für Tag aufs neue, fühlen es die Deutschen: wir sind hier Beherrschte, wir werden, wie selbst Präsident Masaryk einmal sagte, nur als „Immigranten" angesehen, die nur geduldet sind, weil man sie eben dulden muß. Alle politischen Intelligenzen der Deutschen, die meisten ihrer Verwaltungstalente sind zur Untätigkeit verdammt und damit zur Verkümmerung verurteilt. Versteht es sich da nicht von selbst, angesichts dieser Verhältnisse, daß im deutschen Volke der Nationalismus beträchtlich erstarkt ist? Nicht weil er zu helfen vermöchte, weil er den Ausweg aus dieser Not wüßte, sondern als seelische Reaktion auf den Nationalismus der anderen, unter dem alle Schichten des sudetendeutschen Volkes leiden.

Welcher Weg führt ins Freie? Dr. Lodgman erklärt, für die Deutschen gäbe es innerhalb der Tschechoslowakei überhaupt keine Hoffnung. Nie würden die Tschechen den Deutschen erhebliche Zugeständnisse machen. Er setzt alle seine Hoffnungen auf große außenpolitische Ereignisse, darauf, daß die Friedensverträge nicht dauernd haltbar sind, daß mit ihrer Erschütterung alle durch sie nicht gelösten Fragen aufgerollt werden, das ganze Problem der Neugestaltung Europas wieder zur Diskussion und zur endgültigen Entscheidung gestellt wird. Er vertritt also — und mit ihm die Deutsche Nationalpartei — eine Art passiven Irredentismus. Diese Hoffnungen sind ganz auf das Ungewisse, Unberechenbare gestellt, sie sind nichts anderes als tiefster politischer Pessimismus und Verzicht auf gegenwärtigen Kampf und auf Gegenwartsarbeit, — aber, so lächerlich sie manchem Reichsdeutschen auch erscheinen mögen, doch nicht ungefährlich. Denn in diesen Hoffnungen ist, auch wenn das nie ausgesprochen wird, doch die heimliche Hoffnung auf einen neuen Krieg, auf einen deutschen Befreiungskrieg eingeschlossen. Und so wenig auch heute das Wollen der Sudetendeutschen in der Weltpolitik bedeuten mag — es ist für die Erhaltung des europäischen Friedens sehr gefährlich, wenn in einer so beträchtlichen nationalen Minderheit der Gedanke Raum gewinnt, daß auf anderem Wege als auf dem einer Erneuerung Europas durch einen Krieg sie

nicht zu ihrem nationalen Recht gelangen kann. — Nicht als ob das sudetendeutsche Bürgertum kriegslüstern wäre, tatsächlich an einen Krieg dächte, — es ist sich dessen kaum bewußt, daß die logische Konsequenz der deutschnationalen Politik der Befreiungskrieg ist, — aber allmählich wird die Stimmung, die seelische Einstellung eine solche werden, daß es sich einem solchen Krieg nicht widersetzen, ja ihn begrüßen würde. Darin liegt keine Gefahr für die nächste Zeit, aber eine nicht zu unterschätzende Zukunftsgefahr.

Die anderen deutschbürgerlichen Parteien lehnen die Politik des Herrn Dr. Lodgman ab, sie wollen „aktive" Politik machen. Aber von den Tschechen ist bis jetzt ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit nicht in Anspruch genommen worden.

Wenn die deutschnationalen Politiker in Stunden der Selbsteinkehr erkennen, daß alle von ihnen versuchten Wege ins Leere führen, dann rufen sie nach der deutschen Einheitsfront. Ueberwindung aller Parteigegensätze, Zurückstellung alles Trennenden, Zusammenschluß aller deutschen Parteien in einem politischen Block! Die Einheitsfront, — das ist das große Allheilmittel! Und daß die deutschen Sozialdemokraten nicht an ihr teilnehmen, ist noch gar nicht der schwerste Vorwurf, der gegen sie erhoben wird, denn da die Deutschbürgerlichen nicht einmal fähig sind, eine deutschnationale Einheitsfront zu bilden, klagen sie die deutschen Sozialdemokraten deswegen an, weil sie, die Sozialdemokraten, die Einheitsfront aller Deutschen nicht geschaffen haben!

Wie sollte sie aber zu schaffen sein, da die deutschnationalen Parteien zwischen Irredentismus und Staatsbejahung hin- und herpendeln, da sie selber nicht wissen, was sie wollen! Da sie selber einander in der kleinlichsten Weise bekämpfen, jede „deutscher" sein will als die andere, niedrigster Parteiegoismus sie beherrscht und nur eines sie gelegentlich eint: der wütende, grenzenlose, hemmungslose Haß gegen die Sozialdemokratie! Sie rufen nach der Einheitsfront, aber deutsche und tschechische Industrielle bilden einen gemeinschaftlichen Verband, deutsche Hausbesitzer kämpfen gemeinsam mit den tschechischen gegen den Mieterschutz, deutsche Agrarier unterstützen die Forderung ihrer tschechischen Klassengenossen nach Einführung von Lebensmittelzöllen, deutsche Nationalsozialisten suchen mit verständnisvoller Hilfe der Unternehmer die freien Gewerkschaften zu schwächen. Einheitsfront in einem Volke, in dem die Klassengegensätze so ungeheuer schroff sind wie in den deutschen Gebieten der Tschechoslowakei! Wohl eine Einheitsfront, in der selbstverständlich der Kampf gegen die Sozialdemokratie weitergeführt wird, aber der Klassenkampf der sozialdemokratischen Arbeiter als nationaler Verrat erschiene!

Aber wenn die Bemühungen um Schaffung der deutschen Einheitsfront irgendwie Erfolg hätten, was wäre damit gewonnen? So oft es sich im Parlament um nationale Fragen handelte, stimmten, auch ohne Vereinbarung, alle deutschen Parteien gleich. Die einheitliche Abwehrfront war also eigentlich immer da. Es gab sogar bei besonderen Anlässen — und dann stets unter Führung der deutschen Sozialdemokraten — einheitliche Aktionen der gesamten Opposition, wie etwa die Abstinenz der gesamten Opposition, als im Vorjahre bei der Beratung

des Voranschlages erklärt wurde, daß an ihm keinerlei Aenderung vorgenommen werden dürfe, die parlamentarische Behandlung des Budgets demnach nur eine Komödie war. Könnte etwa der Kampf anders gestaltet, könnte er gesteigert und wirksamer gemacht werden durch eine feste Bindung aller Parteien? Gibt es etwa außerparlamentarische Kampfmittel, deren Anwendung durch ein festes Bündnis der politischen Parteien möglich würde? Nichts von alledem! Steuerstreik, Boykott, Nichteinrücken der deutschen Rekruten, — alles das erscheint selbst dem fanatischsten Deutschnationalen als absurd. Mit dem Kampf der Iren läßt sich der Kampf der Sudetendeutschen nicht in eine Parallele bringen.

Wohl aber müßte eine solche Einheitsfront der Deutschen, wie sie den bürgerlichen Politikern vorschwebt, die tschechische Einheitsfront zu einer ehernen Mauer machen. Der Zersetzungsprozeß der Koalition, der, so langsam er sich auch entwickelt, doch unvermeidlich ist, würde gehemmt. Dann gäbe es keine Möglichkeit mehr, Brücken zwischen Deutschen und Tschechen zu schlagen, dann würden die jetzt von allen deutschen Parteien bekämpften politischen Zustände verewigt, die Rechtlosigkeit der Deutschen zu einer dauernden werden.

Aus allen diesen Gründen haben sich die deutschen Sozialdemokraten ihre volle politische Selbständigkeit gewahrt. Um der Zukunft willen! Auch um der Zukunft des sudetendeutschen Volkes willen! Auf unberechenbare Möglichkeiten großer europäischer Geschehnisse in nebliger Ferne, auf die Dr. Lodgman wartet, kann man keine Politik aufbauen. Politik muß mit der Wirklichkeit rechnen, wäre sie in ihren Zielen auch noch so kühn. Und eine solche Wirklichkeit ist der tschechoslowakische Staat, der von den Tschechen und Slowaken geschaffene Staat mit seinen vielen und zahlenmäßig so starken Minderheiten. Ereignisse, die diese Wirklichkeit ändern könnten, sind nicht in Sicht, liegen außerhalb des Bereiches aller Berechnungen, alles vernünftigen Planens. Also kann es sich, da nun einmal Deutsche und Magyaren und Polen und Ruthenen mit den Tschechen und Slowaken zusammengesperrt sind, nur darum handeln, ihr Miteinanderleben zu ermöglichen, der Verständigung zwischen den Nationen den Weg zu bereiten. Keine leichte und keine bald zu lösende Aufgabe! Ihr Gelingen hängt mehr von den Tschechen als von den Deutschen ab, wird bestimmt durch das Tempo der Klassenentwicklung im tschechischen Volke, durch das Reifen des Klassenbewußtseins im tschechischen Proletariat. Der tschechischen Bourgeoisie mangelt es nicht an Klassenbewußtsein, ihre Politik ist bürgerliche Herrschaftspolitik, die sich des Gedankens des tschechischen Nationalstaates, des Herrschaftsstaates der Tschechen und Slowaken, bedient, um die Minderheitsnationen in die Rolle beherrschter Klassen zu drängen. Weil auch gewisse Teile des tschechischen Proletariats wirtschaftlich an der Tschechisierungspolitik interessiert sind, weil die Entwicklung der Klassenideologie des tschechischen Proletariats hinter der Entwicklung der Klassenverhältnisse zurückblieb, bedingt durch die spätere kapitalistische Entwicklung des tschechischen Volkes, die zugleich Entwicklung der Tschechen zu einer selbständigen Nation war, — darum ist noch immer gemeinsame Politik des tschechischen Proletariats und der tschechischen bürgerlichen Parteien möglich. Daß aber die Gegensätze sich sichtlich verschärfen, zeigen die vielen, wenn auch bisher immer wieder beigelegten Krisen der Koalition.

Schließlich werden diese dauernd nicht überbrückbaren Gegensätze die alltschechische Koalition sprengen. Aber wann? Kaum in nächster Zeit. Vielleicht erst dann, wenn die tschechische Bourgeoisie sich stark genug fühlt, die Sozialdemokraten nicht mehr zu brauchen, stark genug, ihnen keinerlei Konzessionen mehr zu machen. Vielleicht, daß dann sich leichter deutsche und tschechische Bourgeoisie verständigen, als heute deutsche und tschechische Arbeiter. Vielleicht auch, daß die tschechische Bourgeoisie auf die alleinige Beherrschung des Staates nicht verzichten zu können glaubt und es dann mit einer „nationalen Diktatur" versucht, die sich naturgemäß auch gegen die tschechischen Arbeiter wenden müßte. Dann würden sich wohl die Arbeiter beider Nationen verständigen, — aber welchen mühsamen Weg hätten sie dann zu gehen? Und der nationale Kampf würde weitertoben und, da er ja die Klassengegensätze verhüllt, noch größere Arbeitermassen in seinen Bann ziehen.

Diese Entwicklung wäre verhängnisvoll nicht nur für die Proletarier beider Nationen. Denn die Tschechisierung, die Bedrängung und Entrechtung der Deutschen würden fortgesetzt. Aber das Problem würde damit nicht gelöst. Man kann die deutschen Siedlungsgebiete so stark mit Tschechen durchsetzen, daß die territoriale Autonomie unmöglich wird (der innerpolitische „Staatsgedanke" der Tschechoslowakei), aber man kann dreieinhalb Millionen Deutsche nicht aus dem Staate drängen. Sie werden da sein, — aber als ein verbittertes, haßerfülltes Volk. Braucht erst ausgemalt zu werden, was das Vorhandensein eines so starken Volksteiles, das mit Zorn und Haß zum Ueberschäumen gefüllt sein müßte, im Herzen Europas für die Zukunft dieses gepeinigten Erdteiles bedeuten würde?

Die deutschen Sozialdemokraten glauben, wie immer sich die Entwicklung gestalten mag, ihre Pflicht ihrem Volke, ihrer Klasse und der Internationale gegenüber zu erfüllen: indem sie bei allem grundsätzlichen Kampfe gegen jegliche nationale Unterdrückung und Entrechtung doch den Nationalismus bekämpfen, unter schweren Opfern, und ihre Verständigungsbereitschaft bewahren. Und es darf wohl gesagt werden, daß dem sudetendeutschen Volke in seiner Gesamtheit am besten gedient würde, wenn alle deutschen Parteien diesen Weg gingen, den Weg der Nüchternheit, der Beharrlichkeit und Geduld, den Weg, der zur Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen zwar nicht führen muß, aber doch kann. Der zur Verständigung führen muß, wenn Europa auf dem Wege zur Demokratie fortschreitet, wenn Frankreich und Deutschland zu einem wirklichen Frieden gelangen, der es Deutschlands Nachbarn im Westen als überflüssig erscheinen läßt, im Osten einen antigermanischen Wall zu haben, der den Anschluß Oesterreichs an Deutschland ermöglicht und durch diese ganze Neugruppierung die Tschechoslowakei mehr auf Deutschland als auf Frankreich zu achten zwingt und ihr damit eine Neuorientierung ihrer Innenpolitik aufnötigt. Der europäischen Politik diesen Weg zu bahnen, — das ist die Aufgabe der deutschen Demokratie, vor allem der Arbeiter Deutschlands.

Der Lohnkonflikt im britischen Bergbau

Der Bergarbeitergeneralstreik einstweilen vermieden

Von Dr. Robert Müllers (Essen)

In letzter Stunde ist es der britischen Regierung am 31. Juli gelungen, die Gefahr eines Generalstreiks der englischen Bergarbeiter, der bereits vor einiger Zeit zum 1. August beschlossen worden war und in den letzten Tagen unvermeidlich schien, zu beseitigen. Der britische Bergbau ist damit vor einer schweren Erschütterung bewahrt geblieben, die im Falle einer längeren Streikdauer sowohl für ihn selbst als auch für die gesamte britische Wirtschaft katastrophale Folgen gezeitigt haben würde. Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß der Streikbeschluß des britischen Bergarbeiterverbandes, der zweifellos mächtigsten und stoßkräftigsten Gewerkschaft der ganzen Welt, auch diesmal so allgemein befolgt worden wäre wie bei dem letzten dreimonatigen Streik der englischen Bergarbeiter im Jahre 1921. Ein britischer Bergarbeitergeneralstreik in der gegenwärtigen Zeit würde einen Förderausfall von etwa 20 Millionen Tonnen monatlich zur Folge haben; das ist mehr als das Doppelte einer Monatsförderung im Ruhrbezirk. Von ihm wären über eine Million Bergarbeiter betroffen worden, die mit ihren Angehörigen etwa ein Zehntel der Bevölkerung Großbritanniens ausmachen dürften. Besonders schwerwiegend war bei dem zum 1. August erwarteten Bergarbeiterstreik der Umstand, daß andere mächtige Gewerkschaften den Bergarbeitern im Streikfalle weitestgehende Unterstützung zugesagt hatten und dabei vor allem die Gefahr einer Ausdehnung des Streiks auf die Eisenbahner und Transportarbeiter bestand.

Geht man den Ursachen des gegenwärtigen Lohnkonflikts nach, so zeigt sich, daß sie letzten Endes in den seit vielen Monaten überaus schwierigen Verhältnissen der britischen Kohlenindustrie begründet liegen. Der jetzige Lohnkonflikt im britischen Bergbau ist nur ein Ausschnitt aus der Weltkohlenkrise, die seit Anfang 1924 in fast allen Kohlengewinnungsländern der Erde zu beobachten ist. Die Beendigung des passiven Widerstandes im Ruhrgebiet, der seinerzeit eine ungewöhnlich starke Nachfrage der Länder Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland nach englischer Kohle zur Folge hatte, bedeutete für den britischen Bergbau und Kohlenaußenhandel einen Wendepunkt. Seit Anfang des Vorjahres sind die Kohlenbezüge der genannten Länder aus Großbritannien infolge ihrer stark gestiegenen heimischen Förderung unaufhaltsam zurückgegangen. Während Großbritannien im ersten Halbjahr 1923 annähernd 40 Mill. Tonnen Kohle ausführte, verminderte sich die Kohlenausfuhr im ersten Halbjahr 1924 auf 31 und in den ersten sechs Monaten dieses Jahres weiter auf 26 Millionen Tonnen. Gleichzeitig sanken die bei der Ausfuhr erzielten Kohlenpreise fast ununterbrochen, so daß sich das finanzielle Ergebnis der britischen Kohlenausfuhr immer ungünstiger gestaltete. Der Wert sämtlicher im ersten Halbjahr 1925 ausgeführten britischen Brennstoffe war mit insgesamt 35,5 Millionen Pfund nur wenig mehr als halb so groß als im entsprechenden Zeitraum von 1923, wo er sich auf 61,9 Millionen Pfund bezifferte. Auch die inländischen Kohlenpreise sind bei unveränderten oder teilweise noch gestiegenen Selbstkosten in ähnlicher Weise gesunken,

so daß die Rentabilität des britischen Bergbaues immer weiter zurückgegangen ist. Während er im Jahre 1923 zur Zeit der Ruhrbesetzung noch ein glänzendes Geschäft machen konnte und in einzelnen Monaten einen Gewinn von 2—3 Schilling je Tonne erzielte, ist nach der amtlichen Selbstkostenstatistik für den britischen Bergbau in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahres nur noch ein ganz unbedeutender Gewinn von etwa $^1/_4$ Schilling je Tonne zu verzeichnen. Seit Beginn des laufenden Jahres dürfte der größere Teil der Zechen, namentlich in den Ausfuhrbezirken, sogar mit Verlust gearbeitet haben. Infolgedessen haben Zechenstillegungen und Arbeiterentlassungen im britischen Bergbau allmählich einen immer größeren Umfang angenommen.

Diese schwierigen Verhältnisse haben seit längerer Zeit in Unternehmerkreisen des britischen Bergbaues zu einer allgemeinen Forderung nach Herabsetzung der Bergarbeiterlöhne geführt. Eine solche soll den Zechen eine Verbilligung der Kohle ermöglichen, von der die Unternehmer einen erhöhten Absatz ihrer heute für viele, insbesondere ausländische Verbraucher, immer noch zu teuren Kohle erwarten. Aus diesem Grunde haben die Zechen das letzte Lohnabkommen vom Jahre 1924 an dem ersten möglichen Termin, dem 30. Juni 1925, gekündigt, so daß es am 31. Juli abgelaufen wäre, wenn nicht die Regierung die Unternehmer durch die Gewährung finanzieller Beihilfen im letzten Augenblick zur Zurücknahme der Kündigung veranlaßt hätte. Die seit der zweiten Junihälfte anhaltenden Bemühungen, ein neues Lohnabkommen zustande zu bringen, gestalteten sich außerordentlich schwierig. Das konnte bei den von den Unternehmern diesmal neu aufgestellten Forderungen nicht wundernehmen. Nach dem bisher für den gesamten britischen Bergbau einheitlich abgeschlossenen Lohnabkommen von 1921, das im abgelaufenen Jahre mit unwesentlichen Aenderungen verlängert worden war, wurde der von den Zechen und Bergarbeitern gemeinsam ermittelte Erlös aus dem Bergwerksbetrieb nach einem bestimmten Modus auf beide Seiten verteilt. Zunächst wurde den Bergarbeitern ein auf den Vorkriegsverhältnissen basierter Standardlohn, später Mindestlohn, zuerkannt. Dazu kam ein Mindestzuschlag, der seit 1921 20 v. H., seit 1924 $33^1/_3$ v. H. betrug. Den Unternehmern wurde in ähnlicher Weise ein Standardgewinn von 17, später 15 v. H. zugesprochen, sofern der um die Lohnkosten und die sonstigen Selbstkosten, die nicht Lohnkosten waren, verminderte Erlös dies zuließ. Das war indessen, wie aus der oben erwähnten, von den Unternehmern und Bergarbeitern gemeinsam aufgestellten Selbstkostenstatistik hervorgeht, vielfach nicht der Fall, so daß für den Standardgewinn keine oder nur ungenügende Mittel übrig blieben oder die Unternehmer sogar noch Zuschüsse zu den Standardlöhnen leisten mußten. Blieb dagegen nach Abzug der Lohnkosten, der sonstigen Selbstkosten und des Standardgewinns vom Erlös noch ein Ueberschuß, so erhielten von diesem anfangs die Bergarbeiter 83, die Unternehmer 17 v. H.; seit 1924 erstere 88, letztere 12 v. H. Die wesentliche Errungenschaft im großen Bergarbeiterstreik von 1921 war diese Beteiligung der Bergarbeiter am Gewinn der Gruben.

Die nun vor einigen Wochen für ein neues Lohnabkommen seitens der Unternehmer aufgestellten beiden Hauptforderungen waren die Beseitigung des erwähnten Mindestlohnes und der Ersatz

des nationalen Lohnabkommens durch bezirksweise Regelung. Für das Gewinnbeteiligungssystem wurde folgende Form vorgeschlagen: Von dem auf die bisherige Weise gemeinsam zu ermittelnden Erlös soll der nach Abzug derjenigen Selbstkosten, die nicht Lohnkosten sind, verbleibende Teil in der Weise verteilt werden, daß die Zechen vorweg eine Quote von 13 v. H. erhalten, während die übrigen 87 v. H. als Lohn zur Verteilung gelangen sollen. Die Verbesserungen für die Unternehmer und die Verschlechterung für die Bergarbeiter, die diese Neuregelung mit sich bringen würde, liegen auf der Hand. Die Unternehmer erhalten von vornherein und unabhängig von der Höhe des jeweiligen Erlöses eine Quote von 13 v. H., während für die Arbeiter der Mindestlohn in Fortfall kommt. Diese Forderungen haben die Bergarbeiterdelegierten von Anfang an zurückgewiesen und jegliche Verhandlungen mit den Unternehmern abgelehnt, solange letztere nicht die Kündigung des Lohnabkommens zurückzögen. An dem von der Regierung eingesetzten Untersuchungsausschuß haben die Bergarbeiter aus dem gleichen Grunde nicht teilgenommen und schließlich den Generalstreik zum 1. August beschlossen. Nach langen Bemühungen ist es dann dem von der Regierung zum offiziellen Vermittler in dem Konflikt ernannten Ersten Lord der Admiralität, Bridgeman, gelungen, die beiden Parteien zu einer gemeinsamen Besprechung zusammenzubringen, die in Gegenwart der Regierung fortgesetzt wurde. Da aber beide Parteien nach wie vor auf ihrem Standpunkt verharrten, wäre es bestimmt zum Streik gekommen, wenn nicht der englische Ministerpräsident die Zechenbesitzer durch das Versprechen einer finanziellen Beihilfe zur Zurücknahme der Kündigung des Lohnabkommens veranlaßt hätte. Daraufhin hat der Vollzugsausschuß der Bergarbeiter die Anweisung gegeben, die Arbeit fortzusetzen. Das ist in kurzen Zügen der Verlauf des gegenwärtigen Lohnkonfliktes.

Die finanzielle Unterstützung der Zechen soll in Form einer Subvention zwecks Sicherstellung der Lohnzahlungen während der neun Monate, vom 1. August 1925 bis 1. Mai 1926, erfolgen. Während dieser Zeit sind die Löhne wie bisher nach dem oben erwähnten Lohnabkommen von 1924 zu zahlen. Falls sie jedoch nach dem oben näher erläuterten Verteilungsschlüssel von 1924 während dieser Zeit niedriger sein würden als die im Abkommen von 1924 festgelegten Mindestlöhne, so trägt das Schatzamt die Differenz.

Damit ist für die nächsten neun Monate ein Provisorium geschaffen. Zum Zwecke der endgültigen Regelung ab 1. Mai 1926 wird erneut eine Untersuchungskommission von der Regierung eingesetzt. Um eine dauernde Gesundung des britischen Bergbaues herbeizuführen, wird eine erhebliche Senkung der Selbstkosten unvermeidlich sein. Der letzte Untersuchungsausschuß ist zu dem Ergebnis gekommen, daß eine geringe, jedoch nicht unbedeutende Verminderung der Selbstkosten durch die auch von den Bergarbeitern geforderte Beseitigung der Bergwerksabgabe möglich ist, daß aber vor allem von der Wiedereinführung der Achtstundenschicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine nachhaltige Senkung der Selbstkosten um etwa $2^1/_2$ Schilling je Tonne zu erwarten sei. Ob es zur Wiedereinführung der Achtstundenschicht kommen wird, bleibt abzuwarten. Dies ist nur durch Gesetz möglich, und die englische Regierung hat noch

vor einiger Zeit offiziös mitteilen lassen, daß sie von sich aus keine derartigen Schritte unternehmen werde, sofern es nicht vorher zu einer Einigung hierüber zwischen den Unternehmern und Bergarbeitern gekommen sei. Eine solche ist kaum denkbar, da der englische Bergarbeiterverband unter allen Umständen an der jetzigen Siebenstundenschicht festhalten will.

Die Gestaltung der Verhältnisse im englischen Bergbau hat auch für Deutschland, seitdem es wieder in erheblichem Umfange als Kohlenexporteur auf dem Weltkohlenmarkt auftritt, erhöhte Bedeutung. Bei dem infolge des Ueberangebots an Kohle außerordentlich scharfen Wettbewerb dieser beiden Länder auf dem Weltmarkt dürfte jede durch Selbstkostenverminderung erzielte größere Preissenkung der englischen Kohle einen entsprechenden Verlust für den deutschen Kohlenexport bedeuten. Die weitere Entwicklung der Verhältnisse im britischen Bergbau verdient daher, auch von uns in Deutschland, aufmerksam verfolgt zu werden.

Herr von Münchhausen

Von Kurt Offenburg

Der Balladendichter Börries, Freiherr v. Münchhausen, der ebenso „echt" wie „unsentimental" dichtet:

„Ich hörte ein Lied, das ich nie verstand,
Und lernte es spät verstehen:
Nie hebe der Adel Herz und Hand
Gegen den Herrn der Lehen;"

äußert sich auf Stinnes-Papier (D. A. Z. vom 19. 7.) über Karl Bröger.

Der sozialdemokratische Arbeiter Karl Bröger dichtet vom Weltkrieg:

Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt,
Herrlich zeigt es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuster war.

Es ist ein mißliches Ding, Treue gegen Treue abwägen zu wollen. Aber immerhin: Der Prozentsatz der gefallenen Mannschaften beträgt 13,9 Prozent, der Prozentsatz an Toten des aktiven Offizierkorps 24,7 Prozent. Und diese Offiziere sind es doch, die vom Dichter als die weniger getreuen, die wohlhabenden, jenen „treuesten Söhnen", den armen, gegenübergestellt werden.

Nach dem Kriege war es mit der Treue zum Vaterlande so: Im Jahre 1923 sind in Deutschland 1753 Fälle von Landesverrat abgeurteilt und vom Januar bis zum Mai 1925 nicht weniger als 700 Jahre Zuchthaus für Landesverräter ausgesprochen worden. Der Engländer Repington („Daily Telegraph" 21. Jan.) hält für die Beweggründe der deutschen Angeber „vorherrschend Geldgier".

Wahrscheinlich glaubt Herr Oberst Repington, daß doch nicht „Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester war".

Ich wiederhole, daß das Abschätzen von Treue gegen Treue eine mißliche Sache ist, und daß ich selber mit dieser Aufstellung, die

Reich gegen Arm ausspielt, ganz gewiß nicht angefangen hätte. Aber des sozialdemokratischen Arbeiters Karl Brögers Lied wird so oft angeführt, so oft hört man von Volksrednern behaupten, daß „Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester war", — daß ein knappes Wort ruhiger Zurückweisung doch nötig war.

Uebrigens ein Witz als Schluß: Was hätten wohl Presse und Regierung und Reichstag und Oeffentlichkeit gesagt, wenn ein sehr bekannter Dichter veröffentlicht hätte, daß Deutschlands reichste Söhne seine getreuesten gewesen wären. — Und doch wäre es nicht weniger albern als jene sentimental-verlogene Worte Brögers — verlogen nicht nur in den Schluß-, sondern auch in den Eingangszeilen!

*

Es ist schwer zu entscheiden, ob hier Geschmacklosigkeit oder Borniertheit größer ist. — Wie naiv wird der symbolisch gebrauchte und mit erschütternder Klage erfüllte Begriff des „Aermsten" zur glatten Vorstellung des materiell Reichsten in Gegensatz gestellt! Der entrüstete Einwand des Herrn M., daß vom Offizierkorps ein größerer Prozentsatz gefallen sei, als von der Mannschaft, ist — entweder absichtlich oder unabsichtlich — verlogen. Ganz abgesehen davon, daß Bröger, der hier für den Proletarier spricht, im Jahre 1914, im glühenden Aufschwung des Gefühls für das Volksganze, nicht ahnen konnte, was sich in fünf Jahren ändern würde, in deren Verlauf das Volk reichlich Gelegenheit hatte zu erkennen, daß es nur Kriegsmaterial war; ganz abgesehen von jener Zeit, in der der wilhelminische Byzantinismus von Begeisterung und Lobhudelei für den braven Arbeiter überfloß, — ist es psychologisch höchst interessant, wie hier von dem edlen und adligen Herrn v. Münchhausen die Begnadung des Geldsacks mit Ritterlichkeit gleichgesetzt wird. Ueber Bröger haben damals die Herren von der Rechten und die adligsten Oberlehrer nicht gelacht, da sie sein Gedicht „Deutschland" zur Begeisterung und Aufputschung des vaterländischen Gefühls in den Schichten, die vom Krieg die bitterste Hefe genossen haben (in Volksschulen bei unterernährten Kindern, in Kasernen bei Proletariern), ganz gut gebrauchen konnten.

Uebrigens ist die Statistik über die Verluste gewiß nicht absolut zu nehmen (man weiß ja zur Genüge, wie Statistiken fabriziert werden); ebensowenig wie die Statistik über die Landesverrate. In diesen 700 Jahren Zuchthaus fehlen z. B. die Burschen um Kapp, Ludendorff und Hitler, die vermutlich aus reiner Geldverachtung sich für die monarchistische Sache haben engagieren lassen.

Wir sind vollkommen überzeugt, daß des Börries Freiherrn v. Münchhausens in den ersten Klassen der höheren Töchterschule neben Romanen der Marlitt und Heimburg höchst beliebte Gedichte — in ihrer äußerst bekömmlichen Mischung von Familienblattleidenschaft und schlagsahneartigem Edelmut — aus einem einfältigen, wahrhaft-„tumben" Dichtergemüat geflossen sind.

Humanität

Von F. M. Huebner (im Haag)

In der Arbeiterklasse, der es obliegt, die Welt gesellschaftlich neu zu schichten, ist Humanität ein Begriff, darüber man mit den Schultern zuckt. Hier verliert es sich nicht aus der Erinnerung, welchen Sinn das Bürgertum diesem Begriff eingab: den nämlich, Humanität sei ein Genuß für Ausnahmestunden und für Ausnahmemenschen. Unter Ausnahmestunden und Ausnahmemenschen verstand das Bürgertum natürlicherweise die von ihm selber vertretene Gesittung, so daß Humanität, ob sie zwar schon von Namens wegen als ein allgemein zugänglicher Besitz gelten sollte, zu einer Losung des kulturellen Ausschlusses und der Bevorrechtung wurde. Zur Erwerbung von Humanität gehörte Geld, Hochschulbesuch, Gefühlspflege — Vorbedingungen, welche der von unten Aufstrebende nicht erbringen konnte. Was wunder, wenn ihn mit dem Neid auf die Bildungskapitalisten eine grenzenlose Verachtung zugleich gegen jenes Ideal erfüllte, in deren Licht jene sich herzlos frohlockend sonnten?

•

Daß Humanität eine Angelegenheit der Bildung und von deren Vorhandensein bedingt und abhängig wäre, diese fälschliche Ausdeutung der Humanität verengt sie zu einem abgekarteten Lehrstoff. Das Verfahren seiner Aneignung läuft daraut hinaus, daß einer sich einen möglichst umfangreichen Vorrat sprachlicher, geschichtlicher, kunstforscherischer Kenntnisse zulege. Jene Quersumme des Wissenswerten, in der sich eine andere Zeit, ein anderes Volk, eine andere Denkart überliefert, gilt es zur seinen zu machen, so daß also der nach dem bürgerlichen Maßstabe ein Humanist heißen darf, der sich in mehr als einer Kultur studienmäßig umgesehen hat.

•

Die Erweiterung des Menschen über sein Einzelbewußtsein hinaus zum Bewußtsein der menschlichen Zusammengehörigkeit aller und die läuternde Pflege dieses Bundesverhältnisses bedarf nicht der Mittel schulwissenschaftlichen Unterrichtetseins. Das Gefühl des menschlichen Brudertums ist eine Urerbschaft in der Seele, die sich an der Vertiefung in Sprachlehren, Künsten, Wissensdisziplinen zwar mehren kann, aber neben diesen, von den Menschen erst geschaffenen und, ach, so leicht verlierbaren Besitztümern noch die große Anzahl, vom Menschen nicht geschaffener innerer und äußerer Gegebenheiten: Menschengestalt, Leidenschaften, Glaubenskraft, Landschaft, Sternenhimmel für seine Lebendigerhaltung und seine Steigerung zur Verfügung hat.

•

Die Veredelung, auf welche die Humanität bürgerlichen Stils zusteuert, ist formal-ästhetischer Art. Sie will, daß der Mensch die Höhe eines Daseins erreiche und sich allda mit den Besten anderer Nationen zusammenfinde, welches in der Ehrerbietung vor gewissen Normen des Geschmacks, des Anstands, der Meinungsgewinnung einhellig zusammenklingt. Humanität wird zum Schutz- und Trutzbündnis der geistig Wohlhäbigen wider das Unstandesgemäße, das Gärende, das Ungebildete,

kurzum gegen alle jene Aeußerungsweisen, die dem „gemeinen" Menschen anhaften, ihm anhaften müssen, weil der Gefährte in gehobener Besitz- und Würdenstellung ihm den erzieherischen Beistand versagt hat.

•

Für die Zusammenkoppelung von Humanität und Wissensbildung sucht das bürgerliche Zeitalter Beleg und Eideshilfe bei den Werken und dem Auftreten der literarischen Klassiker. Mit Nachdruck wird betont, daß diese auf den Gipfeln der Menschheit wandeln, und damit ist bis ins Räumliche hinein Trennung zu jenen gelegt, die in der Tiefe der Menschheit sich im Schweiße ihres Angesichts durchfristen. In diese Entfernung von der Masse gerückt zu werden, haben die Klassiker weder erstrebt noch verdient. Der auf irgendeinem Gebiet führende Mensch hört damit nicht auf, der Masse angeschlossen und ihr verpflichtet zu bleiben. Durch den Heroenkult, den das bürgerliche Zeitalter mit seinen „großen Söhnen" getrieben hat, werden diese, statt ihrer Sendung auch nach dem Tode noch Genüge tun zu können, steinern, unbeweglich und dem Volke fremd gemacht.

•

Aus Humanität ist zu verlangen, daß sie denen, die damit unter Ausschließung minder Glücklicher ihr Dasein verschönen, aus der Hand genommen und sie wieder zu einem allen Menschen vorschwebenden und erreichbaren Geistesgute gemacht werde. Auf einer Tagung internationaler Arbeiterführer tritt mehr Humanität in Erscheinung als im Salon einer gepflegten Weltdame, die zu Tee und Zigarettenrauch Goethe schlürft. Das neue menschliche Verbundenheitsgefühl will nicht gehätschelt, beschwärmt oder wissenschaftlich beklopft, es will durch die Tat verwirklicht sein.

•

Es ist nicht wahr, daß es, um eine andere Nation würdigen zu können, notwendig sei, das ganze Ehrenregister ihrer Hervorbringungen auf den verschiedenen Zivilisationsgebieten gewärtig zu haben. Die historisierende Bildung steht dauernd in Gefahr, statt sich an die lebendigen Menschen, an deren dinghafte, zum Werk erstarrte Leistungen zu halten. Leistungen geschehen, damit der Leistende, sei er Einzelmensch oder Volksganzes, in der Leistung sich erprobend, über die Leistung hinaus und immer höheren Zustandsformen entgegenwachse. Jene Humanität, die nicht ein Vorzugsbesitz der Wissensbildung, sondern ein allgemein zugängliches Seelenerlebnis ist, kann nur eine Ehrwüdigkeit gelten lassen, das ist der Mensch selber und sein einsames Leidensschicksal. Um diese Ehrwürdigkeit zu fassen und ihrer in übernationaler Einmütigkeit Achtung zu schaffen, dazu ist ein ganz einfaches Verhalten: Arglosigkeit und Wohlwollen hinreichend.

RANDBEMERKUNGEN

Kleine Wahrheiten

Höllenpein der Feudalen und ihrer Affen

Es ist doch gut, daß wir sie am 9. November nicht aufgehangen haben. Nämlich: die Feudalen und ihre Affen. Nämlich: die Fürsten, die Grafen und die Redaktion des „Lokal-Anzeiger". Hätten wir sie damals nach Verdienst behandelt, würden sie sich heute nicht in Krämpfen winden. So, lebende Leichen, propellern sie. Rotierende Hohlkessel voll schwarz-weiß-roten Geifers. Sie zerspringen fast von Teutonenzorn. Verflucht und zugenäht. Es war schon unerträglich, daß Hindenburg die Schwurhand legen mußte auf das, was die Nationalen Schwarz-Rot-Sch .... nennen. Daß der Erwählte der Monarchisten sich nun abermals vor der Verfassung der Republik bis zum Estrich geneigt hat, das ist schlimmer als eine Züchtigung mit Skorpionen. Man lese die Berichte der vordeutschen Presse; man wird sich vergnügen an den Windungen, den Kopfständen und dem Schüttelfrost dieser Taumelmolche. Das war ein gesegneter Schwedentrunk; wie Jauche ist's ihnen eingegangen, aber — sie mußten's schlucken. Vortrefflich: sie brauchen die Republik nicht zu lieben, wenn sie sich ihr nur beugen, und einerlei, wenn sie sich zu solcher verzerrten Kniebeuge durch die selbst gebundene Rute Hindenburg treiben lassen. Es ist doch gut, daß wir sie am 9. November nicht aufgehangen haben, die Feudalen und ihre Affen.

•

Josef Gärtner

Der Schauspieler Josef Gärtner ist vom Staatsgerichtshof zu mehr als einem Jahr Gefängnis verurteilt worden, weil er am siebenten Jahrestage der russischen Revolution Verse und Szenen von Toller, Steinbach, Herwegh und Mackay zur Darstellung gebracht hat. Wer verurteilt den Staatsgerichtshof wegen Lächerlichmachung des deutschen Geistes? Nicht notwendig. Er ist bereits verurteilt. Was soll nun aber geschehen, daß nicht Josef Gärtner (der das kaum verdienen dürfte) zum Feldgeschrei aller Vernünftigen und Entschlossenen werde? Die antikommunistische Hysterie darf nicht in Clownerie ausarten.

•

Schwarz-weiß-rotes Deutsch

Die „Deutsche Tageszeitung" vom 13. Juli 1925 veröffentlicht die folgenden „Verse":

> Nun, wie ihr wollt, es sei
> drum: „ab Gewehr!"
> In seine Scheide sei das
> Schwert gestochen ...

In die Scheide gestochen? Was hat die Scheide dem Schwert getan, um sich solche Vernichtung gefallen lassen zu müssen? Die Sprache dieser Vordeutschen ist genau so minderwertig wie ihre Politik.

•

Schupo und Reichsbanner

In einigen Zeitungen stand zu lesen, daß die Schupo uninteressiert zugesehen habe, wie schwarz-weiß-rote Strolche die Reichsflaggen, die zum Empfang der Ehrengäste des Reichsbanners vor dem Potsdamer Bahnhof wehten, herabgerissen hätten. Diese Nachricht ist falsch. Sie muß falsch sein. Denn Schupo, die nicht in jedem Augenblick entschlossen ihr Blut für die Hoheitszeichen der Republik einsetzte, wäre keinen, noch so wohlverdienten Schuß Pulver wert.

Breuer

Kritisches zum Verfassungstage

Bei der Verfassungsfeier der Reichsregierung soll es vorgekommen sein, daß der Festredner Prof. Dr. Platz einmal den Ausdruck „republikanisch" gebraucht haben soll. Wie wir uns an zuständiger Stelle erkundigten, ist das bedauerliche Versehen tatsächlich unterlaufen.

Es war verabredet, lieber länger zu reden, aber weniger zu sagen. Es soll auch bei der Nennung dieses unerwünschten Namens auf der Regierungsbank gestöhnt worden sein: „Nun nimmt man schon einen Professor."

Ja, ja, man muß eben den Festredner noch besser aussuchen oder die Rede von noch mehr Regierungsstellen durcharbeiten lassen.

*

Wie wir hören, hat Reichskanzler Luther erst die Absicht gehabt, die Zollvorlage bis zum 11. August durchzupeitschen; wir hätten dann einen einigen „Verfassungs-Zollannahme-Gedenktag" in jedem Jahre veranstalten können. Die Linken hätten dann die Verfassung und die Rechten die Pfründe aus ihrer Zollvorlage gefeiert. Das Zentrum hätte dann „vorläufig" an beiden Feiern teilnehmen können.

*

Die „Deutsche Tageszeitung" hat zum Verfassungstag Schwarz-Weiß-Rot geflaggt. Was sagen ihre Leser dazu, daß sich ihre Zeitung die Mühe macht, für etwas zu flaggen, was sie jeden Tag in den Staub zieht? Oder sollte sie ihre Leser belügen? Das Werk besser sein, als sie schreiben? Sollte das Werk so gut sein, daß es sich verlohnt zu flaggen?

*

Weitere Mahnung an den Rundfunk: Der Sender Magdeburger Platz hat nicht geflaggt. Zählt er vielleicht nicht zu Behörden und staatlichen Gebäuden?

*

Wie wir hören, will das Reichsbanner eine Sammlung veranstalten, um Fahnenstangen anzuschaffen, und zwar für die Gebäude, die nur eine Fahnenstange besitzen und darum nur die Preußen- oder Berliner Flagge hissen „können". Der Erlaß besagt nämlich: sind zwei Fahnenstangen, muß auf einer die Reichsflagge gehißt werden. Um ihnen das Hissen der Reichsflagge zu ermöglichen, werden jeweils die fehlenden Fahnenstangen dann zur Verfügung gestellt. Oder ist es vielleicht unangenehm?

Scholz

Wirtsvolk in Nöten

oder Die bayrische Fremdenindustrie

Es gehört zu einer der gegenwärtig so beliebten völkischen Redewendungen, durch die man einen großen Teil guter deutscher Staatsbürger zu lästigen Ausländern stempeln möchte, wenn man von den „Deutschstämmigen" im Reiche als dem „Wirtsvolk" spricht und dadurch allen, die den Anforderungen der hakenkreuzlerischen Blutsprobe nicht genügen, das Heimatrecht kündigt und sie als „Gäste" bezeichnet. Aber von diesem „Wirtsvolk" soll hier nicht die Rede sein, sondern von den Gastwirten und Hotelbesitzern des bayerischen Oberlandes, die gegenwärtig mit beweglichen Notrufen und Klagen die bayerische und außerbayerische Presse füllen. Die mißliche Lage der bayerischen Unternehmer der Fremdenindustrie soll nicht bestritten werden. Sie ist um so bedauerlicher, als auch hier die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden, und viele kleine Leute, die sich nicht wehren können, Arbeiter und Angestellte der Hotelindustrie und der verbundenen Gewerbe, in Mitleidenschaft gezogen sind. Eben deshalb muß aber festgestellt werden, daß die anmaßende und aggressive Form, in die diese Klagerufe der Fremdenindustriellen sich kleiden, nicht geeignet ist, die Sympathien für das bayerische Oberland zu vermehren. Es ist äußerst unangebracht, wenn die bayerischen Gastwirte glauben, dem reisenden Deutschland eine Lektion vater-

ländischen Unterrichts geben zu müssen, indem sie es als patriotische Pflicht hinstellen, Reisen in das außerdeutsche Alpengebiet zu unterlassen, um die Bilanzen der bayerischen Hotel-Aktien-Gesellschaften zu verbessern. Da völkische Gesichtspunkte doch gerade in Bayern maßgeblich sind, muß daran erinnert werden, daß in Nord- und Südtirol und in der Ostschweiz auch Deutsche wohnen und „deutsche Belange" zu vertreten sind. Und was soll es heißen, wenn plötzlich in den Klage- und Beschwerdeschriften der bayerischen Fremdenindustrie die angeblich fremdenfeindliche Paßpolitik der „Berliner" Reichsregierung für alle Notstände verantwortlich gemacht wird! Wenn Bayern heute von Ausländern gemieden wird, so ist das lediglich die Quittung für die notorisch fremdenfeindliche Politik, die die bayerische Regierung in den letzten Jahren verfolgt hat und die von weiten Kreisen der bayerischen Bevölkerung unterstützt und gefordert wurde. Es sei nur an die unglaublich schikanösen Sonderbestimmungen erinnert, die Bayern für Paßwesen und Fremdenverkehr in den letzten Jahren sehr gegen Wunsch und Absichten der Reichsregierung erlassen hat. Bayern war das einzige Land Deutschlands, das das von den deutschen Konsulaten des Auslandes erteilte Einreisevisum nicht anerkannte und für sein Staatsgebiet noch eine besondere, von bayerischen Behörden einzuholende Einreisebewilligung forderte. Diese Maßregel ist von allen Ausländern, die der Meinung waren, daß das Deutsche Reich ein Staat wie jeder andere sei, nicht begriffen worden, und hat in ihren Konsequenzen viel böses Blut im Ausland gemacht. Bayern allein hatte lange Zeit hindurch für alle Ausländer eine persönliche Meldepflicht bei der Polizei (stundenlanges Warten und freundliche Behandlung inbegriffen) und außerdem in der Inflationszeit eine ziemlich willkürlich und mit den sonderbarsten Differenzierungen erhobene Fremdensteuer eingeführt, die von den reisenden Ausländern als Schikane empfunden wurden. Es hatte zu allem andern noch ein rigoros durchgeführtes polizeiliches Kontrollsystem organisiert, das der Ausländer als einen Angriff auf seine persönliche Freiheit betrachtete. Gehörte es doch zu den regelmäßigen Erscheinungen, daß in bayerischen Städten die Hotels morgens zwischen fünf und sieben Uhr durch Kriminalbeamte kontrolliert wurden, wobei jeder einzelne Gast aus dem Schlafe getrommelt wurde, um sich zum soundsovielten Male zu legitimieren. Endlich gab es die famose Eisenbahnkontrolle, die zum Beispiel alleinreisende Damen fremder Staatsangehörigkeit (ganz gleichgültig, ob sie in Deutschland als Deutsche geboren waren oder nicht) nachts an irgendeiner kleinen Station nahe der württembergischen, preußischen oder thüringischen „Grenze" unbarmherzig aus dem abfahrenden Zuge holte und ihrem Schicksal überließ, weil sie das Verbrechen begangen hatten, sich auf der Durchreise in München nicht bei der Polizei zu melden. Das Ergebnis dieser bayerischen Staatsanstrengungen zur Hebung des Fremdenverkehrs war selbstverständlich, daß das reisende Publikum überall in der Welt vor Bayern gewarnt wurde. Insbesondere haben amerikanische Zeitungen aus solchen Anlässen heraus wahre Hetzartikel gebracht, die sich natürlich dann nicht nur gegen Bayern, sondern gegen Deutschland überhaupt richteten.

Was weiter dazu beigetragen hat, den Ruf Bayerns in der Welt zu schädigen, war der zeitweise geradezu zur Staatsmaxime gewordene bayerische Antisemitismus. Nicht nur die jahrelang geduldete Hitlersche Pogromhetze, sondern auch amtliche Maßnahmen der bayerischen Behörden haben dazu geführt, Bayern das Renommee eines Balkanstaates zu verschaffen. Die berüchtigten Judenausweisun-

gen des Herrn von Kahr haben dem Ansehen Bayerns in der Welt einen Schaden zugefügt, der nicht sobald wieder gutzumachen ist und den die bayerische Fremdenindustrie jetzt zu fühlen beginnt.

Neben den politischen bestehen aber auch wirtschaftliche Gründe für den gegenwärtigen Notstand. Die nicht zu leugnende eigene Schuld dieser Industrie besteht aber darin, daß sie selbst in günstigen Jahren einen Raubbau betrieben hat, der sich heute rächt. Sie hat den Rahm abgeschöpft in den Kriegsjahren, in denen die Grenzen praktisch gesperrt waren und in den Inflationsjahren, in denen die Valutadifferenz Auslandsreisen für Deutsche unmöglich machte.

Damals haben sich die bayerischen Fremdenorte die gute alte Mittelstandskundschaft durch ihre unvernünftige Konjunktur-Preispolitik verprellt und sich an eine Luxuskundschaft gewöhnt, die in jenen Tagen notgedrungen nach Bayern reiste, heute aber auch durch patriotische Gründe sich nicht dazu bringen läßt, auf das Engadin, die Riviera und Aegypten zu verzichten. Wenn die bayerischen Gastwirte nur klagen und abwarten wollen, bis die goldenen Jahre von 1915 bis 1923 für sie wiederkommen, dann werden sie die Krise verewigen. Sie sollen nicht die Reichsregierung anklagen, sondern in ihrem eigenen Lande und in ihrem eigenen Laden nach dem Rechten sehen. Nicht politische Beschwerden und Propagandageschrei werden ihre Lage verbessern, sondern nur zufriedenstellende Leistungen bei erschwinglichen Preisen. Nur durch sie wird die bayerische Fremdenindustrie ihren guten Ruf und ihre gute alte Kundschaft wiedergewinnen.

Ratis

BÜCHERSCHAU

Festschrift zum Verfassungstage

In geschmackvoller Ausführung, mit gutem Bildschmuck, hat das Reichsbanner — Verlag: Warenvertrieb Reichsbanner, Sebastianstraße 37 — zum Verfassungstag eine Festschrift herausgegeben. In kurzen, markigen Worten haben in ihr Führer der großen republikanischen Parteien, Führer des geistigen Deutschlands, Führer der Reichsbannerbewegung geschrieben. Man fühlt aus jeder Zeile, jedem Wort die Nöte unserer Zeit, die Anklagen der Führer an das Volk: noch wackerer zusammenzustehen. Das weiß jeder, wo Namen zusammenstehen wie: Fritz v. Unruh, Erich Koch, Graf Harry Keßler, Graf Montgelas, Leipart, Marx, Krain, Gerlach, Kollwitz, Deimling, Großmann, Jeßner, Oestreich, v. Molo, wird Beachtliches gesagt. Stark im Ausdruck wirkt die Zeichnung Krains: Der Helfer der Armen. Jeder, der die Verfassungsfeier des Volkes miterlebte, wird immer begeistert diese prächtige Schrift zur Hand nehmen. Sie bietet eine glänzende Erweiterung unserer Verfassungsfeier, neben dem Aufmarsch der Hunderttausenden zieht hier das geistige Deutschland auf, reiht sich ein in die Armeen. Mit der scharfen Klinge ihres Geistes wollen sie wecken — aufrufen zum Kampf. Sie wollen Ansporn geben — Eifer verstärken — Tatkraft erhöhen.

S....z

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

Soeben erschienen:

Die Aufgabe Mac Mahons ist es, in den sieben nächsten Jahren die Republik durch schlechte Behandlung so herunterzubringen, daß kein Franzose mehr ein Stück Brot nimmt
(„Kladderadatsch"-Karikatur)

FRIEDRICH WENDEL:

MAC MAHON

Der französische Hindenburg

Mit 21 zeitgenössischen Karikaturen

Eine Mehrheit des französischen Volkes, die nicht wußte, was sie wollte, wählte 1872 den Monarchisten Mac Mahon zum Präsidenten der französischen Republik. — Welch groteske Folgen sich ergaben, beplaudert Friedrich Wendel in dieser seiner neuesten Arbeit in amüsanter Weise. Eine Auswahl äußerst interessanter Karikaturen aus der Zeit schmückt das Heft. Jeder, der es liest, wird es erheitert, aber auch nachdenklich (sehr nachdenklich) aus der Hand legen

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Brieffaksimiles. in Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3.—, kartoniert 1.75 M.

Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Berlin, 22. August 1925 Nr. 21 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Locke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Frankreich-Deutschland

Hanns-Erich Kaminski:
Von Poincaré zu Painlevé 641

Felix Stössinger:
Deutschland und Frankreich in Marseille . 644

Dr. R. v. Ungern-Sternberg:
Pan-Europa und Deutschland 648

Dr. M. UEBELHOER (Paris):
Franko-Europäer 652

MAX ANTON RAUTNER:
Plutarch hat gelogen 655

F. M. HUEBNER (im Haag):
Der Kampf gegen das Vermeintliche 659

C. F. W. BEHL:
Balzac 662

Wolfgang Benning:
Der Staatsgerichtshof schickt Künstler ins Gefängnis 665

Amtsgerichtsrat Struckmann — Unverschämte Staatsbürger — Einer, der keinen Frieden schließen wollte — Völkerverständigung

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Soeben ist erschienen:

VICTOR SCHIFF

Die Höfle-Tragödie

Geschichte eines Justizmordes

In dieser, auf authentisches Material gestützten Darstellung der erschütternden Vorgänge erhebt der Verfasser

schärfste Anklagen

gegen die Schuldigen und deckt schonungslos die politischen Hintergründe der deutschnationalen Barmat-Hetze auf

160 Seiten
Kartoniert M 3.70
Halbleinen M 4.25

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin
SW68, Lindenstraße 114

Ein Volk, das nicht die Kraft und anscheinend nicht einmal den Willen hat, bei sich Recht zu schaffen, das vielmehr seinen Richtern und Beamten gestattet, den Staat, seine Verfassung, seine Hoheitszeichen und seine Gesetze schmachvoll zu brechen und zu besudeln, kann sich nicht beklagen, wenn ihm von anderen Völkern jegliches Recht verweigert wird.

Indessen, die anderen Völker sollten wissen, daß der bessere Teil, daß die Mehrheit des deutschen Volkes fest entschlossen ist, der unwürdigen Rechtlosigkeit der deutschen Republik ein Ende zu bereiten. Die Stunde kommt, sie hämmert bereits an die Tore, da die deutsche Republik, die deutsche Demokratie und der deutsche Sozialismus ihre Gegner, die zugleich die Todfeinde der Völkerverständigung und somit Hindernis für jede Aufwärtsentwicklung der Welt sind, ausschalten, die Stunde hebt an, da die von der Geschichte Verworfenen niedergestreckt sein werden. Für diese Revolution der Moral und der Machtverteilung dürfen die deutschen Republikaner die Aufmerksamkeit der staatlich bereits gefestigten Demokratien verlangen.

Von Poincaré zu Painlevé

Von Hanns-Erich Kaminski

Der internationale Kongreß von Marseille erhält durch den Parteitag der französischen Sozialisten ein Präludium, das ihn an unmittelbarer politischer Bedeutung übertrifft.

Obgleich der Parteitag, während ich schreibe, noch nicht zu Ende ist, kann man ohne weiteres sagen, daß er eine Betonung des sozialistischen Prinzips zum Ausdruck bringt, wie sie so nachdrücklich von keiner andern Partei unserer Internationale seit dem Kriege erfolgt ist. Daraus ergibt sich nicht nur sein starker demonstrativer Wert, sondern auch seine praktisch-politische Wirkung.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als bedeute das Zurücktreten der französischen Partei in ihre traditionelle Oppositionsstellung nun auch in Frankreich jene Wiederherstellung des Vorkriegszustandes, die man in den meisten Ländern beobachten kann. Aber in Frankreich, genau wie überall, hat sich in Wirklichkeit doch eine Wandlung vollzogen, auch wenn sie sich noch nicht in neuen sichtbaren Formen ausdrückt. Nichts ist dafür mehr bezeichnend als die Tatsache, daß die Frage der Kammerauflösung, die seit dem 16. Mai Mac Mahons jedem Franzosen als ein Staatsstreich erschien, heute rechts und links sehr ernsthaft diskutiert wird.

In ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung besitzt die Kammer keine stabile Mehrheit. Und obendrein hat der durch ein kompliziertes indirektes Wahlrecht zustande gekommene Senat immer die Möglichkeit, einschneidende Gesetze zu verhindern, ohne daß eine legitime Möglichkeit zur Ueberwindung dieses Hindernisses bestände.

Die öffentliche Meinung hat sich wiederholt — bei den Wahlen zur Kammer, zu den Gemeindevertretungen und zu den Generalräten — gegen den Nationalen Block Millerands ausgesprochen. Aber abgesehen davon, daß diese Stimmung sich in der Zusammensetzung des Senats nur höchst unvollkommen spiegelt, ist der Nationale Block keine Einheit — so wenig wie die ihm gegenüberstehende Mehrheit des Linkskartells. Das Land hat die Politik Poincarés und Millerands, deren Gefahren es erkannte, verurteilt und sich dem Kartell anvertraut, das Kandidaten der Sozialisten, Radikalsozialisten und sozialistischen Republikaner auf derselben Liste vereinigte. Die praktische Wirklichkeit hat dann jedoch Fragen aufgeworfen, vor denen das Wahlbündnis nicht standhielt.

Die Regierung Herriots war ein aufrichtiger Versuch, die Fehler Poincarés gutzumachen und das Wahlprogramm des Kartells zu verwirklichen. Herriot, der kein großer Praktiker war, scheiterte auf eine ungemein anständige Art. Immerhin: er scheiterte. Und zwar einmal an den internationalen Verhältnissen — Stresemann in Deutschland, Chamberlain in England —, zum andern an dem Mangel einer geschlossenen, kampffreudigen Partei.

Die Radikalen haben durch die letzten Wahlen ihre alte Vormachtstellung wiedergewonnen. Die Wahrheit ist auch, daß ein beträchtlicher Teil von ihnen nach wie vor zu ihren Prinzipien steht. Ihr Unglück ist, daß diese Prinzipien den Problemen unserer Zeit nicht mehr gewachsen sind. Gerade der ehrliche, wohlmeinende Teil von ihnen besteht aus Lyrikern wie Herriot, und wie im Grunde auch Painlevé einer ist. Der andere Teil — zwischen den sozialistischen Radikalen und den sozialistischen Republikanern braucht man da keinen Unterschied zu machen — ist skeptisch und furchtsam. Und was das Schlimmste ist: seine Führer sind der starre Autokrat Caillaux und der personalistische Routinier Briand.

Das demokratische, eigentlich konservative, Kleinbürgertum mit seinen ziemlich billigen Idealen, das sich in Herriot und Painlevé verkörpert, gerät immer ins Hintertreffen, sobald Fragen an es herantreten, die außerhalb seines Gesichtskreises liegen: Kolonialfragen, Finanzfragen, die gesamte äußere Politik. Dann kommen die Leute vom Schlage Caillaux' und Briands nach oben, die die radikale Ideologie sehr gut mit den Interessen des Finanzkapitals zu verbinden wissen.

Es ist das kein Führerproblem, obgleich es interessant ist zu beobachten, wie Briand auf eine artistische Manier für sein nächstes Ministerium arbeitet, und wie Caillaux, der martyrisierte Freund des Volkes, sich jetzt als der Freund der Banken enthüllt. Es ist auch kein Verrat dabei, obgleich Painlevé nicht gerade eine glänzende Figur in seinem Kabinett macht.

Es ist einfach ein Problem unzulänglicher Grundsätze. Nachdem Herriot gegangen war, weil er den Kampf gegen den Senat nicht durchführen wollte noch konnte, blieb für eine Linksregierung gar keine andere

Möglichkeit, als der Rechten nicht wehe zu tun. Die Regierung Painlevé erhielt kaum ein linkes Firmenschild. Schon ihrer Zusammensetzung nach neigte sie stark zur Mitte, und ihre Marokkopolitik hat diese Tatsache nur besonders offenbar gemacht.

Die Sozialisten begingen daher einen ernsten Fehler, als sie ihre Unterstützung für Painlevé nicht auf ein klares Programm begrenzten, wie sie es mit Herriot getan hatten. Sie ließen sich hauptsächlich von taktischen Erwägungen leiten, aber sie mußten dafür Grundsätze kompromittieren, ohne daß sie auch nur einen vorübergehenden Vorteil erhielten.

Daß die Partei jetzt in die Opposition geht, ist gar keine Frage mehr. Die Frage, mit der sich der Parteitag beschäftigt, bezieht sich vielmehr auf die von ihr nach dem — kaum noch vermeidlichen — Sturz Painlevés einzunehmende Haltung. Der rechte Flügel wünscht das ganze Gewicht der Partei in die Wagschale zu werfen, um ein Konzentrationskabinett der Radikalen mit einem Teil des Nationalen Blocks zu verhindern. „Ein neues Kabinett Herriot" — erklären diese Genossen — „ist möglich, wenn wir daran teilnehmen."

Die Mehrheit der Partei ist dagegen der Meinung, daß auch eine Regierung mit wechselnder Mehrheit, und selbst eine Konzentrationsregierung nicht anders als die Regierung Painlevé handeln könnte. „Eine zweite Regierung Herriots ist nicht möglich" — sagen die Genossen der Mehrheit —, „denn sie würde sofort wieder vor den gleichen Schwierigkeiten stehen wie die erste."

Mit andern Worten: Fortsetzung der Kartellpolitik oder Bewegungsfreiheit?

Die französische Partei hat mit dem Ministerialismus sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Sie würde zudem, falls sie an einer Regierung beteiligt wäre, die Einheit der Partei bedrohen und den Kommunisten Wasser auf ihre Mühlen liefern. Aber selbst im besten Falle würde sie damit für zweifelhafte und kurzlebige Vorteile den Zersetzungsprozeß der Radikalen aufhalten, der in den Verhältnissen begründet ist.

In den Reihen der Radikalen gibt es viele sympathische und ehrliche Leute, und ein großes Teil Frankreichs liebt in ihnen die Verkörperung der kleinbürgerlichen Ideale des vorigen Jahrhunderts. Es wäre töricht, auf einen raschen Verfall ihrer Partei zu rechnen. Aber die Ungeduldigen unter den französischen Genossen vergessen, wie schwach die sozialistiche Partei organisatorisch ist. Die Mehrheit weiß zum Glück, wieviel Arbeit die Partei noch zu leisten hat und wie leicht diese Arbeit kompromittiert werden kann.

Der Erfolg des Sozialismus kann nur aus der Betonung seiner Prinzipien erwachsen. Das ist das Fazit, das die französische Partei aus der Entwicklung von Poincaré zu Painlevé zieht. Das ist die Idee, die sie dem Kongreß von Marseille auf den Weg gibt.

Deutschland und Frankreich in Marseille

Von Felix Stössinger

Wie so viele Kongresse der Sozialistischen Internationale, wird sich auch der Kongreß in Marseille mit der deutsch-französischen Verständigung beschäftigen.

Vergleichen wir aber die Lage von heute mit der Lage, unter deren Druck der letzte Kongreß der Internationale im Mai 1923 in Hamburg, im Ruhrjahr, über dieses Kernproblem Europas zu beraten hatte, so kann niemand den Fortschritt seit damals in Abrede stellen.

Freilich ist es notwendig, den Charakter dieses Fortschritts zu erkennen, denn nur dann werden wir fähig sein, zu übersehen, welche gewaltigen Aufgaben noch vor uns liegen, Aufgaben, zu deren Lösung der internationale Sozialismus an erster Stelle berufen ist.

Der Hauptunterschied zwischen 1923 und 1925 besteht darin, daß der französische Sieg an der Ruhr die Einberufung der Dawes-Kommission durch die angelsächsischen Mächte und die Annahme des Dawes-Paktes durch Deutschland erzwungen hat. Damit sind endlich die furchtbaren, alles vernichtenden Reparationsdiskussionen aus der Oeffentlichkeit entfernt worden, die für Deutschland verlustreicher waren als der Weltkrieg selbst und die gerade deswegen von England herbeigeführt worden sind. Eben im August hat Lloyd George wieder in einem seiner Sonntagsartikel gerühmt, welchen Aufschwung der englische Kohlenhandel während der Ruhrbesetzung genommen und welche Schädigung England durch die Beendigung der Besetzung erlitten habe. Deutschland ist jedenfalls durch seine Niederlage an der Ruhr darüber belehrt worden, daß keine Hoffnung auf England es vor dem Zusammenbruch zu schützen vermöge. Seitdem hat es denn auch in der Praxis die Politik des offenen Widerstandes gegen Frankreich aufgegeben, wenn es auch noch weit davon entfernt ist, aus den endlosen Enttäuschungen über England die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen, nämlich die, seine außenpolitische Orientierung grundsätzlich umzustellen.

Elastischer als in der Politik, hat sich dagegen in der Wirtschaft der deutsche Kapitalismus bewiesen.

Dieselben Kreise, die sieben Jahre ein Vermögen vergeudeten, um den Acheron in Bewegung zu setzen, haben nun endlich eingesehen, daß die deutsche Wirtschaft außerstande ist, den für sie bedingungslos tödlichen Kampf gegen Frankreich weiter zu ertragen. Nachdem sie nun endlich begriffen haben, daß sich durch keinerlei Manipulationen die deutsche Außenschuld nach dem Muster der deutschen Innenschuld zertrümmern läßt, bildet sich eine Periode deutsch-französischer Wirtschaftsverständigung. Ueber Erz und Kali hat man sich bereits geeinigt, und die Einigung über die chemische Industrie wird wohl in absehbarer Zeit erfolgen. Alles, wie sich schnell gezeigt hat, zum höchsten Nutzen der deutschen Wirtschaft. In der Kaliindustrie zum Beispiel hat die Einigung sofort eine amerikanische Anleihe, die vor der Einigung wegen der europäischen Unsicherheit abgeschlagen worden war, zur Folge gehabt. Wird es nun dazu kommen, daß die deutsch-französischen privatkapitalistischen Verträge vom Staat für mehrere Dezennien garan-

tiert werden, dann ist tatsächlich die deutsch-französische Wirtschaftsverständigung gesichert und jene Verflechtung der beiden Wirtschaften geschaffen, aus der allein der dauerhafte Friede Europas hervorgehen kann. Freilich wird sich dann bald zeigen, daß der deutsche Privatkapitalismus an falscher Stelle viel zu bescheiden war, und daß er nicht den großen Wurf des innereuropäischen Stahltrusts gewagt hat, durch den sich Kontinentaleuropa, heute verarmt und aus tausend Rissen blutend, wieder zu einem konkurrenzfähigen Partner der anderen Kontinente erheben könnte. Aber immerhin! Wir sind ein großes Stück vorwärts gekommen, der „Haß" gegen Frankreich befindet sich in vollem Abbau, wenn es auch zum wirklichen Verständnis dessen, was der endgültige Friede mit Frankreich für Deutschland wirtschaftlich, politisch und moralisch bedeutet, noch weite Wege hat.

Aber nicht nur der Kapitalismus hat seit 1923 zugelernt, sondern auch der Sozialismus. Nicht nur die Stellung unserer Partei, auch die Stellung der Internationale zu dieser Frage ist heute reifer und differenzierter als noch vor zwei Jahren.

In Hamburg hat noch die Terminologie des alten Scheinradikalismus eine große Rolle gespielt, wenn man auch die unvergessene Rede von Léon Blum davon ausnehmen muß. Aber der Kongreß als Ganzes glaubte doch noch durch die Repetition alter Formeln vom „entschlossenen Widerstand gegen die Konterrevolution und gegen die Sabotage der deutschen Kapitalisten" zur Lösung der Frage etwas Praktisches beigetragen zu haben. Glaubte er damals doch noch, mit Hilferding zu reden, an einen „geschlossenen" Kapitalismus, dem man ein „ebenso geschlossenes" Proletariat gegenüberstellen sollte.

Heute hat die ganze Internationale oder zumindest ihr autoritativster Teil eingesehen und erfahren, daß es dieses „geschlossene" Proletariat im alten Sinne nicht mehr gibt und folglich wohl auch widerstreitende Interessen zwischen den Kapitalisten der verschiedenen Länder Europas vorhanden sein müssen.

Diese Wendung, deren Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann, ist in der Sitzung des Büros der Sozialistischen Arbeiterinternationale vom 4. Juli 1925 in London zum Ausdruck gekommen.

Während nämlich bisher die Sozialistische Internationale von der Gleichheit aller kapitalistischen und der Gleichheit aller proletarischen Interessen ausgegangen ist, hat sich zum erstenmal in dieser Sitzung der Internationale eine Differenzierung der proletarischen Interessen nach nationalwirtschaftlichen Notwendigkeiten ergeben. Differenzen in der Internationale gab es ja immer schon. Aber sie bildeten sich nicht auf Grund der verschiedenen Interessen der Länder, sondern nach taktischen, marxistischen Abweichungen in der Auffassung sozialistischer Politik. Diesmal aber ging der Strich gerade an der Stelle durch die Internationale, durch die die Kontinentalpolitik ihn seit jeher gezogen hat, wobei er die englische Partei von den Parteien des Kontinents trennte.

Es war die Diskussion über das Genfer Protokoll und den Sicherheitspakt, die zu einer solchen Markierung geführt hat. Während nämlich unsere englischen Genossen als Gegner des Sicherheitspaktes und Anhänger des von MacDonald akzeptierten Herriotschen Protokolls

von Genf aufgetreten sind (das Chamberlain, mit der anglophilen „Frankfurter Zeitung" zu sprechen, durch einen „Fußtritt" beseitigt hat), waren die Vertreter der kontinentalen sozialistischen Parteien umgekehrt dafür, an Stelle des gegenwärtig unerreichbaren Genfer Protokolls den d'Abernon-Briandschen Sicherheitspakt zum Abschluß zu führen. Beeindruckt durch die furchtbare Situation, in der sich der europäische Kontinent durch den deutsch-französischen Gegensatz befindet, ziehen die kontinentaleuropäischen Sozialisten im besten revisionistischen Geiste eine wirkliche Teilsicherung des europäischen Friedens der Friedenstaube auf dem Dache des Foreign Office vor. Die englischen Genossen lehnen dagegen einen Sicherheitspakt ab, der die Interessen der englischen Arbeiterschaft irgendwie gefährden könnte. So standen sich die kontinentaleuropäischen Sozialisten als Interessenvertreter des kontinentalen Proletariats und die englischen Genossen als Vertreter der angelsächsischen Arbeiterinteressen wie zwei getrennte Lager gegenüber. Leider glaubten aber die kontinentaleuropäischen Sozialisten noch immer, daß das Wesen der Einheit der Arbeiterinternationale in der Annahme von Resolutionen besteht, die so unbestimmt und weitläufig sind, daß alle Ländervertretungen sie annehmen können, wobei keine dadurch zu etwas verpflichtet wird. In der Praxis bedeutet dies aber stets einen Sieg der angelsächsischen Arbeiterinteressen, die dann außenpolitisch einen Sieg der angelsächsischen Weltpolitik zum Ausdruck bringen. Denn die formale Gleichheit der Internationale bedeutet dann nichts anderes, als ein Uebergewicht der englischen, alle Länder umschließenden Interessen, gegenüber den kontinentaleuropäischen Interessen, die nur durch eine engere Zusammenfassung unter sich in sozialistischem Sinne entwickelt werden können. Jedenfalls haben die führenden deutschen sozialistischen Organe, die Wiener „Arbeiterzeitung" und der „Vorwärts" in ihren Leitartikeln vom 10. und 11. Juni dieser Interessendifferenzierung ihre volle Aufmerksamkeit gewidmet und ganz im Sinne der Kontinentalpolitik von einem kontinentaleuropäischen Sozialismus im Gegensatz zum angelsächsischen gesprochen.

Besorgte Sozialisten könnten fürchten, daß die Differenzierung in der Internationale zu einer Spaltung der Internationale führen könnte. Dieser Besorgnis muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Tatsächlich muß die Differenzierung der Interessen nicht zu einer Schwächung, sondern zu einer Stärkung der Internationale, zu einer Verlebendigung, Beseelung und wirklich realen Machterweiterung führen, während die bisherige rein formale Zusammenfassung der Arbeiterparteien in den Stunden der Gefahr sich als ein Ring erwiesen hat, der bei ernstlichem Druck zerbricht.

Die Differenzierung der Internationale bedeutet ja auch nichts anderes, als daß der Sozialismus aus der Verschiedenartigkeit wirtschaftlicher Realitäten und dementsprechend außenpolitischer Notwendigkeiten die richtige Konsequenz zieht. Je mehr die Arbeiterbewegung fortschreitet, je mehr die Arbeiter aus untergeordneten Werkzeugen zu verantwortungsbewußten Trägern der Produktion werden, um so mehr wird die Arbeiterschaft als Ganzes auch ihre Klassenpolitik nach den Notwendigkeiten der Produktion zu richten haben. Sie wird auf diese Weise die Interessengegensätze zwischen den kapitalistischen Länder-

gruppen auch in ihrer Bewegung reflektieren, freilich aber in sozialistischem Geiste Zusammenfassungen, Ausgleiche, Durchorganisierungen der Wirtschaft unter Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes eines jeden Volkes verwirklichen müssen. So ergibt es sich von selbst, daß die Arbeiterschaft, sowie sie erkannt hat, daß die englische Politik der Produktionsentwicklung des Kontinents feindlich gegenübersteht, eine selbständige Politik des Kontinents gegenüber England anzustreben entschlossen ist. Nicht, um England „auszuschließen" oder um die englische Produktion zu stören, im Gegenteil: um England als Weltmachtproduzenten nun selbst zu veranlassen, durch den Zwang der Verhältnisse eine höhere Entwicklung seiner Produktionskräfte vorzunehmen.

Heute hat sich in der Sicherheitsfrage gezeigt, daß die kontinentalen Arbeiterparteien auch gegen die englische Arbeiterpartei zu einer Entscheidung kommen müssen. Erinnern sie sich nun auch, daß gleich nach Annahme des Dawes-Paktes ein Teil der englischen Arbeiterpartei unter Snowden eine heftige Agitation gegen die Durchführung des Dawes-Planes entfaltete, von dessen Erfüllung unser aller Leben abhängt, so werden sie mit Recht erwarten dürfen, daß sie in Zukunft, je mehr sich die deutschen und französischen Interessen vereinheitlichen, auf einen wachsenden Widerstand der englischen Arbeiter stoßen werden.

Keineswegs dürfen nun die kontinentalen Arbeiterparteien daraus schließen, daß die deutsch-französische Verständigung im Gegensatz zu ihren internationalen Pflichten zu einer Gefährdung berechtigter angelsächsischer Interessen führen könnte. Gefährdet und bedroht wird durch eine deutsch-französische Verständigung nur das alte England, das nur durch ein Uebergewicht von maritimer Macht und durch Niederhaltung der gegnerischen Produktion seine Weltmachtstellung glaubt sichern zu können. Ein neues England wird diese beiden Grundprinzipien des englischen Imperialismus aufgeben können und müssen. Es wird in der Zusammenarbeit des Kontinents auch nicht den geringsten Keim zu einer antienglischen Mächteballung erkennen können, es wird aber durch die Produktionsentwicklung Europas gezwungen werden, das englische Weltreich von innen heraus zu dem auszubauen, was es tatsächlich ist, nämlich zu einem einheitlichen Wirtschaftsimperium. Diesem Wirtschaftskontinent werden vier andere Kontinente gegenüberstehen: Kontinentaleuropa. Rußland. Ostasien. Amerika. Schon heute bestehen diese Wirtschaftskontinente als Realitäten. Sie wirtschaftlich und politisch auszugestalten, aus diesen fünf Blöcken eine Internationale der Erde zusammenzufügen, ist die Aufgabe der Kontinentalpolitik der Arbeiterinternationale.

Wenn die kontinentaleuropäischen Sozialisten in Marseille aus diesem Geiste heraus Deutschland und Frankreich zusammenführen und England veranlassen, nun endlich aus seinem eigenen Pflichtenkreis heraus ein schaffendes, nicht ausbeutendes Glied der Erdgemeinschaft zu werden, dann werden sie die Internationale aus einer ideologischen zu einer wirtschaftlichen und politischen Gemeinschaft gestaltet haben. Eine Internationale mit solchem Wollen wird aber nicht nur eine reale Macht darstellen, sondern sie wird auch durch die Größe und Erhabenheit ihrer Aufgabe eine neue, gewaltige Anziehung auf die Jugend und auf alle schaffensfrohen Kräfte der Erde ausüben.

So enthält die Einigung von Deutschland und Frankreich alle Probleme des Friedens, aber auch des Sozialismus. Der Weg lautet nicht mehr, durch den Sozialismus zur Internationale, sondern durch die kontinental gegliederte Internationale zum Sozialismus. Es wird keinen europäischen Frieden und keinen Weltsozialismus ohne die deutsch-französische Einigung geben. Es wird keine deutsch-französische Einigung geben, die selbst wiederum nicht zugleich zum europäischen Frieden führen müßte und zum Sozialismus.

Pan-Europa und Deutschland

Von Dr. R. v. Ungern-Sternberg

Der Gedanke, die Völker und Staaten Europas durch Bande gleichgerichteter Interessen und gemeinsamer kultureller Ideale und Bestrebungen miteinander zu verbinden, — kurz, die Idee eines paneuropäischen Staatenbundes, die neuerdings in R. N. Coudenhove-Kalergi*) ihren beredten Verfechter gefunden hat, sollte für jeden, der nicht in der Stickluft eines engstirnigen Nationalismus groß geworden ist, ebenso einleuchtend und naheliegend sein, wie seinerzeit die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der deutschen Stämme zu einem politischen Verband und heute die Forderung nach Bekämpfung aller Absonderungsbestrebungen im Deutschen Reich. Hält man aber Umschau in Europa nach Europäern, d. h. nach Leuten mit europäischem Gemeinschaftsgefühl, so muß man feststellen, daß die Zahl derer, die, neben einer selbstverständlichen Verbundenheit mit ihrer nationalen Kultur, fähig wären, eine andere europäische Kultur als Emanation eines gemeinsamen kulturellen europäischen Urquells zu empfinden oder zum mindesten als wertvoll zu begreifen, heute leider noch sehr gering ist. In der Gegenwart ist auch nichts zu merken von Zusammenschlußbestrebungen nationaler Kulturen zu einer höheren europäischen Synthese. Im Gegenteil, man muß die für jeden bewußten Europäer bedauernswerte Tatsache verzeichnen, daß nicht der Zusammenschluß, sondern die gegenseitige Absonderung der Völker Europas auf der Tagesordnung steht. Nicht das Gemeinsame wird gesucht und gefördert, sondern die Herausbildung und künstliche Züchtung von Eigentümlichkeiten wird angestrebt und hoch geschätzt. So ist man zum Beispiel in Norwegen, das man als Bestandteil einer gemeinsamen skandinavischen Kultur zu bewerten pflegt, gegenwärtig dabei, die der Schriftsprache gänzlich fernstehende „Landessprache" (landmaal), die aus bäuerlichen Mundarten rekonstruiert worden ist, als alleinberechtigte „nationale" Sprache allenthalben durchzusetzen, um damit von der dänisch beeinflußten Schriftsprache abzurücken. Daß jeder von den nach dem Weltkrieg entstandenen Staaten mit kindlichem Eigensinn die nationalen, sprachlichen Sonderheiten betont und dadurch die babylonische Sprachenverwirrung in Europa weiter steigert, ist für alle diese staatlichen Neuerscheinungen selbstverständlich Ehrensache! Welchen Sinn solche kleinlichen Bestrebungen im Zeitalter des Radio und der Luftschiffahrt, durch die alle

*) „Pan-Europa" 1924.

Völker sich räumlich um vieles näher gerückt sind, haben sollen, ist nicht recht begreiflich.

Auf wirtschaftlichem Gebiet ist das Europa der Nachkriegszeit in einen Zustand versetzt, bei dem der Wunsch der einzelnen europäischen Nationen, nur ja nicht dem anderen irgendeinen Vorteil zukommen zu lassen, deutlich in die Erscheinung tritt. Keiner will dem anderen etwas abkaufen, aber allgemein sind alle darauf versessen, den eigenen Außenhandel zu fördern und das Aussehen der monatlichen Handelsbilanz, ein ehedem in weitesten Kreisen unbekanntes Ding, erfüllt neuerdings selbst harmlose Gemüter, je nachdem, mit Freude oder Trauer. Alle schreien nach Schutzzöllen, um, unbehelligt durch fremde Konkurrenz, den einheimischen Konsumenten auszubeuten. Und diesen Interessentenstandpunkt der Produzenten verherrlicht man als nationale Wirtschaftspolitik!

Dabei verlieren die europäischen Völker von Tag zu Tag mehr ihre wirtschaftliche Vorherrschaft in der Welt. Führend ist bereits heute in wirtschaftlicher Beziehung die nordamerikanische Union, die mit ihren unermeßlichen natürlichen Reichtümern und zielstrebigen intelligenten Bevölkerung fraglos in der Lage ist, die europäischen Nationen wirtschaftlich in ihre Abhängigkeit zu bringen, wenn die Europäer sich geistig und wirtschaftsorganisatorisch nicht ebenso einstellen wie die Nordamerikaner. Nur durch Abbau der Zollschranken zwischen den europäischen Völkern und eine solidarische Wirtschaftspolitik des europäischen Kontinents kann sich Europa der amerikanischen Hegemonie erwehren.

Auch in kolonisatorischer Hinsicht besteht das dringende Bedürfnis eines gemeinsamen Vorgehens aller europäischen Nationen, weil nur eine systematische und den Kolonisationsbedürfnissen der einzelnen Nationen gerecht werdende Aufteilung der Kolonisationsgebiete unter die übervölkerten Länder Europas, der Frage der europäischen Auswanderung und Ansiedlung, die in Zukunft bei weiter zunehmender Bevölkerungsdichte zu sehr schweren Konflikten führen muß, eine befriedigende Wendung geben kann. Zudem verlangt das moralische Ansehen der Europäer in der überseeischen Welt dringend, daß die Völker Europas nicht das Schauspiel gegenseitiger Gehässigkeit und Rivalität bieten. Und so ließe sich die Kette der Erwägungen, die auf die Notwendigkeit eines solidarischen Vorgehens der europäischen Nationen hinweisen, noch weiter ausdehnen.

Aber von einer solchen solidarischen Ausgestaltung der europäischen Dinge sind wir leider noch unendlich weit entfernt. Die Mentalität der meisten europäischen führenden Politiker ist eine derartige, daß man nicht umhin kann, zu vermuten, daß die Völker Europas noch viel Lehrgeld an Gut und Blut werden zahlen müssen, bevor sie zu der vielleicht dann verspäteten Einsicht kommen werden, daß sie aufeinander angewiesen sind, wenn sie im Wettstreit der Kontinente bestehen wollen. Heute liegen in Europa die Dinge so, daß der maßlose Kult der Nationalität, des „Völkischen", zu einer närrischen Ueberheblichkeit, zu einem nationalen Dünkel geführt hat, der über kurz oder lang in einen europäischen Krieg und damit erneut in eine allgemeine Bestialisierung der europäischen Menschheit ausmünden muß. Besonders gefördert wird diese Mentalität noch dadurch, daß bei der Jugend „heldische" Vorstellungen vom Kriege aufrechterhalten und geweckt werden, die mit

einem kommenden „chemischen" Vernichtungs- und Ausrottungskrieg nicht das geringste gemein haben. Es ist erschreckend, zu sehen, wie wenig geschieht, um dieser wahnsinnigen Entwicklung entgegenzuarbeiten! Gegen den Zustand in den Jahren vor dem Weltkrieg hat sich nichts gebessert, im Gegenteil, der nationalistische Humbug breitet sich in allen Ländern immer mehr aus, und nichts macht heute unpopulärer, als eine angebliche Nichtbeachtung oder Vernachlässigung der nationalen „Belange".

Jedoch darf dieser gegenwärtige Zustand der europäischen Mentalität diejenigen nicht entmutigen, die für den europäischen Solidaritätsgedanken einzutreten bereit sind. Gerade in Anbetracht der großen Gefahren, die Europa drohen, ist es Pflicht eines jeden, der diese Gefahren erkennt, für ihre Beseitigung zu wirken. Uns Deutschen obliegt in dieser Beziehung vor allem eine klare Stellungnahme zu den politischen Verhältnissen, die durch den Versailler Friedensvertrag geschaffen worden sind. Es ist für ein besiegtes und gewaltsam entwaffnetes Volk natürlich psychologisch sehr schwer, einen aufgezwungenen Zustand als zu Recht bestehend anzuerkennen, zumal, wenn dieser Zustand unendlich weit davon entfernt ist, eine Lösung zu bieten, die mit ganz elementaren Erscheinungen des Volkslebens, wie Bevölkerungsvermehrung, vereinbar wäre. Es genügt, in dieser Beziehung auf den Verlust der deutschen Kolonien hinzuweisen. Ein weiteres, für Deutschland sowohl wie für Europa unerträgliches und gefahrvolles Ergebnis von Versailles ist die militärische und politische Einkreisung des wehrlosen Deutschland durch Frankreich, die Tschechoslowakei und Polen. In Anbetracht der Konstellation, die dadurch geschaffen worden war, war es Pflicht der deutschen Politik, mit einer Macht in Verbindung zu treten, die außerhalb dieses Ringens stand und deren Interessen zum Teil auch gegen eine der Einkreisungsstaaten gerichtet waren. Darin lag der politische Sinn des Vertrages von Rapallo. Diese mit Rußland hergestellte Verbindung darf unter keinen Umständen gelockert werden, solange der Einkreisungsdruck auf Deutschland lastet. Außerdem muß allen denjenigen gegenüber, die neuerdings Deutschland von der sogenannten „Ostorientierung" abbringen wollen, betont werden, daß für Deutschland neben dem oben erwähnten politischen Gesichtspunkt, der möglicherweise nur von zeitlich beschränkter Bedeutung ist, noch ein sehr vitales wirtschaftliches Interesse für eine dauernde enge Verbindung mit Rußland spricht. Letzteres liegt darin begründet, daß wir als hochindustrialisiertes Land Anschluß suchen müssen an ein Gebiet wie Rußland, dessen Aufnahmefähigkeit für gewerbliche Erzeugnisse unermeßlich groß ist.

Diese Feststellung gibt Veranlassung, nochmals auf die oben erwähnte, so überaus anregende und bedeutsame Schrift von R. N. Coudenhove-Kalergi „Pan-Europa" zurückzukommen. Seine Ausführungen über Ziele und Machtmittel der Sowjet-Union Westeuropa gegenüber erscheinen mir stark einseitig und übertrieben. Durch die ganze Schrift zieht sich wie ein roter Faden der Hinweis auf die angebliche Gefahr einer roten oder weißen russischen „Invasion" nach Westeuropa. Eine weiße Invasion ist meines Erachtens schlechthin undenkbar, weil gar keine Aussicht besteht, daß ein monarchisch-absolutistisches Regiment in Rußland jemals wieder zur Herrschaft gelangen wird. Aber auch die rote Invasion ist ein irreales Schreckgespenst, mit dem in Deutschland

die Kleinbürger hausieren gehen, solange Westeuropa von einem zweiten europäischen Krieg verschont bleibt. Allerdings, käme es zu solch einer kriegerischen europäischen Katastrophe, dann bestünde die Möglichkeit, daß auf den Trümmern des Abendlandes sich ein sowjetistisches System ausbreitet. Denn die Sowjetregierung hat ihr weltrevolutionäres Ideal nicht aufgegeben. Sie fühlt sich als Hochburg der Weltrevolution und als Trägerin einer großen sozialen Mission. Nur würde jeder militärische Vorstoß Sowjet-Rußlands nach Westeuropa bei der zurzeit bestehenden Lage wahrscheinlich schon an der russisch-polnischen Grenze zum Stillstand kommen, weil er eine geschlossene Abwehr aller Randstaaten, zuzüglich Rumäniens und Finnlands, bewirken müßte. Europa ist fürs erste durch einen Wall, der vom Nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer reicht, vor kriegerischen Ausfällen der Sowjet-Union geschützt. Falsch sind meines Erachtens auch die Vorstellungen von der Größe der „Armee Trotzkys", die gemeinhin auf viele Millionen geschätzt wird, was eine starke Uebertreibung sein dürfte. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die technische Ausrüstung dieser Armee und die strategische Führung sehr mangelhaft sind, wie der russisch-polnische Krieg bewiesen hat.

Für Deutschland bestehen, wie gesagt, schwerwiegende Erwägungen, die ein freundschaftliches Zusammenarbeiten mit Rußland notwendig erscheinen lassen. Daraus folgt aber nicht, daß Deutschland Veranlassung hätte, für die Einbeziehung von Sowjet-Rußland in die pan-europäische Union zu plädieren. Seiner ganzen Wesenheit nach wäre die Sowjet-Union in einem demokratischen Pan-Europa ein ewiger Störenfried, eine Quelle fortgesetzter Mißverständnisse und Reibungen, ein Bär in der Pferdekoppel. Da sich also Sowjetismus in Pan-Europa nicht unterbringen läßt, so müssen sich in dieser Beziehung die Wege Deutschlands und Rußlands scheiden, denn selbstverständlich hat Deutschland allen Anlaß, sich zur westeuropäischen Gemeinschaft zu bekennen. Das deutsche Volk kann durch die Konstituierung eines europäischen Staatenbundes nur gewinnen, weil es kulturell und wirtschaftlich den großen einheitlichen mitteleuropäischen Komplex bildet, der schon aus geographischen Gründen berufen ist, in Pan-Europa eine sehr wesentliche Rolle zu spielen. Andererseits ist Pan-Europa ohne Deutschland nicht denkbar. Alle Probleme und Sorgen, die Deutschland beschäftigen, belasten in irgendeiner Weise auch sämtliche andere Völker Europas, so daß eine friedliche, wahrhaft europäisch orientierte Lösung der latent vorhandenen Krisis nur durch Bildung eines pan-europäischen Verbandes möglich ist. Der Weg zu ihm mag weit und beschwerlich sein, aber die Mühe ist lohnend, denn jede Etappe auf diesem Wege entfernt uns von der Katastrophe eines europäischen Krieges, der tatsächlich den Untergang des Abendlandes bedeuten würde.

Franko-Europäer

Eine neue Strömung im geistigen Frankreich von heute

Von Dr. M. Uebelhör (Paris)

Man nennt Anatole France gerne einen „guten Europäer", doch dies ist nur eine halbe Wahrheit. Ohne Zweifel hat dieser große Schriftsteller nicht nur seinen Landsleuten, sondern vermutlich sogar der ganzen Welt viel zu sagen; aber von dem gewissermaßen hundertprozentigen „guten Europäer" ist mehr zu verlangen, er muß nicht nur fest in seiner Heimat wurzeln, sondern auch schöpferisches Verständnis für andere Zivilisationen und Kulturen haben. Dies aber trifft für Anatole France nicht zu. Im Gegenteil, er ist fast typisch für jenes geistige Frankreich, das nur seinen eigenen Garten bestellt, das alles ignoriert und negiert, was der französischen oder der lateinischen Zivilisation und deren Traditionen fremd ist, dessen Horizont eben nicht über die „douce France" hinausreicht. Es wäre aber ein großer Irrtum, eine große Einseitigkeit, wenn wir nur an die Existenz eines solchen geistigen Frankreich glauben würden, und die Gleichung France-Frankreich, wie sie anläßlich des 80jährigen Geburtstages und des Ablebens des großen Schriftstellers so oft aufgestellt wurde, ist ebenso falsch, als billig.

Nein, ein Anatole France gehört zu einer verschwundenen oder fast schon gänzlich verschwundenen Generation; das geistige Frankreich ist schon seit Jahren, und vor allem seit dem Krieg, in einem hastigen Wechsel begriffen. Hier soll von jener Tendenz gesprochen werden, die man als die „franko-europäische" bezeichnen und nur sehr begrüßen kann. Ich sehe hier also von dem „guten Europäer" französischer Herkunft ab, von den Gide, den Suarès, Rolland, Barbusse und anderen, für sie gilt ähnliches, wie für Anatole France. Immerhin sei noch erwähnt, daß das geistige Frankreich von heute auch über eine große Zahl von Zeitschriften und periodischen Publikationen verfügt, die man als gut europäisch beurteilen darf, so etwa die „Nouvelle Revue Française", die „Revue Européenne", die „Europe", die wöchentlichen „Nouvelles Littéraires" und die „Cahiers bleus".

Nicht umsonst war Paris vier Jahre lang das denkbar größte internationale Heerlager, nicht umsonst war es der Kreuzpunkt vieler internationaler Strömungen, und nicht nur solcher politischer und militärischer Art. Noch weit befruchtender wirkte und wirkt jedoch die Nachkriegszeit. Ist Paris heute vielleicht auch das Treibhaus internationaler Intrigen, so ist es doch zur gleichen Zeit die ungeheuer überfüllte Herberge für Reisende aus aller Herren Länder, vor allem für Angelsachsen — in manchen Stadtvierteln von Paris hört man mehr englisch als französisch — für Russen — das früher so selbst genügsame geistige Frankreich übersetzt heute ein russisches Werk nach dem anderen — für die Vertreter all der kleineren Völker, die in Frankreich vielleicht zu Unrecht ihren durch die Tatsachen gegebenen Protektor, sehr mit Recht aber auf jeden Fall die auf dem Kontinent vorherrschende Macht sehen. An dem jungen Franzosen selbst ist der Krieg und dessen Nachkrieg ganz gewiß nicht spurlos vorbei gegangen. Vor dem Krieg war er berühmt und berüchtigt als „casanier", als einer, der zu Hause hocken bleibt; der Krieg hat auch ihn aus dem Haus hinausgeworfen

oder hat ihm immer neue fremde Gäste gebracht, und als der Krieg vorbei war, da gab es für ihn die uns so hemmenden Grenzen nicht, er war der Sieger, für den es keine moralischen, keine politischen und fast auch keine wirtschaftlichen Schranken oder Empfindlichkeiten gab. Nun ist noch zu bedenken, daß der höhere Aemter bekleidende Franzose in ganz außerordentlichem Maße am geistigen Leben seiner Heimat teilzunehmen pflegt, viele in aktiver Weise, so daß man nicht immer weiß, welches der Haupt- und welches der Nebenberuf ist. Clemenceau ist ein bekannter Schriftsteller, Herriot ist es ebenfalls, und der so bedeutende Dichter Claudel ist zugleich Diplomat, jetzt schon seit Jahren Botschafter. Genau das gleiche trifft für die beiden hauptsächlichen „Franko-Europäer" zu, für Paul Morand und für Jean Giraudoux, die ebenfalls Diplomaten sind, und, wie es ihre Werke lehren, als solche fast das ganze Ausland kennen lernten. Ein dritter „Franko-Europäer" ist Valéry Larbaud — wenn auch noch mehrere andere zu nennen wären, so etwa der phantastisch-groteske Mac Orlan.

Auch an der französischen Prosa selbst ist der Krieg nicht vorbei gegangen, ohne tiefe Spuren zu hinterlassen, sie hat während vieler Jahre ihre östlichen Leser verloren, dafür besonders in der angelsächsischen Welt neue gewonnen. „Diese angelsächsische Rasse," so urteilt ein Franzose, Bernard Fay, mit sehr klarem politischen Blick, „diese Rasse, im Begriff, der Herrscher des Meeres, der Bankier der Welt und damit der Schiedsrichter des Friedens zu werden, lernte das Französische lieben, es sprechen und seinen Moden nacheifern. Im Augenblick, in dem die Angelsachsen die Hegemonie errangen und das Englische als kommerzielle und politische, internationale Sprache durchsetzten, in diesem Augenblick wählten sie das Französische als literarischen Dialekt. Man sah, daß der ganze Westen sich unseren Professoren und Literaten erschloß. Zur gleichen Zeit herrschte bei uns der Amerikanismus. Diese neue Orientierung unseres Geschmackes beeinflußte unseren Wortschatz, der sich mit fremden Vokabeln bereicherte und seine Klarheit verlor. Da die Dichtkunst zur gleichen Zeit durch ihre kühnen Verfahren die traditionelle Logik zu vernichten strebte, auf der die Grammatik unseres Landes basiert war, fanden sich unsere Prosaschriftsteller in einer grausamen Verlegenheit. Von nun an klang die vorkriegerische Prosa hohl und machte den peinlichen Eindruck, es an Konsistenz fehlen zu lassen; aber es war keineswegs leicht, ein Instrument neu zu schaffen und es unvermittelt neuen Gewohnheiten anzupassen."

Einer jener französischen Schriftsteller, die dies konnten, ist der franko-europäische Jean Giraudoux*). Sein sehr intelligentes Gesicht in „Suzanne et le Pacifique" einmal Amerika und in „Siegfried et le Limousin" einmal uns zugewendet, versteht er es, dank einer hochgespannten Empfindlichkeit und Empfänglichkeit, auch aus den fremden Kulturen das Wesentliche herauszugreifen und es klar und scharf umrissen herauszustellen. Ebenso, wie wir von den Franzosen soundso viele, veraltete, komische Klischees haben, so arbeitet man auch in Frankreich gern mit übernommenen, bewährten und oft furchtbar lächerlichen Klischees von uns Deutschen. Dies trifft für Giraudoux ganz und gar nicht zu. Sieht er Deutschland auch mit

*) Vgl. in Heft 44 des 10. Jahrganges der „Glocke" Jean Giraudoux von Otto Grautoff.

wenig Sympathie, so sieht er es doch in manchem richtig, was allerdings zum großen Teil dem Umstand zuzuschreiben ist, daß er schon viele Jahre vor dem Krieg in Deutschland, genauer in München, lebte und diese Stadt (in die sein Held zurückgekehrt ist), wie auch Berlin, sehr genau kennt. Dies Werk wird wahrscheinlich ins Deutsche übersetzt werden, was ich für unnötig halte. Da dieser Roman aber in Wirklichkeit nichts anderes als eine große, an Deutschland gerichtete Frage ist, die Frage des Gegners von gestern der weiteren Zukunft wegen, die Frage dessen, der wohl weiß, daß er neben dem anderen leben muß, so würde ich es sehr begrüßen, wenn wir eine Antwort geben würden. Ich kann also die Lektüre dieses für das geistige Frankreich von heute so sehr kennzeichnenden Werkes nur empfehlen.

Ein anderer Franko-Europäer ist Paul Morand. Auch er hat es verstanden, seine, unsere Zeit zum Ausdruck zu bringen, er hat aus dem blutenden, erschöpften Europa und dem übersättigten Amerika das Malerische herausgefühlt und es glänzend dargestellt, er hat ein ganz neues Spiel von Bildern, Vergleichen, Analogien, geistreichen Einfällen und Schilderungen erfunden, seine Werke sind fast Blendwerke. In seinem „Fermé la Nuit" zeigt er uns den modernen Agitator, Volkshelden und Dichter, den Neurastheniker letzten Grades, den Politiker und Parlamentarier, den wirklich fast Uebermenschliches vermögenden Kur- und Wunderdoktor unserer abergläubischen, hysterischen Zeit. Vom amerikanischen Palast-Hotel werden wir in das aufständische Irland, von diesem nach dem Süden Frankreichs, dann nach Charlottenburg, nach Paris ins Arbeitszimmer des Ministers, dann nach London in dessen vornehmste, blasierteste und verfaulteste Gesellschaft gerissen, und immer zeigt Morand die wesentlichsten Züge der Völker, der Personen dieser innerlich zerfressenen Zeiten. Das andere Werk heißt „Ouvert la Nuit", es ist ein wahres, aber mit echtesten Farben spielendes Kaleidoskop, es sind sechs Nächte, die wir erleben, die katalonische, die türkische, römische, pariserische, ungarische und die nordische Nacht, und die Heldin dieser Nächte ist immer bei krassestem Realismus ein Symbol und repräsentativ. Es ist das aus dem Gleichgewicht gefallene Europa, das uns Morand schildert, Europa als der Hexenkessel, der vor lauter Aberglauben, Irrglauben, Wahn, Hysterie, Leidenschaften überschäumt, und inmitten dieses Hexenkessels der nackte Mensch. Aber sowohl Morand als auch Giraudoux sehen weit über dies Malerische hinaus die gemeinschaftlichen Ideen und die wesentlichen Unterschiede, die den Wert der europäischen Zivilisationen und Kulturen ausmachen, es ist vielleicht schon das Werk von morgen, das hier von zwei sehr begabten Schriftstellern in Angriff genommen worden ist.

Ein anderer Franko-Europäer ist Valéry Larbaud mit seinen „Amants, heureux amants" wieder ein anderer, wenn auch auf einem anderen Gebiet, Alfred Fabre-Luce, mit seinem mutigen Werk „La Victoire", in dem mit staunenswerter Offenheit von der fatalen Bündnispolitik vor dem Kriege und von deren Folgen geschrieben und das ganze Problem der Kriegs- und Friedensschuld aus der sterilen Niederung der Silbenstecherei und des Dokumente-Häufens auf eine fruchtbare und uns Deutschen weit günstigere Ebene emporgehoben wird.

Kennzeichnend für das geistige Frankreich von heute ist es nun, daß diese und ähnliche Werke, daß die Romane dieser Franko-Europäer

und deren mehr belehrenden oder unterrichtenden Schriften nicht nur in den ersten französischen Verlagen herauskommen, sondern wahre Massenauflagen erleben. Paul Morands „Ouvert" und „Fermé la Nuit" haben zusammen eine Auflage von rund 300 000, die Werke von Giraudoux gehen in die 100 000, von der „Victoire" des Herrn Fabre-Luce spricht man immer mehr. Abgesehen natürlich von dem Stofflichen, kann man sagen, daß keines dieser Werke vor dem Kriege möglich gewesen wäre, daß wir es hier mit einem uns unbekannten geistigen Frankreich zu tun haben.

Daß die praktische Völkerpsychologie gerade nicht der Deutschen Stärke ist, braucht wohl kaum besonders gesagt werden. Dieser Krieg brachte uns eine Ueberraschung und Enttäuschung nach der andern, aber trotz der bittersten Lehren lernen wir nur sehr ungern um, bleiben wir immer noch an den alten Illusionen hängen. Viele dieser Illusionen beziehen sich auf ein Frankreich, das wir bis zum Kriegsausbruch für senil, dekadent usw. hielten, für ein Volk, das zu sterben bestimmt sei, wenn auch in Schönheit. Das vorkriegerische Frankreich dachte aber nicht daran, es hielt sich im Gegenteil für „wiedergeboren", und es hat zu unserer Ueberraschung auch dementsprechend gehandelt. (Ich darf hier vielleicht erwähnen, daß ich 1912 und 1913 mit mehreren, unter dem Pseudonym Ritzenthaler veröffentlichten Artikeln — im damaligen „Türmer", in der „Konservativen Monatsschrift" usw. — vor diesem ganz und gar nicht dekadenten, sondern „wiedergeborenen" und vor allem außenpolitisch sehr aktiv gewordenen Frankreich eindringlich und ohne jeden Erfolg warnte.) Leider hat es sehr den Anschein, als ob wir das wirkliche Frankreich immer noch nicht erkennen würden. Diese Zeilen sollen jene Seite des geistigen Frankreich zeigen, die das geistige Deutschland am meisten nahe geht. Denn das geistige und damit immer noch das ausschlaggebende Frankreich von heute ebenso mißzuverstehen, wie das vor dem Krieg, dazu ist wirklich kein Grund vorhanden.

Plutarch hat gelogen

Von Max Anton Rautner

Jean de Pierrefeu, der durch sein Buch über das Grand Quartier Générale, in dem er seine während des Krieges gesammelten Erfahrungen und Erlebnisse im französischen Großen Generalstab geschildert hat, berühmt geworden ist, hat Frankreich durch ein zweites Buch in Erstaunen gesetzt. Er nennt es „Plutarch hat gelogen". Wie schon der Titel andeutet, ist es der Zweck dieses Buches, gegen die offizielle Legende über den Kriegsverlauf und gegen den Heroenkult, der mit den französischen Marschällen in Frankreich getrieben wird, auf Grund einer genauen Kenntnis des Milieus und der Kriegsvorgänge anzukämpfen. Pierrefeu erreicht diese Absicht vollkommen, und es ist begreiflich, daß man sein geistreich und glänzend geschriebenes Buch in Frankreich bei aller Anerkennung doch mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen hat. Diese Entkleidung der französischen Generalstäbe aber ist weit über Frankreich hinaus von Interesse, denn sie ist zugleich die wirksamste Angriffsschrift gegen den modernen Militarismus, die jemals geschrieben worden ist.

Wer kennt nicht Shaws prachtvolle Komödie „Der Arzt am Scheidewege", die in ebenso liebenswürdiger wie unerbittlicher, in ebenso eleganter wie grausamer Weise mit den Geheimlehren der Modeärzte und mit dem Kult, der mit der Medizin als Geheimwissenschaft getrieben wird, ihren vernichtenden Spott treibt. Das Buch Pierrefeus könnte Parallele dazu genannt werden „Der General am Scheidewege". Wie es die Aufgabe der Aerzte ist, das Leben zu erhalten, ist es die Aufgabe der Generale, das Leben zu vernichten. Wie Shaw den Hochmut, den Dünkel, die Begrenztheit und die menschliche Unzulänglichkeit ärztlicher Kapazitäten geißelt, so zerstört in nicht minder geistreicher Weise Pierrefeu durch sein Buch den Nimbus der lebenden militärischen Heroen Frankreichs. Dieses Buch ist höchst lehrreich! Es ist eine Verteidigung des einfachen Bürgersinnes, der Zivilcourage, gegen den starren militärischen Doktrinarismus. Es ist eine Verteidigung des bürgerlichen gesunden Menschenverstandes gegen die Lehren der überlebten militärischen Wissenschaft und gegen die militärischen Methoden der mechanischen Organisation und der geistlosen Subordination. Pierrefeu leugnet das Genie, nicht nur der französischen, sondern auch das der Feldherren der andern Nationen; er zerstört die Legende, die sich um Foch ebenso wie um Joffre gebildet hatte. Von ganz besonderem Reiz ist seine Darstellung jener Vorgänge, die die Franzosen als den „Sieg an der Marne" zu den Großtaten ihrer Feldherren rechnen.

Pierrefeu beweist in seiner Kritik der Schlachtenleitung des Generals Joffre, „daß seine Strategie verfehlt war, daß er die Ereignisse nicht vorausgesehen hat und daß seine Erfolge glücklichen Konjunkturen zu verdanken sind". Pierrefeu beweist aber darüber hinaus, daß der große Krieg das Ende jeder Kriegskunst gebracht hat, daß im Volkskrieg nicht mehr militärische Talente, sondern lediglich die Anhäufung der Massen der Soldaten und des Materials den Ausschlag geben. Die Kriegskunst spiele eine untergeordnete Rolle. „Im Krieg hat der Zufall als absoluter Tyrann geherrscht. Der Krieg hat seine Verwüstungen abgerollt bis zum letzten Ende, ohne daß ein Mensch fähig gewesen wäre, ihn einzudämmen, zu sammeln, im günstigen Augenblick zu ergreifen und zu ersticken. Schließlich hat die Zahl, die Masse triumphiert. Niemals hat das individuelle Genie so wenig Anteil an der Weltgeschichte gehabt."

Welches ist die historische Erkenntnis, die Pierrefeu aus seinen Erfahrungen zieht? Er faßt sie etwa in folgendem zusammen:

„Man muß sich angesichts der neuen Erscheinung des modernen Krieges abgewöhnen, die Dinge unter dem historischen Gesichtspunkt zu beurteilen, der dem Genie eines einzelnen das ganze Verdienst der großen Ereignisse zuerteilt. Die Menschheit hat mit dem Personalismus der repräsentativen Männer Schluß gemacht. Sie tritt in eine Kollektivperiode. Das Genie besteht von nun an nicht mehr darin, daß es allein kommandiert, sondern im Gegenteil darin, daß es sich verschiedene Talente zunutze macht."

Aus dieser militärischen Erfahrung formuliert Pierrefeu den Schluß für das allgemeine politische Leben:

„Für die selbständig gewordene Menschheit des 20. Jahrhunderts, wo alle Menschen frei geworden sind, ist keine Hand stark genug, um sie zu führen. Diese enormen Aufgaben bewältigen in allen Ländern nur noch disziplinierte Gesamtheiten, die von einem wahrhaft nationalen Geist beseelt und des Kastengeistes entkleidet sind."

Für die Militärs aber ist der Besitz der Macht ohne Kontrolle, der Besitz der Macht, vereint auf eine einzige Person, immer das Ziel. Dieser Machthunger der Generale ist nie größer gewesen als im Kriege. Es ist nicht ohne Witz, wenn Pierrefeu feststellt, wie sehr die französischen Militärs die deutschen im Kriege beneidet haben:

„Die französischen Generalstäbler glaubten, wenn sie an die unbeschränkte Macht des deutschen Generalstabs dachten, daß dies für die Feinde einer der besten Faktoren des Sieges sei, und sie zitterten, wenn sie diese Macht in Frankreich in Frage gestellt sahen. Ahnen sie jetzt, daß Deutschland seine Niederlage unbestreitbar dem Uebergewicht des militärischen Elements und der absoluten Gewalt seines Führers (Ludendorff) verdankt."

An anderer Stelle schreibt Pierrefeu, indem er von der Klage Ludendorffs über die Unzuverlässigkeit der zivilen Autoritäten im Kriege berichtet, nicht ohne Ironie:

„So konnte es kommen, daß in demselben Augenblick die beiden Großen Hauptquartiere sich gegenseitig um die Macht beneideten, die jeder im Besitze des andern vermutete. Ist es nicht ein Beweis dafür, daß ein militärischer Organismus niemals genug Autorität zu haben glaubt, so viel man ihm auch zubilligen mag?"

Endlich nimmt Pierrefeu die Demokratie in Schutz gegen den Vorwurf, daß sie den Krieg erst durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht blutig und mörderisch gemacht habe. Dies sei ein Trugschluß:

„Man hüte sich, zu sagen, daß der Geist der Demokratie, indem er die Gleichheit der Bürger vor der Blutsteuer proklamierte, das übermäßige Anwachsen der modernen Heere verursacht habe, denn das ist falsch. Die Demokratie wollte nur die moralische Verpflichtung aufstellen, ein jeder müsse sein Vaterland verteidigen; nirgends steht, daß alle Bürger gleichzeitig die Waffen tragen sollen. Die Tatsache, daß eine Militärkaste ihre Spielwut und Raffsucht befriedigen konnte, ohne daß eine politische Bremse sie zurückhielt, hat allein die grenzenlose Ausdehnung des Kriegszustandes hervorgerufen."

Pierrefeu beweist, daß im Volkskrieg die bürgerliche, nicht die militärische Tüchtigkeit einer Nation den Ausschlag gebe. Er formuliert das folgendermaßen:

„Der Begriff Krieg besteht zu 80 Proz. aus Problemen aus der Friedenszeit und nur zu 20 Proz. aus besonderen, rein militärischen Problemen. Die Menschen befördern, sie ausrüsten, ernähren, kleiden, verpflegen sind Aufgaben, die die menschliche Gesellschaft zu jeder Zeit zu erfüllen hat, sei es durch staatliche Organisation, sei es durch private Unternehmungen. Für solche Zwecke ist die Armee nicht vorbereitet. In Wahrheit sollte ihr allein das Element Kampf zugewiesen werden."

Aus dieser Auffassung heraus schreibt er über die Rolle Deutschlands im Kriege:

„Deutschland ist besiegt worden insofern, als es die Vertretung der Kriegsindustrie und der Kriegskunst war; sein Offizierkorps, sein Großer Generalstab, seine militärische Kaste sind zerrieben worden durch die neue Kraft, die die Völker aus sich selbst ziehen, wenn sie alles an ihre Verteidigung setzen. Deutschlands Unglück ist es gewesen, daß, als es die bürgerlichen Kräfte vielleicht mehr als Frankreich aufrief, das militärische Element weiterhin seine tyrannische Hand darüber hielt. In Frankreich hat es das Glück gewollt, daß sich durch Säfteaustausch ein Strom von einem Element zum andern ergoß und

schließlich in der Person des Obersten Heerführers selbst (Petain) die bürgerliche Denkweise triumphierte. Jedesmal, wenn das bürgerliche Element seinen Einfluß stärken konnte, ist die Stoßkraft nachdrücklicher, die Arbeit wirksamer, das Ergebnis besser geworden. Weil die deutsche Kriegerkaste mit ihrem Geiste und ihren Anschauungen alles beherrschen konnte, weil sie von der bürgerlichen Mitarbeit nur das durchaus Unerläßliche angenommen hat, ist sie besiegt worden durch Völker, bei denen das zivile Gesetz vorherrschte."

Kann man, ohne einen Namen zu nennen, eine bessere Begründung für das Scheitern Ludendorffs im Kriege formulieren? Im weiteren Verlauf seiner Argumentation kommt Pierrefeu dazu, das Militärische gerade als das für die Kriegführung Schädliche und Hinderliche zu bezeichnen.

„Alles, was im Waffenspiel besteht und nicht mit der neuen Wirklichkeit der Volkskriege im Einklang steht, ist militärisch. Dafür kann man tausend Beispiele finden. Bürgerlich ist, sich eng an die Wirklichkeit anzulassen und gerade auf das Ziel loszugehen. Das eine ist dogmatischer, das andere ein experimenteller Geist. Die Vermengung von beiden aber ist äußerst gefährlich. Und dieser Vermengung steuern wir jetzt entgegen unter dem Vorwand, die Lehren aus dem Krieg zu ziehen. Hüten wir uns vor der Zweideutigkeit, sie würde für das Land tödlich sein."

Hier kommt Pierrefeu von der Aufgabe der Korrektur der Historie, die er sich gestellt hat, auf das aktuellere Problem, das er mit seinem Buch beeinflussen will. Es ist das Problem des Uebergreifens des militärischen Geistes auf das zivile politische Leben des Staates. Am Schluß seines Buches spricht er in einer „Nutzanwendung" ganz klar und zusammengefaßt aus, worin er für das gegenwärtige Frankreich die Gefahr sieht:

„Gegenwärtig, in den Zeiten des politischen Unbehagens und der nationalen Unsicherheit, wiegen sich die guten Franzosen in der trügerischsten der Illusionen. Ueberdrüssig des parlamentarischen Regimes, dessen Altersschwäche sie fühlen müssen und von dem sie sehen, daß es bei den Bürgern Gleichgültigkeit, Teilnahmslosigkeit und Neigung zur Verantwortungslosigkeit erzeugt, träumen sie davon, zum Besten des allgemeinen Wohls die Autorität wieder aufzurichten.

In diesen Krisenzeiten denkt der Franzose mit unüberwindlicher Vorliebe an den Wundermann, der mit dem Zauberstab das Autoritätsprinzip wiederherstellt, und seit Bonapartes Zeiten gefällt er sich darin, den Wundermann mit der militärischen Uniform und einem Zauberdegen auszustatten. Maurice Barrès, der sich seit zwanzig Jahren mit der Krise des Parlamentarismus abgibt, hat den geheimen Gedanken der Franzosen richtig entschleiert, indem er seine Hoffnung nannte: den Ruf nach dem Soldaten. Eine gefährliche, für den Patrioten aufs äußerste beunruhigende Formel!"

Pierrefeu drückt im letzten Satz seines Buches den Wunsch aus, daß die Franzosen verlernen möchten, im politischen Leben dem Rufe nach dem Soldaten Wunderkraft beizumessen. Das französische Volk hat bei den Wahlen am 11. Mai gezeigt, daß es dieser Erkenntnis nahe ist, und daß in Frankreich heute, nach Krieg und Sieg, immer noch der zivile Geist und das bürgerliche Selbstbewußtsein stärker sind wie der Geist der Anbetung des militärischen Genies und der bewaffneten Gewalt. Es hat den Gedanken einer neuen militärisch-diktatorischen Regierungsform, den man ihm seit langem zu suggerieren suchte und als

deren Vorbereitung des Regime Poincarés anzusehen war, mit großer Geste weit von sich gewiesen.

Das war die Nutzanwendung, die Frankreich aus der Denkweise Pierrefeus und seiner Gleichgesinnten gezogen hat. Welche Nutzanwendung bleibt für uns Deutsche? Vielleicht die, daß, ganz gleichgültig, ob eine Nation gesiegt hat oder ob sie besiegt wurde, der militärische Geist und die militärische Hierarchie, die in langen Kriegsjahren unkontrolliert die Volksgewalt im Staate besessen hat, dazu drängen, auch im Frieden diese Gewalt wieder an sich zu reißen. Das siegreiche Frankreich kämpft heute nicht minder gegen diese Angriffe des militärischen Geistes auf das Gebiet seiner Verwaltung und seiner Politik, als das unterlegene Deutschland. Aber Frankreich ist dabei in einer unendlich viel besseren Lage. Die erfolgreichen, gefeierten französischen Marschälle sind nicht halb so anspruchsvoll, nicht halb so anmaßend, nicht halb so machtgierig wie ein Ludendorff. In Deutschland ist die Militarisierung der Politik von unten herauf so weit fortgeschritten, daß sie eine große Gefahr für den demokratischen Staat bedeutet. Es ist Zeit, daß sich auch in Deutschland warnende Stimmen erheben, es ist Zeit, daß die Abwehr militärischer Anmaßung auch in Deutschland so beredte Vertreter findet, wie Pierrefeu einer für Frankreich geworden ist. Für Deutschland ist es wirklich zur Lebensfrage geworden, ob die alten Generale und ihr Anhang noch länger ungestraft gegen Verfassung und Parlament agitieren und ihre Diktatur vorbereiten dürfen. Ebenso wie in Frankreich müssen sich in Deutschland alle demokratischen Kräfte im Kampfe gegen diesen neuen Militarismus sammeln. Es muß ein Ende gemacht werden mit der Militarisierung der Politik, ein Ende gemacht werden mit der Gewaltherrschaft der vaterländischen Verbände und mit den „Deutschen Tagen", auf denen die leicht entflammbare Begeisterung der urteilslosen Jugend für die Zwecke der finstersten Reaktion mißbraucht wird.

Der Kampf gegen das Vermeintliche

Zum neuen Roman von Henri Barbusse

Von F. M. Huebner (im Haag)

Henri Barbusse läßt unter dem Titel „Verkettungen" (Les enchainements) einen Roman in zwei Bänden erscheinen (bei Ernest Flammarion, Paris), der alles umstößt, was hinsichtlich der französischen Geisteshaltung bei uns zu einem festen Begriff geworden ist. Diese zwei starken Bände sind entweder unfranzösisch, oder es muß der Begriff des französischen Geistes unsererseits revidiert werden. Es sind zwei Bände voller Worte, die sich nirgendwo national gebunden anfühlen, denn selbst daß diese Worte in den französischen Sprachschatz gehören, das verankert sie nicht örtlich und heimatlich. Es scheint mir hier eine so außerordentliche Weitung und Oeffnung des französischen Wesens vor sich gegangen zu sein, wie gerade diesem Volke es kaum hat zugetraut werden können. Das Buch ist ein Dokument, wie etwa für den russischen Geist die Bücher Dostojewskis Dokumente sind, Dokumente, die eine inwendige, aber verborgene Fähigkeit erst sichtbar, ja erst aktiv gemacht haben.

Der Roman „Verkettungen" steht an literarischer Güte weit hinter den früheren Werken des Dichters zurück. Die insgesamt etwa 500 Seiten hätten um 300 vermindert werden können, ohne daß die Schöpfung an Gehalt verloren hätte. Wie eine unendliche Litanei wiederholen sich in dem Buche die nämlichen Verzweiflungen, Anklagen, Erkenntnisse. Nirgendwo herrscht Auslese, Disziplin; in ungeheurem Aufschwall reihen sich die Visionen, die Bezichtigungen, die Besserungsvorschläge aneinander. Der Autor verlor offenkundig die Macht über seinen Stoff, über sein Leid. Der Künstler hat seinen Platz an den Halluzinierten abgetreten.

Umfängliche und formlose Bücher gibt es in der französischen Literatur wie in jeder andern. Aber noch die Schöpfungen Balzacs oder Hugos oder Eugen Sues sind Bücher, objektiv gewordene schriftstellerische Leistungen, abgelöst vom Fall und Dasein ihres Verfassers. Das neue Werk von Henri Barbusse ist namentlich insofern maßlos, als es, in der Ichform auftretend, ein Zwischending formt zwischen Tagebuch, Anklageschrift, Selbstgespräch und Raserei. Wenn man Vergleiche ziehen will, so könnte man etwa an Przybyszewskis „Totenmesse" erinnern. Barbusse, der Franzose, rast in ähnlicher Weise wie der Pole gegen die Macht des Vermeintlichen, wie uns dieser umgibt, höhnt und erdrosselt. Dieser Aufstand wider die Fiktion ist es, was dem Verkettungsromane seinen Inhalt, sein Ethos, seinen mitreißenden Schwung verleiht, es sind also eigentlich keine literarisch-künstlerischen, es sind weltanschauliche und psychologische Werte, um derentwillen das Buch bedeutsam ist und Nachhall wecken wird.

Ein junger Dichter mit einem andern Namen, aber mit den nämlichen Zügen wie Henri Barbusse, wohnt in drei Reichen: in seinen Träumen, die sich nach fremden Ländern, Völkern, Denkweisen und Geschichtsepochen recken, in seiner Liebe zu ein paar schönen Frauen und in seinen, auf das Positive gerichteten, sozialen Besserungsplänen. Traum, Leidenschaft und ethischer Wille durchrinnen ihn fast immer gleichzeitig; aus dem einen Bereiche verflüchtigt sich sein Ich so ungestüm und regelmäßig, daß er sich fragen muß, wo denn in Wahrheit sein Ich sich aufhält, wohin er gehört, wer er ist. Die Frage, ob er individuell vorhanden sei, ist durch den französischen Menschen noch niemals so inständig gestellt worden wie in diesem Buch. Die Angst darum, ob dieses Leben hinieden mehr sei als ein Traum, durch den sich die Irdischen nur wie Schemen bewegen, als die Schemen für den, der sie träumt, diese metaphysische Angst um den Sinn der „Wirklichkeit" ist noch in keinem französischen Buch so grell und schneidend zum Ausdruck gekommen wie hier. Denn Barbusse steht von den Romantikern Gerard de Nerval oder Barbey d'Aurevilly insofern himmelweit entfernt, als ihm die Scheinbarkeit der Welt kein bloßer Darstellungsvorwand, kein Spiel, kein tändelndes Ergötzen ist. Die märchenhaften Zutaten der Träume und Visionen, der Schweifereien im Grenzenlosen und in Zwischenreichen, sie sind hier nur der Form, nicht der Essenz nach romantisch. Denn sie sind alles andere als Zufluchtsorte oder gar die Antworten auf unlösbare Fragen; es sind einfach reale Zustände der Seele, der Seele eines Menschen unserer Zeit, also einer mit Wissen, Bildung und Normbegriffen überwucherten Seele, die notgedrungen in die ihr gemäßen Veranschaulichungen verfällt, wo sie sich zeigen will. Das will sagen, sie verfällt in die Denk- und Gefühlsfiktionen just unserer Zeit. Sie fällt nicht in ihre Mitte, sie fällt ins Vermeintliche.

„Ich wollte in die Gegenrichtung gehen, bis es vor mir keinen Raum mehr gäbe, bis daß ich mich ans Ende von allem stieße, oder von neuem geknetet würde, oder daß mich das Ungeheure gebadet hätte", heißt es an einer Stelle dieses schmerzvollen Kreuzwegs. Bis dahin, daß sich das Ich ins vollkommene Nichts auflöse, kann der Wallfahrer nicht gelangen; die in ihm selber wohnende Gegenstrebung eines ununterdrückbaren Schöpferwillens hindert ihn daran. Dieser Schöpferwille erneuert unentwegt die Fiktion der Ichheit und alle jene gegensätzlichen Fiktionen von Vaterland und Liebe, von Mitmensch und Tagesarbeit, zwischen denen der Mensch sein Leben hinbringt. Die Fiktionen zu zerschlagen, dies müßte nach der Meinung der Hauptperson in dem Roman dahin führen, der Wahrheit des Seins auf den Grund zu kommen. Aber, wie gesagt, es gelingt ihm nicht. Statt dessen gelingt ihm ein anderes, nämlich eine solche Hingabe der Person an das Universale, daß diese Hingabe beinahe der ersehnten Preisgabe des Ichs gleichkommt. Er ist des Ichs müde, dieser Franzose Barbusse, und dies ist wohl das merkwürdigste Phänomen, welches hinter dem Buche auftaucht. Wenn je ein westlicher Mensch, eine westliche Kultur auf Identität hielt, so war es der französische Mensch und die französische Kultur. Hierwegen entstand ja die Meinung, Frankreich sei in der geistigen Erstarrung angelangt. In der jüngsten Zeit, und das ist die Zeit nach dem Kriege, mehren sich die Zeichen dafür, daß der Krieg diese Nation erlebnismäßig im Tiefsten auf- und umgepflügt hat. Der Unanimismus des Jules Romain, der Surrealismus des André Breton, das sind Parallelerscheinungen zu diesem neuen Dokument des Barbusse-Romans, der ein Dokument für den Wunsch zur Ausweitung, zur Durchbrechung der national festgelegten Geistigkeit ist. Frankreich tut in diesen Köpfen etwas, wovon man dachte, es sei nur germanischen oder slawischen Völkern vorbehalten: es schleudert sich fort, um sich desto vielfältiger, desto weltverbundener zurückzufinden. So spricht der Dichter: „Wo bin ich? — Im Ueberall ... Aber ich habe ein Ziel: in die vorüberhuschenden Farben und Linien beeinflussen, um daraus Bilder zu machen, die der Welt gleichen. Ich bin nur ein Punkt, aber ich bin in der Mitte aller Dinge ..." Das Gleichgewicht, gegen welches er revolutioniert, weil es ihn zum Gefangenen eines einzigen, egoistischen Lagezustandes macht, er verlegt es nun aus sich hinaus, in das Ueberall, ein Anarchist, ein ewiger Empörer im Sinne aller bürgerlichen Ordnung, aber ein weiser Walter seines Schicksals im Sinne jenes Ueberegoismus, den die Schöpfung als Ganzes beherrscht. Das rabulistische französische Ideal der Gerechtigkeit wird entthront, weil „die Gerechtigkeit das Kind der Ungerechtigkeit ist", und an ihre Stelle tritt die Tugend der Güte. „Es ist nötig, daß in einem gewissen Augenblick das Wort aufhört, ein Geräusch zu sein, um eine Tat zu werden ... Man muß in Wirklichkeit gut, rein und arm sein; arm an Geld und arm an den Spitzfindigkeiten der Lehrmeinungen und Weihegebräuche. Es muß alles von unten herauf kommen, aus dem voll ausgebreiteten Leben, das so stark wie das Meer blutet, und nicht zufallsweise von oben. Man darf nicht warten. Sagen: ‚Ich hoffe', heißt ablehnen. Sagen: ‚Auf später', heißt stumm bleiben. Schande über ein Paradies, das man in eine andere Welt verlegt! Bist du sicher, aufzuerstehen? Glaubst du, daß die Würmer deine Verwesung wieder ausbrechen werden? Die Zukunft ist ein Abgrund, der dem Frommen keine Ruhe gibt."

Balzac

(Zu seinem 75. Todestage)

Von C. F. W. Behl

„Wie heißt die Macht, die den Künstler zerstört? — Leidenschaft!"
(„Das Mädchen mit den Goldaugen.")

Am 18. August starb Honoré de Balzac. Er fiel als Opfer seiner gigantischen Arbeitsleistung, die ihm, der das Leben von Hunderten zu führen hatte, kaum jemals Zeit vergönnte, sein eigenes wahrhaft zu leben — es sei denn in seinem dichterischen Werk. Das äußere Dasein dieses Menschen, der seinen eingeborenen Machttrieb in nahezu hundert Romanen und Erzählungen auslöste, verlor sich gewissermaßen selbst in seiner phantasiegezeugten Welt und wurde durch eine bedeutende Laune des Schicksals mit dem seiner zahllosen Helden und Heldinnen verwoben.

Arm an Barschaft, aber überreich an Plänen, Entwürfen und Begierden landete der junge Balzac, aus der Touraine gebürtig, eines Tages in Paris, und der Hunger nach Gold, der großen magischen Zauberlosung einer vom Kapitalismus beherrschten und tyrannisierten Welt, war der mächtigste unter den Antrieben seines Geistes. Das Gold, das Brandes einmal „den namenlosen, geschlechtslosen Helden in Balzacs Werken" genannt hat, von dem seine Menschen wie von einem unentrinnbaren Dämon besessen sind, bemächtigte sich als eine bannende Phantasmagorie seines eigenen Lebens und blieb die Sprungfeder seines Wirkens und Schicksals. Hastig begann er zunächst, eine Reihe von kolportagehaft spannenden Romanen zu schreiben, die er anonym oder unter einem Decknamen veröffentlichte, um nur möglichst schnell aus der Bedürftigkeit seiner Dachkammerexistenz heraus- und emporzukommen. Als ihm das nicht glücken wollte, warf er sich auf phantastischere Lebenspläne. Er wollte sozusagen aus sich selber einen Konzern machen: Schriftsteller und -gießer, Buchdrucker und -händler in einem sein. Er fing mit einer Klassikerausgabe in Einzelbänden an, die er selbst einleitete. Aber das Gold, das ihm Macht und Geltung in der Welt erobern sollte, versagte sich dem allzu fieberisch Begehrenden und schlug ihn schließlich in lebenslängliche Fesseln. Seine Unternehmungen, die ebenso viele Fehlschläge waren, stürzten ihn in Schulden, an denen er noch in den späteren Jahren seines ertragreichen Ruhmes abzuzahlen hatte. So wurde der Mensch Balzac ein Opfer seiner Phantasie, der sich nur in der erhöhten Wirklichkeit seiner Dichtungen Erfüllung schenkte. Denn der große Realist, der Werke von so märchenhafter Beherrschung aller wirklichen Dinge und Erscheinungen schrieb, daß man sie gar mitten in der juristischen Bibliothek eines Anwalts antreffen konnte, war der Wirklichkeit des Lebens selber nicht gewachsen, das sich ihm auch dann noch versagte, wenn er es zum Zupacken nahe vor sich sah. Und so geschah es, daß der Schöpfer des Wucherers Gobseck, dieses dämonischen Hexenmeisters menschlicher Geldgier, von den Zufällen seines Schicksals in den Schuldturm verschlagen wurde, und daß seine ausschweifende und doch aussichtsvollste Idee von der Aus-

beutung altrömischer Silberminen auf Sardinien dem allzu gesprächigen Balzac von einem anderen abgejagt werden konnte....

Und gleichwohl ist er so etwas wie ein Weltbeherrscher geworden und hat seine stolze Losung erfüllt: „Was Napoleon nicht mit dem Degen vollbringen konnte, werde ich mit der Feder vollführen." Er wurde Weltbeherrscher durch die Phantasie. Sein Reich war von dieser Welt und doch über ihrer flüchtigen Wirklichkeit. Darum ist es heute noch lebendig, da längst die Realität, die es spiegelt, in die ewige Nacht der Vergangenheit zurückgesunken ist. Wie er jetzt in seinem Werke fortlebt, in der hundertfachen Metamorphose, der schier verwirrenden Vielfalt seiner Gestalten, so saß er selber einst wie eine Spinne mitten drin im Gewebe seiner schöpferischen Phantasie und regierte zauberhaft die unzählbaren, kreuz und quer durcheinanderlaufenden Fäden. Sein Leben war sein Werk, und in seinem Werk ging sein Leben unter. In einigen tausend Nachtwachen fügte dieser „Sisyphos der Arbeit" den imposanten Bau seiner kyklopisch übereinandergetürmten Romane, und wir müssen jenem Zeitgenossen Balzacs beipflichten, der da feststellte, daß er schließlich an 50000 Tassen Kaffee gestorben sei. Denn der Beherrscher seiner inneren Welt war zugleich ein robotender Galeerensklave des schöpferischen Rausches.

Im letzten Jahre des 18. Jahrhunderts wurde Balzac in der Provinzstadt Tours geboren, und fünfzig Jahre hat er immerhin gebraucht, um seine gewaltige Vitalität schaffend zu erschöpfen. Sein Leben erfüllte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dessen Ausdruck sein dichterisches Werk geworden ist. Vom Ideal des vergangenen, von der alle menschlichen Gebrechen sühnenden reinen Menschlichkeit, ist nichts mehr in ihm zu finden. Balzac war nur Schöpfer, manchmal Moralist, aber niemals Verkünder. Seine Menschlichkeit umfaßte die Menschheit, wie sie sich ihm gab, mit allen ihren Besessenheiten, ihren verwegenen und gefährlichen Leidenschaften, ihren hemmungslosen großen Lastern und kleinen Schwächen, dem wilden Ehrgeiz und der unersättlichen Gierde. Es ist eine den unbarmherzigen Gesetzen des Goldes und der Wollust, des nackten Machttriebes und der Maßlosigkeit gewaltigen Planens verschriebene Menschheit, die in ihm mit so zauberhafter Realität lebte, daß er von den Schicksalen und Begegn seiner Gestalten wie von wirklichen Ereignissen im Gespräch e konnte. Balzac war durchaus ein Gegenwartsmensch seiner Z seine Schöpferkraft entfaltete sich darum erst zu höchster F keit, als er sich von dem Vorbilde Walter Scotts, dem er in e geplanten historischen Romanserie nacheifern wollte, losgesa In seinem rastlos schöpferischen, von dem gewaltigen Sch wölbten Hirn formte sich das Leben seiner Zeit zu dauerndem in dem es nun weiter währt — mit allen Zweideutigkeiten, U keiten, Dunkelheiten seines wirklichen Ablaufes: Eine magische lung, in der die Realität einen unnennbaren Schimmer von ech literarischer Romantik zeigt... So kommt es, daß Balzacs W die Tiefe des dichterischen Aufrisses, die Gewalt der Vision und di reißende Lockung des menschlichen Abenteuers eignet, daß man sie spannende Schmöker verschlingt, und daß einem zugleich der A stockt vor ihrer inneren Wahrhaftigkeit. Sie umspannen eine u meßliche und abgründige Welt: Der ehrgeizige und erfolgreiche Stre

Rastignac, der große Verbrecher Vautrin, der Lüstling Hulot und Vater Goriot mit seinem erschütternden Learschicksal haben darin Platz unter Diplomaten, Phantasten, Lebemännern, Schurken und Bankbeherrschern, verruchten und heiligen Frauen, Kurtisanen und Herzoginnen, und Swedenborgs Mysterien schließen die phantastische Nüchternheit verwegener Börsenmanipulationen nicht aus. Wer immer in der neuen, einige vierzig Bände umfassenden, wahrhaft populären Balzac-Ausgabe des Verlages Ernst Rowohlt niedertauchte in diesem gigantischen Lebenswerk, der fühlt sich wie von einem Meere umrauscht, das unerschöpflich immer neue Formen im Spiel der Wellen und Winde aus sich selbst gebiert. Nur wer den ganzen Balzac kennt, wird verstehen können, daß der selbe Mensch, der den derbsaftigen Rabelaisschen Humor der „Contes Drôlatiques" (die übrigens jetzt von Walter Mehring bei Rowohlt in einem an Fischart geschulten kongenialen Deutsch neu wiedergegeben wurden) sein eigen nannte, ein so zartes, ja in der Seeleneinfühlsamkeit geradezu zaubervolles Buch wie das von den „Zwei Frauen" zu schreiben vermochte.

Balzac und die Frauen — das ist eines der vielhundert Kapitel, über die man, sein Werk betrachtend, Seiten über Seiten füllen könnte. In den tiefsten Verborgenheiten der weiblichen Psyche war dieser Dichter hellseherisch daheim, der den schauenden Blick mit dem durchschauenden Geiste vereinigte. Und es muß die äußerste Tragik seines Lebens genannt werden, daß er die letzten 17 Jahre, die schöpferisch bedeutendsten, an eine Frau verloren hat, die ihm Stunden des Rausches und Monate der Qual bescherte. Erst ein Vierteljahr vor seinem Tode, als sein gewaltiger Körper bereits von der drohenden Vernichtung überschattet war, schloß er die Ehe mit der polnischen Gräfin Eveline Hanska und besiegelte so ein Verhältnis, dessen einstige Blüte längst vor der Heirat abgewelkt war. Die leidenschaftliche Polin, die ihn durch Jahre der Erfüllung, des Versagens, des Mißtrauens und der Eifersucht an sich gekettet hatte, umarmte nur noch einen Schatten. Herzlos in ihrer Enttäuschung, wandte sie sich von dem Todkranken ab, an dessen Sterbelager die alte Mutter neben bediensteten Helfern die letzte Wacht der Liebe hielt. So wurde Balzac bis zum Ende um sein eigenes, eigentliches Leben betrogen, für das ihm sein Lebenswerk kaum je Zeit [illegible] und das er dem schöpferischen Dämon seines Geistes auf[illegible] hatte.

[illegible] weiß nicht, welche Begierde der Phantasie in einem Leser [illegible] könnte, die sich an den Büchern dieses Menschen nicht sättigte." [illegible] Worte Hofmannsthals sprechen die ganze Bedeutung aus, die [illegible] Namen Balzac für unsere und die kommenden Zeiten verbunden [illegible] es freilich darf man bei ihm nicht suchen, was vielleicht das [illegible] und Letzte über aller Kunst ist: dieser große Dichter [illegible] kein Ethiker, kein Weltverbesserer, kein Ver[illegible]er. Er, der die Macht in jeder Gestalt anbetete, dem Goldrausch [illegible]eben und damit sein Schaffen versklavte, der für absolute Mon[illegible]e und orthodoxes Kirchentum gegen Volk, Liberalismus und Parla[illegible]tarismus war — er vermochte auch nicht wie Emile Zola, der in rastlosen Leidenschaft der Leistung sein Bruder genannt werden [illegible]ß, die Sendung des Künstlers im menschlichen Amte des sozialen [illegible]nklägers zu offenbaren. Balzac wäre nie auf den Gedanken gekommen,

die vier großen Evangelien von der Fruchtbarkeit, Arbeit, Wahrheit und Gerechtigkeit zu verkünden. Denn er nahm die Welt, wie sie war, und schuf eine andere aus ihr nach ihrem Ebenbilde. Doch wunderbar: auch er diente damit schließlich, wenn auch unbewußt, der werdenden Menschheit. Denn im Spiegel seines Werkes, dieser „Menschlichen Komödie", klagt die gespiegelte Welt sich selber an.

Der Staatsgerichtshof schickt Künstler ins Gefängnis

Von Wolfgang Benning

Wenn wir auch nicht alle Meinung des nachstehenden Aufsatzes teilen, so veröffentlichen wir ihn doch besonders gern. Das Urteil gegen Gärtner ist ein klassisches Beispiel für den Zusammenbruch der deutschen Rechtsprechung. Diese Richter sind Zyklopen; einäugig starren sie auf die Gefahr von links — vollkommen blind sind sie gegen den tausendfältigen, täglich sich vollziehenden Hochverrat der Schwarz-Weiß-Roten. Warum? Weil neunzig Prozent der Richter der Republik schwarz-weiß-rot und darum im Sinne wahrer Republikaner Hochverräter sind. Die Republik ist verloren, wenn sie sich nicht endlich von Richtern befreit, die nicht Republikaner sind. Die Redaktion der „Glocke".

Der Staatsgerichtshof zum Schutze der deutschen Republik wurde in den schwülen Junitagen des Jahres 1922 geschaffen, um den jungen deutschen Volksstaat und seine Führer vor reaktionären Mordbuben zu schützen. Man kann nicht gerade behaupten, daß er diese Aufgabe erfüllt hat. Der Staatsgerichtshof hat sich allmählich zum reaktionärsten deutschen Gericht entwickelt. Seine Aufgabe sieht er darin, alle freiheitlich-revolutionären Regungen niederzuknüppeln, alle reaktionären Staatsfeinde aber mit väterlicher Milde zu behandeln. In frischer Erinnerung steht noch das Urteil im Tschekaprozeß. Kaum ist dieses Urteil gefällt — da spricht dieses herrliche Gericht zum Schutz der deutschen Republik ein neues Urteil, das geeignet ist, alle geistigen Arbeiter zum Protest aufzurufen. Vor wenigen Tagen wurde der Schauspieler Rolf (Joseph) Gärtner zu $1^1/_4$ Jahren Gefängnis verurteilt.

Gärtner, der im Jahre 1919 Mitglied des Würzburger Stadttheaters war, schloß sich dem Spartakusbund an. Während der bayerischen Räterepublik war er Mitglied des Aktionsausschusses der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte. Wegen dieses Verbrechens wurde er zu $1^1/_2$ Jahren Festung verurteilt. Nach Abbüßung seiner Strafe siedelte er nach Nürnberg über, wo er dem Ensemble des dortigen Stadttheaters verpflichtet wurde. Daneben gründete er eine „proletarische Tribüne", die revolutionäre Werke aufführte. Nach zwei Jahren trat er aus dem Ensemble des Nürnberger Stadttheaters aus und gab einige Rezitationsabende in Suhl und Umgebung. Dabei rezitierte er unter anderem Werke von Kanehl, Mackay und Mühsam. Wegen dieser „staatsgefährlichen" Umtriebe wurde er in Schutzhaft genommen; aber nach wenigen Tagen wieder freigelassen. Er ging wieder nach Nürnberg zurück, wurde aber im September 1924 aus Bayern ausgewiesen, weil er für die Kommunistische Partei arbeitete. Gärtner begab sich nach Stuttgart und er-

hielt von der dortigen Kommunistischen Partei den Auftrag, die russische Revolutionsfeier am 7. November in ihrem künstlerischen Teil vorzubereiten.

Bei dieser Feier trug er einige revolutionäre Dichtungen vor und führte außerdem mit einem Sprechchor ein Werk auf, bei dem er als Einzelsprecher mitwirkte. Diese künstlerische Tätigkeit wurde die Ursache zu einer Anklage wegen Beihilfe zum Hochverrat und wegen des Versuches, die Verfassung gewalttätig zu stürzen.

Die Anklageschrift führt die besonders monierten Dichtungen an. Da ist zunächst ein Aufruf von Walter Steinbach:

„Nehmt eure Schwerter von den morschen Wänden
Und trefft ins Herz die ewig Unbewehrten,
Krampft eure Fäuste aus geballten Händen,
Stampft mit dem Fuß den Takt der Ungeehrten!
Schlagt Trommelwirbel, weckt die Schlafesträgen,
Stürzt die Gerüste einer kranken Laune
Und klirrt mit neugeschliffenem Stahl und Degen,
Als klinge schon des Jüngsten Tags Posaune.
Auf die Bastille! Schürt die Feuerbrände,
Trotzt mit der blut'gen Stirn dem schwarzen Tod.
Errichtet eure Fahnen an des Schicksals Wende
Und euer Blut wird flammend Morgenrot."

Nach diesem Aufrufe folgten Vorträge aus dem Werke von Johannes R. Becher „Am Grabe Lenins" (Malik-Verlag), von denen das Gericht folgende Stelle monierte:

„Uns verlassend gebot Lenin die Diktatur des Proletariats zu behüten und zu festigen:
Wir schwören dir, Lenin, daß wir unsere Kräfte nicht schonen werden,
Dieses Gebot in Ehren zu erfüllen.
Lenin gebot, als er uns verließ, Treue den Grundsätzen der kommunistischen Internationale zu wahren.
Wir schwören es dir, Genosse Lenin, daß wir unser Leben einsetzen wollen,
Um den Bund der Werktätigen aller Welt, die kommunistische Internationale aufzubauen und zu erfüllen....
Kommunisten, Kommunisten Deutschlands!
Genossinnen und Genossen!
Der Leninismus lebt.
Mit ihm, das schwören wir,
Werden sterben oder siegen wir."

Und schließlich sprach Gärtner Stellen aus dem Chorwerk „Masse" (7000), das ebenfalls im Buchhandel erschienen ist und bis heute nicht verboten wurde:

„Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht,
Euer gedenken wir heute.
Wir wollen gedenken euer,
Das Gewehr in den Fäusten,
Ueber unseren Häuptern flatternd
Die rote Sturmfahne.

Ein Sprung an eure Gurgel,
Ihr Herrschenden,
Das soll unser Gedenken sein.
Ein Stoß in die Mitte eures Herzens,
Ihr Herrschenden,
So feiern wir, ihr Gefallenen, euer Gedächtnis.
So wollen wir gedenken euer
Mit Schüssen, Bajonetten,
Mit Sicheln und Hämmern;
Aus Rädern, aus Hebeln,
Schienen, Eisengelenken,
Aus elektrischen Drähten, aus Erde,
Aus wieder fruchttragender Erde
Errichten wir euch ein Gedenkwerk."

Die Anklageschrift führt dann die Verteidigung Gärtners an, der behauptet, als Künstler Kunstwerke vorgetragen zu haben, ohne damit zu einer bestimmten politischen Aktion aufgerufen zu haben und endigt mit der Feststellung:

„Aus dem Inhalt der Vorträge geht einwandfrei hervor, daß sie lediglich den Zweck und die Wirkung haben konnten, die Idee des Klassenkampfes und der Diktatur des Proletariats den Zuhörern einzuhämmern und so den Boden für den von der K.P.D. erstrebten Umsturz vorzubereiten. Allein nach dem ganzen Vorleben des Beschuldigten, der sich die frühere Strafe und die Eingriffe der Verwaltungsbehörden nicht zur Warnung dienen ließ, kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß er sich der zum Umsturz aufreizenden Wirkung seines Vortrages und der dadurch erfolgten Forderung der K.P.D., deren Ziele er kannte, bewußt war, und seine Tätigkeit ansichtlich in den Dienst der hochverräterischen Ziele der K.P.D. stellte."

Wir stellen hier ganz nebenbei fest: Wie kommt der Reichsanwalt dazu, die Ziele der K.P.D. „hochverräterisch" zu nennen? Wenn der Reichsanwalt recht hat, dann wäre es doch höchste Zeit, diese Partei mit Stumpf und Stiel auszurotten!

In der Verhandlung selbst führte den Vorsitz der berüchtigte Niedner, während Gärtner von Rechtsanwalt Hamburger (Berlin) und Rechtsanwalt Frank (Frankfurt a. M.) verteidigt wurde. Das Gericht lehnte die Ladung von Zeugen, die als Versammlungsteilnehmer über die Wirkung der Dichtungen aussagen sollten, ohne weiteres ab. Die Verteidigung beantragte fernerhin, eine Reihe von Sachverständigen, u. a. Rudolf Leonhard und Fritz Kortner zu laden. Auch diesen Antrag lehnte das Gericht ab. Den Gipfelpunkt erreichte das Gericht aber, indem es sich weigerte, den Präsidenten der deutschen Bühnengenossenschaft, Rickelt, als Sachverständigen zu hören, der im Saale anwesend war und feststellen wollte, daß

1. der Inhalt der von dem Angeklagten vorgetragenen Schriften, Gedichte usw. nicht geeignet ist, bei dem an sich schon aus Kommunisten zusammengesetzten und vorwiegend aus Frauen und Kindern bestehenden Publikum als hochverräterisches Unternehmen bewertet zu werden, und daß auch der Inhalt des Vorgetragenen auch nicht

als entfernteste Vorbereitungshandlung angesehen werden kann, die Verfassung des Deutschen Reiches mit Gewalt zu ändern,

2. daß einem Schauspieler bei einem Vortrag derartiger Werke bei seiner ganzen Einstellung vollkommen das Bewußtsein fehlt und fehlen muß, daß er bei dem Vortrag derartiger Kunstwerke sich im hochverräterischen Sinne betätigt.

Das Gericht begründete seine Ablehnung Rickelts damit, daß

1. die unter Beweis gestellten Tatsachen nicht erheblich sind (!),
2. die unter Beweis gestellten Tatsachen Werturteile erhalten,
3. das Gericht in dieser Frage genügende eigene Sachkenntnis habe.

Die Verhandlung bestand im wesentlichen im Verhör des Angeklagten, der immer wieder darauf hinwies, daß er als Künstler nur die künstlerische Seite sehe und nicht als Propagandist zur Aktion aufgerufen habe. Zudem kümmere er sich nicht einmal um die politischen Tagesfragen.

Nach den Plädoyers wurde das Urteil gefällt, das auf $1^1/_4$ Jahre Gefängnis lautete, während der Reichsanwalt 2 Jahre beantragt hatte. In der Begründung des Urteils heißt es unter anderem:

1. Die K.P.D. hat nur ihre Taktik geändert, ihr Ziel und ihre gesamten Handlungen dienen nach wie vor dem bewaffneten Umsturz.

2. Jedes Mitglied der K.P.D., das diese unterstützt, ist daher H o c h v e r r ä t e r.

3. Der Funktionärkörper der K.P.D. ist eine geheime, staatsfeindliche Verbindung, mittelbar ist es die ganze K.P.D. selbst. Wer also einen Funktionär in irgendeiner Weise unterstützt, oder wer auch, wenn dies sonst nicht möglich ist, die K.P.D. unterstützt, verstößt zugleich gegen § 74, Republikschutzgesetz (Beihilfe zum Sturz der Verfassung). Der Angeklagte sei Kommunist, also treffen auf ihn diese Voraussetzungen zu. Seine Behauptung, daß er sich um Tagesfragen nicht gekümmert habe, sei bei seiner hervorragenden Intelligenz nicht zu glauben (Logik!). Die Kulturpropaganda sei eine der wichtigsten Mittel der K.P.D. zum bewaffneten Umsturz.

Dieses geradezu von göttlicher Weisheit triefende Urteil bedarf des Kommentars nach zwei Seiten, sowohl nach der politischen wie nach der künstlerischen Seite. Wir sind Herrn Niedner wirklich für seine Erkenntnis dankbar, daß die K.P.D. eine Partei von Hochverrätern sei. Siebentausend Funktionäre dieser Partei sitzen erst hinter Schloß und Riegel, zwanzigtausend warten darauf, ebenfalls eingesperrt zu werden. Staatsanwälte Deutschlands, vereinigt euch zum heiligen Kriege gegen die K.P.D. Und ihr, dreihunderttausend Mitglieder der K.P.D., geht in euch, wandelt euch und werdet anständige Staatsbürger. Und ihr, zwei Millionen Wähler der K.P.D., eure Stimmen sind für den Hochverrat abgegeben worden und darum nichtig.

Im Ernst gesprochen: Dieses Urteil erklärt eine Massenpartei, die mit 45 Reichstagsabgeordneten im Parlament vertreten ist, für vogelfrei. Der Staatsgerichtshof hat gesprochen, wir zweifeln nicht daran, daß die deutschen Staatsanwälte den Wink mit dem Zaunpfahl verstehen werden.

Und nun zur künstlerischen Seite des Urteils. Wer Dichtungen rezitiert, die dem Staatsanwalt nicht passen, kommt ins Kitchen. Wir sind

wirklich bis zum Jahre 1850 zurückgekommen, wo man in Deutschland verbot, Dichtungen von Freiligrath, Herwegh und Hofmann von Fallersleben vorzutragen. Damals aber sprach man von der reaktionären Epoche Preußens, heute leben wir bekanntlich in der „freiesten Republik der Welt". Was hätte das Gericht erst gesagt, wenn der Angeklagte Stellen aus Schillers „Räuber" vorgetragen hätte? Da hätte man den Mann doch gleich wegen Aufforderung zum Morden und Plündern verurteilen müssen. Wir sind neugierig, ob nun auch im Reiche gegen revolutionäre Schauspieler und Dichter vorgegangen wird. Erich Mühsam ist ja wieder frei: vielleicht wird man ihn jetzt zusammen mit J. R. Becher, Arthur Holitscher, Oskar Kanehl, Ernst Toller, Erwin Piscator und vielen anderen einsperren. Bisher waren nämlich z. B. Berliner Gerichte noch vernünftiger, die Becher wegen eines Gedichtes, das mit den Worten schloß:

„Euer gedenken heißt:
Rüsten zum Bürgerkrieg"

freisprachen. Jetzt wird das anders werden. Die deutschen Intellektuellen sollen endlich ihre rosa-roten Brillen abnehmen, sollen endlich aufhören, Festhymnen zu Ehren dieser Republik zu schreiben. Augen auf, und die Wahrheit gesehen! Wir leben in einem Klassenstaat, in dem die herrschende Klasse mit unglaublicher Frivolität ihre Herrschaft ausübt. Alarm geblasen! Wehrt euch, ehe man euch das letzte Recht nimmt. Was heute Gärtner traf, kann morgen Kortner, Kaiser oder Gad Shelaso treffen. Die Bühnengenossenschaft kann zeigen, ob es ihr ernst war mit den Worten Rickelts.

Die Reaktion triumphiert. „Das Messer zwischen die Zähne" genommen und gekämpft, das ist die Losung für alle geistigen Arbeiter in dieser Stunde.

RANDBEMERKUNGEN

Richterliche Willkür II

Der von zwanzig völkischen Rowdys angefallene Reichsbannermann Schnapp greift, um sich vor weiteren Mißhandlungen zu schützen, zu dem Revolver, den er auf Grund seines Waffenscheins bei sich zu führen berechtigt war, und verletzt einen seiner Angreifer tödlich. Schnapp, der sich sofort der Polizei stellte, wurde am folgenden Tage dem Vernehmungsrichter beim Polizeipräsidium, Amtsgerichtsrat Struckmann, vorgeführt, und dieser hatte nun gemäß § 128 Str.P.O. zu entscheiden, ob der Festgenommene in Freiheit zu setzen oder ob ein Haftbefehl gegen ihn zu erlassen sei. Daß es natürlich so kam, wie es in der kaiserlich deutschen Republik kommen mußte, und daß im Gegensatz zu dem Völkischen Rehnig, der, wie noch erinnerlich, am 25. April 1925 einen Reichsbannermann auf dem Bayerischen Platz erschossen hatte und selbstverständlich sofort freigelassen wurde, der Republikaner Schnapp hübsch in Haft behalten wurde, wundert wohl niemanden mehr, der das Gebaren unserer Justizorgane kennt, die Art und Weise aber, in der diese Vernehmung vor sich ging, ist von einer geradezu widerwärtigen Originalität.

„Warum tragen Sie ein solches Band?" Diese ebenso einfältige

wie ungehörige Frage wagt ein Richter in der Reichshauptstadt an einen deutschen Staatsbürger zu stellen, der die verfassungsmäßig festgelegten Reichsfarben trug, um dann fortzufahren: „Sie hätten das Band doch lieber verstecken sollen." Dieses letztere Produkt richterlicher Weisheit ist etwas unverständlich; da nicht gut anzunehmen ist, daß der Richter den deutschen Reichsfarben offiziell die Existenzberechtigung absprechen will, so liegt in seinem Rate, die Reichsfarben zu verstecken, die Empfehlung, den Wegelagerern Konzessionen zu machen, die sich für berechtigt halten, jeden Träger der Reichsfarben zu beschimpfen und zu überfallen und die Farben der deutschen Republik feige zu verbergen. Niemand würde wohl einen Richter für ernst nehmen, der einen Mann, der einen Straßenräuber erschossen hätte, der ihm seine goldene Uhrkette entreißen wollte, etwa so angefahren hätte: „Ja, warum tragen Sie denn eine goldene Uhrkette? Sie wissen doch, daß es Straßenräuber gibt, reizen Sie die Herren nicht, dann wird Ihnen auch nichts passieren." — Aber immerhin, eine goldene Uhrkette bleibt eine goldene Uhrkette, hier aber handelt es sich nur um die Farben des Deutschen Reiches!

Am Schluß der Vernehmung kam dann Herr Amtsgerichtsrat Struckmann zu folgendem Resümee: „Ich bin der Ansicht, daß Sie freigesprochen werden, aber einstecken werden wir Sie zunächst doch!"

Also: Der Vernehmungsrichter beim Polizeipräsidium Berlin hält sich für berechtigt, einen Mann, von dessen Unschuld er selbst überzeugt ist, hinter Schloß und Riegel zu setzen und hat die Stirn, dies ganz offen zuzugeben.

Wenn der Richter von der Schuld des Schnapp überzeugt gewesen wäre, so hätte man gegen die Inhaftnahme vom juristischen Standpunkt aus nichts einwenden können, denn Körperverletzung mit tödlichem Ausgang — um dieses Delikt handelt es sich ja — ist eventuell mit Zuchthaus bedroht, also ein Verbrechen, und der Richter kann gemäß § 112 Str.P.O. stets den Haftbefehl erlassen, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet. Die Rechtslage wäre die gleiche, wenn der Richter zwar innerlich an die Schuldlosigkeit des Schnapp geglaubt, dies aber nicht nach außen gezeigt, sondern gleichwohl den Haftbefehl erlassen hätte, denn niemand wäre in der Lage, dem Richter nachzuweisen, daß er den Festgenommenen tatsächlich für schuldlos halte. Herr Amtsgerichtsrat Struckmann hat sich im Falle Schnapp in allzu unvorsichtiger Weise demaskiert, sowohl im Laufe der Vernehmung wie an ihrem Schlusse. Nun, da die Maske gefallen ist und er sich in seinem blinden Eifer offen zur reinen Willkür bekannt und daraufhin die Freiheit eines Menschen in rechtswidriger Weise angetastet hat, dürfte sich der preußische Justizminister vielleicht auch einmal für diesen Fall interessieren.

Der Untersuchungsrichter beim Landgericht III hat auf Antrag der Verteidigung und in Uebereinstimmung mit dem Staatsanwalt inzwischen die Freilassung des Schnapp verfügt.

Unsere Kritik an dem Verhalten des Vernehmungsrichters beim Polizeipräsidium, Amtsgerichtsrat Struckmann, bleibt dadurch unberührt, die Haftentlassung beweist sogar obendrein, wie unrecht es von seiten des Vernehmungsrichters war, den Schnapp unter solchen Umständen fünf Tage in Haft zu behalten.

Dr. Werner Arendt

Unverschämte Staatsbürger!

Wir berichten den nachstehenden uns mitgeteilten Vorfall mit der leisen Hoffnung, daß es doch in Berlin noch Stellen gibt, die

sich für derartige unerhörte Vorkommnisse interessieren:

Am Vormittag des 11. August (Verfassungstag) erschien der Tischlermeister Carl Nagunst, wohnhaft Berlin S, Graefestr. 77, in Begleitung des Kriminalbeamten Domke vom Polizeirevier Waldemarstraße 55 und eines anderen, unbekannten Herrn in der Restauration der Frau Wieke, Berlin S, Mariannenstraße 29.

Herr Nagunst befand sich in nüchternem Zustand. Er führte eine äußerst erregte und lebhafte Debatte, in deren Verlauf er sich in antisemitischen Beschimpfungen gröbster Art erging. Er wurde immer ausfallender und legte das Hauptgewicht darauf, daß er überall gehört wurde. Nun begann er den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert zu beschimpfen. Immer wieder wiederholte er das Wort Lump, erklärte, Ebert hätte sich dauernd von den Juden bestechen lassen, und ihnen dafür hohe Posten verschafft, im übrigen sei er ein unverschämter Zechpreller gewesen. Ebert habe wiederholt seine „Soffschulden" nicht bezahlt und sei auch diversen Mahnungen während seiner Präsidentenzeit nicht nachgekommen... Hier trat ein Republikaner hervor und machte Nagunst auf die eventuellen Folgen einer solchen Behauptung aufmerksam. Letzterer erklärte nochmals in höhnischer Weise, Ebert sei ein Lump und Zechpreller und er sei bereit, das zu beweisen. Dann begann er die Staatsform und die Reichsfarben zu beschimpfen. „Was haben wir denn jetzt? Mostrich — Mostrichfahnen!" usw.

Es fiel besonders auf, daß der anwesende Kriminalbeamte keinerlei Anstalten zum Einschreiten machte.

Der Republikaner begab sich nunmehr zur Wache des Polizeireviers in der Waldemarstraße 55. Er ersuchte um einen Beamten zwecks Feststellung der Personalien des Nagunst. Namen und Adresse desselben waren bis dahin unbekannt; der Zeuge wußte lediglich, daß es sich um einen Tischlermeister handelte.

Der wachthabende Beamte erwiderte darauf: „Na, wenn Sie ihn kennen, belästigen Sie uns doch nicht damit!" Stand auf, ging aus dem Zimmer und ließ den Anzeigenden allein. Dieser traf dann zufällig den Vorsteher vom Revier und trug demselben den Fall vor. Auch dieser erklärte, infolge Sonntagsdienst keinen Beamten zur Verfügung stellen zu können und stellte dem Zeugen anheim, sich selbst die Adresse zu besorgen und dieselbe schriftlich einzureichen. Die Feststellung ist dem Zeugen gelungen.

Nagunst ist wegen derartiger Beschimpfungen in der ganzen Gegend bekannt.

Für die eventuell interessierten Kreise der Polizei halten wir die Namen der Zeugen bereit. Wir geben sie nicht öffentlich an, um sie nicht irgendeiner Feme verfallen zu lassen. Ein Irrtum muß unserem Vertrauensmann insofern unterlaufen sein, als ein Kriminalbeamter doch wohl nicht anwesend gewesen sein kann. Dieser hätte auf Grund seines Eides wohl unverzüglich eingegriffen.

Red. der „Glocke"

Einer, der keinen Frieden schließen wollte

Im Augustheft der „Deutschen Rundschau" werden Briefe und Tagebuchaufzeichnungen des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz veröffentlicht, die uns wieder einen guten Einblick in die Seele eines Gamaschenknopfes tun lassen. Goltz, der in der ersten Hälfte des Weltkrieges Generalgouverneur von Belgien war, ging auch mehrmals zu kämpfenden Truppen an die Front, um dort den Zaungast zu spielen. Nach einem Gefecht, das er beobachtete, schrieb er dann in einem Brief: „Käme es auf mich an und wären die starken Verluste nicht — ich

schlösse überhaupt keinen Frieden mehr! Was kann man sich auch Schöneres denken, als dies freie Leben nach einem mühe- und arbeitsvollen Dasein, das mich Tag für Tag an den Schreibtisch fesselte. In dem bißchen Gefahr, die man dabei zu bestehen hat, liegt ein unwiderstehlicher Reiz." Nun wissen wir es! Wäre es auf diesen Gamaschenknopf angekommen, so hätte es ewig Krieg geben müssen, schon deshalb, weil das Kriegführen etwas Abwechslung in das langweilige Leben brachte. Dieser typische Repräsentant der wilhelminischen Epoche sah offenbar den Krieg nicht anders an als eine Jagd, die zum Vergnügen hoher Herren veranstaltet wird, als eine Einrichtung, die schon aus dem Grunde bestehen bleiben muß, weil sie zumindest so viel Aufregung bringt, um die Verdauungsorgane anzuregen. Ob der Herr Generalfeldmarschall ebenso begeistert für eine Verewigung des Krieges gewesen wäre, wenn er, statt in einem großen Palast in Brüssel zu residieren, als Muskote vorn im Dreck gelegen hätte, darf wohl bezweifelt werden. *a. m.*

Völkerverständigung

1921. Bielefelder Jugendtag. Zum erstenmal trafen nach dem Weltkriege Vertreter der verschiedensten Staaten zusammen. Die Freude war groß. Abzeichen wurden getauscht als Andenken für später.

Begeistert werden die ausländischen Gäste eingeladen, noch einige Tage mitzuwandern durchs Westfalenland. Ein Trupp Holländer zieht mit uns weiter.

Abends. In Detmold. Rüstig geht's zur Jugendherberge. Alles ist tüchtig ausgehungert. Auch unsere Holländer. Jeder bemüht sich, unsere Gäste mit durchzufüttern. Schinkenstullen, Wurststullen — alles für 1921 fabelhafte Delikatessen — werden hervorgeholt . . . Nichts, sie winken ab. Jeder kramt aus dem Rucksack heraus, zeigt es den Gästen... Nichts. Bis endlich einer begriffen hat: Vegetarier. Was tun? Kriegsrat wird abgehalten. Alles einigermaßen Vegetarische wird aufgezählt, keiner hat es. Da, endlich, ein witziger Berliner bückt sich hin — kräht — kräht — gackert — formt die Hände eiförmig.

Strahlende Gesichter auf der anderen Seite. Schnell werden die Eier hervorgeholt, gebraten, und endlich mundet es allen. Unsere Gastfreundschaft war gerettet.

Herzlichst, mit strahlenden Gesichtern, nahmen sie am nächsten Tage Abschied von uns. Freunde für immer.

Arani.

Berichtigung

In dem Artikel „Fascistica" (Nr. 16) hat sich ein sinnstörender Fehler eingeschlichen. Die vereinigten Oppositionsgruppen werden nicht „Avanti" sondern „Aventin" genannt, nach dem römischen Berg, auf dem sich im alten Rom die Plebejer bei der sogenannten secessio plebis zurückzogen. Die Redaktion der „Glocke".

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Briefaksimiles. In Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3 —, kartoniert 1.75 M.

Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

VERFLUCHTER SEGEN

VON BRUNO SCHÖNLANK

VIERTE AUFLAGE

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

Berlin, 29. August 1925 Nr. 22 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Robert Breuer: Humbug 673

E. F. RIMENSBERGER: Gandhi in Südafrika 675

KONRAD HEIDEN (München): Das Schicksal des bayerischen Föderalismus . . . 681

P. VEILAND: Die außenpolitischen Strömungen im heutigen Dänemark 684

ERNST NIEKISCH: Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik treiben? 689

JOSEF MARIA FRANK: Ringelreihen der Amnestierten 693

C. F. W. BEHL: Nicolaus Lenau als Freiheitsdichter . . 693

C. BROGLIE (Wiesbaden): Dr. Hagemanns neuer „Fidelio“ 697

HEINZ STRAKELE: Weltkohlenkrise 701

Johannes R. Becher — Marienbad — Kommt der holde Lensch gegangen — Ludendorff schießt auf Hindenburg

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 30 Pfennig

Soeben ist erschienen:

VICTOR SCHIFF

Die Höfle-Tragödie

Geschichte eines Justizmordes

In dieser, auf authentisches Material gestützten Darstellung der erschütternden Vorgänge erhebt der Verfasser

schärfste Anklagen

gegen die Schuldigen und deckt schonungslos die politischen Hintergründe der deutschnationalen Barmat-Hetze auf

160 Seiten
Kartoniert M 3.70

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin
SW68, Lindenstraße 114

Humbug

Von Robert Breuer

Wenn Herr Luther nicht Reichskanzler wäre, vielmehr ein simpler Kutscher, so würde er heute arbeitslos sein. Kein vernünftiger Fuhrherr könnte zusehen, wie vor den Wagen und zugleich hinter den Wagen ein Gaul gespannt wird. Als Reichskanzler kann sich Herr Luther solchen Unsinn leisten. Zunächst macht er Zölle und fünf Minuten später beginnt er eine Kampagne gegen die hohen Preise. Ganz gewiß läßt sich auch solch Widersinn in schönen Reden deuten und begründen. Für den gesunden Menschenverstand aber wird diese Plus- und Minuspolitik nur begreiflich, wenn sie als Schaumschlägerei, Bluff oder Humbug gemeint ist. Wozu viele Worte machen: die Großagrarier wollen die Zölle, um jedes Sinken der Preise zu verhüten, um nach Möglichkeit die Preise zu steigern. Der Westarp hat frühzeitig genug das Stichwort ausgespuckt: bei vollen Scheunen wird das Volk verhungern. Das sollte heißen und das heißt, daß die Agrarproduzenten ihre vollen Scheunen nur bei guten Preisen öffnen. Die Zölle sollen solche Preisbildung sichern. Nun, da die Sicherung für die Ausplünderung der Konsumenten geschaffen worden ist, sollen niedrige Preise diktiert werden. Wer da nicht lacht, muß das Lachen, was im derzeitigen Deutschland allerdings begreiflich ist, verlernt haben. Wozu viele Worte machen: man muß die Dinge ohne alles Brimborium in ihrer Nacktheit sehen. Diese Preisabbaupolitik ist Humbug und Schwindel und bestenfalls eine Vorbereitung moralischer Entrüstung oder auch eine moralische Sicherung von Polizeimaßnahmen gegen Lohnforderungen und Streiks der Arbeitnehmer und gegen Aufstände der Konsumenten. Die deutschnational verseuchte Regierung fällt beinahe in Ohnmacht darüber, daß die Zölle sich schon auszuwirken beginnen; man müßte nicht nur beinahe, sondern bis über die Ohren in Ohnmacht fallen, wenn eine Regierung, die schließlich nicht mehr ist als das Syndikat des Großkapitals, wirklich so naiv sein sollte, um sich zu wundern, wenn dieses Kapital sich beeilt, den Raub in Sicherheit zu bringen. Verhandlungszölle, Kampfzölle, Schutz der nationalen Arbeit, Produktionssicherheit für die Landwirtschaft und Prämie für deren Entwicklung: von all solchen Phrasen ist einem inzwischen übel geworden. Vermehrung des Kapitalgewinns, gute Kornpreise: das ist des Pudels Kern, und alles andere bleibt Wolle und Frisur.

Der Landwirt Wangenheim hat zur Beruhigung der Verbraucher diese wissen lassen, daß man ganz gut auch ohne Semmel und Kuchen leben könne, und daß die Trockenkartoffel ein einwandfreies Mittel zur Streckung des Brotgetreides sei. Jedenfalls müßten solche Opfer gebracht werden, damit die deutsche Landwirtschaft im Falle eines Krieges das Volk über lange Zeit hinaus aus eigenen Mitteln ernähren könne.

Solche Begründung der Zollpolitik auf gutes Nationalbewußtsein ist abermals nichts als Humbug. Die Parteifreunde des Herrn Wangenheim werden zum mindesten soweit sie in der derzeitigen Regierung sitzen, hinlänglich wissen, daß weder die Wirtschafts- noch die Agrarpolitik der nächsten Jahrzehnte unter dem Gesichtswinkel eines Krieges eingestellt zu werden braucht. Sie sind doch gerade dabei, Garantiepakte zu zimmern. Da versteht man es nicht ganz, wenn gleichzeitig Kriegsmöglichkeiten rechtfertigen sollen, daß das Brot heute und morgen teurer wird. Die Auswirkung solcher weitsichtigen Politik der Großagrarier in hundert Jahren, offen gestanden — sie interessiert uns heute nicht einen Deut. Wir haben aber stark den Eindruck, daß diese Großagrarier sehr interessiert sind an den hohen Preisen von heute und den höheren von morgen. Und wir finden es gar nicht sehr vaterländisch, daß die Agrarproduzenten und ihre Regierung dem Volke weder Semmel noch Kuchen, wohl aber Kartoffelbrot und Humbug zu fressen geben. So ist die Lage, wenn man sie von allen Theorien, allen Leitartikeln und allem sonstigen Gequatsch freischaufelt. Herr Luther, der als Kutscher unmöglich wäre, aber Reichskanzler ist, wird irgend etwas Geheimnisvolles flüstern von Ausgleich der Interessen, von Ueber-den-Parteien-stehen und dergleichen mehr. Die breiten Massen des Volkes aber werden einsehen lernen, daß ihnen kein Retter erwachsen ist, daß die Politik der ausgleichenden Interessen als Auspowerung wirkt, und daß der Wiederaufbau Deutschlands, wie ihn sich die Großindustriellen und deren Aktionsausschuß, die Regierung des Herrn Luther, vorstellen, verteufelt ähnlich sieht einer Zermürbung der Widerstandskraft der Arbeitnehmenden. Und auch die Erkenntnis wird reifen, daß gegen den Humbug, der nun einmal kein Nahrungsmittel ist, nur die Umschaltung der Machtverhältnisse wirken kann. An dieser Umschaltung muß das Proletariat, das der Hand und das des Kopfes, stündlich arbeiten.

*

Zu den Großen der Industrie rechnet sich Dr. Hugenberg. Er verfügt, wie man weiß, über die Presse der dummen Leute. Die Leser des „Lokal-Anzeiger" scheinen ihm aber immer noch nicht dumm genug zu sein, und so bemüht sich Herr Hugenberg, höchstselbst an der weiteren Verblödung des deutschen Spießbürgers zu wirken. Nach größerem Vorbild macht er ihnen folgenden Humbug vor: „Der deutsche Konsument spart nicht mehr, wie er es früher so fleißig getan hat. Der Sozialismus, das heißt die Inflation, hat ihm das einstweilen ausgetrieben. Es gibt anscheinend auch außerhalb des Sozialismus immer noch einige Leute, die zum besseren Ruhme des lieben Nachbarn Sozialismus anderswo nach geeigneten Sündenböcken für die Inflation suchen. Das sind abgegriffene parteipolitische Argumente, mit denen man sich heute unter ernsthaften Wirtschaftlern nicht mehr zu beschäftigen braucht. Es fehlt der Glaube an die Beständigkeit des flüssigen Sparkapitals. Wie er wiederhergestellt werden kann, wird zu sagen sein, wenn es an der Zeit ist und die Köpfe dazu reif sind. Im Wege der Aufwertung läßt sich dieser Glaube leider nicht wiederherstellen, weil die Aufwertung das vom Sozialismus zerstörte Sparkapital nicht etwa neu schafft, sondern nur fingiert, als sei flüssiges Kapital vorhanden, das verteilt werden könne." Wozu viele Worte machen; es genügt, festzustellen, daß nach dieser Probe der deutsch-

nationale Reichstagsabgeordnete, der Wirtschaftsführer, der Notzüchter der deutschen Presse, der Geist des „Lokal-Anzeiger" ein rettungsloser Trottel ist. Es wird aber leider ebenso leicht festzustellen sein, daß noch Hunderttausende, wenn nicht Millionen solcher Trottelei auf den Leim gehen. Es ist vortrefflich, daß wir es nun endlich erfahren, wie der Sozialismus die Inflation gemacht hat, wie der Sozialismus das Sparen aus der Welt mordete und wie der Sozialismus auf solche Art auch für die gegenwärtige Kreditnot, man darf wohl sagen, für die gegenwärtige Geldlosigkeit der gesamten deutschen Wirtschaft verantwortlich ist. Die Arbeitnehmer und die Konsumenten sparen nicht, daher hat die Wirtschaft kein Geld. Es fehlt nur noch, daß der Wirtschaftskapitän Hugenberg von Kientopp und Likörstube spricht. Wozu viele Worte machen; in den Humbug muß mit dem Knüppel hineingeschlagen werden. Wir sind des zahmen Tons nun satt. Abgrundtief klafft Deutschland auseinander in die, die nicht besitzen, und in die, die Herren sein wollen und den Besitz, soweit sie ihn noch nicht haben, an sich bringen. Man muß noch einmal auf Herrn Hugenberg hören: „Es ist ein Krankheitszustand, ein Ergebnis der allgemeinen Verarmung, daß ein jeder mindestens das ausgibt, was er einnimmt. Der Staat, der stets nur Kapital verzehrt und nie solches schafft, verschlimmert diese Krankheit mit seinen Steuern. Unsere Kranken-, Alters- und Invalidengesetzgebung drückt in der breiten Masse das kräftige Motiv neuer Spartätigkeit, die Sorge vor der Not, wirkt also heute mittelbar kapitalzerstörend." Aus diesem deutschnationalen Kauderwelsch wird das Proletariat endlich erkennen, warum es ihm schlecht geht: es hat nicht genügend Sorge vor der Not, darum spart es nicht. Wenn Herr Hugenberg nicht ein so ausgemachter Trottel wäre, müßte man ihn wegen seines Zynismus zur Laterne verurteilen. Aber das ist nun ein Vertreter der deutschen Industrie, das ist ein Mitglied der deutschnationalen Reichstagsfraktion, das ist einer der Regisseure der Zollpolitik, und das ist auch einer von denen, mit deren Interessen der Herr Reichskanzler Luther die Interessen des Volkes ausgleichen möchte. Solch Ausgleich ist Humbug. Wir wollen keinen Ausgleich, sondern wir wollen den Aufmarsch zur Vernichtung der Ausbeutung und der Volksverdummung. Die Zeit des Floretts ist vorüber; die Axt muß sprechen.

Gandhi in Südafrika

Von E. F. Rimensberger

In Südafrika? Man weiß und hört wohl viel von der Wirksamkeit des großen Führers in Indien, und besonders nach dem Tode von Das, der die Lösung der wirtschaftlichen und nationalen Probleme Indiens auf dem praktischen Wege der Einflußnahme und Zusammenarbeit versuchte, fragt man sich neuerdings, ob nicht vielleicht Gandhi, der dem indischen Volksempfinden sicher am nächsten steht und die Aspirationen und Hoffnungen des indischen Volkes am reinsten verkörpert, nicht wieder die unumschränkte Führung erlangen und die bereits ein wenig politisch und sozial gefärbte Bewegung wieder in rein geistige Bahnen lenken wird. Gleichzeitig wird man da und dort annehmen, daß Gandhi

sogar selbst eine Schwenkung machen und sich den geänderten Verhältnissen und neuen Strömungen anpassen könnte.

Den Schlüssel zur Beantwortung dieser Fragen findet man wohl am ehesten, wenn man die jetzige Ideenrichtung Gandhis mit seiner früheren vergleicht und auf sein Wirken in Südafrika*) zurückgreift, das für die Gestaltung seines Wesens von entscheidender Wichtigkeit war und es viel besser deutet als seine Mission in Indien. In Indien steht naturgemäß vor allem das nationale Moment im Vordergrund, um so mehr, als Gandhis wirtschaftliche Pläne (Wiedereinführung des Spinnrades usw.) unter den jetzigen Verhältnissen wohl kaum mehr Aussicht auf Verwirklichung haben und, da sie nicht durch einen Schritt vorwärts, sondern durch einen Schritt nach rückwärts der Lage gerecht werden wollen, der Stoßkraft des Folgerichtigen ermangeln.

Der Kampf in Südafrika, wo Gandhi nach Ablauf seiner Studien in London im Jahre 1893 seinen ersten Auftrag als Rechtsanwalt erledigte und wo er bis zum Jahre 1914 der Führer seiner Landsleute war, war allerdings auch ein Kampf um die Gleichberechtigung der Inder; die Dinge lagen jedoch so, daß sich ein großer Teil seiner Volksgenossen in Südafrika aus Kontraktarbeitern zusammensetzte und Gandhi deshalb speziell mit der Arbeiterklasse in engsten Kontakt kam und ihr Führer wurde. Es ist dies der Umstand, der die Rolle Gandhis in Südafrika besonders interessant und sein Verhalten äußerst lehrreich und bedeutungsvoll macht.

Die indischen Kontraktarbeiter, die anfangs auf Wunsch der europäischen Kolonie vorzüglich als Bergarbeiter nach Südafrika kamen und dort während fünf Jahre aufs schändlichste ausgebeutet wurden, litten noch mehr als die indischen Händler und Höker unter allerlei einschränkenden Bestimmungen. Besonders unter britischer Verwaltung verschlechterten sich die Verhältnisse insofern, als diese Kontraktarbeiter, die sich früher als freie Inder in Südafrika niederlassen konnten, wenn sie nach Ablauf des Arbeitsvertrages noch fünf Jahre als gewöhnliche Arbeiter im Lande blieben, nach Verfall des Arbeitsvertrages für immer als Kontraktarbeiter in der Kolonie bleiben oder aber, nachdem sie die besten fünf Jahre ihres Lebens geopfert hatten, sofort nach Indien zurückkehren mußten, wenn sie nicht eine Niederlassungsgebühr von 3 £, d. h. eine Summe zahlen wollten, die einem Halbjahrslohn gleichkam.

Bereits früher, d. h. zur Zeit der Buren-Regierung, gab es gewisse gegen die Inder gerichtete Verordnungen. Sie blieben aber in der Praxis mehr oder weniger toter Buchstabe, und wenn es zu Reibereien kam, war es gerade die britische Regierung, die oft intervenierte und den Indern volle Berücksichtigung ihrer Forderungen in Aussicht stellte. Die Asiaten mußten jedoch zu ihrem nicht geringen Erstaunen feststellen, daß die britischen Behörden die Gesetze, gegen die sie selbst vor dem Burenkriege aufs entschiedenste protestiert hatten, mit größter Strenge zu handhaben versuchten. Sie ließen es sogar nicht einmal dabei bewenden, sondern erfanden noch allerlei neue Schikanen. So unterbanden sie die Einwanderung von Asiaten fast vollständig und beschränkten die Bewegungsfreiheit der Inder, die besonders auf den Wunsch Natals nach Südafrika gekommen waren und das Land durch

*) „Gandhi in Südafrika" im Rotapfelverlag, Zürich, München, Leipzig.

ihre Arbeit und ihren Fleiß buchstäblich vor dem Untergang gerettet hatten, aufs empfindlichste.

Jahrelang hat es Gandhi versucht, in friedlicher Weise das soziale Niveau seiner Volksgenossen zu heben und zu erreichen, daß ihnen von den Menschen, mit denen sie zusammenlebten, Achtung und Wertschätzung bezeigt wird. Der große Führer, den man heute noch vielerorts als weltfremden Schwärmer betrachtet, legte dabei einen Takt, ein politisches Geschick und eine überlegene Weitsichtigkeit an den Tag, die man nur nach ihrer vollen Bedeutung bewerten kann, wenn man die Raffiniertheit britischer Kolonialpolitik und die Einzelheiten dieser unendlichen Folge von Wechselfällen und juristischen Spitzfindigkeiten kennt. Es ist ein Labyrinth, in dem sich selbst der Fachmann nur mit Mühe zurechtfindet. Die Inder kämpften in erster Linie um das gesetzliche Recht auf freie Einwanderung, d. h. um die Gleichberechtigung mit den andern Untertanen des britischen Reiches. Sie wollten dieses Recht gesetzlich anerkannt wissen, auch wenn in der Praxis die Einwanderung aus triftigen Gründen oder in Rücksicht auf unüberwindliche Vorurteile mehr oder weniger eingeschränkt werden mußte. Die Engländer verschleppten die Berücksichtigung dieser Forderung mit Versprechungen und Wortbruch solange, bis sich Gandhi zur Einleitung des großen Kampfes der passiven Resistenz entschloß, der von 1907 bis 1914 dauerte und mit unerschütterlicher Konsequenz geführt wurde.

Die Parole der Inder lautete: Wir können Gesetze nicht gutheißen, die sich gegen unsere Ehre richten; wir sind jedoch als friedliche Untertanen bereit, die Strafe auf uns zu nehmen, die für die Mißachtung von Gesetzen vorgesehen ist. — Diesem Gelöbnis zufolge begaben sich die Händler und Höker ohne die Lizenzen, deren Bezahlung man ungerechtfertigterweise mehr als einmal verlangte und die zum Protest in einer großen Versammlung öffentlich verbrannt worden waren, auf die Straße und ließen sich verhaften. Die Gemüse- und Fruchthändler legten im Kampfe das gleiche Verständnis für den Sinn ihres Vorgehens und die gleiche Selbstaufopferung an den Tag wie die Wohlhabenden und Reichen, die sich in vielen Fällen mit Obstkörben ausrüsteten und die Polizeibeamten zum Kauf aufforderten, um ebenfalls verhaftet und eingekerkert zu werden. Später forderte Gandhi auch alle farbigen Arbeiter, die nach Ablauf ihres Kontraktes die Dreipfundsteuer zu bezahlen hatten, auf, bis zur Abschaffung der Steuer die Arbeit niederzulegen.

Da sich die Regierung weigerte, die Ehen der Inder gesetzlich anzuerkennen, traten auch die Inderinnen in den Kampf und zogen nach den Kohlengruben im nördlichen Natal. Sie schlugen in Newcastle ihr Hauptquartier auf, besuchten von dort aus die einzelnen Gruben und spornten die Arbeiter zum Streik an. Dem Aufruf wurde sofort allgemein Folge geleistet, und eine Mine nach der andern mußte ihren Betrieb einstellen. Die in den Ausstand getretenen Arbeiter sammelten sich ebenfalls in Newcastle, wo sie zu Hunderten zu Fuß und per Bahn eintrafen. Auf diese Weise wurden alle Unternehmer der Strecke Dundee—Ladysmith ihrer Arbeitskräfte beraubt. Da sich die Zahl der herbeiströmenden Inder zusehends vermehrte, blieb nur ein Weg offen, um die Regierung auf ihre Verantwortlichkeiten und Pflichten aufmerk-

sam zu machen: alle Streikenden sollten nach Transvaal ziehen und sich dort verhaften und einkerkern lassen.

Und nun folgte unter der persönlichen Leitung Gandhis die „Invasion" und der große Marsch durch Transvaal, mit dem Ziel, verhaftet zu werden oder in Etappen von 25 Meilen in acht Tagen die Tolstoi-Farm bei Johannesburg zu erreichen.

Dieser Marsch kann als die organisatorische und moralische Glanzleistung Gandhis bezeichnet werden. Dies wird einem besonders klar, wenn man in Berücksichtigung zieht, um was für Elemente es sich bei diesen Kontraktarbeitern handelte. Es waren meistens Menschen aus den Hungergebieten Indiens, deren Schicksal in ihrem Heimatland so trostlos war, daß es nicht verwunderlich gewesen wäre, wenn es sich als unmöglich herausgestellt hätte, diese zum größten Teil apathischen Massen überhaupt für ihr Los zu interessieren, geschweige sie in Bewegung zu setzen und zu veranlassen, alle Risiken einer unsicheren Zukunft auf sich zu nehmen. Daß Gandhi dies vermocht hat, spricht mehr für seine menschlichen und geistigen Kräfte als Worte und Abhandlungen. Ein Wunder bleibt dabei die Rolle der Frauen. Es waren einfache, pflichtbewußte Mütter und Kinder von kämpfenden Arbeitern, Frauen, die den indischen Sitten gemäß in größter Abgeschiedenheit lebten und denen Bürgerpflichten oder soziale Fragen unbekannte Dinge waren. Als jedoch die Stunde der Gefahr kam, wurden sie sich ihres höheren Zieles bewußt; sie erkannten die Pflichten gegen ihre Volksgenossen und handelten mit jener naiven Heldenhaftigkeit, deren allerdings vielleicht nur solche Frauen fähig sind.

Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Am Ende des Kampfes, d. h. nachdem die ganze Armee wegen „unerlaubter Einwanderung" verhaftet und per Bahn an den Ausgangspunkt zurücktransportiert worden war, waren die durch die Gesetze aufgerichteten Rassenschranken gefallen. Die Anwerbung von Kontraktarbeitern für Südafrika, die zu einer Art Institution geworden war, wurde endgültig abgeschafft, desgleichen die verhaßte Dreipfundsteuer. Mit dieser Genugtuung konnte Gandhi abreisen.

Leider war aber der Sieg auch diesmal nicht endgültig. Bald darauf probierte die britische Regierung wieder, den Rückzug anzutreten, und Gandhi hatte noch des öfteren Gelegenheit, von Indien aus in Artikeln und Briefen einzugreifen und Beschwerde zu führen.

Die Frage der Rassenschranke spielt in Südafrika in neuester Zeit wieder eine große Rolle, und auch heute noch kann man nicht von einer vollen Gleichberechtigung sprechen. Erst kürzlich wurde dem Senat der südafrikanischen Union ein Gesetzentwurf eingereicht, demzufolge der Regierung die Ermächtigung erteilt werden sollte, die Farbenschranke (d. h. den Ausschluß farbiger Arbeiter von bestimmten Beschäftigungen) auf dem Verordnungswege in jeder Provinz und in jeder Industrie einzuführen. Obwohl die Vorlage abgelehnt wurde, muß darauf hingewiesen werden, daß selbst in den weißen Arbeiterkreisen noch Auffassungen Geltung haben, die befremdend anmuten. Dies gilt auch für die Arbeiterbewegung im Mutterlande, d. h. in England. Mit Fug und Recht darf man sich z. B. fragen, weshalb die Stellungnahme der englischen Arbeiterbewegung zugunsten der chinesischen Arbeiter so eindeutig und kategorisch war, während man im Falle Südafrikas,

wo nicht weniger skandalöse Zustände gemeldet werden könnten, von seiten der britischen Arbeiterbewegung, für die das Kaiserreich letzten Endes eben doch „taboo" ist, sehr wenig hörte.

Die Zeitungen melden wohl, daß ein Sohn Gandhis, Manilal Gandhi, angesichts des verschärften Druckes der Unionsregierung auf die farbigen Einwohner die Organisation einer neuen Kampagne der passiven Resistenz plane, aber als Antwort darauf findet man nur Kommentare imperialistischer englischer Blätter, die die ganze Angelegenheit als unwichtig und aussichtslos darstellen.

So meldet z. B. die „Times", daß keine Gefahr im Verzug sei, da seit der Abreise des Mahatma und dem Tode einiger hervorragender Führer Spaltungen und Uneinigkeiten die indische Kolonie stark geschwächt hätten. Jener Gruppe von Indern, die von Gandhis Sohn vertreten werde, stehe eine Kolonie von in Südafrika geborenen Indern gegenüber, die die Dinge vom rein materiellen Standpunkt aus betrachte und auf die theoretische Gleichstellung, die bei den „Intellektuellen" vom Typ Gandhis eine so große Rolle spiele, gerne verzichte.

Diese Feststellung ist insofern richtig, als die Elemente, auf die sich der Mahatma vor allem stützte, d. h. die Kulis der Kohlengruben und Zuckerplantagen, heute als Kampftruppen nicht in Betracht kommen. Denn die Zahl dieser Inder ist kaum mehr halb so groß wie zur Zeit des Mahatma. Ueberdies spielen die vorwiegend wirtschaftlichen Forderungen, die diese Elemente in Bewegung setzten, d. h. die Abschaffung der Dreipfundsteuer usw., heute keine so große Rolle mehr. Gerade auf Grund der Kampagne Gandhis gegen die Kontraktarbeit ist die Zahl der unfreien Inder viel kleiner geworden, obwohl seine Volksgenossen dieser Klasse heute mindestens so schlecht oder noch schlechter behandelt werden als früher. Die Eindämmung der Kontraktarbeit an sich war eine große Leistung, und wenn auch damit das Problem der Befreiung seiner Volksgenossen noch nicht gelöst war, so hat doch Gandhi den Hebel am richtigen Ort angesetzt. Er gab sich überhaupt nicht damit zufrieden, das Problem der Kontraktarbeit in Südafrika gelöst zu haben, sondern war bestrebt, diesen „Ueberrest der Sklaverei" auch in andern Kolonien auszumerzen, so z. B. in Britisch-Guinea, Trinidad, Jamaica und auf den Fidschi-Inseln. Er war dabei sehr konsequent und forderte kurzerhand die vollständige Abschaffung der Kontraktarbeit, da er überzeugt war, daß andernfalls die Kapitalisten immer wieder irgendeinen Modus ausfindig machen würden, der im Prinzip am System der Kontraktarbeit nichts ändert. Er hat sich dabei verschiedentlich sehr scharf gegen die Unternehmerklasse ausgesprochen. So sagte er z. B. im Oktober 1917 in einer Rede in Bombay u. a.: „Die für die Kontraktarbeiter geltenden Bestimmungen sind sehr unzulänglich und lassen dem Unternehmer in jeder Hinsicht freie Hand. Es stehen sich Kapital und Arbeit gegenüber und es ist das Kapital, dem alle Möglichkeiten gegeben sind." Ein anderes Mal führte Gandhi im gleichen Zusammenhang aus: „Die Kapitalisten sind je nach den Umständen äußerst streitlustig, oder aber auch sehr nachgiebig. Wenn die Regierung in Indien trotz der Schmeicheleien der Pflanzer der Fidschi-Inseln und Westindiens unerbittlich bleibt, so können wir uns darauf verlassen, daß diese Leute ihre Millionen retten werden, ohne daß sie die Hilfe Indiens benötigen."

Wenn man diese entschiedene Stellungnahme mit Gandhis jetziger Einstellung vergleicht, so kann man sagen, daß sich seine Waffen und Methoden seit dieser Zeit noch mehr vergeistigt haben. Er ist nicht, wie die meisten alternden Führer, zu Kompromissen übergegangen, sondern trotz aller schlechten Erfahrungen hat er seine Ideale nicht aufgegeben, sondern verfeinert.

Dies zeigt sich besonders in seiner Stellungnahme zur Frage der passiven Resistenz. In einer Rede, die er vor seiner Abreise aus Südafrika vor Kontraktarbeitern hielt und in der er die Arbeiter rügte, weil sie sich zu Gewalttätigkeiten hatten hinreißen lassen, sagte er u. a.: „Ihr seid zum aktiven Widerstand übergegangen und habt Wiedervergeltungsmaßnahmen ergriffen. Ich will nicht untersuchen, ob man euch wirklich herausgefordert hat. Für mich ist die Tatsache entscheidend, daß ihr überhaupt euer passives Verhalten aufgegeben und statt dessen mit Steinen geworfen und euch mit Stöcken zur Wehr gesetzt habt. Das ist keine passive Resistenz! Die passive Resistenz ist eine bessere Waffe als Stöcke, Steine und Schießpulver. Wenn ihr euch für die passive Resistenz entschieden habt, so müßt ihr bis zum Tode durchhalten. Würde ich im Dienst eurer Arbeitgeber stehen und das Gefühl haben, schlecht behandelt zu werden, so würde ich mich an meinen Arbeitgeber selbst wenden und ihn um eine bessere Behandlung bitten. Würde er mir nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde ich unter Verzicht auf Speise und Trank an Ort und Stelle bleiben, bis meine Forderung bewilligt ist."

In diesem Fall faßte Gandhi die passive Resistenz noch so auf, wie sie als Element indischer Philosophie innewohnt. In alten Zeiten nannte man dieses Vorgehen „Dharna-Sitzen". Es kam oft vor, daß in Indien eine ganze Gemeinde diese Methode ihrem Fürsten gegenüber zur Anwendung brachte. „Dharna-Sitzen" oder „trauern" bedeutet regungsloses Verweilen in dieser Stellung, ohne Nahrung und gleichgültig gegen Wind und Wetter, bis die Person, gegen die das Mittel angewandt wird, der erhobenen Forderung nachkommt.

Heute ist Gandhis Stellung so, daß er der passiven Resistenz, zu der er sich auch früher nur bekannte, weil er sie „als die beste politische Methode" betrachtete, noch erheblich ferner steht. Dies ist keineswegs verwunderlich. In seiner vollständig vergeistigten Weltanschauung hat das Wort „Resistenz" überhaupt keinen Platz mehr. Dies geht z. B. aus einem in „Young India" vom 2. Februar 1922 veröffentlichten Artikel hervor, in dem Gandhi über das „Dharna-Sitzen" u. a. folgendes sagt: „Einige Studenten der Universität Kalkutta haben den barbarischen Brauch des ‚Dharna-Sitzens' erneuert. Sie versperrten ihren Mitstudenten, die nach der Universität gehen wollten, um dort die Gebühren zu zahlen usw., den Weg, indem sie sich nebeneinander auf den Boden legten. Ich nenne dies barbarisch, weil in sehr roher Form versucht wurde, auf andere einen Zwang auszuüben." Gandhi will jeden Zwang beseitigt wissen. Während er noch im Jahre 1918 seinen Volksgenossen in Südafrika schrieb, sie sollten „das Schwert der passiven Resistenz nicht einrosten lassen", sieht er heute in der Non-Kooperation, der Verweigerung jeglicher Zusammenarbeit mit den Behörden, das einzig einwandfreie Mittel. Er drückt dies auch in dem soeben erwähnten Artikel in „Young India" aus, indem er sagt: „Wenn

die Non-Kooperation versagt, ist innere Schwäche schuld daran, sonst nichts. Für die Non-Kooperation gibt es keine Niederlage. Sie versagt nie ... Wir dürfen uns aber keiner Ungeduld, keiner barbarischen Handlungen, keiner Unverschämtheiten, keines ungehörigen Zwanges schuldig machen. Wenn wir den Geist wahrer Demokratie pflegen wollen, dürfen wir nicht unduldsam sein. Unduldsamkeit ist ein Zeichen von Mangel an Vertrauen in eine Sache."

Auf Grund der neuen Wesensgestaltung Gandhis und besonders im Hinblick auf seine jetzigen Ansichten über die passive Resistenz und die Non-Kooperation darf man annehmen, daß er von seinem Weg und seinen Methoden nicht abweichen wird, selbst wenn er auf diese Weise die besten Gelegenheiten zur Festigung seiner Stellung vorbeigehen lassen muß. Er wird es sicher vorziehen, ein Einsamer zu werden und sich damit abzufinden versuchen, daß die europäischen Maschinen seinen sicher edlen und verständlichen Kampf gegen europäische Wirtschaftsmethoden überdauern und auch in menschlicher Hinsicht trotz der großen Traditionen und der Duldsamkeit des Ostens westlichere, d. h. nach seiner Ansicht „barbarischere" Kampfmethoden die Oberhand gewinnen, wie man dies gerade jetzt in China beobachten kann.

Das Schicksal des bayerischen Föderalismus

Von Konrad Heiden (München)

Der Finanzausgleich, der vom Reichstag am 7. August beschlossen worden ist, hat aus den Togafalten neben so viel anderem Zweifelhaften und Schlechten auch ein Ereignis geschüttelt, das im Augenblick nicht sehr beachtet wurde, aber später einmal als die wichtigste Geschichtstatsache jenes merkwürdigen Freitags gelten wird. Die Bayerische Volkspartei, zwar seit Jahren sicherer Bestand der reaktionären Front, aber trotz ihrer geringen Stärke von neunzehn Mann zurzeit doch das Zünglein an der Wage, rettete durch ihre Zustimmung die von der eigenen Regierung zurückgewiesene Finanzvorlage. Sie verleugnete damit Herkunft und Programm, vergaß ihre Ideologie und ihre föderalistische Sendung in Deutschland, half dem eigenen souveränen Staat Bayern den Brotkorb höher hängen und bereitete damit endgültig dem partikularistischen Chiliasmus ein Ende, der, von ihr selbst erfunden, seit fünf Jahren eine gewaltige Scheinmacht in Deutschlands inneren Kämpfen war.

Es ist die besondere, von anderen Parteien sie unterscheidende Eigenart der Bayerischen Volkspartei, daß sie ihrem Wesen nach keine das ganze Volk erfassende soziale oder nationale Basis hat, sondern eben nur eine partikulare: sie vertritt das Land Bayern, genauer, die Idee eines souveränen bayerischen Staates, ungefähr wie er vor 1918 bestand. Einen weitergehenden Separatismus ihr nachzusagen, wäre unrecht; gewiß ist mit Trennungsgedanken in Bayern zu gefährlichen Stunden unbedenklicher gespielt und vielleicht auch gearbeitet worden als anderswo, aber gegenwärtig liegen die Ziele der Partei im Reich, nicht außerhalb. Trotzdem ist ihr sachliches Programm nicht sonderlich geeignet, ihr jenseits der weiß-blauen Pfähle zu moralischen Eroberungen zu verhelfen, denn was kümmern die Württemberger, Badener,

Sachsen oder gar Preußen gerade die bayerischen Souveränitätswünsche? So mußte die Bayerische Volkspartei, wollte sie auswärts Interesse wecken, sich ihrerseits um die Souveränität jener Länder kümmern, die selbst in unbegreiflicher Blindheit ganz andere Sorgen zu haben vorgaben. Die Bayerische Volkspartei entwarf also ein allgemein deutsches föderalistisches Programm, in dem Bayern nicht zu kurz kam, und ernannte sich zur Vorkämpferin der vom Unitarismus bedrohten Selbständigkeit der Länder. Wenn sie keine besonderen Erfolge dabei hatte, so lag das offenbar an der mangelnden Unterstützung derer, die ihre Bundesgenossen hätten sein sollen. Die anderen Länder hielten wohl nicht viel von dem Anwalt aus dem Süden. In der Tat ist das, was jetzt beim Finanzausgleich für die Länder herausgeschlagen wurde, durch preußische Taktik, nicht durch bayerische Unentwegtheit, erreicht worden, und das einzige Land, das sich im Reichsrat der bayerischen Protestgeste anschloß, Hessen, tat das nicht wie Bayern aus grundsätzlichem Föderalismus, sondern mit Rücksicht auf seine besondere Lage unter französischer Besatzung.

Den absurden Versuch, in einer Epoche sozial orientierter Parteibildungen mit einem im Wesen regional-egoistischen, in der Form staatsrechtlich gekünstelten Programm weitreichende agitatorische Erfolge zu erringen, hat die Bayerische Volkspartei mit einem Fiasko bezahlt. Zu Ehren ihrer Führer sei zugegeben, daß die meisten an das Programm selbst wohl nicht ernsthaft geglaubt haben. Aber wie weit hat es denn die Partei in Bayern selbst, wo sie sich unverkleidet bayerisch geben konnte, gebracht, in ihrem eigenen Lande, das sie in München regiert und in Berlin repräsentiert? Hier ist sie gewiß ein mächtiger, einflußreicher Parteikörper, der sowohl beim Bauern wie auch beim kleinen Mann in den Städten, unter den Führern der Wirtschaft und im Adel Anhang hat. Diese durch alle Stände gehende Autorität verdankt sie vor allem dem kirchlichen Nimbus, der vom Zentrum geerbten Unitas, doch zweifellos auch einem großen Teile des bayerischen Volkes erfüllenden und von der Volkspartei adoptierten partikularen Stammes- und Staatsgefühls. Aber wenn sie auch die stärkste, so ist sie doch bei weitem nicht die Mehrheitspartei des Landes. Als Feindin der Sozialdemokratie kann sie in Bayern nur regieren mit Hilfe derselben Deutschnationalen, unter deren Finanzzentralismus sie sich in Berlin hat beugen müssen. Wie sie im Bayerischen Landtag nur wenig über ein Drittel der Sitze hat, ebenso sind auch im Reichstag die 19 Abgeordneten der Bayerischen Volkspartei nicht d i e Vertreter Bayerns. Der größere Teil des bayerischen Volkes ist gegen die Ziele der Volkspartei nicht nur gleichgültig, er lehnt sie sogar deutlich ab, wenn auch teilweise aus verschiedenen Gründen. Nun brauchte das eine relativ große und taktisch erfahrene Partei nicht im Regiment zu hindern. Aber hier offenbart sich ihre politische Unfruchtbarkeit, die daherkommt, daß sie eben von Anfang an eine Fehlkonstruktion war. Sie suchte den politischen Gewinn nicht mit taktischen Kompromissen, sondern mit grundsätzlicher Selbstpreisgabe an übermächtige, ihr selbst wesensfremde Bewegungen. Eine, im Rahmen des Reichs gesehen, nur kleine Partei mit so großen Zielen mußte sich, wollte sie vorwärts kommen, eben Fahrzeugen fremder Flagge anvertrauen. Eine autonome, von den Kräften im Reich nicht beeinflußte innerbayerische Lösung hätte nur die Mon-

archie sein können, die die Bayerische Volkspartei schon um ihrer eigenen Machtposition willen nicht wünschen kann. Wenn sie dem Weimarer „Unitarismus" wirksam zu Leibe wollte, brauchte sie Bundesgenossen, und sie fand sie bei den Nationalisten aller Schattierungen, die ebenfalls die Weimarer Verfassung bekämpften. Das Bündnis beruhte aber auf einem falschen Analogieschluß, denn die Rechte haßte die Verfassung aus ganz anderen Gründen als die Bayerische Volkspartei, deren Föderalismus sie nur klug benützte, statt, wie die pfiffigen Münchener Herren meinten, selbst für ihn benützt zu werden. So half denn die Bayerische Volkspartei in ihrem Lande mit Eifer die nationalistische, sogar die Hakenkreuzoffensive gegen Berlin organisieren, auf den Dank für treue Dienste nach dem Siege rechnend. Eine Zeitlang schien es, als sei die regierende Partei Bayerns nicht mehr weiß-blau, sondern schwarz-weiß-rot. Stolz ließ man verkünden, das wahre Deutschland stehe im bayerischen Lager. Aber diese territoriale Sonntagspolitik, die von einer entlegenen Ecke aus mit mehr oder minder legalen Mitteln das Reich umstülpen wollte und dabei schon über ihre Urheberin, die Bayerische Volkspartei, hinwegging, blieb beim ersten ernsthaften Anlauf stecken und wäre es auch ohne den Hitler-Putsch geblieben. Es ist noch gar nicht genügend begriffen worden, aus welch schlecht fundierten Gelegenheitsprojekten die Diktaturverschwörung des Generalstaatskommissars v. Kahr bestand, wie harmlos diese echt bayerische Ofenbankrevolution im Grunde gewesen wäre, wenn nicht in jener erregten Zeit der geringste Anlaß die unheilvollste Verwirrung hätte anrichten können. Das Fehlschlagen der Territorialrevolte war aber vor allem eine Niederlage der Bayerischen Volkspartei, denn es zerstörte den für ihre Zwecke unentbehrlichen nationalen bayerischen Nimbus. Sie beeilte sich daher, die Blamage von sich abzuwenden, sie sagte ihrer Mission, Deutschland das schwarz-weiß-rote Heil zu bringen, Valet und besann sich wieder auf ihre weiß-blauen Spezialaufgaben, die in einer ans Reich gerichteten Denkschrift der Regierung Knilling zur Revision der Weimarer Verfassung formuliert wurden.

Inzwischen aber hatte die nationalistische Reaktion im Reich auf dem Wege der legalen Demagogie mehr erreicht als Bayern auf dem in eine heroische Sackgasse mündenden der illegalen; die Deutschnationalen verdoppelten ihre Reichstagsmandate und gelangten schließlich in die Regierung. Jetzt schien die Bayerische Volkspartei, wenn auch selbst zerbeult, am Ziel zu sein, jetzt konnte es an ein fröhliches Aufräumen mit der Weimarer Verfassung gehen. Aber welch bittere Ueberraschung! Zwar kündigten die Deutschnationalen durch den Mund des Ministers Schiele eine generöse Verfassungsrevision wenigstens an, aber das Wichtigste, den eroberten Reichssäckel, gaben sie nicht her und fragten nicht viel danach, daß sie damit den Kampf- und Koalitionsgenossen an der schmerzendsten Stelle trafen. Solche Enttäuschungen pflegen meist rasch ihre Folgen zu haben, der betrogene Partner sucht anderswo Anschluß, vor allem, wenn er damit den Betrüger unheilbar schädigen kann. Und die Bayerische Volkspartei konnte das, denn ohne ihre Stimmen ist die Rechtsregierung praktisch nicht zu halten. Nichts war also natürlicher, als daß die Bayerische Volkspartei die Koalition kündigte, die sie nach fünfjährigem Kampf kurz vor dem Ziel um die Beute geprellt hatte. Aber das Natürliche geschah nicht.

Der Bayerischen Volkspartei war die Erhaltung der Rechtsregierung wichtiger als ihr Programm, und sie hat mit seiner Preisgabe eigentlich gar nicht inkonsequent gehandelt. Denn schon die ganzen Jahre her bestand ihre Politik darin, sich Zwangslagen zu fügen und auf eigene Ziele zu verzichten; selten hat sie eine große Initiative versucht, und wenn, dann schlug sie meistens fehl, wie bei der von ihr arrangierten Volksabstimmung zur Einführung eines Staatspräsidenten, der die bayerische „Eigenstaatlichkeit" geltend machen sollte. Um die Regierung im Lande zu stellen, hat sie immer wieder die reale Macht mehr oder minder rücksichtsvollen Usurpatoren delegieren müssen: Escherich, Kahr, Hitler. Der aus so heterogenen Elementen zusammengesetzte Parteikörper war nicht imstande, die formale Herrschaft mit tätigem Einfluß zu erfüllen. Il régna, mais ne gouverna pas. Wenn die Volkspartei beim Finanzausgleich nachgab, so tat sie es allerdings schon nicht mehr um des Regierens, sondern um des Existierens willen. Denn zerfällt die Reichsregierung und wird das Zentrum nach links hinübergenötigt, so schwindet die Hoffnung auf eine Einigung mit der katholischen Bruderpartei. Vor einer Zentrumsoffensive in Bayern aber hat die Volkspartei besonders nach der viele katholische Wähler verbitternden Hindenburg-Wahl mit Recht die größte Furcht. Daher liegt ihren Führern an einer ehrenvollen Rückkehr in den Zentrumsturm wahrscheinlich viel mehr als an dem Königstraum von der bayerischen Souveränität.

Der Föderalismus ist einige Jahre lang eine der prächtigsten Feldschlangen gewesen, die die Depossedierten gegen die Republik aufgefahren haben. Das Geschütz wird jetzt abmontiert, denn man ist durch die Tore in die Festung gelangt, ohne Bresche schießen zu müssen. Die Deutschnationalen werden die überzeugtesten Zentralisten bleiben, solange sie nicht Herren in Preußen sind, und damit wird es hoffentlich noch gute Weile haben. Der bayerische Föderalismus mag noch als Prunkstück aus vergangenen Tagen bei Festen des Heimat- und Königbundes, bei Empfängen und Ministerbesuchen herumgezeigt werden, wehe tun wird er niemanden mehr als höchtens denen, die er ehrlich enttäuscht hat.

Die außenpolitischen Strömungen im heutigen Dänemark

Von P. Veiland

Die Napoleonischen Kriege revolutionierten die staatliche Struktur Europas und brachten auch den Zusammenbruch Dänemarks als Großmacht. Der kapitalistische Durchbruch mit seiner militärischen Erscheinung der Massenheere und Panzerflotten nahm dem agrarischen Drei-Millionen-Land die Möglichkeit, außenpolitisch wieder ein Faktor von Bedeutung zu werden. Entrissen die Angriffe der Engländer auf Dänemarks Seemacht 1801—1814 dem Lande die Herrschaft über die Ostsee und erledigten es als Kolonialmacht, so beendete der Kieler Friede von 1814, in dem Dänemark an Schweden Norwegen abstehen mußte, die dänische Vorherrschaft in Nordeuropa. Dieselbe Periode aber führte

zur Aufrollung der schleswig-holsteinischen Frage und damit zur deutsch-dänischen Feindschaft. Der dänische König erklärte 1806 sein Lehnsverhältnis zu Deutschland als holsteinischer Herzog für weggefallen. Mit diesem Schritt begann die Auseinandersetzung um Dänemarks Südgrenze, deren letztes Ereignis die Versailler Volksabstimmungsentscheidung ist. Mit diesem Schritt begann auch die westeuropäische Orientierung Dänemarks, die nach 1864 ausgesprochen pro-französisch geworden ist, was auch in der heutigen Außenpolitik Dänemarks noch erkennbar bleibt.

Offiziell treibt Dänemark schon seit 1814 eine „Neutralitätspolitik", die zum ersten Male praktisch im Krimkriege in die Erscheinung trat. Seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts werden die offiziellen Aeußerungen, daß Dänemark unter allen internationalen Verwicklungen neutral seine wolle, häufiger. Die „Wahrung der Neutralität" wird z. B. zum Ausgangspunkt der Militärpolitik des Landes gemacht. Aber diese Neutralitätspolitik war doch sehr eingeschränkt durch das außenpolitische Streben, Nordschleswig oder Schleswig wiederzugewinnen. 1870 wäre Dänemark zu diesem Zweck um ein Haar mit Frankreich marschiert; 1901—1908 verhandelte ein dänischer Offizier im Auftrag der damals regierenden Venstre (nationalliberale Bauernpartei) sogar mit dem deutschen Generalstab und sagte ihm Militärhilfe in einem eventuellen deutsch-englischen Konflikt gegen Kompensationen in Schleswig zu; um 1905 herum sollen andererseits Fühler nach England und dem Dreiverband ausgestreckt worden sein. Um den Preis Schleswig war allen dänischen Vorkriegsregierungen die Neutralität des Landes feil. Man tut darum richtiger, wenn man die Außenpolitik Dänemarks als eine vorsichtige, sich der Schwäche des Landes bewußte Eventual-Bündnispolitik mit dem Ziel der Wiedererwerbung Schleswigs — wobei die Südgrenze schwankt — bezeichnet. Die militärische Stärke Deutschlands, die deutschfreundliche Haltung Schwedens und die Erkenntnis, daß das Land infolge seiner Lage bei einem so riesenhaften Anprall der Mächte Kriegsschauplatz werden würde, sind wohl der eine Grund dafür gewesen, daß Dänemark 1914 neutral verblieb. Innenpolitisch war für diese Entscheidung die antikriegerische Haltung der starken Arbeiterbewegung ausschlaggebend.

Der Kriegsausgang brachte dem Lande Nordschleswig zurück. Nicht durch eine aktive außenpolitische Rolle, sondern durch die Entscheidung der Großmächte. Diese Tatsache hat natürlich der pazifistischen Richtung in Dänemark, deren Rückgrat die Sozialdemokratie ist, einen starken Aufschwung gegeben, ohne die westeuropäische Orientierung des Landes wesentlich abzuschwächen.

Zwar scheinen alle dänischen Parteien nunmehr von der militärischen und machtpolitischen Bedeutungslosigkeit ihres Landes überzeugt zu sein. Sogar die Konservativen schrieben 1916 in ihr Parteiprogramm: „Die dänische Nation muß daher zukünftig in erster Linie teilnehmen an der Arbeit, durch friedliche Verhandlungen zwischen den Völkern und Schiedsgerichtsentscheidungen zu versuchen, internationale Konfliktsursachen zu entfernen." (In der konservativen Unterstützung der Eiderdänen 1919—1921 spürt man allerdings nichts von diesen schönen Worten.) Die Venstre fordert in ihrem eben neugeschaffenen Programm: „... eine Außenpolitik, die energisch teilnimmt an der Arbeit für die Versöhnung

zwischen den Völkern und den Sieg des Schiedsgerichtsgedankens". Ist programmäßig so der außenpolitische Gegensatz zwischen rechts und links in Dänemark nicht so stark, so scheiden sich die Geister in der Militärpolitik. Konservative und Venstre treten nicht nur theoretisch für ein starkes Heer ein, sondern haben auch 1921 eine Militärordnung geschaffen, die eine deutliche Spitze gegen Deutschland zeigt. Radikale und Sozialdemokraten fordern dagegen den Ersatz des Heeres durch eine „Neutralitätspolizei" von rund 10000 Mann. Dahin zielt der Abrüstungsvorschlag des sozialistischen Kabinetts. Seine Begründung mit der militärisch besonders ungünstigen geographischen Lage Dänemarks ist auf die nüchterne Einstellung des Volkes, das weniger für Weltfriedenspläne als für den Frieden des eigenen Landes zu haben ist, zugeschnitten.

In der Tat ist die dänische Neutralitätspolitik und ihre Konsequenz, die Abrüstungsbewegung der dänischen Linken, mehr nüchterne Erwägung des der Nation Zuträglichen, als ein volles Hingeben an die Befriedung der Welt. Die Verbindung des Weltfriedens mit Weltgerechtigkeit und nationaler Freiheit ist dem Dänen praktischer Zusammenhang, nicht kampfwertes Ideal. Dänemark trat in den Völkerbund mit dem Vorbehalt ein, daß es sich an Bundesexekutionen nicht beteiligen könne. In der Frage des Versailler Vertrages übt die dänische Presse, mit Ausnahme der sozialistischen, die größte Zurückhaltung, wo sie nicht offen Poincaré-Tirardschen Gedankengängen folgt. Als Ministerpräsident Stauning bei seinem Regierungsantritt dem Korrespondenten des „Vorwärts" auf Befragen bestätigte, daß die dänische Sozialdemokratie auch als Regierungspartei einen deutsch-österreichischen Zusammenschluß billigen würde, wurde er deshalb im dänischen Reichstag von allen bürgerlichen Parteien aufs schärfste angegriffen, nicht zuletzt von den mitregierenden Bürgerlich-Radikalen. Der hervorstechendste Zug der dänischen Außenpolitik nach dem Kriege ist die völlige Zurückhaltung von allen Fragen der Weltpolitik. Die Teilnahme Dänemarks an den Völkerbundverhandlungen zeigt nicht die besondere Note, die Branting der schwedischen Teilnahme zu verleihen vermocht hat.

Nur in der nordschleswigschen Frage nahm die offizielle dänische Nachkriegspolitik deutlich und klar Stellung. Sowohl die radikale Regierung von 1921, wie die liberale von 1921—1924, wie das jetzt regierende sozialistische Kabinett betonten, daß für Dänemark die jetzige Südgrenze endgültig festliege. Ebenso einheitlich ist die Unterstützung der dänischen Minderheit in Deutsch-Schleswig. In jedem Nachkriegsetat findet sich im Kapitel Unterrichtsministerium ein Posten von 200000 bis 250000 Kronen „zur Unterstützung der dänischen Sprache und Kultur im Auslande". Dieser Betrag geht zu drei Vierteln an die dänische Minderheit in Nordschleswig. Ob noch andere Posten für diese im Etat stecken, läßt sich nicht feststellen. Die Kopenhagener Universität schickt alljährlich Studenten in den Sommerferien zu dänisch gesinnten Bauern Deutsch-Schleswigs, um die Verbindung mit diesen aufrechtzuerhalten. Wieweit die mancherlei Vereine für die Stützung des Dänentums in Schleswig behördliche Unterstützung bekommen, ist undurchsichtig. Jedenfalls aber gibt es in der Frage des Dänentums südlich der Grenze nur Schattierungen, keine verschiedenen Auffassungen in der dänischen politischen Welt. Erst die sozialistische Regierung hat über das kalte Bekenntnis zur Versailler Grenze und die Unterstützung der

dänischen Minderheit hinaus einen vorsichtigen Schritt zur Herstellung näherer deutsch-dänischer Beziehungen getan. Die Aussprache deutscher und dänischer Schullehrer, die das dänische sozialistische Kultusministerium im letzten Dezember in Kopenhagen veranstaltete, brachte die Minderheitsfrage endlich vor das Forum, durch das sie am reibungslosesten gelöst werden kann, den deutsch-dänischen Verhandlungstisch.

Bringt die Tatsache einer sozialistischen Regierung in der offiziellen dänischen Außenpolitik gegenüber Deutschland so einen verheißungsvolleren Ton, so darf andererseits die große antideutsche Strömung in der Presse der dänischen bürgerlichen Parteien nicht unerwähnt bleiben. Neu ist hier nicht die traditionelle Deutschfeindlichkeit der konservativen Presse. Dagegen ist die Schwenkung des „Politiken", der im Kriege als die radikale Partei regierte, sich möglichster Objektivität befleißigte, so sehr bei ihr geschäftsmäßige Gründe mitgewirkt haben mögen, sehr bezeichnend. Die gesamte bürgerliche Presse pflegt nunmehr eine sehr warme Annäherungspolitik zu Polen und Tschechien, wohlverstanden dem nationalistischsten Ausdruck dieser Länder. Die dortigen deutschen Minderheiten werden entweder totgeschwiegen oder in jeder Weise verleumdet. Man stellt Dänemark als deutschen Randstaat mit einer deutschen Minderheit in eine politische Linie mit den anderen Randstaaten mit deutscher Minderheit. Im „Politiken" hat sich diese Haltung zu einer deutlichen Propagierung engster dänisch-polnisch-tschechischer Freundschaft, orientiert nach Frankreich, verdichtet. In dem großen Geschäftsblatt „Berlingske Tidende" spricht ein dänischer Mitarbeiter des „Temps", Franz v. Jessen, offen Dänemark als nördlichen Wachtposten der kleinen Entente gegen Deutschland an. Gerade jetzt äußert sich diese außenpolitische Einstellung wieder in Aufforderungen an die sozialistische Regierung, sich der polnisch-tschechischen Demarche in der Garantiefrage anzuschließen und die Einbeziehung der deutsch-dänischen Grenze in die Garantietraktate zu fordern. Gegenseitige tschechisch-dänische Besuche werden als deutliche Verbrüderungskundgebungen aufgemacht, von denen sich auch dänische Sozialdemokraten nicht zurückhalten. Diese Propaganda nutzt natürlich jede Kurzsichtigkeit alldeutscher Geheimräte, jedes scharfe Wort gegen die dänische Minderheit in Deutsch-Schleswig maßlos aus.

Die Bedeutung dieser „Randstaateinstellung" ist kaum mehr als eine psychologische. Sie vergiftet die deutsch-dänische Atmosphäre durch die Verbreitung falscher Ansichten und Nachrichten über das deutsche Volk und seine Minderheiten. Sie erweckt künstliche Sympathien, die einst nur zu neuer Enttäuschung führen können. Zu außenpolitischer Realität kann diese Politik wie überhaupt jede dänische Außenpolitik nur werden, solange sie nicht zu England in Widerspruch gerät. Soweit Außenpolitik noch Machtpolitik ist, gilt für Dänemark, daß es seit dem Kriegsausgang völlig in den englischen (und amerikanischen) Machtbereich gerückt ist. Der Zusammenbruch der deutschen und russischen Flotte legte das Land sozusagen unter die Kanonen der englischen Flotte. Der Haupterwerbszweig Dänemarks ist sein landwirtschaftlicher Export, von dem England drei Viertel aufnimmt. Vor dem Kriege beherrschte Frankreich als Geldgeber und Käufer der landwirtschaftlichen Obligationen einen nicht unbeträchtlichen Teil der dänischen Wirtschaft.

Heute sind die größten Firmen des Landes Schuldner auf dem anglo-amerikanischen Geldmarkt oder ihre Aktienmehrheit (z. B. Det danske Kulkompani, die Deutsche Kohlenkompanie) ist in englischen oder amerikanischen Händen. Staat und Gemeinden sitzen reichlich in der Wallstreet in Kreide. Vielleicht hat dieser Zustand auch seinen Teil dazu beigetragen, daß sich die dänische Presse, aus Sorge über die Selbständigkeit des Landes, für die andere europäische Machtgruppe, die französische, erwärmte.

Die Reaktion hiergegen bestimmt schon heute die außenpolitische Haltung der dänischen sozialistischen Presse. Während die Parteien und Regierungen sich offiziell in jeder Aeußerung betreffs England oder Amerikas äußerst zurückhalten und die Wirtschaft, unter der Krediteinschränkung der Kronenstabilisierung nach weiteren ausländischen Krediten lechzend, gern gute Worte gegen England und Amerika braucht, kommt im Kopenhagener „Sozialdemokraten" die Reaktion in scharfen Angriffen gegen das amerikanische Kapital klar und offen zum Ausdruck. In seinem Kampf gegen den englisch-amerikanischen Einfluß geht der „Sozialdemokraten" so weit, daß er den Dawes-Plan als Mittel zur Versklavung der europäischen Arbeiterschaft bezeichnet. Ein paar Worte aus einem Artikel (von Svend Ranulf) des Blattes mögen als Skizzierung dieser Außenpolitik dienen. Es heißt dort:

„Wenn die Befestigung der amerikanischen Weltherrschaft verhindert, wenn es vermieden werden soll, daß Europas Arbeiter in Hungerlöhne gezwungen werden, um Profit für Amerikas Millionäre zu produzieren, muß die europäische Arbeiterbewegung die Augen für die Gefahr öffnen und ihr mit aller Kraft entgegenarbeiten. Das Tragische an der Situation ist, daß der Dawes-Plan in Deutschland unter MacDonalds Auspizien und mit Stütze der deutschen Sozialdemokratie eingeführt wurde... Weit günstigere Bedingungen (als die deutschen) haben die französischen Sozialisten dafür, die Leitung im Kampf der europäischen Arbeiterklasse gegen Amerika zu übernehmen. Sie könnten mit Recht geltend machen, daß Amerika in Wirklichkeit ebenso gefährlich für Frankreichs Selbständigkeit ist, wie das verrufene Deutschland... Jede neue französische Staatsanleihe in Amerika bedeutet dasselbe, was im Kriege die Besetzung einer weiteren französischen Stadt durch die Deutschen bedeutete... Frankreich muß sich mit Deutschland aussöhnen und gegen den gemeinsamen Feind: das amerikanische Kapital, verbünden."

Diese Zeilen illustrieren die paneuropäische Einstellung der dänischen Sozialisten. Allerdings sind auch dieser Einstellung die großen deutschen Minderheiten in Polen und Tschechien ein störendes Moment in der gewünschten europäischen Einheitsfront, das man ungern anerkennt. Doch hat die dänische Sozialdemokratie in ihrer bisherigen Regierungspolitik es abgewiesen, sich für Randstaatenpolitik gebrauchen zu lassen. Der ganzen bisherigen Geschichte der dänischen Sozialdemokratie nach ist eine Aggressivität von ihrer Seite ausgeschlossen.

Nüchtern gesehen, gibt es auch kaum einen künstlicheren außenpolitischen Bau für Dänemark als den, ein Glied im Ring um Deutschland zu sein. Trotz der schleswigschen Frage hat es mehr Berührungspunkte mit Deutschland als mit Frankreich und den neuen Staaten.

Handelspolitisch ist Dänemark nächst England am stärksten an Deutschland engagiert. Alle eifrige Propagierung französischer Kultur hat die engen deutsch-dänischen kulturellen Beziehungen nicht auswischen können. Militärpolitisch ist Dänemark selbst dem entwaffneten Deutschland gegenüber eine Klinge ohne Heft. So kann alle künstliche Verbrüderungsspielerei mit sonstwem nicht die nackte Tatsache verwischen, daß Dänemark entsprechend seiner geographischen Lage realpolitisch am Schnittpunkt zweier Großmachtsphären liegt: Deutschland und England. Deutsche Aufgabe müßte es sein, durch eine vernünftige Minderheitsbehandlung, durch eine Zollpolitik, die die Welt nicht vom Landbund-Kirchturm aus sieht, durch Vernarbenlassen der alten Wunden Dänemark den Weg zu einem guten Verhältnis mit Deutschland offen zu halten.

Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik treiben?

Von Ernst Niekisch

Unter dieser Ueberschrift beschäftigt sich Eduard Bernstein in Nr. 18 der „Glocke" vom 1. August 1925 mit meiner Broschüre: „Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat." Das Urteil Bernsteins über meine Schrift ist in sieben Leitsätzen niedergelegt. Diese Leitsätze lassen keinen Zweifel daran, daß Eduard Bernstein meine Schrift mißverstanden hat. Das erweist sich bereits im ersten Leitsatz.

1. Leitsatz. Mein Standpunkt ist, daß der Staat eine geschichtliche Gegebenheit ist, die in menschlich-irrationalen Wesensbeschaffenheiten wurzelt; wer glaubt — und es anstrebt —, ihn im Laufe der Entwicklung durch „sich schrittweise vollziehenden Uebergang seiner Funktionen an freie Selbstverwaltungskörper ablösen" zu können, verneint ihn unbestreitbar seinem eingeborenen Prinzipe nach. Gerade gegen diese Einstellung, die, wie auch Bernstein nicht leugnen kann, „marxistisch" ist, polemisiere ich; vom Standpunkt solcher Staatsauffassung aus läßt sich nach meinem Dafürhalten eine erfolgreiche Politik überhaupt nicht treiben. „Politik bezieht sich immer auf den Staat; eine Politik, die nicht den Staat als festen Standort, als letzten Bezugspunkt erwählt, taumelt ins Blaue hinein; sie mag eine Anwendung politischer Techniken sein, immer aber wird ihr gerade das Wesentlichste fehlen: der vereinheitlichende Impuls, die zielsichere Richtungsbestimmtheit, die Spürkraft für den eingeborenen Zug der Dinge." (Seite 14/15 meiner Broschüre.)

2. Leitsatz. Das letzte und tiefste nationale Interesse ist nach meiner Auffassung staatliche Selbstbehauptung; wer die Ablösung des Staates durch „Selbstverwaltungskörper" will, hat nicht jene Feinfühligkeit für das nationale Interesse, die ich für notwendig halte und die allein Voraussetzung erfolgreichen politischen Handelns ist.

3. Leitsatz. Ich habe nirgends in meiner Broschüre behauptet, wie mir Bernstein unterstellt, daß der Klassenkampf im Innern der Nation

Ausdruck „nationaler Indifferenz" sei; ich „verdächtige" auch nicht den Klassenkampf, ich werte in den fraglichen Abschnitten über den Klassenkampf überhaupt nicht. Ich beschreibe dort lediglich Realitäten. Der Klassenkampf ist, wie ich auf Seite 7 meiner Broschüre ausspreche, eine Tatsache; eine Tatsache ist aber auch, daß im Verkehr der Völker und in den Machtkämpfen der Staaten das Volk von außen her immer als eine Einheit betrachtet und behandelt wird. In außenpolitischen Dingen spricht man nur von „England", „Deutschland", „Frankreich" als von Einheiten; daß das weltpolitische Gewicht dieser Einheiten modifiziert wird je nach dem, ob sich im Innern der Klassenkampf jeweils in heftigeren oder milderen Formen abspielt, wird Eduard Bernstein kaum bestreiten wollen. Es ist höchst aufschlußreich, daß Eduard Bernstein allein durch eine nüchterne, durchaus wertungsfreie Beschreibung eines Sachverhalts zu heftigem Einspruch gegen den Beschreibenden gereizt werden kann.

4. Leitsatz. Bernstein wird nicht darauf bestehen wollen, daß in der englischen, amerikanischen und auch französischen Arbeiterbewegung die „marxistische" Form des Sozialismus jemals eine wirkliche Rolle gespielt habe. Die deutsche Sozialdemokratie wurde vor 1914 häufig als Vorbild gefeiert, aber man eignete sich nicht ihre theoretische Fundamentierung an. Das Zitat aus meiner Schrift, das in diesem Zusammenhang Bernstein bringt, ist der Versuch einer Erklärung dieses Sachverhalts.

5. Leitsatz. Es ist unbegreiflich, wie Eduard Bernstein das internationale Verhalten der ausländischen Bruderparteien in der Reparationsfrage rühmend hervorheben kann. Die Arbeiterparteien der Siegerstaaten wissen, daß die Reparationsbeträge aus der deutschen Arbeiterklasse herausgepreßt werden. Wann haben sie jemals ernstliche Schritte zur Beseitigung dieser Kriegsentschädigungen und Tributlasten unternommen? Mehr als etliche, zu nichts verpflichtende Redensarten haben sie niemals geboten. Vielleicht käme einzig Viktor Berger in Betracht — — indes wird Eduard Bernstein wohl mit mir der Meinung sein, daß innerhalb der deutschen Sozialdemokratie am besten über diese Angelegenheit nicht weiter geredet wird.

6. Leitsatz. Es ist wahr: ich halte die Außenpolitik unserer Partei für katastrophal; allein vom Standpunkt meiner außenpolitischen Einstellung her ist meine Broschüre (die demnächst durch eine zweite ergänzt werden wird) überhaupt zu verstehen. Als erste nationale Pflicht erscheint mir, wie ich bereits erwähnte, Sicherstellung der staatlichen Selbstbehauptung; nur die Klasse wird die Staatsmacht erobern und festhalten, die sich am wirksamsten in den Dienst dieser staatlichen Selbstbehauptung stellt. Eben von dieser Erwägung her rührt mein Unternehmen, die Annäherung der Arbeiterschaft an die Staatsidee zu betreiben. Ich glaube, daß die deutsche Arbeiterschaft nur dann die Macht im Staate erobern wird und die soziale Ordnung nach ihren Bedürfnissen gestalten kann, wenn sie vom allgemeinen Instinkt als das zuverlässigste Organ des staatlichen Selbstbehauptungswillens empfunden wird.

Aus ihrem kapitalistischen Wesen heraus müssen die Westmächte sich dazu getrieben fühlen, die Ohnmacht Deutschlands auszunützen und seine selbständige Existenz nach Kräften zu untergraben. Die deutsche Bourgeoisie fängt an, sich mit diesem Schicksal auszusöhnen; sie sucht nur noch das Beste aus der bestehenden Lage für sich, für ihre persönlichen Interessen herauszuschöpfen. Zu diesem Zweck biedert sie sich an die westliche Bourgeoisie an (Internationale Wirtschaftskonventionen, Garantiepaktpolitik) und wälzt unter Duldung der westlichen Bourgeoisie und unter Sicherung von Reparationsprozenten für sich die ganze Tributpflicht auf die deutsche Arbeiterschaft ab (Zoll- und Steuerpolitik). Eduard Bernstein irrt sehr, wenn er vermutet, ich wolle die Sozialdemokratie in eine Front mit den Deutschnationalen einbeziehen; durch ihre westlich orientierte Außenpolitik ist leider unsere Partei bereits in diese Front eingefügt; mein Bemühen ist, sie wieder daraus zu lösen. Die außenpolitische Westorientierung gibt überdies den deutschen kapitalistischen Tendenzen, nachdem sie sich mit der Entente-Bourgeoisie ins Einvernehmen gesetzt haben, tiefgreifenden Rückhalt; man kann sagen, daß die Sozialdemokratie selbst zur Stärkung der deutschen kapitalistischen Tendenzen beiträgt, indem sie die westliche Orientierung betreibt. Im Völkerbund erblicke ich allerdings die Vereinigung der Kriegsgewinner zur Sicherung ihrer Gewinne. Nicht erst die Behandlung der Saarfrage und der oberschlesischen Angelegenheit brachten mich zu dieser Meinung. Darüber hinaus halte ich ihn außerdem noch für einen werdenden Kriegsbund gegen Rußland, gegen dieses Land, das wie Deutschland Kriegsverlierer ist, das sich also mit Deutschland in gleicher weltpolitischer Situation befindet.

7. Leitsatz. Eduard Bernstein spricht von „Erfolgen" der bisherigen deutschen Außenpolitik. Ich kann sie nirgends entdecken. Ich bemerke die Beschränkung der deutschen Souveränität (Dawes-Plan mit Eisenbahn- und Reichsbankregelung), ich bemerke ferner die Fortdauer ungeheurer Tributverpflichtungen, die besonders die deutsche Arbeiterschaft zu tragen hat, ich nehme weiter die Stabilisierung der deutschen Ohnmacht wahr (Entwaffnungsnote). Ich sehe außerdem noch den unwiederbringlichen Verlust deutscher Volksbestandteile drohen (Eupen, Malmedy, Oberschlesien, Deutsch-Oesterreich, Südtirol). Wer glaubt, auf solche „Erfolge" mit Genugtuung blicken zu können, mag es tun; ich teile seine Gefühle nicht. Daß dieser deutsche Niedergangsprozeß in milden Formen geschieht (man hört allerdings kaum etwas vom Reparationsagenten und von den auswärtigen Kommissaren), ändert nichts am Vorhandensein der furchtbaren Sachverhalte. Das Vertrauen, das Eduard Bernstein in außenpolitischen Dingen für Deutschland durch eine Politik des Wohlverhaltens zu erwerben hofft, ist nach meiner Auffassung nur ein eingebildeter Wert. Letzten Endes entscheidet über das weltpolitische Schicksal eines Staates das Maß der Macht, über das er verfügt. Das wußte Rußland, welches sich die Rote Armee schuf, das wissen England und Frankreich, denen es trotz MacDonald und Paul Boncourt nicht einfällt, abzurüsten.

Im Anschluß an seine Leitsätze bringt Bernstein eine Reihe von Zitaten aus Marx und Engels, die dartun sollen, wie „national" beide

gewesen seien. Weiß Bernstein nicht, daß man mit solcher probabilistischen Methode alles Erdenkliche beweisen kann? Man könnte sogar das beweisen, daß Engels heute — wenn es nach Bernstein und dem Zahlabend der 77. Abteilung in Schöneberg ginge — ausschlußreif wäre wegen „völkischer Gesinnung". In seinem Aufsatz über Arndt nannte Engels „die Wiedereroberung der deutschsprechenden linken Rheinseite eine nationale Ehrensache, die Germanisierung des abtrünnig gewordenen Holland und Belgiens eine politische Notwendigkeit für uns". Oder an einer anderen Stelle fragte er: „Sollen wir die Freundschaft Frankreichs mit der Deutschheit unserer schönsten Provinzen (d. h. dem Verzicht auf Elsaß-Lothringen) erkaufen?"

Es kommt nicht auf gelegentliche Aeußerungen und Bemerkungen von Autoritäten zu einzelnen konkreten Vorfällen an, sondern auf ihre grundsätzliche Einstellung, die durchgehenden Tendenzen ihrer gesamten Haltung. Diese glaube ich in Hinsicht auf Marx in meiner Broschüre ganz richtig geschildert zu haben. Hat Marx nicht — um mich der Bernsteinschen Zitiermethode zu bedienen — von einem „Zerbrechen" der Staatsmaschine gesprochen? Schrieb Engels nicht 1875 an Bebel: „Man sollte das ganze Gerede vom Staat fallen lassen, besonders seit der Kommune, die schon kein Staat im eigentlichen Sinne war." Wollte Engels nicht gelegentlich die Staatsmaschine ins Museum der Altertümer verweisen neben Spinnrad und bronzener Axt, und sprach er nicht vom Absterben des „Staatsplunders"? Doch genug dieses grausamen rabulistischen Spiels. Man soll nicht Marx und Engels behandeln, wie Schriftgelehrte mit der Bibel umzuspringen pflegen. Die deutsche Arbeiterschaft jedenfalls hat in Marx und Engels, deren innere Haltung instinktiv erfassend, niemals Ratgeber zu einer „nationalen" Politik erblickt; die Schöneberger Zahlabendgenossen tun es bestimmt auch heute noch nicht.

Die Politik unserer Partei glitt seit 1918 von einem Mißerfolg zum andern; niemand kann die heutige Bedeutungslosigkeit unserer Partei trotz ihrer großen Abgeordnetenzahl ableugnen. Ich sehe in diesem Gang der Dinge das Ergebnis einer falschen Politik und halte es für notwendig, daß das Steuer dieser Politik, die durch die Tatsache ihres dauernden Mißerfolges widerlegt ist, in eine neue Richtung eingestellt werden muß. Gerade aus tiefer Sorge um das Schicksal unserer Partei und der unter der Reparationsbelastung leidenden deutschen Arbeiterbewegung überhaupt schrieb ich meine Schrift.

*

In dem Aufsatz des Gen. Bernstein in Nr. 18 der „Glocke" war darauf verwiesen, daß der Vertrieb der besprochenen Broschüre die Kritik herausfordere. Es versteht sich von selbst, daß dieser Vorwurf sich nicht gegen den Verfasser der Broschüre, den Gen. Niekisch, richten sollte.

Ringelreihen der Amnestierten

Von Josef Maria Frank

Durch Hindenburg-Amnestie ist die Strafverfolgung von Lüttwitz, Ehrhardt und Bauer aufgehoben worden.

Ringel, ringel, reihe —
wir sind der Kinder dreie.
Ein freies Leben führten wir,
mit Freikorps-Heil aufrührten wir
und machten die Musike:
Nieder die Republike!

Ringel, ringel, reihe —
wir sind der Kinder dreie.
Der Staatsanwalt, der tat uns nischt,
kein Schupo hat uns je erwischt —
wir gingen durch die Binsen
wie der Seehandlung die Zinsen.

Ringel, ringel, reihe —
wir sind der Kinder dreie.
Wir saßen nicht wie Fechenbach —
wir lebten unsern guten Tag
und rechneten auf gut Wetter
und auf unsern Retter.

Ringel, ringel, reihe —
wir sind der Kinder dreie.
Wir kommen jetzt zu euch zurück!
(Die Republik hat wirklich Glück...!)
Wir haben recht gewettet —
ein Retter hat gerettet!

Ringel, ringel, reihe —
wir sind der Kinder dreie.
Heil, Jungdo, heil! Wir kommen!
Republik wird hochgenommen!
Wir Lüttwitz, Ehrhardt, Bauer —
Das nächste Mal machen wir's schlauer...!

Nicolaus Lenau als Freiheitsdichter

(Zu seinem 75. Todestage)

Von C. F. W. Behl

Als die Frühlingsstürme der Märzrevolution im Jahre 1848 über Wien dahinbrausten, drang kein noch so ferner Laut von ihnen mehr in die tiefe Nacht des Wahnsinns, die den unglücklichen Dichter des Weltschmerzes, Nicolaus Lenau, in der Irrenanstalt Ober-Döbling umfangen hielt. Sein feuriger, von einem düsteren Lebensschicksal zerrütteter Geist weilte längst in anderen Welten, und die einzige Freiheit, die dem

Körper, seiner zerbrochenen Form, noch beschieden werden konnte, war der letzte endgültige Zerfall ins Nichts.

... Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks gesprengten Ketten!

So beklagte der Dichter J. G. Seidl diese tiefe menschliche Tragik, die Lenau den Blick in die Morgenröte der von ihm so oft besungenen und inbrünstig ersehnten Freiheit versagte. Sie bewahrte ihn, der erst am 22. August 1850 leiblich aus dem Leben schied, freilich auch vor jener bitteren Enttäuschung, die den Helden und Sängern des ersten deutschen Freiheitskampfes durch die jähe Wiederkehr der Reaktion bereitet wurde.

Es mag manchem, der den Dichter des „Postillons" und der „Schilflieder" als einen der zartesten Lyriker deutscher Zunge kennt und die schwermutvollen Weisen seiner Zigeuner- und Pußtagesänge liebt, als ein befremdliches Unternehmen erscheinen, einer politischen Note im Werke Lenaus nachzuspüren. Und in der Tat: im aktiven Sinne ist er nie Politiker gewesen. Seine mit zunehmendem Alter und fortschreitender Seelentrübung wachsende Menschenscheu, die rein gefühlsmäßige Grundanlage seiner Natur, die fast wollüstige Hingabe an den Schmerz widersetzten sich solcher Entwicklung. Und die Unfruchtbarkeit, zu der im vormärzlichen Deutschland alles politische Denken verdammt war, schreckten seinen sensitiven Geist vollends in sich selbst zurück. „Bruder, die Politik ist wirklich etwas Ekelhaftes, zumal wenn man ein ewiges Politisieren hört wie hierzulande..." schrieb er vor seinem Aufbruch nach Amerika an einen Freund. Und dennoch lebte in diesem Sproß aus adligem Geschlecht, diesem Edlen Herren Niembsch von Strehlenau, der sich, um der österreichischen Zensur zu entgehen, hinter dem Decknamen Lenau verbarg, eine für den Fortschritt, für innere und äußere Freiheit und die ewigen Menschenrechte erglühende Seele. Wer es versteht, tiefer in die Grundmelodie seines dichterischen Werkes hinabzulauschen, der erkennt in Lenau bald einen Sänger und Künder der Aufwärtsentwicklung des Menschengeschlechts.

Vom Adel, der sich auf kein anderes Vorrecht als das der Geburt zu berufen vermag, hat er stets mit Geringschätzung gesprochen, und in seinen „Nachgelassenen Gedichten" findet sich ein zornig-ironisches Teufelslied vom Aristokraten, das zugleich für Lenaus starkes soziales Empfinden zeugt:

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.
Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Not- und Dampfgewerben;
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt, und eilt, für ihn zu sterben.
Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Türe.

Auch als Mensch hat Lenau einmal in offenem Kampfe gegen soziale Ausbeutung und Unterdrückung gestanden. Als er es auf der Ausreise

nach Amerika erlebte, wie die armen Auswanderer auf seinem Rheinschiffe durch schlechte Beförderung und Verpflegung benachteiligt wurden, ließ er sich gerne von ihnen zum Sachwalter wählen, errichtete nach altdeutschem Rechtsgebrauch an Bord einen Schöppenstuhl und warf den ausbeuterischen Schiffsherrn in strenge Haft. Und die holländischen Behörden, bei denen er dann später wegen Freiheitsberaubung verklagt wurde, zeigten volles Verständnis dafür, daß Lenau nach dem höheren Rechte der Menschlichkeit gehandelt und sich, wenn auch eigenmächtig, zum Vollstrecker der wahren Gerechtigkeit aufgeworfen hatte. Man fragt sich nicht ohne Bitterkeit, welche Folgen diese seine soziale Tat ihm wohl im 20. Jahrhundert würde eingetragen haben.

Immer ist Lenau gegen den Uebermut der Tyrannei in wildem Zorne entbrannt, und es gibt ein Gedicht von ihm, das mit geradezu sadistischer Phantasie ein Inferno von Qualen auf das Haupt eines kriegerischen Menschenmörders herabbeschwört:

Tyrann! Des Blutes, welches in Schlachten du
Vergossen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte dein Sklave mit eigener Hand hin:
D e s Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
Vor deinem Aug' in strafender Ewigkeit
Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen streng dich scheidet!

Die Freiheit des Volkes beschäftigte Lenaus Geist noch in der einsamen nächtigen Blockhütte des amerikanischen Urwaldes, wo er in Gedanken träumend an seinen schwäbischen Dichterfreund Uhland die schmerzliche Frage in die Ferne richtet:

„Uhland! Wie steht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meere ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh'
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die früh entseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"

Lenaus Amerikareise war nicht nur eine Entdeckungsfahrt der dichterischen Phantasie in die neue Welt. Sie war zugleich eine freilich vergebliche und allzubald enttäuschte Flucht aus dem politisch versklavten Vaterland in die ersehnte Freiheit. Das verrät uns unzweideutig das „Abschiedslied eines Auswanderers":

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das feige, dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt
Und seinem Wink gehorchet stumm.
Wohl schlief das K i n d in deinem Arm;
Du gabst, was K n a b e n freuen kann;
Der J ü n g l i n g fand ein Liebchen warm;

Doch keine Freiheit fand der Mann.
Fleug' Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Von besonderer Tragik ist es, zu sehen, wie dieser Freiheitssänger Lenau, der zeitlebens ein hoffnungsloser Gefangener seiner eigenen weltschmerzlichen Natur blieb, Qual und Marterung eines Häftlings in seiner Phantasie erlebte. Sein großes Gedicht „Der Gefangene", das er seinem kaiserfrommen Freunde Schleifer gewidmet hat, ist mit Flammenschrift „In tyrannos!" geschrieben. Und die Bitterkeit verzweiflungsvollen Hohnes liegt auf des Sängers Lippen, der also klagend anklagt:

Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen,
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!

Lenau hat in der Frage der Staatsform, die in den vierziger Jahren die Gemüter in Deutschland bewegte, keine entschiedene Stellung genommen. Aber in desto entschiedenerem „Proteste" hat er sich gegen die Zumutung blinden Byzantinertums gewandt:

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

In eben diesem Gedichte findet sich auch, aus Lenaus reiner Menschlichkeit entspringend, eine leidenschaftliche Absage an die politische Gewalttat. So, wie es anhebt, könnte es gut eine poetische Verdammung des Erzberger- oder Rathenau-Mordes einleiten:

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören...

Die größte und reichste Dichtung Lenaus ist sein von dramatischem Leben erfülltes Epos „Savonarola", das, von wahrhaft revolutionärer Leidenschaft getragen, aus dem Geiste rechtverstandenen Christentums heraus das Ideal einer theokratischen Volksrepublik verkündet. Es gibt kaum ein glühenderes Bekenntnis zur wahren Menschlichkeit als die Sprache, die der Prior von San Marco zu dem sterbenden Lorenzo de Medici redet:

Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Frist:
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Despot ein Christ.
Für welche Gott sein Blut vergossen,
Für die er starb auf Golgatha,
Sind Gottes teure Bundsgenossen,
Sind nicht zum Spiel der Fürsten da!

Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf,
Doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.
Ihr schleicht in Gottes Hain als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Despoten! Christentum ist Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur!

Angesichts solcher Worte wird es zur Gewißheit, daß Lenau mehr gewesen ist als ein zauberhafter Lyriker — daß er ein begeisterter Prophet und Führer in die Zukunft des Menschengeschlechtes war.

Mit der Zensur seiner österreichischen Heimat hat er sich gleich dem andern adligen Freiheitsdichter, seinem Freunde Anastasius Grün, dem Grafen Auersperg, weidlich herumgeschlagen, und er ist bei akuten Zusammenstößen stets Sieger geblieben. Triumphierend konnte er nach einem solchen Gange, in seinen berühmten magyarischen Husarenzorn ausbrechend, seinen Freunden verkünden: „Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gesindel nicht auf die Leier sch....n lassen!“ Mit feinem Humor hat er es bei Gelegenheit verstanden, den Zensor übers Ohr zu hauen, indem er durch die Blume der Poesie politisch redete. Es gibt von ihm ein entzückendes, stimmungsvolles Gedicht „Die Bauern am Tissastrande“, in welchem er den Gespensterspuk der Ewig-Gestrigen verspottet. Er schildert da, wie die alten Magyaren sich im Wirtshaus immer mal wieder an der alten Zigeunerweise, der „Werbung“, entflammen und in blinder Begeisterung noch weiter toben und tanzen, als längst die Spieler sich heimlich davongemacht haben und der junge Tag mit neuem Glanze durch die Fenster lacht. Manch schwarz-weiß-rotem Schwärmer von heute und gestern möchte man Lenaus Sprüchlein ins Stammbuch schreiben, das am Schluß die Moral von dieser Geschichte spöttisch zusammenfaßt:

Weithin das lachende Märlein fliegt:
Von den Toren, die immer noch sprangen,
Während schon längst, erschöpft und versiegt,
Ihre Musik war heimgegangen.

Dr. Hagemanns neuer „Fidelio“

Von C. Broglie (Wiesbaden)

Das Wiesbadener Staatstheater eröffnet die neue Spielzeit mit Beethovens „Fidelio“ in der von dem Intendanten Dr. C. Hagemann besorgten Neuinszenierung.

Der Regisseur, der einem modern fühlenden Publikum einen ungetrübten Genuß von Beethovens „Fidelio“ übermitteln will, steht vor einer scheinbar unlösbaren Aufgabe. Eine neue Zeit ist über uns hereingebrochen, die Zeit der Großindustrie und wissenschaftlich orientierten Technik, der Völkerkriege und Völkerrevolutionen, der Massenbewegungen und Massenkämpfe. Da empfinden wir denn das Textbuch des

„Fidelio“ mit seinen Witzchen und Eifersüchteleien, seinem Einzelleid und Einzelschicksal, seiner Rührseligkeit und Theatermache, nicht zuletzt aber mit seiner höchst äußerlichen Lösung durch den von auswärts als Deus ex machina hereingeschneiten Minister (gerade da, wo die Entwicklung der Handlung anfängt dramatisch interessant zu werden) als ein ziemlich lendenlahmes literarisches Gebilde, das höchstens noch einem spießigen Kleinbürgertum empfindsame Tränen abnötigen kann.

Allein das Werk hat neben seinem unzeitgemäßen Vordergrund einen (wenn ich so sagen darf) metaphysischen und damit überzeitlichen Hintergrund durch die zwei Prinzipe (mit Beethoven zu reden), die, in Pizarro und dem Minister verkörpert, in ihrer Ausweitung alles geschichtliche und kosmische Entfalten beherrschen. Dort Gewalt, Tyrannei, brutaler Machtwille, blutrünstige Bestialität, das Dämonische in Mensch und Welt. Hier versöhnende Liebe und Güte, Humanität, Offenbarung des Göttlichen. Und von diesem Prinzipienstreite aus gestaltete nun Intendant Dr. Hagemann das neue szenische Bild, rücksichtslos die Idee bis zur letzten Konsequenz durchführend und den Text aufs straffste zusammenfassend, in kühnem Bruch mit aller Tradition der einstigen Wiesbadener Hofbühne. Alles ist gegenüber der früheren realistischen Ausstattung anders geworden: Neu die Zeit, neu der Ort; statt greifbaren Gegenständen, an denen sich das Auge anklammern kann, nur Farben und wuchtige Flächen, statt eines in Frühlingsstimmung getauchten Festungsgartens leere Stufen und Terrassen. Alle süßliche, verlogene Romantik ist verschwunden, alle Trivialitäten sind gestrichen. Uebrig blieb nur Kunst als sichtbarer Ausdruck geistiger Hintergründe, eine Kunst der großen Kontraste, in welcher sich der Dualismus der Welt entlädt.

Treten wir den einzelnen Bildern etwas näher. Der aufgewiesene Gegensatz liegt klar vor Augen: Hier ist die Welt Pizarros: Pförtnerstube, Gefängnishof, Kerker, die Welt der Willkür und Gewalt, durch Blut und Finsternis gekennzeichnet — die letzte Szene das Reich edelster Humanität, von satter Himmelsbläue überspannt.

Die Pförtnerstube. Ein Kritiker vermißte hier das „behagliche Heim des biederen Rokko“. Und was gibt es in der Tat Rührenderes als ein trauliches Familienzimmer? Freundliche Gardinen hinter blanken Scheiben, auf dem Fenstersims duftende Blumen, darüber im Messingbauer ein munter Vögelein, gefüllte Truhen und Schränke, und all das übersonnt von dem gedämpften Sonnenglanze, der durch die feinen Maschen der Vorhänge auf den Bügeltisch Marzellinens niederrieselt. — Doch ist ein solcher Raum in der Welt Pizarros denkbar, oder, was hier mehr bedeutet, fälscht, versüßlicht, verwischt und schwächt er nicht alles Charakteristische dieses Reichs? — Die Kunst Hagemanns, gerade weil sie nur Kunst und nichts als Kunst sein will, ist auch eminent ethisch, nämlich unbedingt wahrhaftig. In diesem Staatsgefängnis gibt es und kann es keinen traulichen Raum geben. Alle Gelasse, auch die Pförtnerstube, sind hoch, erkältend hoch. Da verlöscht die rosige Sonnenflut in dem schimmellichten Grün-Grau der grenzenlosen Wandflächen; da leuchtet nur eine Farbe grell, faszinierend, drohend auf: das Rot des Blutes, das durch alle Räume seine breiten Bahnen zieht. Manche haben sich den Kopf zerbrochen, was diese roten Vertikalstreifen wohl bedeuten mögen? Säulen, Pfeiler, Tapetenmuster oder sonst ein

Greifbares, Begriffliches? Nichts von alledem. Muß denn jede Farbe etwas Dingliches, Gegenständliches vorstellen? Kann man Töne in ihren Reizqualitäten nur erleben, wenn sie das Rollen des Donners, das Brausen des Meeres oder was sonst uns eine raffinierte Programmusik vorzaubert, versinnbildlichen? Hat nicht der Ton rein an sich seine sinnliche und zugleich geistige Wesenheit? Und warum sollten nicht auch Farben schlechthin als Farben zu uns sprechen? Und daß sie laut sprechen, ja schreien können, beweist das zweite Bild:

Der Gefängnishof. Pizarros Reich. In hohen, scharfkantigen Blöcken türmen sich die Mauern des Staatsgefängnisses empor. Höhlenartige Pforten, mehr Löcher als Tore, führen zur Tiefe. Nur wenige Fenster in beträchtlicher Höhe, und diese quadratisch, eng, vergittert. Alles aber ist durchsättigt von der Farbe des Blutes, vom lebhaftesten Rot wie der Lebensquell, der aus frischer Wunde hervorsprudelt, bis hinein in das dunkle, violett schimmernde Tiefrot des Hintergrundes, wo das Auge in einem stockenden, zähflüssigen Blutmeer zu ertrinken droht. Immer aufs neue wogen diese roten Lichtwellen uns entgegen. Atembeklemmend, ängstigend wallen süßliche Blutdünste durch den Raum, eine Atmosphäre, die das Lebenselement eines Pizarros darstellt. Fürwahr, diese Farben schreien so laut und eindringlich wie sie leuchten: „Hier ist eine Stätte der Gewalt! Hier wird gemordet!“ — Und in diesen Hof herauf, aus abgrundtiefen Verließen emporsteigend, taumeln nun die Staatsgefangenen. Eine einzige graue Masse, über denen es wie Spinnweben und Moder liegt, die Haare kurz geschoren, stumpf, nur noch von niedersten Lebensregungen, der Sehnsucht nach Licht und Nahrung beherrscht, keiner individuellen Regung mehr fähig, aller persönlichen Züge bar. „Masse Mensch!“ Alle unter dem gleichen unverdienten Schicksal seufzend; in ihrem geistigen Sein und Streben zermalmt zwischen den massigen Quadern ihres Kerkers. Der gleiche Rhythmus in jeder Bewegung: Massenkörper, Massenseele, Massennot, Massenregung, eine Einheit, von nur noch vegetativem Charakter, beherrscht allein von der Sehnsucht nach Licht, dem sie taumelnd und zaghaft entgegenbebt, dann und wann sich qualvoll — wie unter einem Peitschenschlag — duckend, wenn ein Gedanke an ihren Peiniger schwarz und verschwommen durch die Dämmerung ihrer Innenwelt huscht. Mit Recht ist hier alles „Edle“ bei diesen Opfern absolutistischer Tyrannei ausgetilgt. Diese Gesellen wirken peinlich, aufwühlend, beleidigend. Die Qual, das Elend der Gefangenen ist die Lust ihres Peinigers. Und ob Aristokraten oder Bürgerliche, die hier als Opfer absolutistischer Willkür und Angst vor unsere Augen treten, alle Standes- und Klassenherrlichkeit ist verwischt. Nur ein Adel ist noch auf ihren Stirnen ausgeprägt, ihr Menschentum, und dieses Menschentum, wir fühlen es beleidigt, indem es unter der rohen Gewaltherrschaft zu vertieren droht. Bestimmte Gruppierungen des Chores erschüttern aufs tiefste. Und wer soziales Gewissen besitzt, dem verwandelt sich auf Augenblicke der rotummauerte Gefängnisplatz in den lichtlosen Hof zwischen den Hinterhäusern einer unserer Riesengroßstädte, und die Staatsgefangenen in jene bodenlos geistig und physisch Elenden, wie sie das Proletariat unter der Knechtschaft und Ausbeutung des Kapitals in Masse zeugt. —

Dem blutigen Gefängnishof entspricht die undurchdringliche Finsternis des Kerkers im dritten Bild. Dort das leuchtende, auf-

reizende Rot als die Farbe des sich übergipfelnden Macht- und Mordwillens, hier schwärzeste Nacht, absolute Farb- und Lichtlosigkeit. — Wer in diesen grauenhaften, gespensterdrohenden Abgrund geschleudert wird, den hat das Nichts für alle Zeiten verschlungen, dessen Farbe und Leben verlöscht in der alles vernichtenden Dunkelheit, dessen Klage versinkt und ertrinkt in der grenzenlosen Endlosigkeit des Raumes. Und wie nun erst gestaltete Dr. Hagemann das Auftreten des Tyrannen? In der Höhe und Ferne zunächst ein verschleiertes, qualmendes Fackellicht. Auf endloser Treppe, die die Tiefe des Kerkers unheimlich betont, huscht eine Gestalt, drohend, wie ein dunkles Verhängnis. Eine Maske verhüllt die Gesichtszüge; ein nachtschwarzer Mantel umfängt die Schultern. Pizarro steigt in den Abgrund des Verließes, um — vor dem Eintreffen des Ministers — sein unschuldiges Opfer zu morden, damit es ihm nicht zum Ankläger werde. Bevor er jedoch seines Henkeramtes waltet, gibt er sich seinem Gegner triumphierend zu erkennen. Mit einem wilden Griffe reißt er die Larve vom Antlitz; den schwarzen, innen rot gefütterten Mantel wirft er von sich; wie feurige Lohe wallt er um den Furchtbaren, um dann langsam, die rote Farbe nach außen gekehrt, an seinem Körper hinabzugleiten. Pizarro hat sich in jeder Form demaskiert: Vor Florestan steht der Tyrann, der Todfeind, in einer — Blutlache.

Mit scheinbar unüberbietbarer Gestaltungskraft formte Dr. Hagemann in den drei ersten Bühnenbildern die Welt des Grauens, in welcher sich der Ungeist Pizarro ausrast. Und doch löscht die letzte, vierte Szene alle vorangegangenen, in Blut und Nacht getauchten Bilder mit einem Schlage aus. — Wir wissen es, gerade dieser letzte Akt ist nur äußerlich motiviert. Doch wer denkt an die Mängel und Schwächen des Textbuches, wenn sich ihm hier wie durch ein Wunder der Sieg der Humanitätsidee offenbart? In imposanten klassischen Linien steigen Stufen und Terrassen empor. Auf ihnen stehen, in große, symmetrisch geordnete Gruppen gegliedert, die Gefangenen sowie unzählbares Volk im Kostüm der Revolutionszeit, und alle begrüßen den als Befreier erscheinenden Minister Don Fernando mit freudig aufrauschendem Jubel. Ueber dem Ganzen aber strahlt das satte, geradezu selig trunkenmachende Blau des Firmaments, unendlich sich ausweitend, so daß das stumpfe Rot der Kerkermauern verblaßt und die Zwingburg in die Erde zu versinken scheint. Das Einzelschicksal Florestans wurde durch die neue Szenerie ähnlich wie „Faust“ zu einem Welt- und Menschheitsdrama erhoben.

Mit einer einzigen Farbe, überhaupt mit solch fabelhaft einfachen Mitteln solch eine grandiose Wirkung hervorzurufen, das vermag kein Regievirtuosentum, keine Theaterroutine, das ist der überzeugendste Ausdruck ernster, allerernstester und zugleich dienender Kunst. Und wenn die Regie das Bedürfnis haben sollte, ihre Auffassung von Kunst gegenüber einer rückständigen Kritik zu rechtfertigen, so brauchte sie nur einmal nach einigen Wiederholungen des neuen „Fidelio“ die alten Bühnendekorationen wieder aus ihrer Verborgenheit hervorzuzerren. Ich bin sicher, die neuen Farben und Formen würden die alte Szenerie einfach — totschlagen.

Weltkohlenkrise

Von Heinz Strakele

Die Bewegung der britischen Bergarbeiter, die unausbleiblich in einen Generalstreik gemündet hätte, wenn sich die englische Regierung nicht in zwölfter Stunde entschlossen hätte, den Bergbau, d. h. die Kohlenförderung, zu subventionieren, hat zu einer Diskussion über die Montanweltlage Anlaß geboten, aus der unzweideutig hervorgeht, daß die Lage in allen Ländern gleich schlecht und besorgniserregend ist.

Diese Weltkrise im Kohlenbergbau und Kohlenabsatz hat eine Reihe schwerwiegender Ursachen, die nicht ohne weiteres aus der Welt zu schaffen sind. Die enorme industrielle Entwicklung während der Kriegszeit hat nicht nur in England und Deutschland, sondern auch in den Vereinigten Staaten zu einer maßlosen Intensivierung der Kohlenförderung geführt. Mit dem Stillstand und Rückgang der großindustriellen Wirtschaft begann auch der Absatz fühlbar zu leiden. Die allgemeine Absatzstockung wurde noch durch eine ganze Reihe von Faktoren wesentlich verschärft. Hierzu gehören neben dem Verbrauchsausfall an Kohle infolge fortschreitender Nutzbarmachung der Wasserkräfte in erster Linie die zunehmende Bedeutung des Oeles als Brenn- und Betriebsstoff sowie die deutschen Reparationsverpflichtungen. Auch der Ausfall ganzer Absatzgebiete hinterließ mit der Zeit recht fühlbare Absatzstörungen. Eine systematische Untersuchung all dieser Faktoren führt — wenn man von den Arbeitsbedingungen ausgeht — zu der Ueberzeugung, daß die Löhne und Arbeitszeiten den geringsten Anteil an der Absatzstockung tragen. Zum Vergleich seien hier die britischen und reichsdeutschen Arbeitsverhältnisse herangezogen: Im Ruhrbergbau galt — wenigstens theoretisch — der Achtstundentag für die Untertagschicht, hierin die Hin- und Rückbeförderung zur und von der Arbeitsstätte einbezogen. Im englischen Bergbau arbeitet die Untertagschicht effektiv sieben Stunden. Die effektive Mehrarbeit der deutschen Kohlenarbeiter im Untertagbau beträgt somit 20 Minuten, da auf die Zu- und Abbeförderung 40 Minuten anzusetzen sind.

Die Löhne sind in Deutschland trotz längerer Arbeitszeit geringer als in England, auch im Vergleich zum Vorkriegsstandard. Die entsprechenden Ziffern sind 120 Proz. für Deutschland und rund 160 Proz. für England. (Daß trotzdem die deutschen Löhne gegenüber der Teuerung, die zur gleichen Periode etwa 140 Proz. betrug, zurückblieben, ist ein Kapitel für sich.) Daß den niedrigen deutschen Löhnen in England keineswegs eine besondere Bedeutung beigemessen wird, geht daraus hervor, daß nicht nur gewerkschaftliche, sondern auch technische Fachleute erklären, daß längere Arbeitszeit und niedrigere Löhne die Produktion weitaus nicht in dem Maße verbilligen könnten, als daß dies für eine Belebung des Absatzes von Belang wäre. Vor allem ist die Intensität der Kohlenförderung an sich eine viel zu große. Deutschland exportierte im Jahre 1913 rund 34,5 Mill. Meterzenten, während in den Monaten Januar bis März einschließlich Reparationskohle rund 20,5 Meterzenten ausgeführt wurden. Zweifellos trägt der Dawes-Plan viel dazu bei, die Absatzkrise am englischen Markt zu verschärfen, nachdem Frankreich und Belgien als Abnehmer britischer Kohle fast

gar nicht mehr in Betracht kommen. Es wäre aber gefehlt, daraus zu schließen, daß die Lage in Deutschland besser wäre als in England. Im Gegenteil werden die deutschen Unternehmer immer trachten, billiger zu produzieren als die Engländer, und wenn es, entgegen aller Erwartung, gelingen sollte, die Produktionskosten in England herunterzudrücken, wird man dasselbe in Deutschland auch tun. Der dritte Faktor ist der Ausfall ganzer Absatzgebiete. Als besonders sinnfälliges Beispiel sei Rußland erwähnt, das vor dem Kriege rund 6 Mill. To. englischer Kohle einführte, während es gegenwärtig infolge seiner wirtschaftlichen Lage nicht nur selbst genug Kohlen fördert, sondern sogar reichliche Mengen, besonders nach Griechenland und Italien, exportiert.

In Rußland tritt aber noch besonders sinnfällig die Verdrängung der Kohle durch das Oel zutage. Damit tritt die Kohlenwirtschaft in ein neues Krisenstadium, nachdem der Siegeslauf des Oels nahezu geschlossen ist. Rußland und Rumänien haben sich als Oelproduzenten nach Tunlichkeit vom Kohlenimport befreit. Eisenbahnen und Schiffe sind mit Oelfeuerungsanlagen ausgestattet und tragen dazu bei, daß jährlich hunderttausende Tonnen Kohlen erspart werden. Rußland selbst exportiert sogar Oel über den eigenen Bedarf, von 150 000 To. im Berichtsjahre 1921/22 bis 1,2 Mill. To. im Berichtsjahre 1924/25, und übernimmt damit einen wesentlichen Anteil an der Verdrängung der Kohle aus der Energiewirtschaft.

Wie enorm die Rolle des Oeles ist, geht daraus hervor, daß der Verbrauch an Heizöl der Flotte der Vereinigten Staaten von 7,5 Mill. Hektoliter im Jahre 1913 auf rund 60 Mill. Hektoliter im Jahre 1923 gestiegen ist, während der Kohlenverbrauch um 3 Mill. To. zurückging. Noch größer war der Rückgang des Kohlenverbrauchs bei der englischen Flotte, die infolge Umstellung auf Oelheizung um rund 4 Mill. To. geringer ist als 1913.

Die Kohlenkrise der ganzen Welt ist letzten Endes auf die Rivalität des Oeles zurückzuführen. Der Kampf zwischen Kohle und Oel am Weltmarkt ist in vollem Gange, die Folgen machen sich bereits sehr nachdrücklich bemerkbar. Durch technische Verbesserungen und Verbilligung der Transportkosten wird man die Krise mildern können; ob man ihr durch Verstaatlichung der Schächte und Gruben, wie es die englischen Gewerkschaften verlangen, aber ganz wird beikommen können, ist mehr als fraglich.

Bei Niederschrift dieses Artikels bringen die großen Weltblätter eben die Nachricht, daß es einem deutschen Gelehrten gelungen sein soll, durch Verflüssigung von Kohle Oel herzustellen. Noch ist von der Erfindung zu wenig bekannt, um auf ihre Wirtschaftlichkeit schließen zu können. Sollte dieses, nach dem Entdecker benannte, Bergius-Verfahren jedoch mehr sein als ein Anologon zur Mietheschen Goldherstellung aus Quecksilber, so ist zu erwarten, daß Deutschland begründete Aussicht hat, sich von der Abhängigkeit der Oelproduzenten zu befreien, denn der Siegeslauf des Oels zeitigt eine rücksichtslose Jagd der Wirtschaftsimperien nach Oelgebieten, an deren Schwelle der kommende Weltkrieg steht!

RANDBEMERKUNGEN

Johannes R. Becher

Der Oberreichsanwalt hat Johannes R. Becher verhaften lassen. Was mag sich der Oberreichsanwalt von Becher für eine Vorstellung machen? Er sieht ihn wahrscheinlich: in jeder Faust eine Handgranate und den Hosenboden mit Dynamit gepolstert. Zur besseren Einsicht sei dem Oberreichsanwalt ein kleines Erlebnis berichtet. In einer Versammlung, in der ich irgend etwas auszuführen hatte, rief mir Johannes R. Becher, auf seinem Stuhl erregt herumhüpfend, zu: „Sie sind ein Verleumder, ein bewußter Lügner." Ich will nicht betonen, daß ich ausnahmsweise damals die Wahrheit gesagt habe; aber ich möchte erzählen, daß etwa eine Stunde später auf meinen Platz ein Zettel geflattert kam, darauf zu lesen war: „Ich habe Sie keineswegs einen Verleumder genannt, auch nicht einen Lügner. Besten Gruß Johannes R. Becher."

Herr Oberreichsanwalt: etwas mehr Sachkenntnis, etwas mehr Menschenkenntnis, etwas weniger Kommunistenschreck und etwas mehr Gefühl für die Artistik des Wortes. Glauben Sie mir, wir, die wir, gemessen an Becher, mild wie Honigseim sprechen, sind viel gefährlicher als dieser Exaltator. Die Wirkung Bechers auf die große Masse kann nur ganz gering sein, wahrscheinlich ist sie Null. Haben Sie, Herr Oberreichsanwalt, einmal ein Buch oder auch nur ein Gedicht von Becher gelesen? Ich meine nicht, daß Ihre Amtsrobe es gelesen habe; nein, Sie, der normale Bürger, haben Sie schon einmal etwas von Becher gelesen, und haben Sie, gesetzt den Fall, nicht nach fünf Minuten Ihr Haupt geschüttelt: Goethe ist besser, und die Courths-Mahler verständlicher. Wenn Becher zum Hochverrat aufreizen könnte, dann würde auch Volapük solche Wirkung haben können. Wobei noch immer zu bedenken wäre, daß Zollpolitik und Teuerung unter allen Umständen aufreizender sind als lyrische Gedichte.

Wenn ich Ihnen, Herr Oberreichsanwalt, von Johannes R. Becher erzählen wollte, und wenn ich voraussetzen dürfte, daß Sie für jene halbverrückte Gattung, die man Literaten nennt, Verständnis hätten, so würden Sie, Herr Oberreichsanwalt, schleunigst Ihren Haftbefehl als Fidibus verwenden. Ich darf annehmen, daß Sie lange Pfeife rauchen; die Gattung Literat raucht nur kurze Pfeifen oder Zigaretten, leicht mit Morphium und etwas Koks gemischt. Man kann diese Gattung mißbilligen; aber man darf sie, weeß Knöppchen, Herr Oberreichsanwalt in Leipzig, nicht tragisch nehmen. Eine Statistik über den Geburtenrückgang ist viel rebellierender; und die können Sie doch nicht verhaften.

Also, was Johannes R. Becher angeht. Er hat auf meiner Schreibmaschine seine ersten Gedichte geschrieben, die an die Völker Europas. (Hoffentlich verhaften Sie nicht nachträglich meine Schreibmaschine.) Er hat sie mir hinterher aber auch vorgelesen. (Dafür dürfen Sie ihn immerhin verhaften.) Das war mitten im Kriege. Und da platzten in diesen Gedichten die Hirnschalen von Eiter, die Gedärme krümmten sich, die Schlachtfelder stanken, Europa explodierte. Kein Zensor hat zugegriffen. Selbst der General Ludendorff hat in Bechers Gedichten keine Ursache für seine Niederlage gesehen. Und plötzlich heute verhaften Sie, Herr Oberreichsanwalt, den Dichter Johannes R. Becher, weil Sie in ihm, so darf man doch wohl annehmen, eine Gefahr für den Staat erblicken, eine Gefahr, vielfach größer als die deutschvölkischen Fememörder, die ja bisher nicht verhaftet sind.

Herr Oberreichsanwalt, lassen Sie den Dichter Johannes R. Becher sofort wieder in die Freiheit. Er ist ungefährlich. Er ist aber über

das, was ich Ihnen von ihm erzählt habe, hinaus ein Mensch und wirklich ein Dichter, in dem zwar das Chaos noch kreist und wohl auch immer kreisen wird, der zwar nicht als Meister gestaltet, der aber immerhin ein Beweis dafür ist, daß in Deutschland lebende Seelen sind.

Robert Breuer

Kleine Wahrheiten

Marienbad. Der Nationalismus ist ein übles Gewächs. Wir dürften ihn in Deutschland nicht ausrotten, wenn wir nicht mit der gleichen Heftigkeit ihn bei den andern Völkern bekämpfen wollten. Der Nationalismus der Tschechen ist um keinen Grad besser als irgendein anderer Nationalismus. Der Zugriff der Tschechen auf Marienbad, das mitten im reindeutschen Egerland liegt, ist eine Vergewaltigung, leider aber nur die konsequente Vollendung der im Egerland seit Jahren getriebenen rein nationalistischen Politik der Tschechen. Schon seit langem hat die tschechische Regierung die Deutschen des Egerlandes auf das kleinlichste bedrückt. Schrankenwärter wurden gezwungen, Tschechisch zu lernen in einer Gegend, wo niemand Tschechisch versteht. Jedes Restaurant wurde gezwungen, einen Tschechisch sprechenden Kellner zu haben in einer Gegend, wo tschechische Gäste einen verschwindenden Prozentsatz ausmachen. Mit peinlicher Absicht waren die Inschriften in den Zügen, die nur im Egerland und nicht etwa darüber hinaus verkehren, nur tschechisch. Sogar in den Postämtern, wo, gemessen an dem internationalen Publikum Marienbads, die Tschechen, jedenfalls solche Tschechen, die nur tschechisch sprechen, eine Minorität von verschwindender Geringfügigkeit sind, wurde der Versuch gemacht, die tschechische Sprache zu etablieren.

Die Tepler Brüder, denen Marienbad gehört, mögen gewiß keine begeisterten Bürger der tschechischen Republik sein, sie werden auch ebenso gewiß eine Art römische Hauspolitik betreiben; die Bodenreform, wie sie tschechisches Gesetz ist, verdient die Aufmerksamkeit aller, die in der Beschneidung des Großgrundbesitzes einen sozialen Fortschritt erkennen. Die Art aber, wie die tschechische Regierung diese Bodenreform nationalistisch ausbeutet, und die Systematik, mit der sie gegen die überwiegend deutschen Orden vorgeht, kann nie und nimmer die Billigung gerechtdenkender Internationalisten finden. Es wird allen Ernstes zu prüfen sein, ob Deutsche künftighin noch nach Marienbad werden gehen können. Es gibt für diesen Ort, der kein Luxusbad, sondern ein Heilbad ist, im übrigen Europa, und nicht zuletzt in Deutschland, vollkommenen Ersatz.

*

Kommt der holde Lensch gegangen. Ein altes Wort; doch bleibt es ewig neu. Am 7. Juni 1925 schrieb Herr Paul Lensch in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung": „Damit dürfte die Meute eine Weile wieder befriedigt sein. Auch ihre Hoffnungen, daß die Familie Stinnes sich von der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' trennen werde, sind absoluter Unsinn." Was ist für Herrn Lensch absolute Wahrheit?

*

Ludendorff schießt auf Hindenburg. Die gewaltige Rede, die der große General Ludendorff in Schneidemühl gehalten hat, darf nicht vergessen werden. Goldene Worte des sich aus goldenen Pferdeäpfeln (vor der Münchener Feldherrnhalle) wieder erhoben habenden Erhabenen: „Hier wie überall arbeitet Schwarz-Rot-Gold mit den staatlichen und namentlich überstaatlichen Feindbundmächten zusammen ... Dieses Schwarz-Rot-Gold, mögen ihm auch immer heute Deutsche den schwarz-weiß-roten Stempel geben, hat jetzt zu alter Schuld neue Schande getragen." Das dürfte ein Pfeil gegen Hindenburg sein.

Breuer

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

STINNES VERSCHENKT SEINE AKTIEN!

In höchster Not will Dr. Edmund Stinnes die Arbeiter an seiner „Aga“ beteiligen und bietet ihnen für zwei Millionen Mark Aktien an. — Wer *diesem Problem auf den Grund gehen will* der lese

HARRY RICHTER

Die Kapital- und Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer

★

Preis 50 Pf.

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT, BERLIN SW 68

HANNS-ERICH KAMINSKI

Der Fascismus in Italien

Im Anhang:

GIACOMO MATTEOTTI

Ein Jahr Fascisten-Herrschaft

Volksstimme, Chemnitz: „Eine ebenso gründliche wie dramatische Schilderung des politischen und wirtschaftlichen Aufbaus der italienischen Tyrannei“

In Halbleinen, Preis 2.75 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT • BERLIN SW68

Die Aufgabe Mac Mahons ist es, in den sieben nächsten Jahren die Republik durch schlechte Behandlung so herunterzubringen, daß kein Franzose mehr ein Stück Brot nimmt
(„Kladderadatsch"-Karikatur)

FRIEDRICH WENDEL:

MAC MAHON

Der französische Hindenburg

Mit 21 zeitgenössischen Karikaturen

Eine Mehrheit des französischen Volkes, die nicht wußte, was sie wollte, wählte 1872 den Monarchisten Mac Mahon zum Präsidenten der französischen Republik. — Welch groteske Folgen sich ergaben, beplaudert Friedrich Wendel in dieser seiner neuesten Arbeit in amüsanter Weise. Eine Auswahl äußerst interessanter Karikaturen aus der Zeit schmückt das Heft. Jeder, der es liest, wird es erheitert, aber auch nachdenklich (sehr nachdenklich) aus der Hand legen

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW

Berlin, 5. September 1925 Nr. 23 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Robert Breuer:
Motten, Nachtwächter, Gummiknüppel und Reichspräsidentenkrise 705

Victor Schiff:
Bilanz des Internationalen Kongresses . . 708

ALBIN MICHEL:
Wandlungen auf den Weltmeeren 710

PAUL KAMPFFMEYER:
Die Fortsetzung des Bauernkrieges mit anderen Mitteln 713

WILH. NÖLLENBURG: Bilanz und Pfandrecht 717

F. M. HUEBNER: Die Bewegung für die Abschaffung des Heeres in Holland 719

OSKAR GRAF: Nämlich Hinkefuß 722

PAUL WESTHEIM: Sonntag auf Montmartre 725

ALFONS FEDOR COHN: Kritik und Publikum 728

Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ — Schwarz-weiß-rotes Miau — Wie will der Mann das Haus?

Max Beer: Das England der Gegenwart — Neue Wilde-Literatur

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 30 Pfennig

Soeben ist erschienen:

VICTOR SCHIFF

Die Höfle-Tragödie

Geschichte eines Justizmordes

In dieser, auf authentisches Material gestützten Darstellung der erschütternden Vorgänge erhebt der Verfasser

schärfste Anklagen

gegen die Schuldigen und deckt schonungslos die politischen Hintergründe der deutschnationalen Barmat-Hetze auf

160 Seiten
Kartoniert M 3.70

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin
SW68, Lindenstraße 114

Motten, Nachtwächter, Gummiknüppel und Reichspräsidentenkrise

Von Robert Breuer

Was mögen Herrn Hindenburg die Motten getan haben? Warum hat der große Sieger, zwar nicht der des Weltkrieges, aber immerhin der von Tannenberg, so grausam durch ein Machtwort die Ruhe und das angenehme Fressen dieser kleinen Schmetterlinge gestört? Für die Motten dürften jetzt schlechte Tage kommen. Aus all den blauen, grauen und grünen Uniformröcken werden sie aufgescheucht und herausgeklopft werden. In Hekatomben werden sie dem Hungertod verfallen. Bisher gab's nur von Zeit zu Zeit, meist während des Karnevals oder bei sonstigen Maskenfesten, Unruhe in der Bodenkammer; plötzlich sollen die ältesten und muffigsten Ulankas und Dolmans, und was es sonst an derlei Lohengriniaden gibt, wieder spazierengeführt werden. Wozu geschieht das? Sollten die Witzblattzeichner Modelle und die Komiker Anregung brauchen? Das wäre eine plausible Erklärung. Es muß ein lustiges Spiel sein, den vergilbten Trödel nach Jahr und Tag wieder im hellen Sonnenlicht zu sehen. Dem einen der unglücklichen Mannequins wird die Husarenjacke um die verkrümmten Schultern schlottern, dem andern wird der Bauch aus dem zweierlei Tuch hervorquellen. Es wird wirklich ein Anblick sein von Deutschlands hehrer Männerpracht. Vielleicht gibt es aber auch ein anderes Motiv für diese plötzliche Permanenzierung eines Fastnachtsballes. Nämlich: die Schneider litten schon lange Not; sollte da etwa die beratende Stelle (im Zeichen der allgemeinen Korruption) sich ein kleines Provisiönchen verdienen wollen?

Es mag nicht angenehm gewesen sein, jahrelang in der Livree eines Angestellten der Wach- und Schließgesellschaft herumlaufen zu müssen; es läßt sich aber leider nicht leugnen, daß das Hirn und daß sonstige Fähigkeiten von Herren, die in günstigeren Zeiten die Uniform eines Oberleutnants, eines Majors oder gar eines Obersten trugen, während der demokratischen, der schrecklichen Zeit, zu nichts anderem herreichten, als etwa zum Nachtwächter. Nun soll sich alles, alles wenden, und Glanz wird wieder kommen in das Leben derer, die bis gestern nur Nebensächlichkeiten waren. Es wird ein unvergeßlicher Tag sein, wenn der kleine Versicherungsagent und der primitive Bankbeamte mit Epauletten und rotem Kragen an dem bisher so unnahbaren und obendrein jüdischen Generaldirektor vorbeistolzieren werden. Und wenn der Herr Generaldirektor es nur zum Gefreiten oder gar nur zum Gemeinen gebracht hat: ob dann derselbige vor jenem strammstehen muß? Deutschland ist wirklich vor den Völkern der Welt noch nicht komisch genug; es hat unbedingt nötig, sich noch lächerlicher zu machen.

Seine Sorgen möchten wir haben, werden die kühlen Rechner in London und Paris sprechen.

Wenn von allem, was bisher unter dem Namen des Herrn Hindenburg als Rede oder Schreibe in die Welt ging, nichts von ihm selber war, die Kuriosität des Uniformerlasses ist gewiß sein eigenstes Werk. Eine harmlose Großväterlichkeit, ein Exzeß greisenhaften Starrsinns und zugleich ein Akt weltfremder Kurzsichtigkeit, ein Akt genau derselben Kurzsichtigkeit, die nicht zu erkennen vermochte, daß der Krieg verloren war, und daß es etwas Unerträgliches ist, wenn ein monarchistischer Feldmarschall sich durch den Rausch eines auf den Retter hoffenden Volkes zum Präsidenten der Republik wählen läßt. Wäre das Malheur des Uniformerlasses in einem Operettenstaat geschehen, so könnte man lächeln und nach einem Offenbach Ausschau halten. Nun sind die Deutschen aber immerhin ein Volk von fünfzig Millionen, ein Volk, das den Respekt der Welt verlangen kann und das noch mehr solchen Respekt sich wiedererwerben muß.

Der gute alte Hindenburg hat sich die Sache selbstverständlich ganz harmlos gedacht, und er wird ebenso gewiß brummelnd das greise Haupt schütteln, wenn er hört, daß diese vertrackten Republikaner den tapferen Offizieren des großen Krieges nicht das wohlerworbene Recht des Uniformtragens gönnen wollen. Man kann sich gut vorstellen, wie der gute alte Hindenburg zu seinem Uniformerlaß gekommen ist. Da wird der eine und der andere Kriegskamerad angestelzt sein, wird geweint haben über den verlorenen Ruhm, und daß doch so alles dahingegangen sei, und daß man nicht einmal den Rock des Königs, den man vom Kadett an sich erschunden hätte, tragen dürfe, und daß man doch wenigstens an den großen Feiertagen, und wenn man beerdigt werde, Himmeldonnerwetter einmal, anständig aussehen möchte. Immerhin bleibt zunächst eine kleine Frage zu tun: haben die Millionen von Soldaten, die nicht Offiziere waren, dafür aber im Schützengraben lagen, nicht das gleiche Recht sich erworben? Könnten die insgesamt nicht den gleichen Anspruch erheben? Die Verfassung der Republik, vor der alle Deutschen gleich sind, gibt keine Handhabe für ein Ausnahmegesetz zugunsten ehemaliger Offiziere. Und wenn so: sollen alle Kriegsteilnehmer, wenn es ihnen just paßt, oder an irgendwelchen bestimmten Tagen wieder in Uniform herumlaufen dürfen? Der gute alte Hindenburg wird unwirsch solche Unbotmäßigkeiten abwehren: Nationale Herzenssachen seien nicht zu bekritteln noch zu benagen. Er hat sich gewiß nicht gar so viel dabei gedacht, der alte Feldmarschall; aber ein Reichspräsident, die oberste Stelle der Republik, muß sich eben bei allen seinen Handlungen etwas denken.

In vertrautem Kreis erzählt man sich eine entzückende Geschichte; sie ist vielleicht nicht wahr, aber daß sie erzählt wird, ist kennzeichnend. Danach soll vor einigen Wochen in der Reichskanzlei ein entrüstetes Telegramm Hindenburgs eingegangen sein: er lese soeben in den Zeitungen von einer neuen Grenzregulierung zwischen dem deutschen und dem französischen Gebiet; warum er darüber nicht unterrichtet worden sei. Große Bestürzung aller Geheimräte. Schließlich Aufdämmern, daß der alte Herr wahrscheinlich gelesen haben mag, daß gewisse Katasterarbeiten an der deutsch-französischen Grenze vor sich gehen. Solche Begriffsstutzigkeit wäre für einen alten Offizier gar nichts Verwunder-

liches, aber es wäre ja auch nicht verwunderlich, wenn ein Einbeiniger, der zugleich blind ist und obendrein am Veitstanz leidet, nicht Seillaufen kann. Die Politik ist ein schwieriges Geschäft, und die Repräsentation eines großen Volkes verlangt mehr Menschenkenntnis und Welterfahrung, als sie gemeinhin die Militärs zu besitzen pflegen, besonders dann, wenn sie sich rühmen dürfen, seit fünfzig oder gar seit hundert Jahren nichts anderes gelesen zu haben als Kriegsgeschichte und Regimentsreglements. Niemand kann einen jungen, aus neuem Geist geborenen, sich zu neuem Ideal hin entwickelnden Staat führen, und dabei mit altem verträntem Herzen an unwiederbringlicher Vergangenheit hängen.

Der Uniformerlaß des Herrn Hindenburg ist aber über seine Tragikomik hinaus eine bitterernste Angelegenheit. Von nun an wird ein Teil des deutschen Volkes, und zwar der, von dem man nicht sagen kann, daß er besonders treu zur Republik halte, bewaffnet sein. Zur Uniform gehören ja wohl auch die Hieb- und Stichwaffen. Der gute alte Hindenburg wird das kaum überlegt haben. Aber er wird vielleicht doch begreifen, daß sich gegenüber solcher Willkür die Republik aufbäumt. Man kennt ja die besondere Ehre dieser Uniformen. Kommt nur ein Tropfen Alkohol hinzu, sitzen Dolch und Säbel locker in der Scheide. Ein schiefer Blick des Bürgers oder gar des Arbeiters kann des Königs Rock beleidigen. Man wird sich nicht wundern, wenn zur Abwehr solches schwarz-weiß-roten Amoklaufens die Republikaner Gummiknüppel anschaffen. Das dürfte fürs erste gegenüber den Sonntags- und Kaiser-Geburtstags-Offizieren ausreichen.

Die Würde des Reiches, die Würde der Republik kann unmöglich gefördert werden durch das Herumtragen kaiserlicher Uniformen und schwarz-weiß-roter Kokarden. Unmöglich kann solche Ausstaffierung kaiserlicher Mumie dem Interesse Deutschlands bei den übrigen Völkern nützen; es ist im Gegenteil mit Sicherheit anzunehmen, daß zum mindesten stimmungsgemäß die übrigen Völker gegen dieses unberechenbare und unbelehrbare Deutschland neue Hemmungen einschalten. Dem inneren Frieden ist es ebensowenig zuträglich, wenn zu all den vielen Spaltungen auch noch ein Uniformprivileg für Antirepublikaner kommt. Schließlich ist ein unverzeihbarer Vorstoß gegen die Rechte des Parlaments und die Grundansprüche der Demokratie festzustellen, da der Reichstag eine gesetzliche Regelung des Uniformtragens herbeiführen wollte, und da angenommen werden konnte, daß auf dem Wege der Gesetzgebung das Herumtragen kaiserlicher Uniformen und Abzeichen im Hoheitsgebiet der Republik unmöglich gemacht werden würde. Aus all diesen Gründen bleibt festzustellen, daß der Generalfeldmarschall Hindenburg durch seinen Uniformerlaß den Beweis der Unzulänglichkeit, der deutschen Republik erster Beamter zu sein, erbracht hat. Die deutschen Republikaner würden weder Verstand noch Ehre beweisen, wenn sie nicht erklären wollten, daß damit eine mit allen verfassungsmäßigen Mitteln auszutragende Reichspräsidentenkrise begonnen hat.

Von Herrn Geßler zu schweigen.

Bilanz des Internationalen Kongresses

Von Victor Schiff

Marseille, Ende August.

Als zum ersten Male nach Kriegsende eine Delegation der Internationale versuchte, auf die Entscheidungen der Regierungen Einfluß zu gewinnen, da erlitt sie eine schwere, demütigende Niederlage: Das war im Mai 1919 während der Pariser Friedensberatungen; eine kleine Abordnung war beauftragt worden, beim Obersten Rat vorzusprechen und die Wünsche der sozialistischen Parteien Europas für die Gestaltung der Friedensverträge darzulegen. Sie wurde nicht einmal empfangen! Dabei bestand sie ausschließlich aus Angehörigen der alliierten Staaten.

Heute besitzen die Staatsmänner, die einst den Empfang der sozialistischen Delegation ablehnten, weniger Einfluß in ihren Ländern als die Männer, die damals vergebens antichambrierten: Clèmenceau ist politisch tot (wie es Wilson schon längst vor seinem physischen Tode war), Lloyd George ist nicht einmal mehr der offizielle Führer der Opposition im Unterhaus, und Orlando mußte jüngst vor dem Fascismus sein Heimatland verlassen. Zu den Männern, die 1919 Mitglieder der Exekutive der Internationale oder der besagten Abordnung waren, zählten neben Branting, der als schwedischer Ministerpräsident starb und gerade in den letzten Jahren eines der einflußreichsten Mitglieder des Völkerbundrates war, Ramsay MacDonald, der inzwischen Lloyd Georges Stellung als Premierminister, als Vorsitzender einer Staatsmännerkonferenz und letzthin als Führer der Opposition eingenommen hat, Henderson, der inzwischen englischer Innenminister war, und Camille Huysmans, der gegenwärtig belgischer Unterrichtsminister ist.

Man kann wohl sagen: Wenn heute eine Abordnung der Sozialistischen Internationale ihre Wünsche einer interalliierten Regierungskonferenz unterbreiten wollte, dann liefe sie nicht mehr Gefahr, vor einer verschlossenen Tür kehrtmachen zu müssen. Aber die Internationale hat es heute gar nicht mehr nötig, als Bittstellerin aufzutreten. Ihre Forderungen werden berücksichtigt, ohne daß sie überhaupt Abordnungen zu entsenden braucht. Es genügt, daß sie auf den Tagungen ihrer Exekutive oder ihrer Kongresse Programme formuliert, um durch die Aktion der sozialistischen Fraktionen oder durch persönliche Einflußnahme ihrer Führer wenigstens einen Teil ihrer Forderungen durchzusetzen.

In diesem Vergleich zwischen 1919 und 1925 ist schon eine vielsagende Bilanz der Internationale enthalten, die man der Bilanz dieser Tagung von Marseille vorausschicken muß. In noch konkreterer Form hat Léon Blum in seiner prächtigen Kongreßrede die Ergebnisse unserer internationalen sozialistischen Aktion seit der Wiederherstellung der Internationale in Hamburg aufgezählt: Auf dem Gebiete der Reparationspolitik haben wir wesentlich dazu beigetragen, daß diese wirtschaftlichen und finanziellen Fragen dem vergiftenden Einfluß der bürgerlichen Politiker entzogen wurden; die militärischen Sanktionen sind jetzt restlos rückgängig gemacht, einschließlich derer, die im Frühjahr 1921 von England gebilligt wurden. Auf dem Gebiete der Sicherung des Friedens haben wir es erreicht, daß über den Gedanken eines gegenseitigen Sicherheitspaktes mit obligatorischer Schiedsgerichtsbarkeit und unter

der Kontrolle des Völkerbundes jetzt offiziell verhandelt wird. Daß der erste Schritt zu diesem Pakt von einer deutschen Rechtsregierung ausging, ist vielleicht der größte moralische Sieg der internationalen, insbesondere der deutschen Sozialdemokratie. Denn es zeigt sich dabei, daß die Macht unserer Ideen so stark ist, daß, um sie den Bürgerlichen aufzuzwingen, es nicht einmal nötig ist, daß man wie MacDonald und Léon Blum im Jahre 1924 die Regierung offiziell oder offiziös leite, sondern daß auch die Aktivität der Sozialdemokratie als Oppositionspartei zuweilen genügt, um die eigenen Ziele zu fördern.

Das Problem der sozialistischen Regierungspolitik stand nicht auf der Tagesordnung des Marseiller Kongresses. Noch ist es nicht spruchreif oder vielmehr: noch sind die Meinungen innerhalb der meisten Parteien der Internationale nicht genügend ausgeglichen, um eine einheitliche Stellungnahme erhoffen zu lassen. Und doch schwebte dieses Problem von Anfang an über den Beratungen des Kongresses, zunächst als es von Henderson in seiner Begrüßungsrede gestreift wurde, die eine besondere Beglückwünschung der Genossen enthielt, die entweder in den vergangenen Jahren Teilhaber der Regierungsmacht in ihren Ländern waren oder es heute noch sind. Wieder drängte sich dieses Problem einem jeden auf, nicht nur während der soeben erwähnten stolzen Bilanzziehung durch Léon Blum, sondern auch während der glänzenden Analyse des gegenwärtigen Friedensproblems durch Hilferding, in der die schematisierte Formel des Stuttgarter Kongresses, „Der Kapitalismus ist der Krieg, der Sozialismus ist der Friede", als nicht mehr ausreichend bezeichnet wurde, mit anderen Worten: als überholt. Und als Hilferding weiter ausführte, die Arbeiterklasse habe das Schicksal über Krieg oder Frieden in der eigenen Hand, wenn sie sich nur ihrer eigenen Macht bewußt werde, da war es doch wiederum die Frage der sozialistischen Regierungspolitik im demokratischen Staate, die hier auftauchte.

Freilich, Macht und Einfluß der Arbeiterklasse müssen nicht unbedingt gleichbedeutend sein mit sozialistischen Ministerportefeuilles. Eine starke sozialistische Opposition, wie in den letzten Jahren in Deutsch-Oesterreich, wie neuerdings in England und zuletzt in Deutschland selbst, kann unter Umständen vorteilhafter sein für die Arbeiterklasse als eine faule Koalitionspolitik. Am deutlichsten kam indessen das Problem der sozialistischen Regierungspolitik in jener dritten Plenarsitzung des Kongresses zum Ausdruck, die von zwei amtierenden Ministern, Vandervelde (Belgien) und Möller (Schweden), geleitet wurde. In dieser Stunde empfand man am lebendigsten, daß die Sozialistische Arbeiterinternationale eine M a c h t ist. Die Tatsache, daß der Außenminister Belgiens in der gegenwärtigen Zeit zugleich in einer Sitzung des Internationalen Kongresses den Vorsitz führt und einer der Unterhändler des Sicherheitspaktes ist, ist ein Aktivposten des internationalen Sozialismus.

Freilich, diese Macht der Internationale ist noch beschränkt. Wir wären unseren außenpolitischen Zielen viel näher, wenn noch andere Außenminister, vor allem die Frankreichs, Deutschlands und Englands, Sozialisten wären. Und das Bestreben der internationalen Arbeiterklasse muß eben dahin gehen, diese Machtpositionen in den einzelnen Ländern zu erobern. Einstweilen mußte sich der Internationale Kongreß damit begnügen, unter Berücksichtigung der noch beschränkten

Machtmittel des Sozialismus die Friedensmöglichkeiten auszunützen, die die bürgerliche Welt bereits geschaffen hat: Völkerbund, Internationaler Schiedsgerichtshof, Sicherheitspakt. Es war nicht ganz leicht, eine Einigung über diese Fragen zu erreichen: die einen, z. B. die Deutsch-Oesterreicher, empfanden eine begreifliche Abneigung gegen den Völkerbund in seiner jetzigen Gestalt, die anderen, vor allem die Engländer, hatten bis vor kurzem gegen den Sicherheitspakt und für das Genfer Sicherheitsprotokoll in einer Weise Stellung genommen, die ihnen ein Einlenken erschwerte. Aber die Tatsache, daß Franzosen und Deutsche in der Friedensfrage Hand in Hand gingen, war von unwiderstehlicher Kraft; so erwies sich in Marseille wieder einmal, daß die deutsch-französische Verständigung das Kernstück des Friedensproblems ist — und da sich diese Verständigung aus den Reden Hilferdings und Léon Blums leuchtend ergab, mußten schnell alle weiteren Bedenken zurücktreten.

Nur wenige Worte über die Probleme des Ostens, obwohl diese die weitaus größte Zeit in den Kommissionsberatungen des Kongresses in Anspruch genommen haben. Die Resolution, die dort angenommen wurde, war ein Kompromiß zwischen Auffassungen, die zunächst recht weit voneinander entfernt waren. Die einzelnen Parteien Europas betrachten die Probleme des Bolschewismus, je nach ihrer geographischen Lage und je nach ihren Erfahrungen mit dem Kommunismus, naturgemäß sehr verschieden. Einig ist man jedenfalls darüber, daß der Bolschewismus immer mehr zu einer Kriegsgefahr geworden ist, insbesondere seit der großen Aufstandsbewegung im Fernen Osten. Aber ebenso einig ist man darüber, daß jede aggressive Politik gegen Sowjet-Rußland entschieden bekämpft werden muß, und daß der Befreiungskampf der chinesischen und indischen Massen ein weltgeschichtliches Ereignis darstellt, das die europäische Arbeiterklasse begrüßen und unterstützen muß.

Restlos befriedigend dürfte dieses Kompromiß über die Ostfragen für niemand gewesen sein. Aber, daß das Ostproblem dem Referenten Otto Bauer die Gelegenheit zu einer prachtvollen rednerischen Leistung gab, das dürfte, wenigstens für die unmittelbaren Zuhörer, ein unvergeßliches Erlebnis dieses Internationalen Kongresses bleiben.

Wandlungen auf den Weltmeeren

Von Albin Michel

Seit einem Jahrzehnt sind auch auf den Weltmeeren, auf den Hauptverkehrsstraßen des Welthandels, mancherlei Wandlungen vor sich gegangen, die von weitreichendem Einfluß sein oder noch werden müssen. Schon rein territorial haben die letzten Jahre vielerlei Verschiebungen gebracht. Im Mittelländischen Meere, in der Adria, im Aegäischen Meere, in der Ostsee bis hinüber zum Stillen Ozean, überall zeigen sich in kleinerem oder größerem Umfange Umgestaltungen politisch-territorialer Art. Vom Mittelländischen Meere und von der Ostsee läßt sich sogar sagen, daß sie einen ganz anderen Charakter erhalten haben, daß sie ihrer politisch-geographischen Struktur nach ganz andere Meere geworden sind. Was zunächst das Mittelländische Meer betrifft, so tritt, abgesehen noch von den territorialen Verschiebungen, die dort seit den

letzten Kriegen erfolgt sind, besonders deutlich hervor, daß Italien jetzt in diesem Meere weniger zu bedeuten hat als in früheren Jahren. Der Gedanke, der vor dem Weltkrieg in vielen Köpfen italienischer Großmachtpolitiker spukte und der, wenn auch häufig unausgesprochen, mit für den Eintritt Italiens in den Krieg bestimmend war, das Mittelländische Meer wieder zu dem zu machen, was es mehr als 400 Jahre für die alten Römer war, das Mare internum, kann nicht realisiert werden, mehr als je sind jetzt im Mittelländischen Meere Frankreich und England die vorherrschenden Mächte.

Wenn Mussolini neulich vor italienischen Marineoffizieren den kühnen Ausspruch tat: „Ich will, daß unsere ruhmreiche Flotte abermals in dem Meere ankern soll, das einst Rom gehörte und das wieder Rom gehören wird!", so ist das nur eine schlechte Paraphrase des Cavour-Wortes, daß das freie Mittelmeer den freien Mittelmeervölkern gehören müsse, ändert aber nichts an der Tatsache, daß namentlich Englands Einfluß im europäischen Mittelmeer größer ist, als er jemals war. Der Dodekanes, die Zwölfinselgruppe, die Italien in der Aegäis annektiert hat, ist, auch machtpolitisch betrachtet, nur ein recht geringer Gewinn gegenüber dem Machtzuwachs, den andere Staaten am Rande des Mittelländischen Meeres gewonnen haben. Besonders die großen Interessen, die England und Frankreich in Vorderasien haben, müßten dahin wirken, den englischen und französischen Einfluß im Mittelländischen Meere zu stärken und den italienischen relativ zu schwächen. Die Interessenverschiebungen am Rande des Mittelländischen Meeres und in seinem Inselgebiet dürften aber durchaus noch nicht abgeschlossen sein; namentlich wenn das nordafrikanische Problem mit der Tangerfrage einmal aufgerollt wird, müssen sogleich neue Komplikationen entstehen.

Noch größer sind die Umänderungen in der Ostsee. Dort ist Rußland weit zurückgedrängt worden, und als Uferstaaten sind die Nordischen Randstaaten emporgekommen. In der Ostsee ist es Polen, das vorherrschende Macht werden möchte. In diesem Lande tauchen Erinnerungen auf an die Zeiten, da die Ostsee von Danzig bis Pernau von Polen beherrscht wurde. Vor allem will Polen ein Bündnis mit den Nordischen Randstaaten durchsetzen, das freilich bisher noch nicht zustande gekommen ist. Weiter hat es den Ehrgeiz, künftig in der Nordsee eine imponierende Kriegsflotte zu zeigen. Aber auch Rußland hat seine Ansprüche auf die Vorherrschaft oder wenigstens auf die Mitherrschaft in der Ostsee noch nicht aufgegeben, und der Putsch von Reval am Ende des vergangenen Jahres hat sehr deutlich gezeigt, daß Rußland die Zurückdrängung an der Ostsee bis auf den Umkreis von Petersburg nicht zu vergessen gedenkt. Aber auch englisch-französische Interessen berühren sich heute in der Ostsee in gesteigertem Maße. England betrachtet Danzig und die Nordischen Randstaaten als Verbindungsbrücken nach Osteuropa, hat kein Interesse an einer starken Macht an der Ostsee und will daher, daß die neugegründeten Staaten am Rande des Baltischen Meeres isoliert bleiben, Frankreich dagegen will ein starkes Polen und ein Bündnis der Nordischen Randstaaten mit diesem Lande. Sowohl England wie Frankreich müssen aber gegen den in neuester Zeit auftauchenden Gedanken Rußlands sein, die Ostsee als geschlossenes Meer zu erklären, in dem nur die Uferstaaten Kriegsschiffe halten dürfen. Auch der Kampf um die Beherrschung der Ostsee dürfte noch manche Phasen durchlaufen.

In der Nordsee hat England durch die Dezimierung der deutschen Kriegsflotte und durch die Deutschland auferlegten Rüstungsbeschränkungen wieder eine dominierende Stellung eingenommen, ebenso ist die maritime Stellung Englands im Persischen Golf und im Arabischen Meer viel stärker geworden. Namentlich die Beherrschung Mesopotamiens, der wiedererstarkte Einfluß in Persien und der Oelreichtum dieser Gebiete haben Englands Stellung in diesen Meeresteilen und damit auch im Indischen Ozean verstärkt. Diese starke Stellung kann freilich nur gehalten werden, solange die Völker Vorderasiens und Indiens noch unter britischer Oberherrschaft bleiben. Erscheinen so manche Momente in den Umänderungen, die sich auf den Meeren ergeben haben, für England günstig, so zeigen sich wieder andere als recht ungünstig. Gleich in Europa macht sich für England ein sehr ungünstiger Umstand bemerkbar, der nämlich, daß die schmale Straße von Calais den Inselcharakter Englands immer mehr aufhebt oder wenigstens verringert. Weitreichende Geschütze, Luftschiffahrt und Unterseeboote lassen den natürlichen Schutz und die natürliche Isolierung, die England als Inselreich hatte, immer mehr verschwinden.

Die wichtigste Erscheinung der Neuzeit auf den Weltmeeren ist jedoch das starke Hervortreten der Vereinigten Staaten von Amerika als Flottenmacht und die Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Ozean durch den Panama-Kanal. Nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag vom Jahre 1850 sollte ein Kanal in der Landenge von Panama weder von England noch von Nordamerika befestigt werden dürfen, aber ein halbes Jahrhundert später setzten die Vereinigten Staaten von Amerika den Hay-Paunoefote-Vertrag durch, der den Nordamerikanern die unbeschränkte Herrschaft über den Panama-Kanal gab. Heute ist die Union in der Zone am Panama-Kanal sogar souveräner Herr. Das Hervortreten der nordamerikanischen Flottenmacht ist besonders deutlich im Stillen Ozean. In diesem größten Ozean der Erde ist heute die Union die größte Macht und wird es sicher auf lange Zeit hinaus bleiben. Das ist von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil voraussichtlich der Stille Ozean in den nächsten Jahrzehnten wirtschaftlich und politisch-geographisch eine noch weit größere Wichtigkeit erlangen wird, als er sie jetzt schon hat. Die Vereinigten Staaten haben England durch den Vertrag von Washington gewissermaßen zur Teilung der Seeherrschaft gezwungen, und sie haben Japan verpflichtet, seine Seerüstungen einzuschränken. Die Abmachungen von Washington gelten jedoch nur für eine begrenzte Zeitspanne. Ob nachher das Wettrüsten von neuem beginnt oder ob abermals Bestimmungen vereinbart werden, die als Gleichgewichtsabmachungen aufzufassen sind, steht noch in den Sternen geschrieben.

Soviel sich aber auf den Weltmeeren verändert haben mag, von der Freiheit der Meere, die schon seit dem 16. Jahrhundert so oft zum Gegenstand von Erörterungen gemacht worden ist, wird kaum mehr gesprochen. Während des Krieges wollte Wilson auch die Freiheit der Meere durchsetzen, er wollte Bestimmungen schaffen, die auch im Falle eines Krieges von keinem Lande sollten verletzt werden dürfen. Davon ist es nachher wieder ganz still geworden, und heute würde bei einem etwaigen neuen Kriege der Staat abermals die Seeherrschaft an sich reißen, der über die größte Flotte verfügt. Freilich dürfte dies in Zukunft nicht mehr England, sondern die Union sein.

Der rücksichtslose, an das Verbrecherische grenzende Ausbeutungsfeldzug der Getreide-Großproduzenten Deutschlands gegen den deutschen Konsumenten beweist, wie wenig die sogenannte Revolution an der Macht des Großagrariertums zu rütteln vermocht hat. Das Lebensinteresse der breiten Massen verlangt die Zerschlagung der großagrarischen Ausbeutung. Wenig weiß der deutsche Arbeiter, wenig weiß auch der Bauer von dem Feind, den es hier zu fällen gilt. Der nachstehende Artikel, dem bald weitere folgen werden, zeigt einige Hebelpunkte, von denen aus rechte Einsicht und fester Wille die Macht des Großagrariertums zerbrechen können.

Die Fortsetzung des Bauernkrieges mit anderen Mitteln

Von Paul Kampffmeyer

Die Schlachten bei Frankenhausen und Königshofen im Bauernkriege 1525 besiegeln das Schicksal der süd- und mitteldeutschen Bauern. Ihre Leibeigenschaft nimmt härtere Züge an, und die Ueberreste politischer Freiheit und Selbständigkeit, die sich die Bauernschaft zum Teil noch erhalten hatte, werden fast völlig ausgetilgt. Aus den Beschwerden der Bauern aus dem Jahre 1525 ersehen wir, daß die Dorfschaften noch zum Teil wirtschaftliche und politische Funktionen erfüllten. Noch wird von der Heeresfolge der Bauern und von den Volksgerichten da und dort geredet. Die freie Pfarrerwahl spielt in viele Bauernforderungen hinein. Das Dorf war als politische Gemeinde noch nicht völlig verschwunden.

Der Bauernkrieg hat den Sturz der mittelalterlichen Feudalgewalten wesentlich mit entschieden. Zahlreiche Burgen des dahinsterbenden Ritterstandes und viele Klöster der in ihrer Machtstellung durch die Reformation erschütterten Geistlichkeit sanken in Schutt und Asche dahin. Sie standen niemals aus ihren Trümmern auf, und viele noch bis auf unsere Tage erhaltenen Ruinen wissen von den Gewalthaufen der Bauern zu erzählen. Nicht die eigentlichen Mächte des Mittelalters hätten Herr der Bauernrevolution des Jahres 1525 werden können. Der Fürst als Träger einer neuen Staatsform triumphiert über die rebellierenden Bauern. Der schwäbische Bund wirft mit modernen Feuerwaffen und meist mit modernen Soldtruppen die schlechtbewaffneten, undisziplinierten Heere des aufständischen Landvolks nieder. Der aufkommende Landesherr, der schon vor dem Bauernkrieg das wirtschaftliche und politische Band der Markgenossenschaft durch seine gewalttätigen Eingriffe in die Markwaldungen und Markwiesen gelöst hatte, ist der eigentliche Gewinner des Bauernkrieges. Er baut den modernen Staat auf, der rücksichtslos der Stadt ihre Autonomie nimmt und das Dorf politisch völlig entrechtet. Er organisiert mehr oder weniger gewaltsam ein einheitliches Staatsgebiet, das seiner Gesetzgebung unterstellt ist und mit einem geldbezahlten Beamtentum regiert wird.

Die ökonomisch-soziale Existenz des Bauern wurde nach dem verlorenen Bauernkrieg in den Aufstandsgebieten nicht wesent-

lich umgestaltet. Der Bauer wurde im allgemeinen nicht enteignet und in einen landlosen Leibeigenen verwandelt. Mittel- und Süddeutschland blieb ein mittel- und kleinbäuerliches Agrarland. Als dort die Leibeigenschaft fiel, die bäuerlichen Hand- und Spanndienste, die Gefälle und Leistungen des Bauern an den gnädigen Herrn abgelöst wurden, behauptete sich dort im allgemeinen ein lebensfähiger Bauernstand.

Der landlose Tagelöhner ist nicht in Süd- und Mitteldeutschland, sondern in Nord- und Ostdeutschland zu Hause. Friedrich Engels hat einmal die Versklavung des ost- und norddeutschen Bauern darauf zurückgeführt, daß dieser nicht mit seinen Leidensgenossen im Süden zugleich die Fahne der Rebellion gegen seine Peiniger und Unterdrücker erhob. Zu dieser gemeinsamen Erhebung fehlten aber noch in den Zeiten des Bauernkrieges vollständig die notwendigen sozialen Bedingungen. Der Osten und Norden Deutschlands ist vom 12. Jahrhundert an von westdeutschen Bauern und Rittern kolonisiert und germanisiert worden. Der deutsche Bauer drängte vielfach den Slawen an die Seen und in die Sümpfe, er nahm ihm zum Teil seine Scholle und beherrschte ihn. Gemeinsame soziale Interessen verschmolzen die ost- und norddeutsche Bauernschaft nicht in den Tagen des Bauernkrieges zu einer Kampfesfront gegen die Junker. Wir haben im Osten Deutschlands nur ein bäuerliches Aufstandsgebiet: das Ordensland. Die raffinierte wirtschaftliche Ausbeutung und die gewalttätige Herrschaft der deutschen Ordensritter erzeugten in dem Ordensland eine dumpfe Gärung; aber diese entfesselte doch keine ernsthaften Rebellionen. Der Herzog zog mit dem Henker im Lande umher und erstickte alle Unzufriedenheit in Blutströmen. Ost- und Norddeutschland erlebte aber nicht einen allgemeinen blutigen Bauernkrieg, wohl aber einen unblutigen, aber sehr opferreichen.

Die ökonomische Verknechtung der ost- und norddeutschen Bauern, die sich lange Zeit kulturell, wirtschaftlich und politisch sehr wesentlich von der unterdrückten slawischen Bevölkerung unterschieden, setzte erst nach der Reformation ein. Zum Teil knüpfte sie an die Säkularisation des Kirchenlandes an. In Mecklenburg, Pommern, Holstein usw. wurden mit der gewalttätigen Enteignung der Kirche zugleich zahlreiche Klosterbauern „gelegt". Das Wort „Legen" wird bezeichnenderweise bei dem Vorgang der Kastration des Hengstes gebraucht. Der Hengst wird „gelegt". Der Bauer wurde durch das „Legen" gleichsam entmannt. Er verlor seine wirtschaftliche und soziale Männlichkeit, seine Selbständigkeit. Das war auch ein Bauernkrieg — ein für die Bauernschaft verlustreicher, sich über Jahrhunderte erstreckender Krieg.

Der Prozeß der Entstehung des adeligen Großgrundbesitzes, der großen Rittergüter beginnt also in Ost- und Norddeutschland mit der Erschütterung des geistlichen Feudalismus. Dort wird das geistliche Eigentum zum Teil mit dem fürstlichen Domänenbesitz vereinigt, zum Teil an den Adel verteilt und für Erziehungs- und Unterhaltszwecke des Adels verwendet.

Der Bauer, seiner Scholle beraubt, suchte den räuberischen Zugriffen seines Junkers völlig zu entgehen. Da hielten ihn nun die Gesinde- und Tagelöhnerordnungen fest. Eine mecklenburgische Ordnung vom Jahre 1654 brachte den Grundsatz klar zum Ausdruck: die Bauersleute

seien „ihrer Herrschaft nach Landesgebrauch mit Knechtschaft und Leibeigenschaft samt ihrem Weib und Kindern verwandt und daher ihrer Person nicht mächtig". Die gleiche Gesinde- und Tagelöhnerordnung sprach von den entlaufenen Untertanen als von bösen, meineidigen Buben, die wieder hereingebracht und mit Staupenschlägen, nach Befinden mit Leib- und Lebensstrafen, belegt werden müßten.

Die soziale Verknechtung der Bauern Ost- und Norddeutschlands hängt weiter im hohen Maße mit der Fortbildung der Landeshoheit zum absoluten Fürstentum und mit der Entwicklung der Geld- und Kapitalswirtschaft zusammen.

Der Landesherr konnte sich zum absoluten Fürsten nur dann entwickeln, wenn er über ein starkes, geldentlohntes Heer gebot. Der „große Kurfürst" kaufte daher in dem Landtagsabschied von 1653 dem privilegierten Adel das Recht, ein stehendes Heer zu halten, damit ab, daß er ihm die Bauern preisgab, daß er ihm in unterster Instanz ein unbedingtes Herrenrecht zugestand.

Die Verschlechterung der bäuerlichen Verhältnisse in Ost- und Norddeutschland ist zum Teil, wie wir betonten, auf die eindringende Geld- und Kapitalwirtschaft zurückzuführen. Die Junker Holtsteins wurden z. B. in die hanseatische Wirtschaftspolitik hineingezogen. Sie beteiligten sich vereinzelt an den Spekulationen der Lübecker Kornbörse. Namentlich als im reichen geldwirtschaftlichen Flandern die Weizenpreise in die Höhe stiegen, wurden, wie ein Chronist von Lübeck ausführt, „die Edelleute und die gierigen Kaufleute Kornkäufer und sendeten das Korn mit der Fahrt nach Flandern".

Die steigende Rentabilität der Schafzucht wirkte sehr fühlbar auf die Enteignung der mecklenburgischen Bauernschaft ein. Die Junker führten die Koppelwirtschaft auf ihren Gütern durch: sie ließen einen Wechsel in der Bebauung des Grund und Bodens eintreten. Die mit Getreide bestandenen Felder ruhten für einige Zeit und dienten der künstlichen Weide. Die Viehhaltung nahm zu und gestattete eine Einschränkung der beschäftigten Arbeiter. Die Junker betrieben nun das Bauernlegen mit besonderem Hochdruck. Der mit den Junkern im Jahre 1755 abgeschlossene „Erbvertrag" verbot zwar „das Legen ganzer Dörfer", ließ aber dem Adel „unbenommen ..., den Bauer von einem Dorf zum anderen zu setzen und dessen Ackerwerk zum Hofacker zu nehmen oder sonst dasselbe zu nutzen". Trotzdem „legten" nach Wiggers die Junker im Zeitraum von 27 Jahren nach diesem Erbvertrag 49 Dörfer mit 137 Vollhufen, 8 Dreiviertel- und 7 Halbhufen und 17 Kossäten. Diese Räuberwirtschaft der Junker preßte den mecklenburgischen Herzog in einem Briefe an den Kaiser diese Klage ab: „Wenn dieses also fortginge, so würde es etwa in zweihundert Jahren geschehen sein, daß in demjenigen Teil meiner Lande, woran Ritter und Landschaft Eigentum haben, kein einziges Dorf und keine Bauernschaft sich mehr befände" (Brief vom 31. Dezember 1782).

Wir schreiben hier keine Geschichte der gewaltsamen Expropriation des ost- und norddeutschen Bauernstandes — sie läßt sich lückenlos an der Hand der bereits erschienenen agrarhistorischen Abhandlungen über die Entstehung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Ost- und Norddeutschland abfassen —, sondern wir heben hier nur die Momente heraus, die in diesen Teilen Deutschlands besitzlose Leibeigene

erzeugten, die nach der „Bauernbefreiung" das Gros des landwirtschaftlichen Massenproletariats bildeten.

Der tiefeinschneidende Unterschied der ländlich-sozialen Verhältnisse Mittel- und Süddeutschlands und Ost- und Norddeutschlands ist auf die koloniale Eroberung und Besiedelung des Slawenlandes, auf die Massenenteignung zuerst slawischer und dann deutscher Bauern und auf die gleichzeitige Entstehung großer Rittergüter zurückzuführen. Im Osten und Norden Deutschlands kommt in brutaler Unterwerfung und Germanisierung der Slawen und dann in der Expropriation slawischer und deutscher Bauern der Typus des ostelbischen Herrenmenschen, des ostelbischen Junkers empor.

Die soziale Herrenklasse der Junker ist in den Zeiten der Bauernbefreiung, die sich über ein halbes Jahrhundert erstreckten, politisch und wirtschaftlich gefestigt genug, um den historischen Prozeß der Erhebung der hörigen und leibeigenen Bauern zu freien Bauern derart zu lenken, daß noch im 19. Jahrhundert durch die Agrargesetzgebung selbst große Klassen von Bauern expropriiert und zu besitzlosen Tagelöhnern gemacht wurden. Die berüchtigte sogenannte „Deklaration" vom 29. Mai 1816 befreite in Preußen im allgemeinen nur die spannfähigen Bauerngüter, die älteren Bestandes waren. Damit verfielen zahlreiche nicht spannfähige Güter und die Güter jüngeren Bestandes der Enteignung. Wäre die preußische Regierung nicht dem Druck der Junkerklasse gewichen und hätte sie die Grundsätze der Agrargesetzgebung von 1811 durchgeführt, so hätte sie in Pommern, Schlesien, Brandenburg und Preußen nicht 45 493 bäuerliche Besitzer, sondern allein 60 000 spannfähige und 161 000 spannfähige und nichtspannfähige Bauern geschaffen.

Die bloße Erhebung des Bauern vom hörigen und leibeigenen Bauern zum freien Eigentümer war schon mit ungeheuren Opfern verknüpft. Die Ablösung der feudalen Verpflichtungen, der Hand- und Spanndienste usw. bürdete ihm dann neue Lasten auf. Und schließlich erhielt der preußische Bauer nur einen Teil seines Landes wieder, das ihm vor der großen Bauernabschlachtung gehört hatte, und er hatte sich von Lasten freizumachen, die ihm erst durch brutale Gewalt und den Zwang der Geldwirtschaft aufgebürdet waren.

Die gesetzlose Bedrückung und „Legung" der Bauern und dann deren gesetzliche Expropriation und Auspowerung durch die Agrargesetzgebung, sie waren eben die Fortsetzung des Bauernkrieges mit anderen Mitteln. Dieser Bauernkrieg, der sich nicht wie der süddeutsche in blutigen Schlachten austobte, war ungleich viel verlustreicher für das nord- und ostdeutsche Landvolk, als der direkte Bauernmord des Jahres 1525. Er schuf schließlich die wirtschaftlichen Grundlagen für ein besitzloses ländliches Proletariat, das in Häusler, Insten und Einlieger zerfiel, und das heute in gemeinsamer Schlachtreihe mit dem städtischen Proletariat steht und für das gleiche Befreiungsziel wie dieses kämpft.

Bilanz und Pfandrecht

Von Wilh. Nöllenburg

Die Bestimmungen über die Aufmachung und Veröffentlichung der Bilanzen datieren aus dem Jahre 1897, die wirtschaftlichen und politischen Veränderungen der nachfolgenden Jahrzehnte haben sie nicht geändert. Infolgedessen sind sie zweifellos in hohem Grade abänderungsbedürftig. Die bisherige Bilanzkritik und Bilanzanalyse hat sich vor allem mit der Frage der Bewertung befaßt, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Gläubiger zu schützen, und die Unternehmungen, die die größte Anzahl Gläubiger haben — nämlich die Aktiengesellschaften —, ferner die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, sofern sie Bankgeschäfte betreiben, wurden zur Veröffentlichung ihrer Jahresbilanzen verpflichtet.

Sind nun die Aktiengesellschaften hinsichtlich der Struktur der Aktionäre heute noch das, was sie vor 30 Jahren waren? Diese Frage muß unbedingt verneint werden. Die Zahl der Aktiengesellschaften hat sich in den letzten zehn Jahren verzehnfacht, aber die Zahl der Aktieneigentümer — ich vermeide absichtlich den Ausdruck „Aktionär" — ist auf vielleicht ein Zehntel zurückgegangen. Das Kennzeichen der Aktiengesellschaft im Gegensatz zur offenen Handelsgesellschaft und G. m. b. H. besteht privatwirtschaftlich darin, daß bei ihr der Finanzmann nicht gleichzeitig auch Leiter der Unternehmung ist. Diese Unterscheidung kann jedoch heute nicht mehr gemacht werden. Von den Aktiengesellschaften befindet sich die Dreiviertel-Majorität im Familienbesitz bei 40 Proz., in festen Gruppen (Banken, Finanzleuten) bei 50 Proz., insgesamt bei 90 Proz. Es sind also höchstens 10 Proz. aller Aktiengesellschaften, bei denen ein besonderer Schutz der Aktionäre vielleicht in Frage käme. Zugegeben, daß auch bei solchen Aktiengesellschaften, deren Majorität in festen Händen liegt, ein Interesse der andern Aktionäre (Börsianer, Spekulanten usw.) vorliegt, so ist deren Zahl und finanzielle Beteiligung doch verschwindend klein. Das größte Interesse an dem Status der Gesellschaften haben nicht die Finanzgläubiger, wohl aber die Arbeits- und Warengläubiger. Deren Interesse beschränkt sich aber nicht allein auf Aktiengesellschaften, sondern auf alle Arbeits- und Warenkredit in Anspruch nehmende Unternehmungen, einerlei, unter welcher Rechtsform sie gebildet sind. Es liegt deshalb gar kein Grund vor, die Aktiengesellschaften hinsichtlich der Aufstellung und Veröffentlichung ihrer Bilanzen unter Sonderbestimmungen zu stellen. Wir haben in Deutschland dreierlei Bilanzvorschriften: 1. Allgemeine Bilanzvorschriften für jedes kaufmännische, handelsgerichtlich eingetragene Unternehmen. 2. Allgemeine Bilanzvorschriften für Aktiengesellschaften mit besonderen Anweisungen hinsichtlich Bewertung und Veröffentlichung. Diese Vorschriften finden wir im Handelsgesetzbuch und im Gesetz über die G. m. b. H. und eingetragenen Genossenschaften (sie sind vom Betriebsrätegesetz übernommen). 3. Genaue Bilanzvorschriften für alle gewerblichen Betriebe hinsichtlich Bewertung der Bestände, Berechnung und Verteilung der Unkosten in der Steuergesetzgebung.

An die Oeffentlichkeit dringen nur die de facto (nicht de jure) willkürlich aufgemachten Bilanzen der Aktiengesellschaften. Selbst der schwerindustrielle „Berliner Lokal-Anzeiger" schrieb in seinem Handelsteil, daß sich „aus den heutigen Bilanzveröffentlichungen keinerlei

Schlüsse ziehen lassen". — Die Bilanzveröffentlichung ist heute weiter nichts als eine Einnahmequelle für die veröffentlichenden Zeitungen. Deshalb sollte dieses Ausnahmerecht der Aktiengesellschaften schleunigst beseitigt werden, es wirkt heute nur lächerlich; es sind abgeleierte kaufmännische Karnevalsscherze, die man als „Bilanz" zu lesen bekommt.

An Stelle der veralteten Bilanzvorschriften fordere man für **alle** handelsgerichtlich eingetragenen Unternehmungen eine Vermögensbilanz (evtl. ohne Gewinn- und Verlustrechnung), aus der sich der effektive Vermögensstand, die Liquidität des Unternehmens, die Zusammensetzung der Mittel und ihre Deckung ergibt. Für die Bewertung kämen die Bestimmungen der Steuerbehörden in Betracht, darüber hinaus wäre aber in der Bilanz ersichtlich, wer Eigentümer der einzelnen Vermögensgegenstände ist und wem darüber uneingeschränktes Verfügungsrecht zusteht. Hierüber ist bisher ein Schleier gezogen, der im Interesse der Gesamtwirtschaft beseitigt werden muß. Wir stehen im Beginn eines „wirtschaftlichen Winters", der rücksichtslos alles zusammenbrechen läßt, was hinsichtlich technischer und kaufmännischer Organisation und Einrichtung nicht den Erfordernissen der Gegenwart entspricht. Heute ist es nun so, daß die wertvollen Gegenstände beim Zusammenbruch meist dem Gros der Gläubiger entzogen sind, da sie vorher einigen wenigen Gläubigern übereignet wurden. Dazu kommt noch, daß die übrigbleibenden Posten schwer und schlecht realisierbar sind, so daß die Gesamtheit der Gläubiger — bevorrechtigte wie allgemeine — nur wenig erhalten. Hier ein paar Beispiele:

Eine Maschinenfabrik A.-G. macht folgende Bilanz auf:

Aktiva		*Passiva*	
Grundstücke u. Gebäude	200 000	Aktienkapital	500 000
Maschinen	375 000	Gesetzl. Reservefonds	10 000
Werkzeuge	5 000	Hypotheken	35 000
Waren: 1. Rohstoffe	90 000	Gläubiger	385 000
2. fertige u. halbf.	60 000	Reingewinn	15 000
Außenstände	213 500		945 000
Kassa u. Bankguthaben	1 500		
	945 000		

Die Außenstände gingen sehr schleppend ein, infolgedessen konnten die fälligen Wechselverpflichtungen nicht erfüllt werden, und es kam zu Wechselprotesten und Geschäftsaufsicht. Die von der Geschäftsaufsichtsperson aufgestellte Bilanz ergab folgendes Bild:

Aktiva	Effektivwert	Realisierbarer Wert	*Passiva*	ungedeckt	gedeckt
Grundst. u. Geb.	200 000	100 000	Aktienkapital	500 000	
Masch.: Eigenbes.	160 000	60 000	Hypotheken		35 000
„ übereignet	280 000		Gläubiger	145 000	240 000
Rohstoffe: Eigenbes.	55 000	55 000		645 000	275 000
„ übereignet	40 000				
Halbf. Waren	30 000	10 000			
Fertige Waren	35 000	16 000			
Außenstände frei	213 500	195 000			
Kassa u. Bankguth.		1 500			
		437 500			

Den ungedeckten Forderungen in Höhe von 645 000 M. standen also nur für 437 500 M. realisierbare Werte gegenüber. Die Gläubiger von

145 000 M. wurden voll befriedigt, so daß dem Aktienkapital von 500 000 M. nur noch Vermögenswerte von rund 290 000 M. gegenüberstanden. Nach Abzug der Geschäftsaufsichtskosten usw. waren also 50 Proz. des Aktienkapitals verloren. Ein Teil der Gläubiger hatte sich dadurch gesichert, daß er die Maschinen unter Eigentumsvorbehalt lieferte, die Bankverbindung hatte sich einen großen Teil des Rohstofflagers übereignen lassen. Die Maschinen, Rohstoffe usw. erscheinen aber zu ihrem vollen Werte in der Bilanz (die Differenz von 5000 M. bei der Rohstoffbewertung ist unbedeutend und beruht auf subjektiver Schätzung). Wenn sich nun solch ein erhebliches Manko zwischen Effektivwert und realisierbarem Wert ergibt, so liegt das daran, daß einzelne Gläubiger sich „Sicherheiten" geben ließen, die den Betrag der so gedeckten Kredite erheblich überstiegen. Es ist so möglich, daß durch derartige Manipulationen auch die bevorrechtigten Forderungen ausfallen und die Arbeiter und Angestellten um ihren Lohn zugunsten einiger „vorsichtiger" Gläubiger betrogen werden. Schließlich wird durch solche „Vorsicht" unser ganzes Kreditsystem auf das schwerste erschüttert und die Lieferanten zu besonderen Aufschlägen als „Kreditrisikoprämien" direkt animiert.

War früher der kapitalistische Aktionär der Gläubiger, so sind jetzt die Lieferanten sowie die Arbeitnehmer (siehe Stinnes' Aga) die Hauptgläubiger, die auch ein Interesse daran haben, über die finanzielle Lage ihres Gläubigers aufgeklärt zu werden. Grundlage für solche „Aufklärung" gibt die Steuerbilanz sowie ferner das „Pfandverzeichnis". Hierunter verstehe ich eine Aufstellung aller jener Gegenstände, Forderungen usw., die sich im Gewahrsam des Schuldners oder in der Bilanz aufgezählt finden und die verpfändet, übereignet usw. sind. Bilanz und Pfandverzeichnis sind beim Amtsgericht (Abteilung für Handelsregister) zu hinterlegen, die Einsichtnahme und Anforderung von Abschriften steht jedermann frei.

In den Vereinigten Staaten von Amerika haben die dortigen Auskunfteien bereits derartige Register eingeführt, und kein ehrlicher Mensch fühlt sich hierdurch geschädigt. Die deutschen Auskunftsbüros geben für ein paar Mark auch an jedermann über jedermann Auskunft, da sie aber nicht immer richtig ist, ist ihre Beurteilung verschieden. Wird ein Schuldner zum Offenbarungseid geladen, kommt er in ein öffentliches Register. Warum aber erst den Brunnen dann zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist?

Die Bewegung für die Abschaffung des Heeres in Holland

Von F. M. Huebner

Die holländische sozialdemokratische Partei beschloß vor Monaten, einen Initiativantrag auf Abrüstung des holländischen Heeres einzubringen. Es war ein Anzeichen dafür, daß die Partei die Zeit in Holland für gekommen erachtete, den Kampf gegen den Militarismus nicht nur im Munde zu führen, sondern sich aktiv dafür einzusetzen. Sie mußte dies auch schon aus rein taktischen Erwägungen tun. Die antimilitaristische Strömung in Holland ist dermaßen stark geworden, daß die Partei, falls

sie sich der Bewegung nicht führend annimmt, fürchten muß, daß es die bürgerliche Gruppe der Freisinnig-Demokraten ist, die mit der Losung des Antimilitarismus als die sozial fortschrittlichst gesinnte gefeiert werden wird. Nachdem es in Dänemark die Sozialisten sind, die den Abrüstungsgedanken zum Eckstein ihres sozialen Erneuerungsgebäudes gemacht haben, nachdem MacDonald seinen Appell an die kleinen Völker: beispielhaft voran zu schreiten, ergehen ließ, und nachdem schließlich die Genfer Verhandlungen über die Pazifierung des Erdteils, die fast erstorbenen pazifistischen Hoffnungen so mächtig angeblasen haben, ist die Abrüstung Hollands hierzulande zum Problem des Tages geworden. Indem die Sozialdemokratie sich mit raschem Entschlusse an die Spitze dieser Strömungen stellte und derselben dergestalt ihren legalen Rahmen und ihre legale Form der Forderung gab, konnte sie sicher sein, daß die Abnahme ihrer Anhänger, die bei den letzten Wahlen zu verzeichnen war, 1925 in einem kräftigen Zuwachs umschlagen würde; die Wahlen brachten ihr in der Tat einen Zuwachs von vier Sitzen.

Der Antimilitarismus war bisher eine Sache der Anarchisten, Kommunisten, Tolstoianer gewesen, fristete also ein wohl kräftiges, aber nicht parlamentsfähiges Dasein. Parlamentsfähig wurde der Antimilitarismus im Frühjahr 1924 durch einen Vorstoß des freisinnigen Demokraten, Professor van Embden, der in der Ersten Kammer die Frage aufrollte, ob es angesichts der neuen Gas- und Bakterienwaffen Zweck habe, daß Niederland eine Armee von Fußsoldaten, Reitern und Kanonieren halte. Der Betreffende ließ es aber nicht bei der Frage nach der größeren Zweckmäßigkeit der bisherigen oder einer künftigen Rüstungsform bewenden; er rollte die Frage des Militarismus für Holland überhaupt auf, indem er nachwies, daß Holland sich weder mit den bisherigen Waffen noch mit Hilfe von Gasmordinstrumenten zu verteidigen vermöge, daß es als kriegsgerüsteter Staat vielmehr Gefahr laufe, in die künftig zu erwartenden Konflikte der westlichen Großmächte mit hineingerissen und vermöge der neuen Gas- und Bakterienwaffen binnen kurzem gänzlich verwüstet zu werden. Da Holland keine chemische Industrie besitze, müsse es seine chemischen Angriffs- und Abwehrmittel im Auslande kaufen und damit auf die wichtigste Eigenschaft der chemischen Bewaffnung: auf die Geheimhaltung seiner verwendeten Gase verzichten. Um sich dieser Eventualität zu entziehen, um von vornherein kein Mißtrauen darüber aufkommen zu lassen, welcher kriegführenden Partei Holland sich anschließen werde, sei es das nützlichste, zu erklären und zu beweisen: Das Land ist waffenlos. Vonnöten sei lediglich die Erhaltung einer kleinen Polizeitruppe.

Wie man sieht, sind es realpolitische Erwägungen, die in erster Linie Professor van Embden auf die Bahn der Kriegsdienstgegner gedrängt haben. Er bedient sich gar nicht jener Beweisführung, mit welcher die revolutionären Anarchisten Hollands bisher für ihr Ideal gekämpft haben; ihnen ging es in erster Linie um den moralischen Inhalt dieses Ideals; Antimilitarist sein hieß, eine bestimmte Gewissenshaltung einnehmen und vertreten. Jetzt, wo der Antimilitarismus parlamentsfähig wird, schiebt sich der treibende Gesichtspunkt auf eine niedere Ebene, die Ebene der politischen Praktik, um jedoch im selben Augenblick an Suggestionskraft außerordentlich zuzunehmen. Die Mehrheit der Menschen ist nun einmal für einen ganz geistigen Gedanken eher zu ge-

winnen, wenn man ihr klarlegt, daß dabei die Einheimsung eines real faßbaren Vorteils herausspringen könne.

Die Ausführungen van Embdens gipfelten in dem Vorschlage, es solle eine Untersuchungskommission über das Abrüstungsproblem eingesetzt werden; der Antrag wurde mit 18 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Damit wäre die Angelegenheit vielleicht vorläufig zur Ruhe gekommen, wenn sich nicht die Gegner der Abrüstung gerührt und durch ihre lauten Protestmaßnahmen erst recht die Augen der ganzen Nation auf die brennende Frage: Armee — oder keine Armee? gelehnt hätten. Es sickerte durch, daß die Heeresleitung die in diesem Jahre wieder eingeführten Paraden nur zu dem Zwecke veranlaßt hatte, dem Publikum ein Schauspiel zu bieten und das einschlafende Interesse am Militär anzufachen. Der Gedenktag der 10jährigen Mobilmachung wurde dazu ausgenutzt, im ganzen Lande für Landheer und Flotte lärmend die Trommel zu rühren. Und schließlich trat der Höchstkommandierende dieser Mobilisationszeit, General Snyders, in eigener Person auf, um gegen den freisinnigen Abgeordneten, wie er meinte, ein erledigendes Anathema zu schleudern.

Die Freisinnig-Demokraten unternahmen das geschickteste, was sie tun konnten: Sie polemisierten nicht etwa gegen die Auffassungen des ehemaligen Soldatengewaltigen, sondern sie luden diesen ein, auf einer öffentlichen Versammlung für seine Anwürfe die stichhaltigen Gründe zu erbringen. Diese, vom ganzen Lande mit leidenschaftlicher Spannung erwartete Debatte verlief zwischen Professor van Embden und General Snyders in den gebührlichsten Formen rethorischer Gegnerschaft, wenn schon der mit 2500 Personen allen Kreise angefüllte Saal lärmend und höhnend wider den General Partei ergriff. Der General verließ als der Besiegte den Schauplatz des Redekampfes, denn er vermochte die deutlich gestellten Fragen van Embdens nun einmal nicht zu beantworten: die Fragen nämlich, ob es Mittel gäbe, Holland vor einem kriegerischen Gasangriff hinreichend zu schützen. Da er solche Mittel nicht anführen konnte, hatte van Embden ohne weiteres Oberwasser, indem die Prämisse seiner Argumentation ja war: daß eine Rüstung Hollands zwecklos geworden sei, die das Land nicht wider die neuen Waffen zu beschützen vermöge.

Glaubte der ehemalige holländische Höchstkommandierende die Popularität des holländischen Heeres durch diese Debatte zu erhöhen, so hat er gerade das Gegenteil erreicht: In der Niederlage, die er als Person erlitt, empfing im hellen Licht der Oeffentlichkeit die allgemeine Dienst- und Landesverteidigungspflicht einen derart heftigen Stoß, daß es nicht bei einem moralischen Schaden bleiben wird. Die Stimmung des Landes wurde aufs kräftigste in die Richtung des entschiedenen Pazifismus hingetrieben.

Professor van Embden kündigte in seiner Rede an, daß ehebaldigst ein „Komitee für die nationale Abrüstung" hervortreten und ihr Werk beginnen werde. Man hat in diesem Komitee wohl das Bindeglied zwischen Freisinnig-Demokraten und Sozialdemokraten zu sehen. Das Bündnis, welches die beiden Parteien für den Zweck der antimilitaristischen Propaganda eingehen, sah natürlich auch die Möglichkeit für ein späteres Zusammenhalten vor, nämlich für den Fall, daß nach dem Wahlergebnis von 1925 die genannten beiden Parteien genötigt sein sollten, die Regierungsverantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

Wenn auf diese Weise die beiden linksgerichteten parlamentarischen Parteien die Früchte der seit langem geführten antimilitaristischen Propaganda ernten, so haben sie den Erfolg nicht so sehr dem eigenen bewußten Streben als der Aussaat jener oben erwähnten nichtparlamentarischen Antimilitaristen zu danken. Diese Freischaren haben durch große persönliche und finanzielle Opfer den Boden vorbereitet, auf dem sich die nur durch eine Polizeitruppe verteidigte neue Staatsorganisation aufbauen soll.

Die antimilitaristische Bewegung in Holland geht zurück auf den Pfarrer Domela Nieuwenhuis, der die Kirche verließ, in die sozialdemokratische Partei eintrat, aber auch aus dieser austrat, um als Anarcho-Sozialist wirken zu können. 1904 rief Domela Nieuwenhuis den ersten internationalen antimilitaristischen Kongreß nach Amsterdam zusammen; 1907 wurde die Tagung wiederholt. Die von ihm gegründete antimilitaristische Vereinigung, die sich nach dem Weltkriege neu konstituierte, empfing viel Zustrom aus dem Lager der christlichen Sozialisten, Orthodoxen und freisinnigen Christen. Die Führer der Bewegung wurden aus verschiedenen holländischen Provinzen verbannt. Staatsbeamte, die sich antimilitaristisch betätigten, wurden des Dienstes enthoben. Die Dienstverweigerung stieg nichtsdestoweniger unaufhörlich. Ueber tausend Militärdienstverweigerer wurden zu Gefängnisstrafen von mindestens zehn Monaten verurteilt. Gegenwärtig sitzen 40 Friedensfreiwillige gefangen. 1921 führte Herman Groenendaal einen aufsehenerregenden Hungerstreik durch. Ein Unterstützungsfonds, der für die Angehörigen der Kriegsdienstverweigerer errichtet wurde, konnte bisher 100 000 Gulden ausbezahlen. Heute hat die von Domela Nieuwenhuis gegründete antimilitaristische Vereinigung Dutzende von Unterabteilungen im ganzen Lande. Das Organ der Vereinigung ist das Monatsblatt: „De Wapens neder!", das in 14 000 Exemplaren verbreitet und gegenwärtig von B. de Ligt geleitet wird. Das internationale antimilitaristische Büro ist gleichfalls in Holland angesiedelt und wird von J. Giesen geleitet. Die orthodox-christlichen Antimilitaristen errichteten unlängst eine eigene Organisation, den christlichen Bund gegen den Militarismus, Amsterdam, dessen Organ die Monatsschrift „De Olyftak" (der Olivenzweig) ist.

Nämlich Hinkefuß

Von Oskar Graf

Um jene Zeit, da die mächtigen Seefahrervölker Europas das ferne Amerika vollends entdeckt hatten und anfingen, dieses reiche, riesige Land auszubeuten und seine Bewohner zu unterjochen, schmachtete in einem düsteren Londoner Gefängnis ein Mann namens: Nämlich Hinkefuß. Er war der Sohn einer Waldhexe, die einstens dem König das Leben gerettet hatte und nun längst tot war. Und er hieß so, weil er mit dem linken Fuß hinkte und jede Rede mit „Nämlich" begann.

Lange Zeit war er des Königs Narr gewesen, ergab sich aber allmählich dem Trunke, und als sein Herr einmal von ihm unterhalten werden wollte, traf er Hinkefuß toll und voll berauscht und wurde sehr erzürnt über ihn.

„Was, du trinkst, wenn es mir nicht genehm ist?“ rief der Herrscher Englands finster. „Weißt du nicht, daß niedere Leute nicht trinken dürfen, daß es eine Schande ist für einen Untertanen? ... Das sollst du büßen!“ Und damit ließ er den Betrunkenen kurzerhand einkerkern.

Im Gefängnis traf Hinkefuß viele, welche sich draußen aus Not und Verzweiflung dem Trunke ergeben hatten. Zum großen Teil waren es allerärmste Tagelöhner und Bettler. Jeder antwortete auf die Frage, warum er hier sei: „Mein Gott, der Branntwein! Kummer und Sorgen und der Branntwein und mein Durst!“

Nämlich Hinkefuß wurde verwundert. Beim König und bei den Fürsten gab es doch allzumal Branntwein in Hülle und Fülle, und trank man ihn, so wurde man fidel und lustig, erinnerte sich der Narr. Wie kam es denn, daß diese armen Gefangenen so unglücklich darüber geworden waren? Warum war das denn so, daß die Herrscher und Reichen trinken durften, soviel sie wollten, während man es den Armen verbot?

Er fragte hin und her bei seinen Leidensbrüdern, aber keiner konnte ihm eine rechte, einleuchtende Antwort geben.

„Ja, weißt du,“ meinte ein alter, zerfallener Sträfling, „das ist so, die reichen Herren und Damen, die haben Zeit zum Ausschlafen, wenn sie sich betrunken haben, aber unsereins kann nicht mehr arbeiten, wenn's einen Rausch hat .... Und d a s duldet man nicht; siehst du, so ist's.“

„Nämlich warum aber geben denn dann die Wirte an uns arme Teufel Branntwein ab, wenn sie wissen, nämlich, daß sie uns ins Unglück stürzen?“ wollte Hinkefuß wissen. „Nämlich, warum verbietet denn der König solche Wirtschaften nicht?“ — Da fing ein anderer Sträfling mit zahnlosem Mund und einem verwilderten Bart laut zu lachen an und rief: „O du Grünschnabel, merkst du denn nicht, daß die Wirte dem König eine Unmenge Geld verdienen?“

„Nämlich wieso?“ fragte Hinkefuß verwundert.

„Wieso? ... Nun, die Wirte müssen vom Verdienst eines jeden Stückfasses Branntwein soundso viel Geld an den König abgeben — und da es nicht lauter reiche Leute gibt, die sich einen Keller voll Branntwein anschaffen können, sondern recht, recht viele Arme, die nur hin und wieder einige Gläser oder, wenn es hoch kommt, einen Liter Branntwein trinken können, — deshalb gibt's eben Wirte!“ belehrte ihn der häßliche Sträfling.

Noch viele versuchten, Hinkefuß zu belehren. Er aber begriff nicht recht. Ihm kam Reue, bitterste Reue an. Und ein großes Mitleid erfaßte ihn, wenn er all seine Leidensbrüder ringsherum ansah.

„Nämlich nein!“ rief er vor sich hin, als er sich auf den kalten Steinboden legte. „Nämlich nein! Nämlich ich will nie wieder trinken! Nämlich der Branntwein bringt Unglück. Nämlich mein Herr und König tat recht daran, mich zu strafen. Nämlich ich werde all mein Leben darauf verwenden, um der Branntweintrinkerei ein Ende zu machen!“

Und so wollte er es halten für und für. Das schwor er sich. — —

Zur selben Zeit verkündete ein Kurier des Königs in allen Gassen und Straßen und auf den Plätzen der Stadt, daß ein großes Kriegsheer gegründet werden sollte zur Unterwerfung der Rothäute im fernen Amerika, und jeder Mann könnte mit. — Auch in die Gefängnisse kam der Kurier und meldete das gleiche.

„Eure Strafe ist euch erlassen, wenn ihr mitkämpfen wollt gegen die verbrecherischen Rothäute!“ rief er. Und alle, alle meldeten sich zu Kriegsdiensten. Sogar den krüppelhaften Nämlich Hinkefuß verschmähte man nicht.

In kurzen drei Tagen konnte eine große Flotte mit zahlreichem Kriegsgerät und vielen, vielen Kriegern ins Meer stechen. Jeder Mensch, der über den Ozean fuhr, war voller Tatendurst.

Als aber das Heer in Amerika landete, sah es mit Schrecken, daß die Indianer weit mehr an Zahl waren. Und nicht nur das. Schon die erste Schlacht zeigte den Engländern, daß die Rothäute kühner, flinker und entsetzlich grausam waren. Das Heer des Königs wurde geschlagen und mußte sich bis an die Küste zurückziehen. Viele waren tot, viele in die Hände der Indianer gefallen und starben am Marterpfahl unter gräßlichen Qualen.

Es wollte keiner mehr von den Kriegern gegen den furchtbaren, überlegenen Feind kämpfen. Und da kam der Feldherr auf eine List. Er gab seinen Soldaten Branntwein. Gerade so viel bekam jeder, daß er sich Mut antrinken konnte.

Nämlich Hinkefuß — als er dies sah — dachte aber an seinen Schwur und trat vor den Feldherrn mit zorniger Miene.

„Nämlich!“ rief er mit bebender Stimme. „Nämlich der König hat niederen Leuten das Branntweintrinken verboten. Nämlich warum gebt Ihr uns dieses Giftwasser? Nämlich wißt Ihr nicht, wenn er es erfährt, daß wir alle in den Kerker kommen?“

Der Feldherr war schon ein wenig betrunken und lachte dem Narren ins Gesicht. Aber als dieser seine strenge Miene nicht im mindesten veränderte, sagte er nur: „Sei beruhigt, diesmal nicht!“ Und damit befahl er Hinkefuß, zu gehen. —

Der Narr ward verwirrt ob dieser Auskunft und ging recht nachdenklich ins Lager zurück. Und da traf es sich, daß er an der ersten Zeltreihe dem häßlichen Sträfling begegnete, den er im Gefängnis kennen gelernt hatte. Und der war fidel und hob schon von weitem die Flasche und rief :„Ei, Hinkefuß, komm her! Hier trink! Trink!“

Unser Narr aber fuhr ihn zornig an: „Nämlich weißt du nicht, daß wir alle wieder ins Gefängnis kommen, nämlich, wenn wir Branntwein trinken, du?“ Und stehen blieb er, bebend und bleich.

„Hm! Narr!“ rief ihn der häßliche Sträfling an: „Diesmal nicht, denn diesmal ist's dem König genehm!“

Im selben Augenblick stürzte ein Soldat durch die Zeltreihen, der den Indianern entkommen war, und rief immerzu mit keuchender Stimme: „Ich habe die Rettung! Ich habe die Rettung!“

Und als man ihn fragte, rief er triumphierend: „Der Branntwein! Der Branntwein hat mich gerettet! Gebet den Rothäuten zu trinken, viel zu trinken, bis sie berauscht sind, dann werden wir sie besiegen!“

Und: „Branntwein! Branntwein unsere Rettung!“ hörte Hinkefuß immerzu, während er sich in ein Boot schwang und jenem Schleppschoner zuruderte, in welchem die Stückfässer lagerten.

Weithin hallte das Geschrei der Soldaten, und man hörte die Freude daraus. Stockdunkel war die Nacht, aber Nämlich Hinkefuß hatte von seiner Mutter Katzenaugen mitbekommen und sah den Schoner sehr wohl. Mit aller Kraft ruderte er und gelangte glücklich an sein Ziel. Hastig

schwang er sich aufs Deck, zog seine Picke aus dem Gurt und schlug ein Faß nach dem andern ein, daß der Branntwein zischend herauspeitschte und über Deck in das Meer floß.

Ohne daß ihn wer bemerkte, kam der Narr ins Zeltlager zurück. Als dann die Soldaten zum Schoner fuhren, fanden sie nicht einen Tropfen Branntwein mehr in den zerstörten Fässern. Jammernd und schimpfend stiegen sie an Land und verlangten vom Feldherrn die Rückkehr nach England.

Als der zweite Morgen anbrach, stachen die Schiffe ins Meer, und ohne Fährnisse kamen sie im Londoner Hafen an. Der König mit seiner ganzen Gefolgschaft stand am Ufer und empfing den Feldherrn mit düsterer Miene.

„Warum habt ihr nicht gesiegt?" rief er barsch und musterte die Schar der Krieger, die ihren Führer umstand. Alle senkten die Köpfe und schwiegen. Da auf einmal stürzte Hinkefuß aus den Reihen und fiel vor seinem König ins Knie.

„Nämlich", rief er untertänigst. „Nämlich, hochgnädiger Herr und König, ich habe Eure Weisung befolgt! Ich hielt mich an das: Niedere Leute dürfen keinen Branntwein trinken, und da habe ich die Branntweinfässer zerstört!"

Einen Augenblick stießen alle einen Schrei aus, und Hinkefuß glaubte, es sei lauterste Freude. Er zitterte vor Glückseligkeit, seinem Herrn so getreulich gedient zu haben. Da aber, auf einmal, hörte er den König rufen: „Hängt ihn!" —

Soldaten packten den Schreienden, und zur selben Stunde noch ward er gehängt direkt auf dem Hafen. — —

Das ist lange her jetzt, und längst hat man den armen Narren vergessen. Seit jener Zeit aber pflegt man unter niederen Leuten zu sagen, wenn ein König ein neues Gesetz herausgibt: „Nämlich — Hinkefuß! Das ist nur für niedere Leute — und wie es dem König genehm ist .... Nämlich so oder so, ob du's hältst oder übergehst, es ist allzumal eine Falle ..." — — —

Sonntag auf Montmartre

Ein Brief

Denken Sie noch, Mathéy, an den herrlichen Oktobersonntag oben auf Montmartre? Der weiße Marmorkitsch der Sacré Coeur glitzerte in der prallen Sonne, die Mitte Oktober noch einmal den Frühling herausgebracht. Wissen Sie noch, wie im Luxembourg die Kirschen noch einmal Blüten angesetzt hatten? Kirschblütenansätze und knallendes Rot der Stauden nebeneinander, ein toller Anblick. Die Aquarelle, die Sie aus Versailles mitbrachten, tragen ja auch einen Duft von Frühling ....

Und als wir hinaufgestiegen waren in das kleine Atelier in der Rue Ravignan — darf man's überhaupt Atelier nennen, diese Arbeitsstätte, die, karg, herb, nichts als Werkstatt war, Werkstatt eines feinen, stillen Poeten, der an seiner gemalten Poesie feilt und ziseliert wie der Mann an der Drehbank —, war die Geruhsamkeit, die schattende Kühle nicht so, als ob man am Sonntagmorgen zu kurzer Rast in die Stube eines mecklenburgischen Kantors eingetreten wäre? Nur daß auf dem

kleinen Platz davor statt der Linden mächtige Kastanien ihre Schatten warfen. Absonderlicher Gedanke, zu glauben, daß man eben aus dem Auto gesprungen, daß Boulevard, Chic, Betrieb eben noch vorbeigeflitzt waren. Alles war so weitab in dieser Werkstatt des Juan Gris und brauste doch noch nach, ganz von fern, wie in der Muschel das Wogen der Welle. Vielleicht nur, um dem Arbeiter hier Tempo und Rhythmus zu geben. Und merkwürdig, wir haben ja oft noch davon gesprochen, wie alle Abseitigkeit auf einmal weg war, als dieser gute Junge — hatte er nicht etwas Jungenhaftes, auch als wir ein paar Abende vorher mit Léger, mit George, mit Kahnweiler, das Quecksilber: die entzückende kleine Madame Léger nicht zu vergessen, bei den Bürgermädchen und ihren Kontoristen tanzen waren? — die Bilder herholte und von seiner Kunst zu sprechen begann. Wie einfach war das, wie selbstverständlich! Selbst Sie, der Sie bei Léonce Rosenberg so manchmal opponiert hatten, waren — sogleich im Bilde. Wieviel Theorie hat man bei uns aus Picasso, aus Gris, aus Kubismus und derlei gemacht, wieviel Kopfzerbrechen und Kopfschmerzen. Und dieser Gris sprach ja nur vom Metier, von der Fläche, in der Farbe und Farbwerte so weit entwickelt werden, daß sie darstellen, den wirklichen Gegenstand darstellen. Ein Rhythmisieren der Darstellung, die Gris das Poetische nannte gegenüber der Prosamalerei, die sonst so aus Impuls und Handgelenk hergesetzt wird.

Und sicherlich denken Sie doch auch noch an das nette Dejeuner in der kleinen Kneipe, ein bißchen weiter oben auf der Place du Tertre, der, ich möchte sagen: Kehrseite des Vergnügungsberges. Wieder ein Stückchen Platz, man hätte meinen können, man säße in dem Ausspann eines Landgasthauses mit dem Marktplatz davor, fehlten nur die pickenden und gackernden Hühner. In einer Art Schaufenster (wie man sie auch nur noch auf dem Land hat), neben Flaschen und Gläsern, ein paar Bilder, die einer der armen Teufel von Maler vermutlich hier abgegessen hat und die nun (wie lange schon?) auf einen Liebhaber warteten. Neben uns an den schmalen Holztischen ein paar Soldaten, die ihr Weißbrot in die Suppe brockten, ein paar Kleinbürger, die beim Roten von ihren Geschäften, den Affären des Quartiers oder, was weiß ich, sprachen. Hatte das nicht Stimmung, was uns die Freunde vom Montparnasse da aufgetischt hatten, mehr Cachet, bei Gott, als Dôme und Rotonde zusammen?

Doch davon wollte ich eigentlich nicht reden, sondern von dem anderen Atelier, in das man uns dann führte. Wissen Sie noch, wie wir in dem alten vermorschten Haus, einer hinter dem anderen, die schmale Wendeltreppe hinaufkletterten und wir auf einmal vor der wohl merkwürdigsten Malerfamilie des heutigen Europa standen? Viel Raum war ja gewiß nicht in dieser Hütte, wo die Frau, der Mann und der Sohn ihre Kunst machen. Durch das große Atelierfenster, auf dessen angestaubte Scheiben mal mit dem Finger eine Blume oder ein Kopf umrissen waren, hatte man einen prächtigen Blick über die Dächer des abfallenden Hügels, ein Blick, der nach der einen Seite zu versperrt war durch eine hohe, grau angetünchte Brandmauer. Und in diesem Raum selbst gab's eigentlich nur Leinwände, in den Ecken standen sie rum, auf den Staffeleien, die vielen unverkauften Bilder. Welch tapfere Frau diese Suzanne Valadon, die gewiß nicht in der Illusion lebt,

den Ewigkeitszug zu haben, die aber mehr ist und mehr vorzuweisen hat als die Sandwich-Männer der Kunst, die ihre kosmische Sendung vorn und hinten plakatiert tragen. Sie kam zur Kunst nicht wie die Fräuleins, die mit Malkasten und säuberlicher Palette zur Malschule laufen, um Atelierklatsch und Zigarettenrauchen zu lernen. Sie hat gewissermaßen von der Pike auf gedient. War Modell bei Degas. Hat unter seinen Augen und mit seinem Zuspruch zu zeichnen angefangen. Wenn sie, glaube ich, je einen Flechtheim gefunden, der sie gemanagt hätte, sie hätte es sicherlich so weit wie Rudolf Levy bringen können. Vielleicht sogar noch weiter. Doch in Paris gehört ja noch verschiedenes anderes dazu, um sich durchzusetzen....

Utter, der Mann, der uns Stilleben, Porträts und Landschaften zeigte, ist so eine Art Malererscheinung, wie sie vielleicht nur noch in Paris vorkommt. Man möchte sagen, ein solider Kunsthandwerksmeister. Er malt nicht für das Museum und nicht für die Kunstausstellung, eher für Menschen, die ihr Glas Rotwein trinken, ihr Lied singen, und denen es dann auch eine Freude macht, an der Wand etwas zu haben, was rechtschaffen gut ist.

Doch, Sie mögen recht haben, darum Berg und Wendeltreppe hinaufsteigen?! Das kann man auch sonst haben; aber nicht den großen Sohn der Valadon: den Utrillo. Wissen Sie noch, wie es diese bescheidene Frau auf einmal stolz machte, uns Bilder von ihm zeigen zu können, wie sie sagte, was alle Welt in Paris sagt: „Utrillo, c'est important". In der Tat, die Malerei, die dieser jetzt 42jährige noch oder wieder machen kann, ist eine erstaunliche Sache, hat mit allem, was sonst gemacht wird, mit Programm und Richtung nichts zu tun und hat doch alles, was heute den Schöpferischen wert ist, irgendwie in sich. Wenn er so eine Montmartrestraße mit all ihrer pariserischen Kleinstädtischkeit abkonterfeit, wenn er die Sacré Coeur oder das andere Kabinettstück von Montmartre: die Windmühle oder eine der Kirchen, wie sie in den französischen Landstädtchen erhalten sind, malt, so könnte man meinen, so was sei Arrangement für den Bürger, der wiedergegeben haben will, was er zu sehen gewohnt ist. Aber das ist gemacht mit einer Malerei, die es, weiß Gott, in sich hat. Wenn Sie wollen wie Chardin, der den Bürgern so nette Küchenstilleben präsentierte, die, wenn ich so sagen darf, unterhalb des Genres eine Malerei enthalten, die so unglaublich, so bis auf den letzten Strich und den simpelsten Farbton diszipliniert ist. Wir sprachen von Zauberei damals im Louvre, und etwas von solcher Zauberei schien uns ja auch in Utrillo zu stecken.

Kennen Sie eigentlich alle die Geschichten und Legenden, die um diesen Utrillo herum im Umlauf sind? In irgendeiner Gesellschaft, wo ich kurz darauf war, hat man den ganzen Abend fast nur davon gesprochen. Daß er einen gefährlichen Hang zum Alkohol hat, wissen Sie wohl? Als Junge soll es ihm Spaß gemacht haben, sich von den Weinkutschern auf ihren Fahrten mitnehmen zu lassen. Da ist er dem Alkohol verfallen, wie viele jetzt dem Koks verfallen sind. Und später, als er mit der Malerei angefangen hatte — und was soll solch Junge einer Malerin auch sonst anfangen? —, soll er wie Modigliani, der ja buchstäblich verreckt ist, die Bilder und Bildchen für einen Absynth in die Kneipen der Butte gebracht haben. Wobei oder wodurch es dann auch zu allerhand nicht ganz harmlosen Exzessen gekommen sein soll.

Doch, sagt man, Utrillo habe einen hochmögenden Protektor: den Polizeipräfekten, der — merkwürdiger Tip — selbst ein großer Verehrer seiner Malerei und ein leidenschaftlicher Sammler seiner Bilder sein soll. Auch davon werden Sie gehört haben, daß viele seiner Bilder, und gerade die schönsten, nicht draußen auf dem Land, sondern nach — billigen Ansichtskarten im Atelier gemalt sein sollen. Was schon sein mag. Eben weil ihn die Valadon nicht so herumlaufen lassen kann, malt er so eine Dorfkirche, die in der Provence oder sonstwo steht, daheim im Atelier. Nur die graue Mauer vor sich, aus der er herussieht oder in die er hineinpoetisiert alle Gestuftheit, die ein Stück Malerei nur haben kann. Ich weiß, Sie werden dagegen opponieren, obzwar gegen die Delikatesse dieser Malerei, die Subtilität der Anschauung nichts zu sagen ist. Das Uebliche ist es ja auch nicht, das Uebliche — und für die meisten auch Unerläßliche — ist eben, daß Natur vor der Natur zu malen ist. Gewiß, gewiß, ich werde mich hüten, etwas dagegen zu sagen. Aber lesen Sie einmal bei Vollard nach, was Degas, der doch schließlich auch einer war, dazu gesagt hat, als Vollard sich wunderte, daß er seine Landschaften im Zimmer, „mit dem Rücken gegen das Fenster stehend!", malte. „Von Zeit zu Zeit", meinte Degas, „stecke ich auf der Reise die Nase aus dem Wagenfenster. Und man braucht nicht einmal seine vier Wände zu verlassen: mit einer grünen Kräutersuppe und drei alten Holzpinseln, die man hineinsteckt, hat man Stoff genug, um alle Landschaften der Welt zu malen." Und dann mit einer heftigen Handbewegung: „Sie wissen, was ich von den Malern halte, die auf der Landstraße malen. Wenn ich die Regierung wäre, würde ich eine Abteilung Gendarmerie zur Beaufsichtigung solcher Menschen beordern, die Landschaften nach der Natur malen... Oh, den Leuten brauchte nicht gleich der Garaus gemacht zu werden, für den Anfang wäre ich mit etwas Schrot zufrieden."

Nichts für ungut, lieber Mathéy, auch diesmal wollen wir keinen Programmstreit anfangen. Die einen ziehen den Bordeaux naturell von der Rebe vor, die anderen — aus der Flasche. Herzlichst Ihr

Paul Westheim

Kritik und Publikum

Von Alfons Fedor Cohn

Die Filmleute klagen oft und bewegt darüber, Filmkritik werde vielfach von solchen geübt, die ihnen nicht als Fachleute gelten. Diese wüßten z. B. nicht, wie, mit welchen Mitteln, aus welchen Absichten, unter welchen persönlichen und technischen Schwierigkeiten ein Film zustande käme. Diese Klage, bei jeder andern Kunstbetrachtung mehr oder weniger angebracht, ist hier verfehlt. Gewiß ist die Aufgabe des Kritikers in jedem Falle eine zwiefache: einmal zum Produzenten, das andere Mal zum Konsumenten gewendet zu sprechen, einmal festzustellen, was beabsichtigt war, welche Mittel wirkten, welche versagten, welche gänzlich gefehlt haben, andererseits anzuleiten, wie jene Absichten sensuell aufzufassen, wie sie ins umfassendere Leben zu stellen sind. Er hat — mit nüchterner Formel — anzugeben, wo ein Kunstwerk oder was sich dafür ausgibt, in seiner Zeit steht, woher es kommt, wohin es geht.

Beim Film bleibt die Kritik des Produktionsprozesses lediglich Sache der Fachleute, gehört nur in die Fachpresse und ist für den Kritiker, der den Film wesentlich als Zeiterscheinung einordnet und bewertet, belanglos. Der Grund liegt auf der Hand. Das Wortdrama wird mit jeder Aufführung neu geschaffen, es lebt bis zu einem Grade von der Wechselwirkung zwischen Darstellern und Publikum. Diese Wirkung ist jeden Orts und jeden Abend eine andere. Der empfindliche, hellhörige Schauspieler, der das dichterische Erzeugnis durch seine Gestaltung erst voll ins wirkende Leben austrägt, wird die Nuancen seines Spiels stets auf die jeweilige Resonanz im Publikum einstellen, um Wirkung und Gegenwirkung auf die erreichbar höchste Harmonie abzustimmen. Heute wirken diese Situation, diese Replik, dieser Tonfall und diese Schattierung, morgen bleiben sie unerwidert und verlangen andere Gruppierung, Herausarbeitung, Betonung, Unterstreichung.

Der Film dagegen ist fertig mit dem Augenblick, da das letzte Meter belichtet oder entwickelt ist. Mag ihn das Publikum in New York bejubeln, in Berlin ablehnen, weder das eine, noch das andere ändert irgendwie die in seinem Wesen unverrückbar eingeschlossenen Wirkungen. Die Haltung des Publikums kann höchstens Plan und Ausführung des nächsten Films beeinflussen. Denen, die außerhalb der Tages- und Fachpresse über den Film sprechen, bleibt daher nur die Aufgabe, nicht die Voraussetzungen eines Films, sondern lediglich seine Wirkungen, die künstlerischen, psychologischen, kulturellen, sozialen, zu untersuchen. Beim Theater dagegen könnte man auch — theoretisch gesehen — durch Einsicht in die Absichten des Autors Aufnahme und endgültige Wirkung beeinflussen. Man könnte — wenn anders Kritik überhaupt Einfluß auf das Publikum zu üben vermag.

Kann sie das? Mittelbar vielleicht, indem sie den Autor durch Hinweis auf seine künstlerischen Mängel und Vorzüge künftig zu größerer Zielsicherheit veranlaßt. Auch einzelne Zuschauer mag sie in bezug auf Empfänglichkeit und Urteil bestimmen können. Aber auf die geschlossene Masse des Publikums hat selbst eine durchaus einheitlich gerichtete Kritik von strengen künstlerischen Grundsätzen keinen Einfluß. Sie kann es weder daran hindern, die Serienaufführungen eines Reißers oder Sensationsstückes zu füllen, noch es zum Besuch eines Selbstüberwindung, Vertiefung, Andacht heischenden Werkes überreden. Das ist stets so gewesen und bleibt voraussichtlich so, wenn sich auch die Zusammensetzung unseres Theaterpublikums in der letzten Zeit sichtlich verändert hat. Damit ist nicht gesagt — wie die Lobredner vergangener Herrlichkeiten auf allen Gebieten glauben oder jedenfalls glauben machen wollen —, daß es jetzt darum schlimmer bestellt sei, daß der Durchschnitt der heutigen Theaterbesuchers ohne weiteres dem der Vorkriegszeit nachstehe.

Es ist ziemlich unergiebig mit dem Etikett Raffke, den übrigens die Wirklichkeit nie recht gedeckt hat, den neuen Typ des Theaterbesuchers zu kennzeichnen. Gewiß, an Stelle des alten Mittelstandes, der sich so gern gebildet nannte, weil der männliche Teil eine Anzahl akademischer Examina absolviert hatte und der weibliche keine körperliche Arbeit kannte, der nun in seiner Mehrheit wirtschaftlich deklassiert ist, ist ein neuer Mittelstand, neben ihn ist das handarbeitende Proletariat getreten. Aber die Vorrechte und Eigenschaften des alten Mittelstandes befähigten als solche in keiner Weise zu besonderem Kunstverständnis. Von dem Rationalismus

der Jurisprudenz, der handwerksmäßigen Medizin, der fachbeschränkten Naturwissenschaft und Technik ganz zu schweigen. Aber selbst die besonderen akademischen Sonderfächer der Aesthetik und der Literaturwissenschaft konnten ein eigentliches Kunstverständnis nicht erwecken, schon weil sie der Anschaulichkeit ermangelten und auf einen kleinen sozialen Kreis beschränkt blieben. Die dreißig Jahre Volksbühne haben hier verhältnismäßig weit größere Erziehungsarbeit leisten können. Man wird auch jener selbstbestallten launisch-blutgierigen Clique, die früher unter der Marke Premierentiger ging, keine Träne nachweinen; es waren Momente sozialer Exklusivität und psychologischer Abnormität, die diese Kreise einte und herrschen ließ, nicht künstlerischer Gewissenszwang.

Man kann nach den Erfahrungen der letzten Spielzeit feststellen, daß ein neues Publikum von annähernd einheitlichem Gepräge den Zuschauerraum beherrscht. Dieses Publikum ist sicherlich im alten, akademisch-gesellschaftlichen Sinne „ungebildet" — ein Vorwurf, der, wenn anders es einer sein kann, nur auf die gute alte Volksschule zurückfällt. Aber es ist gerade deswegen naiver und empfänglicher für den sensuellen Eindruck, der doch die Essenz des Künstlerischen bleibt. Es ist zunächst nur die reine Schaufreude des Kindes, die allein an der Oberfläche hängt und zur Entdeckung der Hintergründe, namentlich reflektierender Art, lange Umwege braucht. Die einfache psychometrische Erfahrung, wie lange Zeit ein Durchschnittspublikum im Kino beansprucht, um die Pointe eines Zwischentextes aufzunehmen und darauf zu reagieren, muß gewissermaßen mit dem Storchschnabel auf die Sprechbühne übertragen werden. Pointen im höheren Sinne, dialektischer oder doppeldeutiger Art, scheinen kaum die Haut zu ritzen. Nur das gröbste Geschütz der Situationskomik, der leiblichen Brutalität oder der faustdicken Eindeutigkeit schlägt ein und hinterläßt im Widerspiel höchstens ein sanft gekräuseltes Behagen. Darum geht auch ein ausgesprochener Zug dahin, neben der souveränen Operettenblödheit das einfache, handfeste Lustspiel zu goutieren. Von Kaisers „Kolportage" z. B. läßt sich dieses Publikum vom Autor in Grund und Boden ironisieren, indem es sich an der Moral der Kolportage begeistert und den hohnvollen Doppelsinn auch nicht von fern ahnt.

Aber dieses Publikum ist gleichzeitig, im Gefühl der eigenen Voraussetzungslosigkeit und Unsicherheit, tief achtungsvoll vor dem Fremden. Es wird sich ebensowenig von sogenannter Problemdichtung innerlich fesseln lassen, wie es sich für eine etwaige neue Richtung (die nun bald wieder fällig sein muß, wenn die dafür Berufenen und Berufsmäßigen nicht endgültig ausgestorben sind) kämpferisch einsetzen wird. Aber es wird weder gegen eine ihm unangenehme Problemlösung noch eine ihm verquere Richtung randalierend Stellung nehmen; denn — man kann ja nicht wissen. Dieses neue Publikum ist jedenfalls ein Instrument, auf dem sich einmal spielen lassen wird. Es braucht Zeit und Entwicklung und es muß vor allem geführt werden; allerdings nicht durch die Theaterdirektoren, die in dem ganzen Betrieb — mit wenig Ausnahmen — die einzigen sind, die nie etwas dazu gelernt haben, sondern durch den Bühnenschriftsteller, der sich dazu wieder einmal auf den Boden der Zeit und der Wirklichkeit niederlassen muß. Flug und Erdenferne werden ihn und sein Publikum schon wieder locken, wenn sich's leben läßt und man verstanden hat, daß die Erde allein dazu nicht ausreicht.

RANDBEMERKUNGEN

Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger"

Die großdeutsche Republik

Die Montagnummer des „Lokal-Anzeiger" berichtet über die gewaltige Anschlußkundgebung, die am vorangegangenen Sonntag in Wien stattgefunden hat. Der „Lokal-Anzeiger" schreibt von dem begeisterten Jubel und dem Beifall, den die Reden fanden, er schildert auch sonst, wie eine vieltausendköpfige Menge den Anschlußwillen zum Ausdruck brachte. Der „Lokal-Anzeiger" scheint also durchaus sachlich und wahrheitsgemäß zu berichten. Dennoch: er verleugnet nicht seine Gewöhnung — er lügt. Alles, was an diesen Reden und an der ganzen Kundgebung kennzeichnend war, unterschlägt das von dem Notzüchter der deutschen Presse ausgehaltene Blatt. Es unterschlägt, daß Löbe eindeutig darauf hinwies, wie wenig die beiden Regierungen, sowohl die deutsche wie die österreichische, dazu beigetragen hätten, die Wiener Anschlußkundgebung herbeizuführen oder gar zu fördern. Der „Lokal-Anzeiger" unterschlägt, daß Löbe wörtlich gesagt hat: „Der österreichische und der deutsche Außenminister sind hierbei vollkommen unbelastet." Der „Lokal-Anzeiger" unterschlägt aber vor allem, daß die gewaltige Kundgebung im Zeichen des Rufes stand, mit dem Löbe seine Rede schloß: „Es lebe die großdeutsche Republik!" Der „Lokal-Anzeiger" wäre erstickt, wenn er die Wahrheit hätte berichten sollen. *R. Br.*

Schwarz-weiß-rotes Mian

I.

Der Retter in Poesie und Prosa

Anläßlich des Besuchs Hindenburgs bei der bayerischen Regierung in München veröffentlichte der „Völkische Beobachter" ein Gedicht an Hindenburg, dessen charakteristische Strophen lauten:

O Hindenburg, o Hindenburg,
denkst du an dein Versprechen?
Deutschland vom Sklavenjoch befrein,
das sollte deine Losung sein;
o Hindenburg, o Hindenburg,
du wirst dein Wort nicht brechen!

O Hindenburg, o Hindenburg,
denk derer, die einst starben,
als Schwarz-Weiß-Rot im Weltenkrieg
vorangeweht zum Kampf und Sieg!
Du Hindenburg, du Hindenburg,
bleibst treu den alten Farben!

(Zu singen nach der Melodie: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!")

Aber selbst dieses rührende Gedicht hat den Marschall-Präsidenten nicht gehindert, in Berlin den Tag der Weimarer Verfassung feierlich unter den schwarz-rot-goldenen Fahnen zu begehen und in München das bayerische Staatsoberhaupt Dr. Held republikanisch zu begrüßen, während „S. M. Rupprecht" durch Abwesenheit glänzte. Diese republikanischen Feiern sind dem „Völkischen Beobachter" höchst unsympathisch. Das ergibt sich aus dem etwas langatmigen, aber dafür bilderreichen Kommentar, den der „Beobachter" in der gleichen Nummer veröffentlicht. Die saftigste Stelle sei hier als Beispiel zur allgemeinen Erheiterung wiedergegeben:

> „Es ist wohl das tragische Geschick, wenn ein Mann wie Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Reichspräsident bei derartigen offiziellen Besuchen mit jenen Persönlichkeiten und Parteiführern an einen Tisch gezwungen wird, die bis heute noch nichts dazu getan haben und auch für die Zukunft nicht fähig oder willens sind, etwas zu tun, um die Schranken niederzureißen, die um das politische deutsche Wollen und Können Hindenburgs durch den parlamentarischen jüdisch-kapitalistisch verfilzten Korruptionssumpf aufgerichtet wurden. (Uff!) Wie kann man die Abgeschmacktheit haben, Hindenburg die persönliche Bekannt-

schaft mit dem marxistischen früheren Bürgermeister Schmidt durch offizielle Vorstellung aufzudrängen! Mit einem Vertreter jenes internationalen Staatszerstörungssystems, das durch Einleitung von Munitionsstreiks und Durchführung des gemeinsten Landesverrats gerade dem Lenker des Weltkriegs die Waffen aus der Hand schlug."

So geifert die ohnmächtige Wut. Man ist im Zweifel, was schlimmer ist: die bornierte Verdrehung der Tatsachen oder die Mißhandlung der armen deutschen Sprache! Liest man die vorwurfsvollen Verse oben oder die haßerfüllte Prosa unten, so kann man die Enttäuschung der schwarz-weiß-roten und völkischen Hindenburg-Wähler ermessen. Und voll Erstaunen fragt man sich, was eigentlich haben die Leute erwartet, als sie Hindenburg zu „ihrem" Präsidenten wählten?

II.

Unsere Kronprinzen

Der preußische Exkronprinz Wilhelm hat vor einiger Zeit in Berlin der Vertreterin eines englischen Blattes ein Interview gegeben, in dem er, ganz nach Art seines Vaters („Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!"), den Engländern in ihr europäisches Gewissen redete, die westliche Zivilisation für bedroht erklärte und Albion beträchtliche Schwierigkeiten mit den Völkern Indiens voraussagte. Mit einem Blick durchs Fenster auf die Straße hat er weiter versichert, daß er auf das deutsche Volk und das heutige Deutsche Reich stolz sei. „Seinem Dienste und seinen Interessen werde ich mein Leben weihen!" Schluß!!

Ob die Engländer dieses Interview übel genommen haben, wissen wir nicht; da sie Wilhelm den Jüngeren heute sicher nicht ernster nehmen als seinen Vater, ist es nicht anzunehmen. Aber einer hat die Harmlosigkeiten des jungen Mannes sehr böse aufgenommen, und das ist der General Ludendorffsche „Völkische Kurier", der seit einiger Zeit auf alles, was Kronprinz heißt, schlecht zu sprechen ist. Das Lindströmsche Leibblatt ergreift die Gelegenheit, dem bayerischen und dem preußischen Kronprätendenten einmal ordentlich die Leviten zu lesen, indem es schreibt:

„Den Stolz des Kronprinzen auf das heutige Deutsche Reich können wir nicht mitempfinden, selbst wenn wir in Rechnung ziehen, daß er seine Rückkehr nach Deutschland dem Herrn Stresemann verdanken zu müssen glaubt, und daß daher dessen Idealstaat auch ihm zu gefallen habe. Ein Hohenzoller sollte auf anderes stolz sein als auf den Staat des jüdisch verheirateten Freimaurers Stresemann und der gehetzten Straßenpassanten Groß-Berlins. Wenn der Kronprinz die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes nach diesen äußerlichen Symptomen beurteilt, dann fehlt ihm der Blick für das wahre Wohl des Volkes.

Beinahe könnten uns die deutschen Thronerben leid tun: Im Süden von Fest zu Fest gehetzt, muß sich Kronprinz Rupprecht ein ganz falsches Bild über die wahre Stimmung weitester Volkskreise machen, während der deutsche Kronprinz ganz der Beeinflussung durch die großkapitalistisch-jüdisch-freimaurerischen Kreise verfallen ist. Beide Prinzen werden durch ihre Umgebungen von den wahrhaft nationalen Kreisen ferngehalten. Es ist ebensowenig ein Zufall, daß der offiziöse Pressechef des deutschen Kronprinzen, Major Kurt Anker, politischen Anschluß an die sog. ‚Nationaldeutschen Juden' gefunden hat, wie die Tatsache, daß der bayerische Kronprinz immer mehr unter klerikale Beeinflussung gerät. Für national-völkisch empfindende Kreise kann es nicht gleichgültig sein, wer die Thronerben der Häuser Hohenzollern und Wittelsbach informiert und berät.

Der deutsche Kronprinz hat bisher nicht die richtige Form gefunden, die deutsche Oeffentlichkeit für sich einzunehmen. Von

‚seinem' ersten Buche angefangen zeigt sich in den Kundgebungen des Kronprinzen nach dem Kriege immer wieder das Bestreben, modern-demokratisch zu sein. Man kann ihm nachfühlen, daß er vermeint, andere Grundsätze vertreten zu müssen als sein Vater; er wird aber auch begreifen lernen müssen, daß diese ‚modernen' Grundsätze geeignet sind, Mißtrauen in den Kreisen zu erwecken, die das Dritte Deutsche Reich, den Großdeutschen Nationatstaat, auf einer Grundlage errichten wollen, die mit der politischen Einstellung der klerikalen und jüdisch-freimaurerischen Internationalisten nicht das geringste zu tun hat."

Nun wissen wir, was wir von „unsern" Kronprinzen zu halten haben! Sie gehen am Gängelbande von Großkapitalisten, Freimaurern und Jesuiten und haben keinen Blick für das Wohl des Volkes. Soweit wollen wir uns die Kritik des „Völkischen" gern merken. Nur eines gefällt uns nicht: nämlich, daß der „Völkische" von „Thronerben" spricht. Uns scheint nämlich, daß, bei den Ansichten, die beim „Völkischen Kurier" und bei den übrigen Deutschen über Kronprinzen im allgemeinen und besondern bestehen, für die Herren wirklich nicht mehr viel zu erben ist!

III.

Umbiegen und Aufrollen

Der „Nationalverband Deutscher Offiziere" ist zwar nicht der mitgliederreichste, sicher aber der an Resolutionen fruchtbarste deutsche Verein. Zum Zwecke der Arbeitsteilung ist er in Landesverbände gegliedert, die ihrerseits in Konkurrenz mit dem Gesamtverband Kundgebungen beschließen und in einem zu diesem Zweck herausgegebenen Bundesblatt veröffentlichen. So hat der Landesverband Groß-Berlin-Brandenburg im August nachfolgende Kundgebung an die Reichsregierung geschmettert:

„Die Politik der Regierung erscheint dem Landesverband unzweckmäßig. Sie führt, wenn nicht eine Aenderung bald eintritt, unbedingt zum politischen und wirtschaftlichen Untergang eines selbständigen Deutschland. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß unser hochverehrter Herr Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg, diese verderbliche Richtung der Politik erkennt und umbiegt. Ebenso hoffen wir, daß die Kriegsschuldfrage im Sinne der deutschen Schuldlosigkeit vom Herrn Reichspräsidenten aufgerollt und so das Gebäude Versailles ins Wanken gebracht wird."

An dieser Stilübung im markigen Kasernenhofton, mit der der Reichsregierung eine Zensur erteilt und eine Dienstanweisung gegeben wird, fehlt nur noch als Einleitung das berühmte „Mal herhören!" und am Schluß „Wegtreten!" Die Reichsverfassung scheinen die Herren nicht gelesen zu haben und sind infolgedessen über die Kompetenzen des Reichspräsidenten nicht ganz im Bilde. Die Politik ist zwar ein weites Feld, sie läßt sich aber mit dem Jargon des Truppenübungsplatzes allein nicht bewältigen. Der Rat an den Präsidenten-Feldmarschall, umzubiegen, aufzurollen und ins Wanken zu bringen, ist zwar strategisch sicher vorzüglich durchdacht, nimmt aber doch wohl zu wenig Rücksicht auf den vorhandenen und nicht nur markierten Gegner. *Hermann Tiefbekümmert*

Wie will der Mann das Haus?

Ich glaube nicht, daß die Frau die Schöpferin der neuen Wohnung sein wird — wenigstens nicht die Hausfrau. Und die meint doch Bruno Taut. Die Hausfrau wischt g e r n Staub, putzt, rückt zurecht, säubert, bringt in Ordnung. Ich sage nicht, daß sie unschöpferisch, daß sie konservativ sei. Ich könnte mir denken, daß es eine Frau war, die den Staubsauger erfand. Denn er ist ein reizendes Instrument, und ihn hübsch blank und blitzend zu halten und ihn zu dirigieren, macht viel Spaß.

Vom guten Geschmack und vom praktischen Sinn der Hausfrau ist sicher noch viel für die alte Wohnung zu erwarten. Aber die neue Wohnung ist doch eine konstruktive Angelegenheit — und da wird wohl der Mann heranmüssen.

Die Wohnung bisher war ein leerer Luftraum innerhalb irgendwelcher Wände — und wurde Wohnraum erst und nur durch Auffüllung mit Möbeln, Bildern, Figuren, Vorhängen usw. Man richtete die Wohnung innerhalb des gemieteten Hohlraumes ein. Die neue Wohnung wird nicht als gestaltloser Hohlraum, sondern tatsächlich als Wohnung geschaffen werden. Sie wird in der Führung der Wände, in der Gliederung dieser Wände durch Fenster, Türen und Oefen, durch den Einbau der Kastenmöbel sinnvoll und erfreulich sein, auch wenn sie noch „leer" ist.

Die Wände werden nicht mehr beliebig Mauern sein, sondern Elemente des Wohnganzen. Damit wird aber die vielleicht wichtigste Frage angeschnitten: die nach dem Material.

Sind nicht unsere Wände, Decken, Böden von einer reichlich primitiven und zugleich auch komplizierten Rückständigkeit?! Sie passen wirklich nicht mehr recht zu uns. Unsere Baumeister und Ingenieure müßten sich an die Erfindung neuer Baustoffe machen, ein Material schaffen, das leicht beweglich, wärmetechnisch einwandfrei, schalldicht und ästhetisch nobel ist und uns von den jetzigen Wänden befreit, die ebenso dick wie krankhaft empfindlich sind, und bei denen jede Erneuerung und Auffrischung Zustände schafft, die schlimmer als ein Umzug sind.

Man sehe sich solche Wand an: Backsteine, darüber ein Putz, darüber Maschinenpapier, darüber Anstrich oder Tapete. Die Verbindung von Papier und Backstein ist schon an und für sich wenig überzeugend. Meistens sind dann in der Mauer, immer sind im Putz Stellen, die als Hohlräume hinter dem dünnen Papier verdeckt bleiben — unheimliche, gefährliche Stellen, die besonders beim Bilderhängen und -nageln ihre Tücke offenbaren.

Wie mittelalterlich diese Aufmachung der Wände ist, merkt man bei jeder Reparatur. Wir hatten jetzt die Handwerker im Haus: Abwaschen, Ausbessern, Neustreichen der Decken, Neutapezieren bzw. Neustreichen der Wände. Es ist nicht zu glauben, wie umständlich, wie zerstörerisch, wie schmutzig und wie störend für die Bewohner eine solche Auffrischung der Wohnung ist, die doch eigentlich so einfach sein müßte, daß sie beinahe unbemerkt geschehen könnte. Vierzehn Tage lang kampiert man wie in Wallensteins Lager.

Aber schließlich ist ja das bißchen Auffrischung und Erneuerung der Wände auch einmal erledigt. Man bezieht die Räume wieder — und bemerkt gleich mit Schaudern, daß wieder hohle, dünn mit Papier überspannte Stellen da sind, und überzeugt sich spätestens am dritten Tage nach erfolgter Abmontierung der Leitern, Bänke, Eimer und Gerüste (nicht viel anders hatte sie Michelangelo, als er die Sixtinische Kapelle ausmalte), daß die dickste Backsteinmauer keine Sicherheit gegen Schrankecken, gegen Bilderhaken, ach! nicht einmal gegen Kinderfüße bietet. Die Wand ist wohl dick, aber so empfindlich!

Paul Scheerbart hatte recht: wir brauchen ein neues Material. Die Backsteinkultur ist überaltert. — Scheerbart schlug das Glas als Baustoff vor oder einen neuen Stoff, der Lichtdurchlässigkeit und Haltbarkeit vereint. („Glasarchitektur", Verlag Der Sturm.)

Neue Stoffe, neue Konstruktionen sind Voraussetzung für die wirklich neue Wohnung.

An diesen Dingen hat das größere Interesse der Mann. Denn die Frau ist gern vorsichtig, behutsam, rücksichtsvoll und zärtlich auch gegen Wände. Der Mann — wohnt ja nicht zu seinem Vergnügen.

Adolf Behne

BÜCHERSCHAU

Max Beer:
Das England der Gegenwart
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68. — 96 S.

Die knappe und präzise Darstellungsweise, die in Beers „Allgemeine Geschichte des Sozialismus" rühmend hervorgehoben werden mußte, ist auch in diesem Büchlein über das „England der Gegenwart" wiederzufinden. Auch wer schon viel über England gelesen hat, wird in dieser Schrift häufig Stellen finden, die so manches unter einem neuen Gesichtspunkt erscheinen lassen. Sogleich die ersten Kapitel, in denen die Umwandlungen aufgezeigt werden, die der Weltkrieg auch in England herbeigeführt hat, sind von spannendem Interesse. Selbst wer diesen Prozeß der Umwandlung, dem England seit Beginn des Weltkrieges unterliegt, vom Kontinent aus schon genauer verfolgt hat, wird hier noch überraschende Details finden, und vor allem: dieser Umwandlungsprozeß, der nicht nur ökonomisch sehr tief geht, sondern der auch schon begonnen hat, sich politisch auszuwirken, der das englische Empire in seinen Grundfesten zu erschüttern droht, ist wohl noch nie so kurz und doch so klar und übersichtlich dargestellt worden wie in diesem Büchlein von Max Beer.

Wie es das Verhängnis aller Klassen ist — hier ist das Sprichwort mehr: wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit —, die bereits auf der Bahn des Abstiegs angekommen sind und doch noch weiter in die Höhe zu kommen glauben, so war es auch das Verhängnis der englischen Kapitalisten und Imperialisten, daß sie glaubten, ein Niederringen Deutschlands, eine Zurückdrängung des industriellen und kommerziellen Hauptkonkurrenten auf dem europäischen Kontinent, müsse der englischen Industrie, dem englischen Handel, der Bankwelt und der Schiffahrt Britanniens gewaltige neue Zukunftsmöglichkeiten geben. Das war aber ein großer Trugschluß. Zunächst zwar schien es, als ob die gemachte Rechnung glatt aufginge. Sogleich nach dem Frieden machte sich überall ein großer Warenhunger bemerkbar, Mitteleuropa war ausgehungert, desorganisiert und brauchte trotz seiner Verarmung vieles, was England liefern konnte. Es trat eine Scheinblüte hervor, und die Massen wurden noch durch die Wahlparole begeistert: „Hang the Kaiser and made Germany pay" — Hängt den Kaiser auf und lassen wir Deutschland zahlen.

Doch die Scheinblüte dauerte nicht lange, schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1920 wuchsen die Arbeitslosenziffern an, wurden größer und größer und zeigten schließlich eine Höhe, wie sie wohl kaum jemals in den schlimmsten Zeiten englischer Wirtschaftskrisen beobachtet worden war. Nun machte sich bald bemerkbar, wie richtig ein Jahrzehnt früher Norman Angell mit seinem Buch „Die falsche Rechnung" gehabt hatte. Immer von neuem wurde es deutlich, daß der lange, mit so viel Erbitterung und Kraftverlust geführte Krieg die Absatzmärkte zerstört hatte. Aber daß die Absatzmärkte zerstört und eingeengt waren, diese Erkenntnis war für die englischen Kapitalisten noch nicht einmal die schlimmste, denn diese Absatzmärkte konnten vielleicht zurückgewonnen werden. Was noch viel schlimmer war: die Vereinigten Staaten von Amerika hatten sich während des Krieges zu einem noch schärferen Konkurrenten auf allen Weltmärkten entwickelt als vorher die Deutschen, und die englischen Kolonien hatten inzwischen gleichfalls den Weg eingeschlagen, sich im Bezug von Industriewaren vom Mutterland unabhängig zu machen. Viele genaue Angaben zeigen uns, wie gut Nordamerika den Krieg ausgenutzt hat und wie stark sich in den englischen Kolonien und auch in anderen überseeischen Ländern die Industrie entwickelt hat. Nur ein Beispiel sei hier angeführt. Australien führte im Geschäftsjahr 1921/22 für 613 788 £ landwirtschaftliche

Maschinen ein; davon kamen für 288 942 £ aus Kanada, für 229 628 £ aus den Vereinigten Staaten und nur für 95 218 £ aus England.

Wie verheerend der Weltkrieg auch auf den englischen Staatshaushalt gewirkt hat, zeigt die Tatsache, daß sich der englische Schuldendienst im Jahre 1913 auf 24,5 Millionen Pfund Sterling belief, im Jahre 1924 aber auf 350 Millionen Pfund Sterling. Noch vieles des Interessanten ließe sich anführen, aber das mag der Leser selbst durchgehen. Auch die Kapitel über die innerpolitische Lage, über die Zersetzung der alten Parteien, über die politische Arbeiterbewegung, über die Entstehung revolutionärer Stimmungen in der Arbeiterwelt usw. sind von großem Interesse. Dem Büchlein ist die größte Verbreitung zu wünschen; denn keiner wird es weglegen, ohne neue Einsichten und Ausblicke gewonnen zu haben. *Albin Michel*

Neue Wilde-Literatur

Wenn jemals die Gestalt eines schöpferischen Menschen aus der psychologischen Analyse zu deuten wäre, so ist es die Erscheinung Oscar Wildes. Keineswegs in Beziehung auf seine sexuellen Ausschweifungen, die wahrscheinlich, wie sein Hang zum dandyhaften Lebenszuschnitt (bei innerlicher Bedürfnislosigkeit), dem triebhaften Geltungswillen eines naiven, knabenhaften Mannes entspringen. Seine geniale Formbegabung unterwirft sich einem kindlichen Glauben an die geltenden Werte der Gesellschaft, die Wilde — sowohl in seinen blasphemischsten Aeußerungen gegen diese Gesellschaft, als auch in seiner späteren Zerknirschung — niemals anzweifelt. (Blasphemie ist stets die negative Seite eines Glaubens.) Das, was man bei Wilde oft als kalte Mache abgelehnt hat — den manchmal etwas billigen Edelsteinglanz der Sprache —, entspringt in Wahrheit dieser unschuldigen Gläubigkeit an den konventionellen und mondänen Begriff der Schönheit. Wenn Wilde in den tragischsten Momenten seines Zuchthausbriefes nach dekorativen Stilisierungen wie „im purpurnen Zuge meines unaussprechlichen Wehs" (S. 73) sucht, so ist hier dieselbe bis ins Dichterische gesteigerte Selbstentzückung am Werk wie in der funkelnden Spiegelfechterei seiner Aesthetik aus der „sündigen" Zeit.

„De profundis", das bisher nur bekannte, von Robert Roß, dem Freunde Wildes, herausgegebene Bekenntnisdokument, liegt heute in seiner ursprünglichen Fassung vor, so wie der Dichter es als Brief an den Unstern seines Lebens, an Lord Alfred Douglas, geschrieben hat: „Epistola". (Epistola: In Carcere et Vinculis. Deutsch von Max Meyerfeld. S. Fischer, Verlag, Berlin 1925.) Das Wesen Wildes wird sichtbarer in diesem menschlich durchströmten, zornigen und richtenden Brief, als in der Feierlichkeit des bisher nur veröffentlichten Fragments. Man tat Wilde unrecht, als man ihn in „De profundis" nur im Sonntagskleid des Büßers zeigte, da im Haß und in der gekränkten Liebe zu dem mehr als unzulänglichen Douglas (die unauslöschlich ist und durch die Verachtung noch tragischer wird) seine Menschlichkeit sich echter und wärmer ausspricht. (Vgl. „Glocke" Nr. 48, Jahrg. 1924 und Nr. 7, Jahrg. 1925.) Die große Auseinandersetzung mit Douglas ist erschütternd, nicht etwa, weil sie Wilde moralisch zu rechtfertigen sucht, sondern weil sie die ganze leidenschaftliche Intensität seiner Empfindungen, die unaustragbaren Kämpfe des in seinem Ich gefangenen Menschen mit dem Leben, das er im Fluch noch bejaht, zeigt.

Das fast gleichzeitig erschienene Bändchen „Gespräche mit Oscar Wilde" (Gespräche mit Oscar Wilde, ein Zusammentreffen in Paris, von Laurence Housman. S. Fischer, Verlag, Berlin 1925) zeigt denselben Wilde in Grazie, Liebenswürdigkeit und Selbstberauschung. Diese Gespräche geben, was Housman wollte, das Bild Wildes in Abrundung und Verklärung. *Kurt Offenburg*

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

SENATOR GERTH

Die unmöglichen Hohenzollern

BERLIN 1925
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Brieffaksimiles. In Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3.—, kartoniert 1.75 M.

Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Berlin, 12. September 1925 Nr. 24 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Zum Parteitag

Ferdinand Lassalle:
Das Arbeiterprogramm 737

Hanns-Erich Kaminski:
Vor Heidelberg 740

E. Auer (München):
Das neue Parteiprogramm 744

PAUL UFERMANN:
Der Gewerkschaftskongreß in Breslau . . 746

JOSEF MARIA FRANK: **An die Republik!** 748

BRUTUS: Anton Höfle, ein deutsches Trauerspiel . . . 750

Dr. BRUNO TIEGS (Berlin-Steglitz):
Sozialdemokratie und Wirtschaftskenntnis 754

ARNO SCHOLZ:
Mitarbeit der Jugend in Partei und Gewerkschaft . . 758

Dr. MAX QUARCK (Frankfurt a. M.):
Die Bayreuther Festspiele und ihre Zukunft 760

ROBERT BREUER: Büste und Grabdenkmal 763

Negativ und positiv — Zuviel und zu gering — Der schmale Weg

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 30 Pfennig

DIE GLOCKE

gehört in die Hand jedes Parteigenossen!!

Jeder Leser der Glocke muß einen

neuen Leser

werben!

Das Arbeiterprogramm

Von Ferdinand Lassalle

Am 24. Februar 1848 brach die erste Morgenröte einer neuen Geschichtsperiode an.

An diesem Tage brach nämlich in Frankreich, in diesem Lande, in dessen gewaltigen inneren Kämpfen die Siege wie die Niederlagen der Freiheit, Siege und Niederlagen für die gesamte Menschheit bedeuten, eine Revolution aus, die einen Arbeiter in die provisorische Regierung berief, als den Zweck des Staates, die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klasse aussprach, und das allgemeine und direkte Wahlrecht proklamierte, durch welches jeder Bürger, der sein 21. Jahr erreicht hatte, ohne alle Rücksicht auf seine Besitzverhältnisse einen gleichmäßigen Anteil an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und Staatszweckes empfing.

Wenn die Revolution von 1789 die Revolution des Tiers état, des dritten Standes war, so ist es diesmal der vierte Stand, der 1789 noch in den Falten des dritten Standes verborgen war und mit ihm zusammenzufallen schien, welcher jetzt sein Prinzip zum herrschenden Prinzip der Gesellschaft erheben und alle ihre Einrichtungen mit demselben durchdringen will.

Aber hier bei der Herrschaft des vierten Standes findet sofort der immense Unterschied statt, daß der vierte Stand der letzte und äußerste, der enterbte Stand der Gesellschaft ist, welcher keine ausschließende Bedingung weder rechtlicher noch tatsächlicher Art, weder Adel noch Grundbesitz, noch Kapitalbesitz, mehr aufstellt und aufstellen kann, die er als ein neues Privilegium gestalten und durch die Einrichtungen der Gesellschaft hindurchführen könnte.

Arbeiter sind wir alle, insofern wir nur eben den Willen haben, uns in irgendeiner Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen.

Dieser vierte Stand, in dessen Herzfalten daher kein Keim einer neuen Bevorrechtung mehr enthalten ist, ist eben deshalb gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache ist daher in Wahrheit die Sache der gesamten Menschheit, seine Freiheit ist die Freiheit der Menschheit selbst, seine Herrschaft ist die Herrschaft aller.

Wer also die Idee des Arbeiterstandes als das herrschende Prinzip der Gesellschaft anruft, der stößt nicht einen die Klassen der Gesellschaft spaltenden und trennenden Schrei aus; der stößt vielmehr einen Schrei der Versöhnung aus, einen Schrei, der die ganze Gesellschaft umfaßt, einen Schrei der Ausgleichung für alle Gegensätze in den gesellschaftlichen Kreisen, einen Schrei der Einigung, in den alle einstimmen sollten, welche Bevorrechtung und Unterdrückung des Volkes durch privilegierte Stände nicht wollen, einen Schrei der Liebe, der, seitdem er sich zum ersten Male aus dem Herzen des Volkes emporgerungen, für immer der

wahre Schrei des Volkes bleiben, und um seines Inhaltes willen selbst dann noch ein Schrei der Liebe sein wird, wenn er als Schlachtruf des Volkes ertönt.

Insofern und insoweit die unteren Klassen der Gesellschaft die Verbesserung ihrer Lage als Klasse, die Verbesserung ihres Klassenloses erstreben, insofern und insoweit fällt dieses persönliche Interesse, statt sich der geschichtlichen Bewegung entgegenzustellen und dadurch zu jener Unsittlichkeit verdammt zu werden, seiner Richtung nach vielmehr durchaus zusammen mit der Entwicklung des gesamten Volkes, mit dem Siege der Idee, mit den Fortschritten der Kultur, mit dem Lebensprinzip der Geschichte selbst, welche nichts anderes als die Entwicklung der Freiheit ist. Oder: ihre Sache ist die Sache der gesamten Menschheit.

Sie sind somit in der glücklichen Lage, daß sie, statt abgestorben sein zu können, für die Idee, vielmehr durch ihr persönliches Interesse selbst zur höchsten Empfänglichkeit für dieselbe bestimmt sind. Sie sind in der glücklichen Lage, daß dasjenige, was ihr wahres persönliches Interesse bildet, zusammenfällt mit dem zuckenden Pulsschlag der Geschichte, mit dem treibenden Lebensprinzip der sittlichen Entwicklung. Sie können daher sich der geschichtlichen Entwicklung mit persönlicher Leidenschaft hingeben und gewiß sein, daß sie um so sittlicher dastehen, je glühender und verzehrender diese Leidenschaft in ihrem hier entwickelten reinen Sinne ist.

Dies sind die Gründe, weshalb die Herrschaft des vierten Standes über den Staat eine Blüte der Sittlichkeit, der Kultur und Wissenschaft herbeiführen muß, wie sie in der Geschichte noch nicht dagewesen.

Hierzu führt aber auch noch ein anderer Grund, der selbst wieder auf das innigste mit allen von uns angestellten Betrachtungen zusammenhängt und ihren Schlußstein bildet.

Der vierte Stand hat nicht nur ein anderes formelles politisches Prinzip als die Bourgeoisie, nämlich das allgemeine direkte Wahlrecht an Stelle des Zensus der Bourgeoisie, er hat ferner nicht nur durch seine Lebensstellung ein anderes Verhältnis zu den sittlichen Potenzen, als die höheren Stände, sondern er hat auch — zum Teil infolge hiervon — eine ganz andere, ganz verschiedene Auffassung von dem sittlichen Zweck des Staates als die Bourgeoisie.

Die sittliche Idee der Bourgeoisie ist diese, daß ausschließend nichts anderes als die ungehinderte Selbstbetätigung seiner Kräfte jedem einzelnen zu garantieren sei.

Wären wir alle gleich stark, gleich gescheit, gleich gebildet und gleich reich, so würde diese Idee als eine ausreichende und sittliche angesehen werden können.

Da wir dies aber nicht sind und nicht sein können, so ist dieser Gedanke nicht ausreichend und führt deshalb in seinen Konsequenzen notwendig zu einer tiefen Unsittlichkeit. Denn er führt dazu, daß der Stärkere, Gescheitere, Reichere den Schwächeren ausbeutet und in seine Tasche steckt.

Die sittliche Idee des Arbeiterstandes dagegen ist die, daß die ungehinderte und freie Betätigung der individuellen Kräfte durch das Individuum noch nicht ausreiche, sondern daß zu ihr in einem sittlich geordneten Gemeinwesen noch hinzutreten müsse: die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und die Gegenseitigkeit in der Entwicklung.

Entsprechend diesem Unterschiede, faßt die Bourgeoisie den sittlichen Staatszweck so auf: er bestehe ausschließlich und allein darin, die persönliche Freiheit des einzelnen und sein Eigentum zu schützen.

Dies ist eine Nachtwächteridee, eine Nachtwächteridee deshalb, weil sie sich den Staat selbst nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken kann, dessen ganze Funktion darin besteht, Raub und Einbruch zu verhüten. Leider ist diese Nachtwächteridee nicht nur bei den eigentlichen Liberalen zu Hause, sondern selbst bei vielen angeblichen Demokraten, infolge mangelnder Gedankenbildung, oft genug anzutreffen. Wollte die Bourgeoisie konsequent ihr letztes Wort aussprechen, so müßte sie gestehen, daß nach diesem ihrem Gedanken, wenn es keine Räuber und Diebe gebe, der Staat überhaupt ganz überflüssig sei.

Ganz anders fast der vierte Stand den Staatszweck auf, und zwar faßt er ihn so auf, wie er in Wahrheit beschaffen ist.

Die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur; mit dem Elende, der Unwissenheit, der Armut, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller Art, in der wir uns befanden, als das Menschengeschlecht im Anfang der Geschichte auftrat. Die fortschreitende Besiegung dieser Machtlosigkeit — das ist die Entwicklung der Freiheit, welche die Geschichte darstellt.

In diesem Kampfe würden wir niemals einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weitermachen, wenn wir ihn als einzelne, jeder für sich, jeder allein, geführt hätten oder führen wollten.

Der Staat ist es, welcher die Funktion hat, diese Entwicklung der Freiheit, diese Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit zu vollbringen.

Der Staat ist diese Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen, eine Einheit, welche die Kräfte aller einzelnen, welche in diese Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, welche ihnen allen als einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt.

Der Zweck des Staates ist also nicht der, dem einzelnen nur die persönliche Freiheit und das Eigentum zu schützen, mit welchem er nach der Idee der Bourgeoisie angeblich schon in den Staat eintritt; der Zweck des Staates ist vielmehr gerade der, durch diese Vereinigung die einzelnen in den Stand zu setzen, solche Zwecke, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als einzelne nie erreichen könnten, sie zu befähigen, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen, die ihnen sämtlich als einzelnen schlechthin unersteiglich wäre.

Der Zweck des Staates ist somit der, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu bringen, mit anderen Worten, die menschliche Bestimmung, d. h., die Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zum wirklichen Dasein zu gestalten; er ist die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit.

Dies ist die eigentliche, sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe. Sie ist es so sehr, daß sie deshalb seit allen Zeiten durch den Zwang der Dinge, selbst von dem Staat, auch ohne seinen Willen, auch unbewußt, auch gegen den Willen seiner Leiter, mehr oder weniger ausgeführt wurde.

Der Arbeiterstand aber, die unteren Klassen der Gesellschaft überhaupt, haben schon durch die hilflose Lage, in welcher sich ihre Mitglieder als einzelne befinden, den tiefen Instinkt, daß eben dies die Be-

stimmung des Staates sei und sein müsse, dem einzelnen durch die Vereinigung aller zu einer solchen Entwicklung zu verhelfen, zu der er als einzelner nicht befähigt wäre.

Ein Staat also, welcher unter die Herrschaft der Idee des Arbeiterstandes gesetzt wird, würde nicht mehr, wie freilich auch alle Staaten bisher schon getan, durch die Natur der Dinge und dem Zwang der Umstände unbewußt und oft sogar widerwillig getrieben, sondern er würde mit höchster Klarheit und völligem Bewußtsein, diese sittliche Natur des Staates zu seiner Aufgabe machen. Er würde mit freier Lust und vollkommenster Konsequenz vollbringen, was bisher nur stückweise, in den dürftigsten Umrissen, dem widerstrebenden Willen abgerungen worden ist, und er würde somit eben hierdurch notwendig — wenn mir die Zeit auch nicht mehr erlaubt, Ihnen die detaillierte Natur dieses notwendigen Zusammenhanges auseinanderzusetzen, — einen Aufschwung des Geistes, die Entwicklung einer Summe von Glück, Bildung, Wohlsein und Freiheit herbeiführen, wie sie ohne Beispiel dasteht in der Weltgeschichte und gegen welche selbst die gerühmtesten Zustände in früheren Zeiten in ein verblassendes Schattenbild zurücktreten.

Das ist es, was die Staatsidee des Arbeiterstandes genannt werden muß, seine Auffassung des Staatszweckes, die, wie Sie sehen, ebensosehr und genau entsprechend von der Auffassung des Staatszweckes bei der Bourgeoisie verschieden ist, wie das Prinzip des Arbeiterstandes von dem Anteil aller an der Bestimmung des Staatswillens oder das allgemeine Wahlrecht, von dem betreffenden Prinzip der Bourgeoisie, dem Zensus.

Für alle aber, welche zum Arbeiterstande gehören, folgt aus dem Gesagten die Pflicht einer ganz neuen Haltung.

Nichts ist mehr geeignet, einem Stande ein würdevolles und tief sittliches Gepräge aufzudrücken, als das Bewußtsein, daß er zum herrschenden Stande bestimmt, daß er berufen ist, das Prinzip seines Standes zum Prinzip des gesamten Zeitalters zu erheben, seine Idee zur leitenden Idee der ganzen Gesellschaft zu machen und so diese wiederum zu einem Abbilde seines eigenen Gepräges zu gestalten.

Die hohe weltgeschichtliche Ehre dieser Bestimmung muß alle ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müßigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll!

Vor Heidelberg

Von Hanns-Erich Kaminski

Nach all den Kongressen, die die Sauregurkenzeit dieses Jahres zieren, tritt nun auch unser Parteitag zusammen. Ueberlassen wir es getrost unsern Gegnern, von dieser Tagung der größten Partei des Landes Sensationen zu erwarten. Die allgemeinen Verhältnisse sind derart, daß die Sozialdemokratische Partei vorläufig ihre Haltung kaum verändern und eine neue „taktische Wendung" machen dürfte. Um so mehr ist die Gelegenheit — und auch die Notwendigkeit — geboten, Grundsätzliches, scheinbar Nichtaktuelles, zu klären, das geistige Gefüge der Partei zu festigen und ihr neue Stoß- und Werbekraft zu geben.

Der Marseiller Kongreß der Internationale hat überall enttäuscht. Seine Beschlüsse sind in Selbstverständlichkeiten oder vagen Allgemeinheiten stecken geblieben, während er in den entscheidenden praktischen Problemen entweder zu keinen wirklichen Lösungen gelangte oder sie überhaupt nicht behandelte. Die Anklage, die in diesen Feststellungen liegt, wird bis zu einem gewissen Grade durch die Dinge selbst widerlegt. Unsere Internationale ist ja in Wahrheit erst ein junges, gebrechliches Gebilde, und man kann schon verstehen, daß die Delegierten, die in Marseille zusammenkamen, sich nicht durch einen radikalen Drang nach Klarheit womöglich in ihrer Existenz gefährden wollten. In jedem Falle hat die Internationale dem Sozialismus keine neue Parole gegeben: weder geistig noch praktisch-politisch.

Diese Tatsache bedeutet für Heidelberg gleichzeitig eine Warnung und eine Pflicht. Schließlich darf man nicht erwarten, daß das Pferd gut vom Schwanze aufgezäumt werden kann. Ganz wie jede Außenpolitik nur eine Spiegelung der Innenpolitik ist, kann auch die sozialistische Internationale nur der zentripetale Mittelpunkt der Anstrengungen und Leistungen sein, die die einzelnen Parteien vollbringen. Wir sind unzufrieden mit Marseille? Nun gut, arbeiten wir gründlich und tatkräftig in Heidelberg. Die Leistungen der Parteien sind die beste, sogar die einzige Grundlage, um die Aufgabe der Internationale zu vollenden.

Genau wie die internationale Politik des Sozialismus drängt die internationale Politik der deutschen Regierung die Partei auf die innerpolitischen Fragen. Denn selbst wenn die Tätigkeit des Herrn Stresemann, der längst Angst vor seiner eigenen Initiative bekommen hat, aufrichtiger und gerader wäre — sie bliebe immer zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Man kann nicht international wirksam für Frieden und Freiheit arbeiten, solange man national allen Forderungen entgegen ist, die aus den gleichen Idealen fließen. Man kann nicht — selbst wenn man es ehrlich wollte — nach außen Gleichberechtigung und nach innen Unterdrückung fördern. Man kann nicht von Staat zu Staat Sicherheit, Schiedsgericht, Abrüstung erkämpfen, wenn man im Lande die Gedanken des Nationalismus, der Wehrhaftmachung, der Sozialreaktion unterstützt und dadurch eben die Stimmung untergräbt, die eine pazifistische Außenpolitik erst möglich und haltbar macht. Die Außenpolitik der Regierung Luther-Stresemann wird daher erst gut sein .... wenn sie nicht mehr von dieser Regierung geführt werden wird.

Die Außenpolitik der Regierung wird durch ihre eigene Innenpolitik verurteilt. Ueber diese Innenpolitik braucht man kein Wort zu sprechen. Wohin man auch blickt: es ist die Politik einer engherzigen und egoistischen Reaktion. Eine Politik, die zu jedem „Sprung ins Dunkle" bereit ist, sofern auch nur die Möglichkeit eines Gewinns für die deutschen Plutokraten besteht. Nicht mehr eine Politik nur gegen die Sozialdemokratie und gegen das Proletariat, sondern längst eine Politik gegen die Mehrheit des Volkes.

Wir sind in der Opposition. Niemand wird vorschlagen, etwas daran zu ändern. Kritik wird es auf dem Parteitage allein über die Methode unserer Opposition geben. Die Gefahr ist da, daß die Partei immer mehr im Parlament erstarkt, daß die Mitglieder immer mehr nur zu Wählern, die Organisation zur Wahlmaschine degradiert werden. Die nur-parlamentarische Opposition bedeutet jedoch in gewissem Sinne

geradezu den Verzicht auf die Opposition. Die Opposition hat ja nicht bloß die Aufgabe, sich aus der Minderheit in eine Mehrheit zu verwandeln, sondern sie muß auch ständig daran arbeiten, die öffentliche Meinung zu schaffen und zu mobilisieren und dadurch einen Druck auf die Mehrheit auszuüben. Die Zahl und die Verteilung der Mandate sind konstante Größen, die sich nur alle paar Jahre ändern. Aber die Politik hat viele unbekannte Größen. Sie zu bilden und einzusetzen ist ganz besonders die Pflicht der Sozialdemokratie, die nicht eine Partei wie andere ist. Die Partei muß wieder heraus aus dem Parlament! Sie muß wieder zurück auf die Straßen und Plätze, auf denen sie groß geworden ist! Sie muß die Tribüne wiederherstellen, auf der die Zukunft der freien Staaten wächst. Notwendigerweise für das Parlament, aber nicht durch das Parlament.

Das ist der Grund, warum die Debatte über das neue Parteiprogramm von entscheidender Wichtigkeit sein wird. Das Parteiprogramm muß den Massen intra et extra muros sagen, was sie von der Sozialdemokratie zu erwarten haben. Es muß zugleich begeistern und begründen. Es muß alles Grundsätzliche so klären, daß auf seinem Boden alle taktischen Manöver und alle Kühnheiten möglich sind, die nicht gegen die Prinzipien verstoßen.

Mit dem vorliegenden Entwurf, der in allzu trockenem Kommissionsstil eine Brücke zwischen Erfurt und Görlitz zu schlagen versucht, scheinen nicht einmal die Mitglieder der Programmkommission übermäßig zufrieden zu sein. Man hat dagegen nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß das Erfurter Programm, wie jedes Dokument, ein Produkt seiner Zeit war. Es müßten schlechte Forderungen gewesen sein, die veraltet wären, noch bevor sie verwirklicht worden sind. Und auch aus den theoretischen Fundamenten des Sozialismus hat die Entwicklung nur wenige Steine herausgebrochen. Die allgemeine Lage hat sich geändert, aber das sozialistische Postulat ist unverändert geblieben. Zugeständnisse erheischt der Zeitgeist viel weniger im Materiellen als in den seelischen, philosophischen Grundlagen des Sozialismus.

Seltsames Paradox: als der Sozialismus revolutionär war, war die Philosophie seiner Generation eine passive. Sie glaubte an die „Naturnotwendigkeit", an den Sieg der Wissenschaft, an die Entwicklung „von der Notwendigkeit zur Freiheit", zu der man eigentlich nicht mehr viel zu tun brauchte. Heute, da der Sozialismus in fast allen Ländern konstitutionell, das heißt im gewissen Sinne konservativ ist — was zunächst noch kein Werturteil bedeutet —, ist die Philosophie unserer Generation eine aktive, die nicht mehr warten, sondern handeln will. Die heroischen Ideen der Maurras und Barrès, der Sorel und Lenin haben im Sozialismus kaum Widerhall gefunden. Aber wahr bleibt doch, daß der Fascismus ebenso wie der Bolschewismus, die in allem Geistigen das Ergebnis dieser neuen Gedanken sind, Früchte vom Baume unserer Generation darstellen.

Es ist immer schwer, eine Philosophie des Jahrhunderts zu konstruieren. Aber wenn man sagen kann, daß unsere Großväter von Darwin, Haeckel und Renan herkamen, darf man mit dem gleichen Recht die Croce, Bergson und Vaihinger als die Exponenten unserer Zeit ansprechen. Die Tendenzen, die beispielsweise in der sozialistischen Jugend lebendig sind, liegen deutlich auf dieser Linie, auch wenn sich ihre Vertreter dieser Dinge nur selten bewußt sind. Die Generation, die das

Erfurter Programm geschaffen hat, war passivistisch und optimistisch. Unsere Generation neigt vielmehr zum Pessimismus, aber sie ist aktivistisch. In dem Görlitzer Programm der S.P.D. wie in dem Leipziger der U.S.P.D. kommt diese Stimmung gleichermaßen zum Ausdruck.

Der neue Entwurf hat die Synthese zwischen einer konservativen Situation und revolutionärem Gestaltungswillen indessen nicht gefunden. In dieser Synthese aber münden alle Notwendigkeiten: der Zwang der Lage ebenso wie die Neigung der Geister.

Die meisten von uns werden der Meinung sein, daß die Sozialdemokratie noch lange kein Recht hat, konservativ zu sein. Aber auch die Genossen, die die Aufgaben der Partei nur im Rahmen der neuen Staatsfrommheit erblicken, mögen sich erinnern, daß Konservativismus noch nicht mit Defensive identisch ist. Diese Genossen mögen, da ihnen andere Beispiele vielleicht unzeitgemäß erscheinen, bedenken, daß Disraeli und Bismarck Konservative waren, ohne daraum auf Initiativen zu verzichten. Und Sozialismus, in welcher Situation auch immer, heißt gewiß Aktion. Der Sozialismus hört auf, Sozialismus zu sein, wenn er nicht mehr angreift.

Unser Programm muß der organische Ausdruck dieses Angriffswillens sein. Es muß den Führern zeigen, wie weit ihre Wagnisse und ihre Zugeständnisse gehen dürfen. Es muß den Massen sagen, was sie zu leisten und was sie von ihren Führern zu verlangen haben. Alle Aktionen, alle Kontrolle, alle Verantwortlichkeit brauchen die Grundlage eines klaren, organischen Programms.

Verantwortlichkeit — das ist es. Es ist der entscheidende Mangel unserer Partei, daß jede Initiative und jede individuelle Geste durch die Gruppenmechanik unterdrückt wird. Die Genossen, die auf führenden Posten stehen, fühlen sicher alle ihre Verantwortung und ihre Verantwortlichkeit. Aber dieses Gefühl wird zu keiner dynamischen Kraft. Der einzelne verschwindet immer hinter irgendeiner Zentrale. Und die kollektive Verantwortung ist überhaupt keine Verantwortung.

Die Werbekraft der Partei ebenso wie ihre Leistungsfähigkeit verlangen mehr Individualismus. Die Massen wollen Persönlichkeiten sehen, von denen sie sich geführt wissen und die sie verantwortlich machen können. Bei der Präsidentenwahl hat die Partei dieser Tatsache entsprechend gehandelt, indem sie nach einigem Suchen „den besten Mann der Sozialdemokratie" herausstellte. Es gibt nicht jeden Tag Präsidentenwahl, aber es gibt jeden Tag Politik, und das Bedürfnis der Masse ist immer gleich. Man kann nicht Persönlichkeiten schaffen, sicher; aber ist die Formel Mirabeaus: „Die Karriere dem Talent geöffnet", tatsächlich in unserer Partei verwirklicht?

Das Gesicht unserer Partei, das einst die Züge bedeutender Köpfe trug, ist — sagen wir es ehrlich — ein bißchen bestaubt und verschwommen. Es ist eine schöne und große Aufgabe der Delegierten von Heidelberg, die Konturen dieses Gesichts wieder markanter zu machen. Seid nicht zu diplomatisch, nicht zu pietätvoll! Bedenkt, daß unsere beste Tradition in dem Mut zur Traditionslosigkeit liegt! Bringt die Partei mit den Notwendigkeiten der Lage und dem Geist der Zeit in Einklang! Gebt ihr die Organität und Individualität, auf deren Grundlage allein die Aktionen des Sozialismus einen Erfolg haben werden, der fruchtbar und dauerhaft ist, weil er nicht auf der Schwäche unserer Gegner, sondern auf unserer eigenen Stärke beruht!

Das neue Parteiprogramm

Von E. Auer (München)

Das erste Erfordernis des Programms einer Massenpartei ist Gemeinverständlichkeit und Volkstümlichkeit. Niemand wird behaupten können, daß der neue Programmentwurf diese wesentlichen Voraussetzungen auch nur annähernd erfüllt. Seine Sprache ist häufig schwerfällig und allzusehr mit wissenschaftlichen Fachausdrücken beladen. In der Parteipresse ist das mit Recht getadelt worden.

Aber auch der Aufbau des Entwurfs scheint mir nicht aus einem Gusse zu sein. Anstatt die Kernfrage: Was ist und will die Sozialdemokratie? mit kurzen und klaren Sätzen und ohne viel Umstände zu beantworten, bringt man langatmige theoretische Betrachtungen, die nicht selten abschweifen in graueste Theorie. Gewiß kann man das wissenschaftliche Lehrgebäude des Sozialismus nicht vollständig in zwei Dutzend Sätze hineinzwängen. Das ist aber auch nicht notwendig. Programme politischer Parteien sind bestimmt für den täglichen Gebrauch in der Agitation. Deshalb müssen darin die praktischen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Nun darf gerade die Sozialdemokratie als Vertreterin eines wissenschaftlich fundierten Wirtschaftsprogramms sicherlich nicht ganz auf theoretische Ausführungen verzichten. Sie müssen aber dem Zwecke des Programmes untergeordnet werden, sie dürfen die Uebersichtlichkeit nicht ersticken. Wie man's richtig macht, das, scheint mir, haben die Verfasser des Görlitzer Programms bewiesen, die an die Spitze die lapidaren Sätze stellten: „Die S.P.D. ist die Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land. Sie erstrebt die Zusammenfassung aller körperlich und geistig Schaffenden, die auf den Ertrag eigener Arbeit angewiesen sind." Warum hat man diese außerordentlich glückliche Fassung nicht beibehalten?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus dem Inhalt des neuen Programmentwurfes selbst. Es sind nämlich darin die Angestellten, Beamten und Intellektuellen jeder Art, deren „Interessen in steigendem Maße mit denen der übrigen Arbeiterschaft übereinstimmen", gerade noch erwähnt. Im übrigen aber hält der Entwurf an der Meinung des Erfurter Programms fest, daß die Umwandlung des kapitalistischen Systems in ein sozialistisches nur das Werk der Handarbeiterklasse allein sein könne. Das geht klar aus folgender Wendung im Entwurf hervor: „Indem die Arbeiterklasse für ihre eigene Befreiung kämpft, vertritt sie das Gesamtinteresse der Gesellschaft gegenüber dem kapitalistischen Monopol." An dieser Meinung ist eines richtig, und das wird von allen tätigen Genossen vertreten: Die Industriearbeiterschaft muß die Kerntruppe der Sozialdemokratie sein und bleiben. Ich hielte es aber gerade angesichts der Erfahrungen der letzten sieben Jahre, und wenn die Sozialdemokratie weiterhin in Reich und Ländern praktische Staatspolitik als Koalitionspartei betreiben will, für verhängnisvoll, wenn sie auf die Zusammenfassung aller körperlich und geistig Schaffenden, die vom Ertrag ihrer eigenen Arbeit leben müssen, verzichten würde. Die süddeutsche Sozialdemokratie war schon immer Volkspartei, sie war insbesondere in dem industriearmen Südbayern von Anfang an auf die Mitarbeit kleinbürgerlicher und kleinbäuerlicher Schichten angewiesen. Seit dem riesigen

Wachstum der Gesamtpartei ist das in ganz Deutschland der Fall. Das Görlitzer Programm hat aus dieser Tatsache die richtige Erkenntnis gezogen und den proletarischen Befreiungskampf allen Schaffenden in Stadt und Land als Aufgabe übertragen. Die Verfasser des Programmentwurfs vermeiden nun zwar ängstlich den hergebrachten Ausdruck „Klassenkampf", den doch selbst das als reformistisch verschriene Görlitzer Programm enthielt. Sie stellen aber trotz des beiläufigen Hinweises auf Angestellte, Beamte und „Intellektuelle" eine gewissermaßen „auserwählte" Klasse der Industriearbeiter auf, neben denen alle anderen Schaffenden nur die Rolle von Mitläufern spielen sollen. Die Berufung der Verfasser auf das Erfurter Programm wäre falsch. Es ist in dem genannten Punkte durch die geschichtliche Entwicklung überholt. Wir Sozialdemokraten kennen keine „ewigen Wahrheiten", und deshalb besteht aller Anlaß, den Programmentwurf mit den wirklichen Tatsachen in Uebereinstimmung zu bringen.

Der Hauptfrage: Volkspartei oder nur Handarbeiterpartei? gegenüber treten die sonstigen Mängel des Entwurfs in den Hintergrund. Nur im Vorbeigehen sei deshalb darauf hingewiesen, daß z. B. der Absatz über „Verwaltung" wenig klar formuliert erscheint und überflüssige Wiederholungen enthält. Einer Entscheidung in der brennenden Frage des Steuersystems für Länder und Gemeinden (Eigensteuern oder Reichszuschüsse) ist aus dem Wege gegangen. Wenn man sich sodann schon einmal für die englische Selbstverwaltung begeistert, dann darf man deren stärkste Klammer, die Staatsaufsicht durch staatliche Inspektoren, nicht herausreißen.

Beim Kapitel „Sozialpolitik" wäre zu erwägen, ob man entsprechend den beherzigenswerten Vorschlägen von Dr. Iserland auf dem 12. Verbandstag des Deutschen Verkehrsbundes die auch im Sozialismus notwendige Handhabung der Arbeiterdisziplin in den Betrieben nicht den Betriebsräten als Aufgabe zuweisen soll. Man hat z. B. mit der Uebertragung der Schülerdisziplin auf gewählte Mitschüler in den Schulen der Vereinigten Staaten von Amerika die allerbesten Erfahrungen gemacht.

In der „Kultur- und Schulpolitik" habe ich Bedenken gegen die allerdings schon im Görlitzer Programm enthaltene Forderung der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter. Mancherlei Erfahrungen auch der Parteiorganisationen auf diesem Gebiete und die vielfach auseinandergehenden Meinungen der Jugenderzieher sprechen doch dafür, daß man diese Frage nicht endgültig entscheiden und die Koedukation nicht zu einem Glaubenssatze der Partei machen soll.

Ich muß es mir aus Raumgründen versagen, auf weitere Einzelheiten einzugehen und fasse meine Meinung folgendermaßen zusammen:

Der Programmentwurf bedeutet in einer Kernfrage der Parteibewegung einen Rückschritt und ist in Sprache, Aufbau und Einzelheiten verbesserungsbedürftig. Er verfällt auf der einen Seite allzusehr in die Detailregelung, ohne doch den Anforderungen an ein wirksames Aktionsprogramm gerecht zu werden. Andererseits fehlt es aber auch an den Erfordernissen eines weitausschauenden grundsätzlichen Programmes in vielen Stücken. Man darf daher mit Fug bezweifeln, ob sich die noch notwendige Klärung der Meinung schon auf dem Heidelberger Parteitag erreichen läßt.

Der Gewerkschaftskongreß in Breslau

Von Paul Ufermann

Die lebhafte Anteilnahme, die dem Breslauer Gewerkschaftskongreß im In- und Auslande zuteil wurde, zeugt von der Bedeutung, die diesem Parlament der Arbeit zukommt. Ein geschlossener Block von 4,5 Millionen straff organisierter Arbeiter ist schon an sich eine gewaltige Macht. Um wieviel mehr, wenn einheitlicher Wille, geschlossenes Vorgehen, kühner Mut und kluge Taktik die leitenden Motive einer solchen Massenorganisation sind. Zwar fehlt es nicht an hämischen Glossen bei der Unternehmerpresse. So schreibt die „Deutsche Bergwerkszeitung": „Nur ein Viertel der deutschen Arbeiterschaft ist freigewerkschaftlich organisiert. Diese Tatsache steht in einem merkwürdigen Widerspruch zu dem Auftreten mancher Gewerkschaftsführer, die sich immer wieder anmaßen, im Namen der deutschen Arbeiterschaft zu sprechen." Abgesehen von solchen Bemerkungen, die die Einstellung der schwerindustriellen Presse zu den Gewerkschaften kennzeichnen, muß auch die bürgerliche Presse die Einheit und die ungebeugte Kraft der gewerkschaftlichen Bewegung anerkennen. So schreibt die „Frankfurter Zeitung" in einem Rückblick: „Man darf den ruhigen Gang der Verhandlungen wohl als ein äußeres Zeichen starker Geschlossenheit, keineswegs als müde Resignation abgekämpfter Arbeiterorganisationen deuten."

Mögen die Gegner auch kläffen, die Arbeiterschaft kann stolz auf diesen Kongreß sein. Er hat die Ziele und Etappen auf dem Wege zur Wirtschaftsdemokratie fest umrissen und nach den Jahren verschwommener Phrasen wieder greifbare Programmsätze aufgestellt, für welche die deutsche Arbeiterschaft zu kämpfen gewillt ist. Was an dem ganzen Kongreß am eindringlichsten in Erscheinung trat, das war eben diese Ruhe und Sachlichkeit der Verhandlungen. Nicht ohne Absicht waren die Verhandlungen über die Organisationsfrage an die letzte Stelle gesetzt. Die Kongreßteilnehmer hätten Auseinandersetzungen über die Frage der zukünftigen Organisationsform sicher nicht zu fürchten gehabt, doch war es ein Gebot der Stunde, zuvor in aller Sachlichkeit das Kampfterrain zu sondieren. Nachdem dies geschehen und die großen Zukunftsaufgaben der deutschen Arbeiterbewegung vor aller Augen ausgebreitet waren, konnte es nicht schwer sein, ein Kompromiß zu finden, das die Einheit des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes auch für die Zukunft sicherstellt. Denn so schwer auch die vergangenen Zeiten für die deutsche Arbeiterschaft waren, leichter werden sie in den kommenden Jahren bestimmt nicht sein. Und in solcher Lage ist die Einheit der mächtigsten Zentrale der Arbeiterbewegung das dringendste Erfordernis.

Die Ruhe der Verhandlungen, ein Zeichen der Stärke und inneren Geschlossenheit der Gewerkschaften Deutschlands, war aber auch ein Zeichen der Konsolidierung, ein Zurückfinden auf dem Boden realer Tatsachen. Wer sich der beiden letzten Kongresse in Nürnberg und Leipzig erinnert, der wird finden, daß der Kongreß in Breslau sich vorteilhaft von seinen beiden Vorgängern unterscheidet. Die von der Inflation künstlich aufgeblähten Wirtschaftsverhältnisse der verflossenen Jahre hatten auch den Wesenskern programmatischer Forderungen überlebensgroß erscheinen lassen, um nach dem Eintritt normaler Verhält-

nisse zu erkennen, daß hart im Raume sich die Sachen stoßen und eine Gewerkschaftsbewegung, wie die deutsche, eben nur durch kühle Realpolitik ihrem Ziele näherkommt. Diese Erkenntnis dürfte heute allgemein sein. Doch war nicht zuletzt der Gang der Verhandlungen der Tatsache zuzuschreiben, daß auf dem Kongreß nur zwei Delegierte sich als Mitglieder der Kommunistischen Partei bekannten. Der Zusammenbruch der kommunistischen Offensive zur Eroberung der Gewerkschaften fand hierin seine beste Bestätigung.

Die Ruhe und Sachlichkeit der Verhandlungen war ein Triumph der Gewerkschaftsbewegung überhaupt. Währenddessen die Oeffentlichkeit von den geräuschvollen Begleiterscheinungen der Beschlüsse der Unternehmerorganisationen widerhallte, saßen die Gewerkschaftsvertreter in Breslau ruhig und gelassen beieinander, faßten kühl ihre Beschlüsse, formulierten die Forderungen an Staat und Gesellschaft scharf und sachlich. Die Bauarbeiterbewegung hatte wenige Tage vor dem Kongreß das Resultat einer geschlossenen Unternehmerfront zu verzeichnen gehabt. Der Breslauer Kongreß nahm diesen Umstand gelassen zur Kenntnis — es war ohnedies nur der sinngemäße Ausdruck einer schon längst bestehenden Tatsache —, und betonte seinerseits die geschlossene Front der Arbeiterschaft. Die Oeffentlichkeit wird ihre Schlüsse aus dem Verhalten der beiden Faktoren der Wirtschaft gezogen haben.

Was die organisierte Arbeiterschaft im modernen Staatsleben bedeutet, fand in der Anwesenheit zahlreicher Vertreter von Behörden und öffentlichen Gewalten ihren sinngemäßen Ausdruck. Mit dem Staatssekretär Geib vom Reichsarbeitsministerium an der Spitze, gaben diese auf dem Kongreß ihre Erklärungen ab. Daß die Herren so zahlreich erschienen waren und den Verhandlungen teilweise bis zum Schluß beiwohnten, war keine Schmeichelei für die Gewerkschaften, sondern eine Feststellung der Tatsache, hier einen Machtfaktor vor sich zu haben. Herr Staatssekretär Geib konnte deshalb auch nicht umhin zu erklären, daß von neuem die Lebenskraft, Daseinsberechtigung und Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen erwiesen seien. Der Staat sei sich darüber klar, daß er auf sozialpolitischem Gebiet unbedingt der freiwilligen und verantwortungsvollen Mithilfe der Gewerkschaften bedarf. Die großen sozialpolitischen Gesetzgebungsarbeiten, die für die nächste Zeit vor uns ständen: Arbeitsrecht, Arbeitslosenversicherung, Arbeiterschutz, lassen sich ohne die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften nicht lösen. Die Vertreter der Behörden werden aus den klaren, aber entschiedenen Worten des Genossen Leipart die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der A.D.G.B. zum mindesten die Gewähr der absoluten Unparteilichkeit der Regierung erwarten muß, und daß die Arbeiterschaft als der wichtigste Teil der Volkswirtschaft den Schutz der Behörden zu genießen hat.

Ueber die Verhandlungen im einzelnen sei auf die Berichte der Tagespresse und der Gewerkschaftszeitungen verwiesen. So große Probleme, wie sie von den Hauptreferenten: Hermberg, Jäckel und Müller erörtert wurden, erfordern die Teilnahme der gesamten Arbeiterschaft. Sie dürfen nicht nur gelesen, sondern müssen eifrig studiert werden. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist mit dem Gang der Wirtschaft so eng verbunden, daß die Wirtschaftsprobleme der Zukunft eifrig durchdacht werden müssen. Die in Breslau erstatteten Referate

dürften hierzu das geeignete Material bieten. Die Diskussion auf dem Kongreß war nicht minder fruchtbar.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die Gewerkschaften des Auslandes an dieser Tagung lebhaftes Interesse nahmen. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung war die Mutter der internationalen Bewegung. Sie ist es auch heute noch, das konnte man aus den Ansprachen der ausländischen Kameraden deutlich entnehmen. Das Interesse kam in der Anwesenheit zahlreicher Delegierter aus fast allen europäischen Ländern, wo der gewerkschaftliche Zusammenschluß Fuß gefaßt hat, zum Ausdruck. Der Internationale Gewerkschaftsbund wurde durch einen der Vorsitzenden, den Genossen Mertens (Brüssel) vertreten. Die Ansprachen der ausländischen Genossen waren ein deutliches Zeichen der internationalen Solidarität, ein Hoffnungsschimmer, daß es trotz aller Hindernisse einmal zu einem engen Bündnis der Arbeiterschaft aller Länder und dadurch der Nationen kommen muß.

Als Teilnehmer des Kongresses kann man eine Uebersicht nicht schließen, ohne der lebhaften Teilnahme und der zuvorkommenden Gastfreundschaft der Breslauer Arbeiterschaft zu gedenken. Sie hatten wirklich alles getan, um die Anwesenheit in Breslau in dem Gedächtnis der Delegierten und Gäste den Kongreß unvergessen zu machen. Zeugnisse gewaltiger organisatorischer Macht der schlesischen Arbeiter waren der Fackelzug am letzten Verhandlungstage und die Begrüßung des Extrazuges auf der Fahrt von Zobten nach Breslau. Stundenweit her waren die organisierten Arbeiter des flachen Landes abends um 11 Uhr herbeigekommen, um den Zug der Delegierten an den Bahnhöfen mit Fackeln und unter jubelnder Begeisterung zu begrüßen. Namentlich die ausländischen Genossen waren von einer solchen Anteilnahme breiter Arbeitermassen sichtlich ergriffen. Sie scheiden von Deutschland in dem Bewußtsein, die deutsche Republik und die Kraft der deutschen Arbeiterbewegung für alle Zukunft gesichert zu sehen. Dazu haben die schlesischen Arbeiter nicht gering beigetragen.

In der Geschichte der Arbeiterbewegung wird der Breslauer Gewerkschaftskongreß einen hervorragenden Platz einnehmen. Das war der Eindruck, den jeder Teilnehmer bekommen hatte. Möge dies auch die breite Masse der organisierten Arbeiter in Fabrik und Werkstatt empfinden und die dort gefaßten Beschlüsse zum Wohle der großen Masse des Volkes zur Wirklichkeit werden lassen.

An die Republik!

Frei nach Dadas „An Anna Blume".

Von Josef Maria Frank

O du Hoffnungsstern siebenundzwanzig z. D. gestellter Fürsten, ich
Liebe dir! — Ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie —
Wir —?
Wir haben (beiläufig) nichts zu sagen.
Wo bist du, ätherisches Frauenzimmer? Du bist
— Bist du? — Die Leute sagen, du bist nicht! — Laß
Sie sagen, sie wissen nicht, wer in deinem Bett liegt!

Wie man hineinruft, so liegt man, und wie man sich bettet,
So tönt es heraus.
(Welcher Vogel hat in deinen Kamin gekleckert —?)
Du hast Militärmusik und ein Grammophon und die neuesten Aufnahmen,
Fridericus Rex und den Kronprinzen von vorn und rückwärts,
im Automobil, am Steuer, in Breeches, er sucht die Wahrheit.
(O Scheck, laß nach!) Er steuert, du besteuerst.
Der Gott, der Steuern wachsen ließ, der wollte
13 Prozent Zinsen. Laß sie reden! Sie wissen nicht, wie der Landbund
Dich liebt! Oh, du gehst auf dem Zapfenstrich.
Du trägst die Doornenkrone auf deinen Füßen und wanderst auf
die Hände, auf den Händen — (Von wem?) Hast du Hände —?
Hallo, deine roten Kleider sind schwarz-weiß-rot.
Mit Hakenkreuzstichstickereien.
Rot liebe ich, Republik, rot liebe ich dir! Dir Kapitalweib!
Ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie — wir?
Wir sind (vorläufig) auf Eis gestellt.
Rote Blume, lila Republikchen, bei wem schläfst du —?
Dreh dich nicht um, der Ehrhardt geht um und Lude ruft. O du —
Du bist panerotisch! Du hast auch mit Schlieben ein Verhältnis
Und betrügst ihn mit Neuhaus im Freudenhaus der Landwirte.
(Schlieben kriegt dafür Friedensmiete.) Prall ist dein Strumpf!
Und Luther darf dir den Bauchnabel kitzeln — eiapopeia!

*

Hier liegst du und kannst nicht anders —
Schlaf, mein Kindchen, schlaf! In einem kühlen Grunde, da geht
der Werwolf um. Der Papa hütet Schaf'.
O frivol wird dir am Abend, wenn die Zölle, Zölle läuten.
Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot! Siegreich wollen wir —
wollen wir die Dame retten? Laß doch, Bubi! Nicht doch, Süßer —
Wo ist die Heilsarmee? (Es liegt ein fremder Mann im Bett!)
Werft ihn 'raus — April, April! (Es ist der alte!)
Preisfrage: 1. Die Republik ist verhältnismäßig.
2. Die Republik war rot.
3. Wer hat die Farbe geklaut?
Schwarz-weiß-rot ist die Farbe deines roten Haares.
Dein Lieblingspapagei ist ein Pleitegeier.
Du schlichtes Mädchen im Friedenskleide, du liebes — oh,
Ich liebe dir — ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie! — Wir?
— W i r? — — —???
Wir sind (vorläufig) noch in der Diskussion.
Republik, R e — p u — b l i k, ich träufle deine Silben.
Dein Name paßt zu dir wie Gustav zu Stresemann.
Weißt du es, Republik, weißt du es schon?
Man kann dich auch von hinten betrachten, und du, du,
Herrlichste von allen, du bist von hinten wie von vorn:
b e — l ä m — m e r t!
Hammeltalg träufelte schläfernd über deinen Rücken —
Republik, du armes Mädchen, du tust mir leid ....

Anton Höfle, ein deutsches Trauerspiel

Von Brutus

1768 Seiten ist die Drucksache Nr. 930 des Preußischen Landtages stark, jene Drucksache, die den amtlich bürokratischen Titel trägt: „Bericht des 22. Ausschusses (Untersuchungsausschusses) über die Prüfung der Durchführung des Strafverfahrens gegen den Reichsminister a. D. Dr. Höfle". Wer wird je in die Lage kommen, einen solchen Wälzer zu lesen? In ein paar Bibliotheken wird dieser dickleibige Band bald ein verstaubtes Dasein führen. In der Presse wird man von anderen Dingen reden, und die Rechtspresse im besonderen wird die Notwendigkeit der Einfuhrscheine für ein lesenswerteres Thema halten, als es das Schicksal dieses Dr. Höfle ist. Bei der Rechtspresse kann man natürlich eine solche Haltung verstehen, denn sie hat fürwahr allen Grund, über diese Dinge zu schweigen. Merkwürdiger ist allerdings das Verhalten der Zentrumspresse. Aber man soll sich auch hier nicht wundern, denn wenn die Dortmunder „Tremonia" den Austritt Wirths aus der Zentrumsfraktion mit der Ueberschrift „Mann über Bord" versah, was braucht man sich da noch viel um den armen Höfle zu kümmern? Skandal, Justizskandal? Man liebt nicht die offenen Worte.

Und doch muß hier ein offenes Wort geredet werden. Hier handelt es sich darum, wie ein Mensch zugrunde gerichtet wurde. Was gestern dem Dr. Höfle passierte, das kann morgen dir und mir passieren. Das kann passieren, trotzdem der Justizminister Am Zehnhoff heißt und Zentrumsmann ist. Wie weit die Macht eines Justizministers reicht und wieviel weiter die eines Staatsanwalts, das zeigt dieser Bericht des Untersuchungsausschusses. Wenn ein solches Los dem Dr. Höfle zuteil wurde, der seinerzeit in Dortmund als einer der ersten für eine Rechtsregierung sprach, dann kann man sich ungefähr vorstellen, was Politikern der Linken blüht, wenn sie von einer übereifrigen Staatsanwaltschaft nach Moabit verschleppt werden.

*

Victor Schiff hat sich ein Verdienst erworben, daß er das Material der 2000 Druckseiten in eine Form goß, die das Wesentliche dieses deutschen Trauerspiels enthält. (Victor Schiff, „Die Höfle-Tragödie". Geschichte eines Justizmordes. Aus der Sammlung: Politische Prozesse. Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin 1925.) In der Darstellung Schiffs werden die einzelnen Szenen geschildert, sie werden in den Zusammenhang gestellt, in den sie gestellt werden müssen. Schiff zeigt uns die mit rechtsradikalem Oel geschmierte Paragraphenmaschine in ihrer ganzen Grausamkeit. Auch ein Stärkerer, als es Dr. Höfle gewesen ist, hätte sich gegen diese Staatsanwaltschaft nicht wehren können, er hätte in der Paragraphenwildnis den Weg verloren und hätte im Justizsumpf enden müssen. Ein Held im Sinne der Tragödie ist Anton Höfle nicht gewesen. Ob Höfle verurteilt oder freigesprochen worden wäre, das ist jetzt nicht mehr zu entscheiden. Kein Richter, wenn er nur einen Schimmer vom Richterberuf in sich fühlt, wird diese Frage beantworten. Lediglich die Staatsanwaltschaft hatte ihm im voraus 5 Jahre Gefängnis zudiktiert. Ja, sie tat sogar noch mehr, sie berechnete auf den Tag genau die Haftkosten, um einen Arrestbefehl gegen Höfle erlassen zu können.

Die Höfle-Tragödie erwuchs aus der Barmat-Affäre, und dadurch allein war die Stellungnahme der Staatsanwaltschaft gegeben. Barmat war Ostjude, aber was viel schlimmer war, er war Sozialdemokrat. Die Gelegenheit zur großen Offensive schien günstig. Die letzten Wochen mit den Enthüllungen über Ehren-Breithaupt, Knoll, Caspary, und wie die Herren sonst alle heißen, haben ja gezeigt, wie das Juristische mit dem Politischen verwoben wurde, um den taktischen juristischen Sieg in einen strategisch-politischen zu erweitern. Daß bei dieser Gelegenheit der Zentrumsminister Höfle in das juristische Garn geriet, war den Drahtziehern ein glücklicher Zufall. So bereitete man dem Zentrum tagelang peinliche Verlegenheit, und diese Verlegenheit konnte dann ausgenutzt werden, um diejenigen im Zentrum, die das Herz stets auf der rechten Seite getragen haben, auch nach rechts zu dirigieren. So schien alles richtig zu gehen, bis sich eines Tages das Merkwürdige ereignete: die Wahrheit war, was man nie geglaubt hatte, schließlich doch noch stärker als die Staatsanwälte gewesen. Zugegeben, daß noch allerlei zu tun übrig bleibt, trotz der dankenswerten Arbeit, die bisher in dem Untersuchungsausschuß umsonst geleistet worden ist. Auch dieser Rest wird noch aufgeklärt werden, darauf kann sich die Staatsanwaltschaft verlassen. Im übrigen: die viel gescholtenen Barmats bereiten der Staatsanwaltschaft nicht das Vergnügen, zu fliehen. Sie bleiben in Deutschland, lassen sich vernehmen und warten auf den Prozeß. Was soll denn aus dem Kindermärchen vom Fluchtverdacht werden, wenn diejenigen, die nach Ansicht der Staatsanwälte am meisten Grund zur Flucht hätten, von den ihnen gebotenen Möglichkeiten nicht einmal Gebrauch machen?

*

Höfle ist nicht das einzige Opfer des Trauerspieles der deutschen Justiz. Schiff erinnert in seiner Darstellung daran, daß unter den am ersten Tage der Barmat-Schlacht wahllos und gesetzwidrig Festgenommenen sich auch ein Prokurist Wolff befand, der nach drei Tagen mit vielen anderen wieder freigelassen wurde. Kurz bevor seine Enthaftung bekanntgegeben wurde, verübten seine Eltern aus Gram über die vermeintliche Schande Selbstmord. Freilich, es waren schon hochbetagte Leute und niemand hatte sie gezwungen, aus dem Leben zu scheiden. Um solche Kleinigkeiten kümmerte man sich nicht, und man kümmerte sich nicht darum, daß bei dieser Aktion gegen die Barmats auch der Reichspräsident Ebert mit Schmutz beworfen wurde. Hoch klang das Lied von der Staatsräson. Da kam es auf ein paar Mißtöne mehr oder weniger nicht an. Heute aber kennen wir diese Weise, kennen den Text und kennen auch die Herren Verfasser. Die Weise zieht nicht mehr, der Text ist gefälscht und die Herren Verfasser? Sie haben inzwischen Angst vor ihrer eigenen Courage bekommen, und von ihrem ganzen großen Tatendrang ist nichts übrig geblieben.

*

Es ist eine besondere Freude, leider eine allzu seltene Freude, wenn man einmal dem politischen Gegner ein Wort der Anerkennung sagen darf. Der deutschnationale Vorsitzende des Untersuchungsausschusses in der Höfle-Sache, Dr. Seelmann-Eggebert, ein alter Richter, hat die Verhandlungen des Landtagsausschusses, wie auch Schiff hervor-

hebt, mit mustergültiger Objektivität geleitet. Hier war der Richter, der Mensch stärker als der Deutschnationale, und das ist immerhin eine Feststellung, die, gerade weil sie so selten ist, nicht unbeachtet bleiben soll. Seelmann-Eggebert hat sich gerade um die Klärung des Begriffes Fluchtverdacht sehr bemüht, der ja bei der Verhaftung Höfles eine große Rolle spielte. Aus diesen Erörterungen soll nur das eine hier festgehalten werden, daß der Assessor Peltzer bei seiner Vernehmung zugestehen mußte, daß die Staatsanwaltschaft positive Anhaltspunkte für eine etwaige Flucht Höfles nicht hatte und nicht haben konnte. Mit besonderem Vergnügen haben die Herren immer auf einem Erlaß des früheren Justizministers Rosenfeld vom Jahre 1918 herumgeritten. Freilich hat das ihnen wenig genützt, denn in dem angenommenen Ausschußantrag ist ausdrücklich festgestellt worden, daß der Haftbefehl von der Staatsanwaltschaft beantragt worden ist, ohne daß in dem Antrag die vorschriftsmäßigen Angaben über die den Flucht- und Kollusionsverdacht begründenden Tatsachen enthalten waren.

*

Mit der Verhaftung Höfles endete der erste Akt des Trauerspiels. Es ist unmöglich, hier die ganze Leidensgeschichte zu erzählen. Es kann nur auf Einzelheiten hingewiesen werden. Am 10. Februar 1925 wurde Höfle verhaftet, am 20. April starb er. In dieser Zwischenzeit wurde er siebenmal vernommen, d. h. also etwa alle zehn Tage einmal. In dieser Zeit durfte Höfle neunmal den Besuch seiner Frau empfangen, und zwar hatte seine Frau sechsmal je 10 Minuten, einmal 20 Minuten und einmal 30 Minuten Sprecherlaubnis. Dazu kam fünf Tage vor Höfles Tode eine außerordentliche Sprecherlaubnis. Aus diesen Besuchen nur eine Momentaufnahme: Als Frau Höfle bei dem zweiten Besuch ihren Mann mit einem Kuß begrüßen wollte, wurde dies vom Gefängnisbeamten untersagt, und zwar, weil auf dem vom Untersuchungsrichter unterzeichneten Schein der für Handdruck und Kuß angeblich notwendige Vermerk „Begrüßung gestattet" versehentlich fehlte. Als zwei Zentrumsabgeordnete zu dem Untersuchungsrichter mit der Bitte kamen, Höfle sprechen zu dürfen, da machte dieser alle möglichen Einwendungen und gab schließlich zu verstehen, daß er die Genehmigung nur dann erteilen könnte, wenn Frau Höfle auf einen ihr zustehenden Besuch verzichten würde. Die Steigerung des Dramas wurde dann herbeigeführt durch die Arrestbefehle und das Meineidsverfahren. Von den Haftkosten ist schon gesprochen worden. Vorsorglicherweise hatte man bei der Berechnung von fünf Jahren auch den Schalttag nicht vergessen in Rechnung zu stellen. Der wackere Justizobersekretär Linsener hat die Sachverständigengebühren auf 30000, die Reisekosten auf 5000, die Zeugengebühren auf 20000 Mark berechnet und insgesamt eine Kostenrechnung von über 60000 Mark aufgestellt. Sogar der deutschnationale Ausschußvorsitzende hat vor dieser Aufstellung den Kopf geschüttelt und hinzugefügt, daß man demnach einem Raubmörder, der Todesstrafe zu gewärtigen hätte, auch noch die Gebühren für die Hinrichtung aufrechnen müßte. Die Reisekosten waren natürlich deshalb so hoch berechnet, weil ja die Flugzeugreisen der „Fliegerstaffel" schließlich auch

einmal bezahlt werden müssen. Dazu kommt nun noch das Meineidsverfahren. Auf Grund der von der Reichspost- und der Justizverwaltung beantragten Arrestbefehle mußte Höfle einen Offenbarungseid leisten, ohne daß er im Gefängnis die Möglichkeit gehabt hätte, sich eingehend über seinen Vermögensbestand klar zu werden. In diesem Sinne gab er auch eine einschränkende Erklärung ab. Von dem Offenbarungseid hätte man wohl nie etwas erfahren, wenn nicht in der Westentasche des Toten ein Zettel gesteckt hätte, in dem von einem Meineidsverfahren gegen Höfle die Rede war. Der findige Staatsanwaltschaftsassessor Peltzer hatte nämlich bei einem Privatgespräch mit einem Herrn Sudau festgestellt, daß Höfle an dessen Verlag beteiligt war. Diese Beteiligung hatte im übrigen, wie Sudau erklärte, den Wert von vielleicht 300 Mark. Höfle hatte diese Beteiligung in seiner Aufstellung vergessen und prompt wurde gegen ihn am 23. März ein Strafverfahren wegen Meineids eingeleitet, das am 3. April wieder eingestellt werden mußte. Die Herren Staatsanwälte rechneten damit, daß der geschäftsunerfahrene Höfle sich auch in diesem Verfahren so ungeschickt verteidigen würde, daß man ihn fassen konnte. Peltzer oder der Oberstaatsanwalt Linde haben einmal gesagt: „Bei diesen ganzen Sachen finden wir etwas. Er soll sich vorsehen!" Das Meineidsverfahren war nun allerdings ein Schuß ins Blaue. Wie aber dies Verfahren auf Höfle selbst gewirkt hat, kann man sich sehr leicht vorstellen.

*

Der letzte Akt der Höfle-Tragödie ist der grauenvollste. Man schaut da die trüben Bilder des Moabiter Gefängnislazaretts, in dem es einem passieren kann, daß man statt einer Chloraleinspritzung eine solche mit Schwefelsäure erhält. Was hier über die ärztliche Behandlung der Kranken bekanntgeworden ist, das grenzt an das dunkelste Mittelalter. Ein besonderes Kapitel war die Apotheke, die vor allem Schlafmittel liefern mußte. Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Weyl hat darauf verwiesen, daß die gelieferten Schlafmittel ausreichend waren, um ein ganzes Armeekorps zu betäuben. Wir sehen dann die Geheimnisse der ärztlichen Gutachten, bei denen die wichtigsten Worte aus Versehen ausgelassen sind. Wir sehen Gutachten, die sich widersprechen, und die mit einer Nachlässigkeit ohnegleichen angefertigt worden sind. Der Passus, aus dem hervorging, daß Höfles Entlassung befürwortet wurde, war so verstümmelt, daß Staatsanwälte, Untersuchungsrichter und Richter der Strafkammer sich darauf berufen konnten, daß das entscheidende Wort „Entlassung" in dem Gutachten gefehlt habe. Nicht gefehlt hat aber in dem Gutachten der Schlußsatz: Wir erheben hiermit Gebührenanspruch.

Fünf Tage vor seinem Tode konnte Höfle seinen Namen nicht mehr schreiben. Er fiel von einer Ohnmacht in die andere. Trotzdem behauptet der Oberstaatsanwalt Dr. Linde, daß Höfle am 18. April noch „geistig vollkommen frisch" gewesen sei. Höfle und Linde sollen sogar „gewissermaßen Reiseerinnerungen über Nauheim" ausgetauscht haben. Es gibt aber einen anderen Zeugen (Oberwachtmeister Lukas), der von diesem Tage sagt: „Das kommt gar nicht in Frage, kann niemals stimmen... Am Freitag war der Mann schon wie tot. Wie kann ein sozusagen toter Mann sprechen?"

Trotz der von Linde attestierten „geistigen Frische" ging es mit Höfle zu Ende. 33 Stunden später, nachdem Höfle endlich als schwerkrank erkannt war, wurde erst seine Frau über seinen Zustand informiert. Am Montagnachmittag starb Höfle. Festgestellt ist, daß er in der Zeit zwischen Sonntagmittag und Mitternacht ohne ärztliche Pflege blieb. Um 1/2 3 Uhr kam dann die Frau und fand ihren sterbenden Mann. Am Montagmorgen sah man dann ein, daß Höfle in einem Flugzeug nicht mehr über die Grenze fliegen konnte. Man war gnädig und ließ ihn im Hedwigskrankenhaus sterben, doch auch dem toten Höfle gab man keine Ruhe. Nun tauchte die Selbstmordlegende auf. Erfreulicherweise gab es noch Aerzte in Berlin, die kein Blatt vor den Mund nahmen, Aerzte, die nicht Sklaven der Justiz waren, sondern Männer, denen die Begriffe „Menschlichkeit" und „ärztliche Verantwortung" noch etwas zu bedeuten hatten. Das alles muß man in seinen Einzelheiten in dem Buche Victor Schiffs nachlesen. Die Lektüre stimmt ganz gewiß nicht heiter, die Lektüre ist aber notwendig, denn sie zeigt, was noch alles getan werden muß, um mit dem juristischen Mittelalter aufzuräumen.

*

Die Höfle-Tragödie ist zu Ende, sie bedarf indessen noch eines Nachspiels. Der öffentliche Ankläger ist zum Angeklagten geworden. Die Staatsanwaltschaft wütet gegen den Staat, statt ihn zu schützen. Jetzt ist ihr zwar der Schreck in die Glieder gefahren, aber alle Tage werden ja nicht die Staatsanwälte von parlamentarischen Untersuchungsausschüssen eidlich vernommen. Die Höfle-Tragödie ist zu Ende, doch das deutsche Justiztrauerspiel nimmt seinen Fortgang.

Sozialdemokratie und Wirtschaftskenntnis

Von Dr. Bruno Tiegs (Berlin-Steglitz)

Verfügt die Sozialdemokratie über die erforderliche Sachkenntnis, um die Wirtschaft gesetzgeberisch im Sinne des Sozialismus beeinflussen zu können? Selbstverständlich ist es nicht notwendig — und technisch auch gar nicht möglich —, daß die Sachverständigen im Reichstage als Abgeordnete sitzen. Aber irgendwie muß den Abgeordneten die Sachkenntnis von sozialdemokratischer Seite zur Verfügung gestellt werden können, wenn sie nicht auf das Gutachten von Leuten angewiesen sein sollen, die dem sozialistischen Gedanken grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen.

Für die Beantwortung rein technischer Fragen ist die Weltanschauung gleichgültig. Der kommunistische Arzt wird einen Oberschenkelbruch nach denselben Grundsätzen heilen müssen, wie ein deutschnationaler, und für die Konstruktion eines Elektromotors ist es nebensächlich, ob der betreffende Ingenieur etwa völkischen Anschauungen huldigt oder ein frommer Zentrumsmann ist. Für allgemeine Wirtschaftsfragen gibt es aber keine „unparteiischen" Sachverständigen. Wirtschaftsfragen lassen sich niemals oder selten mit einem glatten Ja oder Nein beantworten. Sie sind kein mathematisches Rechenexempel, für das es nur eine, dafür aber absolut richtige Lösung gibt.

Ihre Lösungen werden stets nur relativ richtig sein. Der Annäherungswert für die Richtigkeit ergibt sich aus dem Kräfteparallelogramm der interessierten Schichten. Wenn die Sozialdemokratie also nicht in ihren eigenen Reihen über die unentbehrlichen Sachverständigen verfügt, steht zu befürchten, daß Gesetze zustande kommen, die den beabsichtigten Zweck nur mangelhaft erfüllen und deshalb die sozialistischen Bestrebungen selbst bei ihren eigenen Anhängern in Mißkredit bringen können.

Diese Gefahr erscheint wegen der Sabotagemöglichkeit schon groß genug, wenn die Sozialdemokratie die unbestrittene Inhaberin der politischen Macht sein sollte. Sie ist geradezu vernichtend, wenn mit Rücksicht auf die innenpolitische Kräfteverteilung sowieso schon Kompromisse unvermeidlich sind. Wir haben 1918/19 gesehen, daß es nicht möglich gewesen ist, das Wirtschaftsleben irgendwie wesentlich zu beeinflussen oder gar umzugestalten, trotzdem dies doch schließlich das letzte Ziel der Sozialdemokratie bildet, das sie nicht aufgeben darf, wenn sie sich nicht selber aufgeben will. Das Deutsche Reich mag nach wirklich demokratischen, nach hyperdemokratischen Grundsätzen regiert werden, die große Mehrheit hat trotzdem in der Republik nur ein unwohnliches Haus. Es nutzt wenig, daß die Grundmauern und Zimmerwände nach modernen Richtlinien gezogen sind, wenn der Hauptteil der Möbel in einzelnen Sälen zusammengehäuft bleibt und die Masse der Bewohner sich mit kärglichem Hausrat behelfen muß.

Gewiß — die Sozialdemokratie wird sich nicht von heute auf morgen vor die Aufgabe gestellt sehen, das bestehende kapitalistische Wirtschaftssystem ändern zu müssen. Es wird vielmehr noch eine geraume Zeit vergehen, bis sie überhaupt wieder so viel politische Macht in sich vereinigen wird, wie sie 1918/19 besaß. Schließlich ist auch der Kampf um die politische Macht vor der Hand die Hauptsache, wie die politische Macht die Voraussetzung für eine Wirtschaftsbeeinflussung ist. Diese Erwägung heißt aber nicht, die gestellte Frage beantworten, sondern nur, die irgendeinmal doch notwendige Beantwortung hinausschieben. Früher oder später wird die Sozialdemokratie in die Lage versetzt sein, ihre allgemein gehaltene Forderung nach Sozialisierung in konkrete Gesetzesform kleiden zu müssen. Wenn man diese Erwartung nicht hegte, wenn man diese Hoffnung nicht teilte, hätte es überhaupt keinen Zweck, sozialdemokratische Politik zu treiben. Uebrigens kann sich das Rad der Weltgeschichte mitunter in einem Jahre um ein größeres Stück drehen als sonst in Jahrzehnten. Man kann den Zeitpunkt unmöglich voraus berechnen, für den man gewappnet sein muß. Um sich vor einer ähnlichen Ueberraschung zu sichern, wie sie die Umwälzung 1918 letzten Endes darstellte, wird es nötig sein, sich vorzubereiten, um stets die Frage beantworten zu können: „Welche wirtschaftlichen Maßnahmen sind zu treffen, wenn die Sozialdemokratie am heutigen Tage in den Besitz der politischen Macht gelangt?"

Es ist für eine große Partei eigentlich ein ziemlich blamabler Zustand, daß sie sich sozusagen nicht weiter zu helfen weiß, nachdem sie die politische Macht erobert hat. Es geht nicht an, daß dann erst „Sozialisierungskommissionen" einberufen werden, die noch dazu infolge mangels genügender Fachkenntnis in der eigenen Partei hauptsächlich aus Vertretern einer gegnerischen Weltanschauung zusammengesetzt sein müssen, und die selbstverständlich behaupten und mit tausend Be-

weisen belegen werden, daß die angestrebten Ziele vorläufig noch nicht erreichbar sind. Es herrscht wohl kaum ein Zweifel darüber, daß sich eine allgemeine „Voll"-Sozialisierung des Wirtschaftslebens im günstigsten Falle nur im Verlauf einer längeren Entwicklungsperiode wird durchsetzen lassen. Für die Wirtschaft kommt Evolution, nicht Revolution in Frage, wenn nicht zum mindesten vorübergehend ein ungeheures Chaos entstehen soll. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß heute wie morgen und wie vor zehn oder zwanzig Jahren wenigstens eine Teilsozialisierung möglich ist, möglich sein wird und möglich war. Das Schicksal wird der Sozialdemokratie nichts in den Schoß werfen, ohne daß sie die Hände rührt, und wenn die Entwicklung auch wohl fast zwangsläufig den ungefähren Gang gehen wird, den die Theoretiker der Partei vorausgesagt haben, so kann und muß man die Entwicklung doch lenken und beschleunigen.

In rein politischer Beziehung wußte man, was man wollte. Man war daher in der Lage, z. B. einfach dekretieren zu können: „Die Gesindeordnung wird aufgehoben". In wirtschaftlicher Beziehung war man sich zwar eines dunklen Dranges bewußt, doch war man sich über diese Empfindung nicht recht klar und konnte sie nicht in Worte fassen. Man hatte ein Ziel irgendwo in weiter Ferne, aber man wußte nicht, nach welcher Himmelsrichtung man sich in Bewegung setzen sollte, um es zu erreichen. Man konnte auf Flugblättern tausendmal versichern: „Die Sozialisierung marschiert!" Sie dachte gar nicht daran, zu marschieren, und sie wird auch in Zukunft nicht daran denken, wenn die Bewegung nicht genau so systematisch vorbereitet wird, wie der Befehl, der ein Armeekorps in Marsch setzt. Das Kommando: „Abteilung — Marsch!" genügt nicht. Ebenso wie der gewöhnliche Soldat, selbst bis zu ziemlich hohen Chargen hinauf, nicht über die nötige Vorbildung verfügt, den Marschbefehl für einen größeren Truppenkörper auszuarbeiten, ebensowenig dürfte die Sozialdemokratie zurzeit die erforderlichen Kenntnisse besitzen, um die Sozialisierung so reibungslos wie möglich durchzuführen. Es fehlt an jeder Vorbereitung.

Augenblicklich ist die Wirtschaftskenntnis noch eine Geheimwissenschaft. Gewiß — an den Hochschulen werden öffentliche Vorlesungen über Volkswirtschaft gehalten. Jede Zeitung, die etwas auf sich hält, hat einen mehr oder minder zuverlässigen Handelsteil. Ueber die Versammlungen der Industriellen werden wahrheitsgemäße oder wahrheitsähnliche Berichte veröffentlicht. Nichts deutet auch nur im entferntesten auf irgendwelche Geheimorganisationen hin. Aber alles dies hindert nicht, daß über den eigentlichen Vorgängen und über den tatsächlichen Verhältnissen ein Schleier liegt, hinter den nur wenige Auserwählte blicken dürfen, die allen möglichen Parteien angehören, doch kaum der Sozialdemokratie. Wer kann z. B. die Zustände in der Leder- oder Textilindustrie einigermaßen zuverlässig beurteilen? Wer kann als Sachverständiger für die elektrotechnische oder chemische Industrie angesprochen werden? Für die Glasindustrie, für die zuckerverarbeitende Industrie, für die Automobilindustrie? Es werden mit wenigen Ausnahmen die führenden Unternehmer der betreffenden Industrien sein. Die Sozialdemokratie wird nicht damit rechnen dürfen, diese Herren in absehbarer Zeit als Genossen in ihren Reihen begrüßen zu können. Sie werden die allerletzten sein, die sich zum Sozialismus bekennen werden. Wenn sich die Partei deren Urteil nicht sozusagen bedingungslos unter-

werfen will, muß sie dafür sorgen, daß sich der Kreis der Sachverständigen erweitert.

Das ist einmal dadurch zu erreichen, daß die amtliche Statistik weiter ausgebaut wird. Der augenblickliche Stand unserer Reichsstatistik liegt unter dem Niveau eines Kulturlandes. Für die Beurteilung irgendwelcher Wirtschaftsfragen bietet die jetzige Statistik nur in den seltensten Fällen einen Anhalt. Am relativ besten ist sie da, wo aus Anlaß einer Besteuerung besondere Erhebungen vorgenommen sind, wie z. B. in der Tabakindustrie. Aber auch hier ist sie noch völlig ungenügend. Die meisten verkehrten Maßnahmen bei der Regelung der Kriegswirtschaft, die übrigens mit Sozialismus nicht das geringste zu tun hatte, sind auf fehlende oder mangelhafte statistische Unterlagen zurückzuführen. Die Regierung stand vielfach vor dem blanken Nichts. Selbst die Privatkenntnisse der Unternehmer reichten in den meisten Fällen nicht aus, wenn sie auch grundsätzlich Verwendung finden konnten, da Regierungsabsicht und Sachverständigeninteresse wenigstens keine diametralen Gegensätze bildeten. In welch geradezu kläglichen Lage wird sich aber vergleichsweise eine sozialdemokratische Regierung befinden, wenn sie mit der Sozialisierung beginnen wollte? Die Partei oder deren Reichstagsfraktion hat also unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß der Etat für das Statistische Reichsamt hinreichend dotiert wird. Auch auf die Richtung, in der sich die Erhebungen erstrecken, muß sie einen vermehrten Einfluß gewinnen. Eine umfangreiche Statistik ist die unerläßliche Voraussetzung für den Sozialismus. Ohne zuverlässige zahlenmäßige Unterlagen läßt sich kein Wirtschaftsplan aufstellen.

Weiterhin hätte die sozialdemokratische Presse die Pflicht, den allgemeinen Wirtschaftsfragen in Zukunft ein größeres Interesse entgegenzubringen als bisher. Die breite Masse der Leser wird zwar erfahrungsgemäß diesen — gewöhnlich lateinisch gedruckten — Teil überschlagen, die Parteizeitung ist aber nicht nur dazu da, um oberflächliches Lesebedürfnis zu befriedigen, sie sollte auch Gelegenheit bieten, die wirtschaftlichen Zusammenhänge in den einzelnen Industrien vom sozialdemokratischen Standpunkt aus zu beleuchten. Wenn bisher über den einen oder anderen Gewerbszweig berichtet wurde, so geschah es fast stets unter dem Gesichtspunkt der Lohnhöhe oder des Beschäftigungsgrades. Es war das Gegenstück zu der Methode der bürgerlichen Blätter, die lediglich über die Profitaussichten zu referieren pflegen. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Zeitschriften mit sozialdemokratischer Grundtendenz. Sie haben fast alle einen „Wirtschaftsteil", der jedoch meistens recht stiefmütterlich behandelt wird. Die Beiträge könnten fast ausnahmslos, höchstens mit kleinen Aenderungen, ebensogut auch in bürgerlichen Organen erscheinen. Auf diese Weise ist es natürlich nicht möglich, in weiteren Kreisen genügendes Verständnis für sozialistische Wirtschaftsfragen zu erwecken.

In dritter, jedoch nicht in letzter Linie wäre zu fordern, daß von Partei wegen Stellen geschaffen würden, die als Vorläufer etwaiger „Sozialisierungskommissionen" angesprochen werden könnten. Sie würden sich von den ähnlichen Organisationen aus den Jahren 1918/19 dadurch unterscheiden, daß sie keinen offiziellen, sondern nur parteioffiziösen Charakter hätten, daß sie einheitlich aus Sozialdemokraten zusammengesetzt wären, die zu positiver Arbeit bereit sind, und daß sie keine Mitglieder

aufweisen, die unter wissenschaftlichem Mäntelchen lediglich Sabotage treiben oder sich destruktiv betätigen wollen. Diese Stellen müßten allmählich zu zentralen Sammelbecken sozialdemokratischer Wirtschaftskenntnis ausgebaut werden. Sie hätten statistisches Material zu sammeln, sie müßten Gelegenheit zum Austausch und Ergänzung der Einzelerfahrungen bieten, sie sollten die Herausgabe und Verbreitung von Broschüren und Denkschriften über Sondergebiete ermöglichen, kurz, sie hätten die Gesetze für die Sozialisierung der verschiedenen Wirtschaftszweige systematisch vorzubereiten. Das theoretische Endziel dieser Stellen wäre es, daß man gewissermaßen den fertigen Sozialisierungsplan in dem Augenblick aus der Schublade nehmen könnte, in dem die Partei die politische Macht errungen hat. Wenn zwischen Theorie und Praxis auch ein gewaltiger Unterschied besteht, den gerade derjenige am besten zu würdigen versteht, der sich mit Wirtschaftsfragen beschäftigt, wenn es auch wesentlich auf den Grad der erreichten politischen Macht ankommt, der unter Umständen zu Konzessionen nötigt, so sind mit obigen Forderungen wenigstens die allgemeinen Richtlinien gegeben, in denen gearbeitet werden muß.

Wie bei dem Wahlrecht oder bei dem Achtstundentag erst durch Tausende von Artikeln die Atmosphäre erzeugt werden mußte, in der allein die Entscheidung reifen konnte, so muß auch für die Wirtschaftsfragen gewissermaßen ein Humusboden an allgemeinem Verständnis und vertiefter Sachkenntnis geschaffen werden, in dem der Sozialismus gedeihen kann. Bis vor kurzem war auch die hohe Politik sozusagen eine Geheimwissenschaft, ein Privileg bevorzugter Schichten. Heute hat nach jahrelanger Aufklärungsarbeit das gesamte Volk die Bestimmung über die Politik. Dieser Vorgang aus der rein politischen Sphäre muß sich auf wirtschaftlichem Gebiet wiederholen. Die Vorbedingung hierfür ist, daß die Wirtschaftskenntnis nicht mehr ein Privatvorrecht engbegrenzter Kreise bleibt, sondern Allgemeingut wird.

Mitarbeit der Jugend in Partei und Gewerkschaft

Von Arno Scholz

Die Hamburger Tage — der letzte Jugendtag der Arbeiterjugend — haben wieder, wie so oft, gezeigt: die Jugend hat Lebensfreude, Schaffenswillen, Tatkraft und nicht zuletzt Aktivität. Es gibt nicht wenige in Partei und Gewerkschaft, die ironisch lächeln, wenn man von der Aktivität der Jugend spricht.

Richtig! Es sei beschämt zugestanden, auf all den Zahlabenden der Partei und Gewerkschaft sind sehr wenige Jugendliche zu finden. Wer die Entwicklung der Arbeiterjugendbewegung kennt, den wird dieser Mangel an Arbeitskraft in Partei und Gewerkschaft nicht wundern.

Die deutsche Arbeiterjugendbewegung ist sehr jung. Wenn sie trotzdem einen immerhin beträchtlichen Einfluß auf die sehr schwer zusammenfaßbare Jugend ausübt, so liegt dies an der Art der Organisation und an der Fassung ihrer politischen wie wirtschaftlichen Aufgaben. Die Jugend von 1918 und 1919, die auf die Mahnrufe ihrer

Führer hin die durch den Krieg zerbrochene Jugendbewegung von neuem zusammenzimmerte, hatte ein anderes Gesichtsfeld wie vor dem Kriege. Der rein berufswirtschaftlichen Einstellung der Organisation stand jetzt die politisch-wirtschaftliche und politisch-kulturelle Erziehung gegenüber. Durch ihre geistigen Führer, Bröger, Barthels und Schönlank aufgerufen, sich gegen Krieg und Militarismus zu werfen, griff die Jugend mit einer Begeisterung, die ihr die Sympathien der Friedensfreunde der ganzen Welt einbrachte, diesen Mahnruf auf.

Dieser Friedenswille fand starke Auswirkung in dem Internationalen Jugendtag zu Bielefeld. Die Jungen waren die ersten, die frisch und mutig ihre Hand wieder in die Hand der Proletarier der einst feindlichen Nationen legten. Die Jungen hatten als erste in der Partei den Glauben an die Internationale wiedergewonnen. Die Jahre des Krieges waren grausam, uns allen verengten sie die Entwicklung; der Glaube an den Internationalismus des Proletariats wurde gebrochen. Hier griff die Jugend mit ihrer gewaltigen Kundgebung ein, sie durchstieß die Schranken, neuen Glauben aufrichtend für die Internationale.

Und um zu vollenden, legte sie das feierliche Gelübde ab: „Nie wieder werden wir eure Soldaten!" Den Proletariern aller anderen Länder zum Vorbild, daß gleicher Schwur zusammenschmiede.

Für die neue Staatsform der deutschen Republik war es wieder die Jugend, die als erste ihre Bataillone aufrief. Wer die Jugend kennt, wird dieses Gelübde hoch werten. Die Jugend, durch den Krieg, den Radikalismus von links und die vielen Verbote und polizeilichen Verfolgungen selbst harmloser Turnvereine mißtrauisch gemacht, war schwer zu der Ueberzeugung zu bringen, daß Staatsform und Staat überhaupt unser sein müssen. Die gewaltigste Kundgebung für die Republik war der Fackelzug der Jugend durch den Norden Berlins zum Schauspielhaus, wo sie von ihrem Reichspräsidenten Fritz Ebert Worte der Aneiferung hören wollte.

Das sind Beispiele, Episoden, sie beweisen nichts, wenn man nicht die Arbeit der Jugend in Stadt und Land kennt, die zähe Arbeit, die die Jugend geleistet hat bei der Wahl und bei sonstigen politischen Anlässen. Geleistet hat, wenn sie mit ihrer Gesamtheit zu irgendeiner Arbeit herangezogen worden ist. Nichts geleistet hat die Jugend, wenn der einzelne zu den Zahlabenden der Partei und Gewerkschaft ging, um dort mitzureden. Es gibt heute noch viéle in Partei und Gewerkschaft, die im Jugendlichen grundsätzlich einen Dummkopf erblicken. Ein Vorfall auf einem Zahlabend beweist alles: nachdem bei der Abteilungsversammlung ein Jugendlicher, 23jährig, gewählt war für die Kreisvertreterversammlung, stellte ein bekannter Gewerkschaftler die Frage: ob der mit seinen 23 Jahren nicht schon zu alt wäre. Eine Einstellung, die man sehr viel findet und sich letzten Endes immer wieder auswirkt in allgemeine Redensarten: ihr könnt Flugblätter verteilen, in dem Alter durften wir auch noch nicht mitreden. Dasselbe Beispiel: wird in einem Betriebe ein Lehrling ungerecht behandelt und beschwert sich bei dem Betriebsrat, erhält er meist zur Antwort: in dem Alter, in dem du bist, habe ich noch vom Meister Backpfeifen bekommen. Nirgends das Empfinden, der Jugendliche muß, eingereiht in den Wirtschaftsprozeß, mit zur Arbeit herangezogen werden, zu Arbeiten selbstverständlich, die er ausführen kann. Niemals das Bedürfnis der Aelteren, den Jüngeren bei der wirtschaftlichen und politischen Er-

ziehung zur Hand zu gehen. Diese Atmosphäre der Zahlabende hat mit der Zeit (Ausnahmen gibt es selbstverständlich) die Jugend abgeschreckt.

Es wird immer vergessen, daß der Jugendliche in der Jugendbewegung schon sehr selbständige, verantwortungsvolle Arbeit geleistet hat. Als die Arbeiterjugend ihr Heim am Quenzsee bei Brandenburg schuf, waren es zumeist jüngere Genossen, die im Bezirksvorstand der S.A.J. saßen und über dies Heim entschieden. Es steht heute als ein Wahrzeichen der politischen Kraft und Selbständigkeit der Arbeiterjugend und sollte jedem tiefe Achtung vor der Arbeitsleistung der Jugendlichen abgewinnen.

Die großen politischen Parteien, voran die Arbeiterbewegung, hätten viel mehr ihr Interesse der Jugend zuwenden müssen, schon darum, weil in der Jugendbewegung die Möglichkeit liegt, ihre Programmforderung über Generationen hinaus zu erheben. Die Demokratische Partei hat in richtiger Erkenntnis bei der letzten Reichstagswahl einen Vertreter der demokratischen Jugend in den Reichstag geschickt. Immerhin ein Zeichen dafür, daß die Demokratische Partei ihre Jugendbewegung zu bewerten weiß. Nun ist die demokratische Jugend im Verhältnis zur Arbeiterjugend ein Schemen, und doch ist gerade die Sozialdemokratie dem Beispiel der Demokratischen Partei nicht gefolgt.

Auf dem Berliner Bezirkstag wurde sogar ein Antrag gestellt, die Jungsozialistische Vereinigung aufzulösen. Die Jungsozialistische Vereinigung ist die Gruppe der über den Kreis der Arbeiterjugend hinausgewachsenen, in Gewerkschaft und Partei zum größten Teil rührig tätigen Jugend, die, getragen von dem Bewußtsein, daß zum politischen Kampf umfangreiches Wissen gehört, versucht, in ihren Gruppen sich geistig weiterzubilden. Wenn auch der Antrag abgelehnt worden ist, so war es für die Jugend ein Zeichen, daß es heute noch Kräfte gibt, die sehr wenig Verständnis für die Jugendbewegung aufbringen.

Die Jugendbewegung bedeutet für die Partei Entwicklungsmöglichkeit. Partei ohne Jugendbewegung bedeutet ein nur zu bestimmten Zeiten einflußreicher Apparat der wirtschaftlichen wie politischen Gewalt. Erst die Angliederung einer Jugendbewegung an die Arbeiterbewegung heißt, deren Programmforderungen über die Generation hinaus Kraft verleihen — Möglichkeiten der Durchführung sichern.

Die Bayreuther Festspiele und ihre Zukunft

Reiseskizze eines musikalischen Dilettanten

Von Dr. Max Quarck (Frankfurt a. M.)

Im Zuge durch das Fichtelgebirge nach Bayreuth zu den beiden letzten Vorstellungen der diesjährigen Spielzeit, zu den „Meistersingern" und dem „Parsifal"! Man merkt schon an der Zusammensetzung des reisenden Publikums, daß es nicht mehr so ist, wie vor vierzig Jahren, da man für sich, voll von revolutionären Ideen über das Wagnersche Musikdrama, das Mekka der modernsten Musikpilger entdeckte. Der Zug enthält fast keine Festspielbesucher, obgleich er aus einer süddeutschen Großstadt kommt. Beim Aussteigen auf dem hochgelegenen Bahnhof bestätigt sich der Reiseeindruck. Die Dienstmänner und Drosch-

kenkutscher, die zahlreich versammelt sind, haben fast nichts zu tun. Das Straßenbild der stillen Provinzstadt bekräftigt ihn vollends: die Eintrittspreise mit 35 Mark pro Platz regulär und das Auto haben das Bild von Grund auf geändert! Zwar sagt man, daß ermäßigte Preise bis zu 15 Mark herunter zu erlangen sind; aber nicht ohne weiteres, auch gelten sie nicht für die beiden letzten Vorstellungen, zu denen das Haus nahezu besetzt ist, während es im Laufe der Spielzeit oft billige Karten aus zweiter oder dritter Hand oder unbesetzte Plätze zu kaufen gab. Bei der Durchwanderung der abfallenden Bahnhofsstraße zum Hotel in der Mitte der Stadt zeigt sich dann die weitere Umwandlung. Fast nur Autos stationieren vor den wenigen erstklassigen Hotels und durchsausen die breiten, reinen Straßen. Im Fernverkehr herrscht eben das modernste und bequemste Verkehrsmittel, das freilich in Deutschland noch die unangenehme Eigenschaft hat, nur höheren Einkommen zugänglich zu sein. Und im Hotel, bei Tische, offenbart sich die so angekündigte Zusammensetzung der Festspielgesellschaft vollends: in der Hauptsache Agrarier aus der näheren und weiteren Umgegend mit ihren stattlichen Mamas, breitschultrigen Töchtern und ihren monokelbewaffneten Herren Söhnen, daneben zahlreiche Finanzleute und Fabrikanten mit etwas eleganterem Zuschnitt.

Wohngelegenheit gibt es noch reichlich, außer den besten Hotels. Nette Bürgerquartiere könnten die doppelte Anzahl von Besuchern aufnehmen und im Grünen der kleinen Gartenstadt beherbergen. Die Bayreuther mögen nicht mehr so naiv sein, wie die Bürgersfrau von damals, die mir unter Tränen erzählte, daß in dem kleinen, weißbehängten Stübchen, das sie mir zu einem fabelhaft billigen Preis anbot, vor kurzem ihre liebe Tochter an der Schwindsucht gestorben sei. Aber wenn man Glück hat, kann man immer noch für wenig Geld hübsch wohnen; wir z. B. wurden in einem riesigen Wohnraum des alten Schlosses untergebracht, der mit Schwibbogen eingewölbt war und an seinen großen, mit Blumen geschmückten Fenstern schöne Eisengitterarbeit trug.

Die alten Mittelklassen fehlen fast gänzlich. Sie machten mit ihrem leisen Wagner-Enthusiasmus damals das eigentliche Leben der Festspielstadt aus und stellten neben zahlreichen ausländischen Gästen, die jetzt nur sporadisch vertreten sind, die Masse der Besucher. Es ist schon so, wie mir ein biederer Bürgersmann auf der Straße versicherte: „Dös kommt net wiader, wiea's damals war! In Hofgarten hat ma kaan Sitzplatz auf e'rer Bank mehr gekriacht — jetzt kan ma die Spazierer zällen ..." Die Musikalienläden mit den unendlichen Richard-Wagner-Bildern und Andenken sind zahlreicher und luxuriöser geworden; sie verkaufen heute sogar Wagner-Handschriften und autographische Partituren. Die Stadt hat zur Wiedereröffnung der Festspiele im vorigen Jahre eine sehr schön ausgestattete und relativ wohlfeile Festschrift über Bayreuth und das Wagner-Theater mit zahlreichen Abbildungen und vortrefflichem Text herausgegeben. Aber man sieht eben doch, daß sich die breite Masse, die einst aus Bürgern bestand und heute aus gebildeten Arbeitern bestehen müßte, nicht ersetzen läßt. Die Inflation hat die eine, auch in ihren gebildeteren Teilen, fast vernichtet, und die andere ist noch nicht hoch genug aufgestiegen. Einstweilen beherrscht ein etwas hochnäsiger und snobistisch kühler Gesellschaftston die Festspiele, die weder Stadt noch Wagner-Theater ganz füllen. Es fehlt

die heitere Volkstümlichkeit, von der die Spiele in ihren besten Zeiten beherrscht waren...

Die beiden Schlußvorstellungen der diesjährigen Spielzeit umfaßten Werke von sehr ungleichem Werte. „Parsifal", der als Bühnenweihfestspiel die Reihe schloß, trägt doch zu sehr die Spuren eines Alterswerkes, als daß ihm selbst die gediegenste Aufführung zu einem vollen Kunstwerk machen könnte. Gerade wenn eine Darstellung, wie die Bayreuther, das Charakteristische an der Schöpfung, nämlich die langgezogenen Wehlaute des körperlichen und seelischen Schmerzes, so stark hervortreten läßt, ergibt sich eine gewisse Einförmigkeit des künstlerischen Stils, die schließlich ermüdend ist. Prachtvoll wirkt der zweite Akt mit Klingsors Zaubergarten und den einst so viel verspotteten Chören der Blumenmädchen. Ebenso überwältigt den Hörer die Wucht und Schönheit der sorgsam, auch räumlich auseinander gehaltenen Chöre der Gralsritter, Jünglinge und Knaben. Die Leistungen und das Zusammenspiel der Solisten (Melchior als Parsifal, Braun als Gurnemanz, Scheidel als Amfortas, Sonnen als Klingsor und Emmi Krüger als Kundri) waren tadellos. Ganz anders aber schlugen die Herzen der Zuhörer am vorletzten Abend den „Meistersingern" entgegen. Bei diesem jugendfrischen Werke kamen selbst die formgemessenen Vorzugsbesucher in Bewegung. Wir haben zwar aus der Aufführung Ende der achtziger Jahre, der wir beiwohnten, das szenische Bild der Festwiese am Schlusse des grandiosen Musikdramas in etwas besserer Erinnerung, als die frische Szene von heute mit ihrem viel zu stark erhöhten Nürnberg im Hintergrund und der beengenden Tribüne im Mittelgrund, über die sich der Festzug bewegen muß und durch die er stark aufgehalten und behindert wird. Aber was machen solche nebensächlichen Einzelheiten aus gegen den sieghaften Zug des dramatisch-musikalischen Gedankens, wie er durch die Wagner-Bühne in Bayreuth vom ersten Kirchenchor in der Nürnberger Katharinenkirche über die Findung des Meisterliedes und die Bewährung Hans Sachsens als treuen und verständnisvollen Freundes bis zur Volkshuldigung am Schluß vermittelt wird! Da wirkt alles mit zum höchsten Ausdruck szenischer Kunst, angefangen beim verdeckten Orchester, der Harmonie des demokratisch angeordneten Zuschauerraumes, dem Fehlen des Soufleurs, dem sicheren Eingespieltsein aller Darsteller bis zur vollendeten Sprech- und Gesangsleistung der Solisten. Die Wagner-Bühne hebt jede Konkurrenz zwischen Orchester und Sängern restlos auf und macht den Genuß auch der feinsten Sprechnuance möglich. Dabei wirkt das Orchester unter der genialen Leitung Mucks sehr frisch und lebendig und ohne jede störende Zerrung. Kurz, die „Meistersinger" in Bayreuth waren in ihrer liebevollen Ausstattung nach den genauen Angaben ihres Schöpfers ein künstlerischer Trumpf allererster Klasse! Ein Werk im echten Volkston, ein Zeugnis g e g e n die Engstirnigen unter den Verwaltern des Wagner-Nachlasses!

Es ist also eine kulturelle Forderung des deutschen Volkes, die Festspiele in Bayreuth zu fördern und zu stützen, trotz der schwarzweiß-roten Fahne, die noch in gänzlicher Verkennung der Kunstabsichten des verstorbenen Meisters vom Gipfel des Festspielhauses weht. Auch solange die Bayreuther Bevölkerung in ihren kleinen Bürgern und Arbeiterschichten nichts Besseres weiß, als am Abend das gaffende Publikum für den Korso der an- und abfahrenden Wagen und Autos zu stellen, wird wenig an dem heurigen mangelhaften, weil viel

zu exklusivem Besuch gebessert werden. Bayreuth muß neben der treuen Bewahrung des Gewonnenen künstlerisch fortschreiten und dabei seine Tore auch den weniger bemittelten Massen öffnen. Es sollte allmählich auch den „jüngeren" Talenten der Wagner-Schule, vor allem Richard Strauß, zugänglich werden, wenn sie ihre Werke der Feuerprobe der Wagner-Bühne unterstellen wollen. Bayreuth kann wieder der Sammelpunkt aller Vorwärtsstrebenden auf dem hehren Pfade der musikdramatischen Kunst werden! Freilich nur, wenn es den gebildeten Massen ermöglicht wird, an dem künstlerischen Erlebnis mitzuwirken, so wie es Richard Wagner sich gedacht hat, und wie er es im Zeitalter des falsch verstandenen Theaters der Zehntausende erst recht erstrebt hätte.

Büste und Grabdenkmal

(Ein Kapitel der Renaissance)

Von Robert Breuer

Dem Selbstbewußtsein der Renaissance genügte es nicht, das menschliche Antlitz zu einem der würdigsten Gegenstände künstlerischer Darstellung erhoben zu haben; in noch umfassenderem Maße sollte die Kunst zur Verherrlichung des Menschen dienen. Der Plastik gesellt sich als großer Rahmen die Architektur. — Man war sich seines Wertes wohl bewußt und erhob Anspruch auf Unvergänglichkeit; von der Gegenwart wollte man gefürchtet, von den Enkeln bewundert und verehrt werden. Der Wille der Gewalthaber begehrte einen Kultus der Persönlichkeit auch über den Tod hinaus. Der Büste gesellte sich das Grabdenkmal. — Die Büste, wie man sie auf den Kamin, die Truhe, den Fenstersturz, ein Gesims stellte, war ihrer Kunstform nach eine Verschmelzung von Naturalismus und dekorativem Empfinden; das Grabdenkmal verlangte nach einem intimen Zusammenwirken von Plastik und Architektur. Die jeweilig doppelte Tendenz des einzelnen Werkes bedingte die Mäßigung der beiden gestaltenden Faktoren, jene edle Selbstbeschränkung im Interesse der gemeinsamen Aufgabe; ein Charakteristikum der Renaissance. — Bei den meisten Büsten der frühen Renaissance läßt sich für die vom Hals an abwärts gelegenen Partien ein zunehmendes Nachlassen des Naturalismus feststellen. Ein intensives Streben nach großer Form behandelt den Oberkörper nach einem, wenn auch nicht starren, so doch in gewissem Sinne konstanten Schema; gegenüber der Lebendigkeit des Kopfes bekommt der Rumpf etwas von der Stabilität eines Sockels, gegenüber der feinen Durcharbeitung der Gesichtszüge etwas vom Torso. Die den Kopf tragenden Teile sind gleichgültiger, sie müssen sich daher eine Unterordnung gefallen lassen: eine Kutte wird in starr nebeneinanderlaufenden Falten gegeben, ein Pelzrock als ungegliederte Fläche, besonders die Frauengewänder glatt, anliegend; kein Faltenrausch, kein Bewegungsmotiv. Diese Stabilität gestattete die unbeschränkte Anwendung der Polychromie (durch Farbe und Politur), sie ließ es zu, daß die Kleidung auch reicher gegeben wurde, daß durch diskrete Ziselierung die Säume und Borten, die Blumen des Damastes (gleichfalls polychrom) ausgeführt wurden. — Die lebenswahre Porträttreue, die unmittelbare Frische dieser Büsten

ist überaus reizvoll. Da haben wir das fettgepolsterte Gesicht eines Mönches, mit rundlichem, kahlem, „gesalbtem" Schädel. Dort ein durchfurchtes Greisenantlitz. Hier Lorenzo Magnifico, welch ungeheurer Kopf: die platte Nase, die vorgewölbte Unterlippe, die brutalen Kiefer, die harte, breite Stirn; in zwei straff gesträhnten Massen fällt das Haar, wodurch — hierzu hilft auch der herunterhängende Klunker der Mütze — die Wucht dieses großformatigen Hauptes noch gesteigert wird. Oder Piero de Cosimo von Mino da Fisole (Florenz): ein energisches, scharf geschnittenes, unwirsches und stolzes Gesicht, hervorspringende, gerade Nase, von der Wurzel aufsteigend zwei Stirnfurchen, zusammengepreßte Lippen, von Mund und Nase abwärts Falten, ein schroffes Kinn, Ansatz zum Kehlsack, kräftiger Nacken. Nicht minder gut und überzeugend ist desselben Meisters Büste des Niccolo Strozzi (Berlin), ihr ebenbürtig die des Filippo Strozzi von Benedetto da Majano (Berlin), hier wird eine Warze nicht vergessen. Schließlich sei noch an die Marmorbüste der Marietta Strozzi von Desiderio da Settignano (Florenz) erinnert; eine Florentinerin von feiner Demut.

*

Die Grabdenkmäler waren nach Form und Farbe stets auf den Raum hin angelegt, der sie beherbergte; sie waren immer mehr und mehr in diesen Raum hineingewachsen, bis sie schließlich ein Teil dieses Raumes selbst wurden. Anfangs waren die Grabplatten und Sarkophage willkürlich im Gotteshaus verteilt, der zufälligen Zweckmäßigkeit nach, nicht nach den Bedingungen des Raumes. Das in die Wand hineingesenkte Denkmal wies notwendig auf seine Nebenfunktionen als architektonische Gliederung. Das Nischengrab bildete einen Raum im Raum: in dem Maße, wie es an Tiefe und dekorativen Ausdrucksformen zunahm, wuchs seine Bedeutung für den Charakter der umgebenden Gesamtarchitektur. Das letzte Stadium der Entwicklung bildet die Grabkapelle. — „Das italienische Grab ist die Versteinerung des Katafalkes; deshalb genügt nicht der Sarkophag, er trägt auf dem Deckel die sichtbar ruhende Gestalt des hier Bestatteten" (Schubring). Das gleiche psychologische Moment, das die Aegypter zur Präparierung der Mumien antrieb, die Griechen und Römer die Stelen schaffen ließ, forderte die plastische Nachbildung des Verstorbenen: es galt, über das Verschwinden des Toten hinwegzutäuschen, seine stete Gegenwart zu illusionieren, ihm dauernden Ruhm, womöglich eine Art Kultus zu schaffen. Dazu half am entschiedensten die Nachbildung der Gesamtfigur, doch genügte auch die Büste. — Ein sehr schönes Beispiel dieser letzten Art ist das Minos-Denkmal für den Bischof Salutati, im Dome von Fiesole. Von diesem Grabmal geht ein stiller, heiliger Friede aus, der ohne Hilfe irgendwelcher Symbolismen, nur durch die ruhige architektonische Gleichung gewirkt wird. Hier ist keine laute Linie, kein scharfer Kontrast, kein Hervortönen einer Einzelheit — aber auch keine charakterlose Verwischung. Es ist alles wohl erwogen, nichts zu viel, aber auch nichts zu wenig; die asketische Selbstbeschränkung des Ganzen geschieht nicht auf Konto eines einzelnen Teiles, alle Glieder partizipieren an der edlen Simplizität. Es ist alles notwendig, alles hat eine funktionelle Bedeutung, einen tektonischen oder aufteilenden Wert. Die Rechnung ist deutlich, aber nicht aufdringlich, sie ist so wahr und in sich selbst begründet, daß das Ganze wie ein Organismus wirkt, lebendig. Man hat vor dieser feinnervigen Architektur das gleiche Wohlgefühl wie beim Betrachten

eines schönen herben Jünglingsleibes. — Zwei Einzelheiten: die Mitra des Bischofs schneidet in die Muschelfüllung hinein. Eine Muschel wirkt stets als Bewegung, Auflockerung — die präzisen, geraden Linien der Kegelspitze (der Bischofsmütze) schaffen sofort wieder Ruhe, Stabilität. Man beachte die zurückhaltende Dekorierung auf den Flächen der Pilaster, keine Selbständigkeit beanspruchend, nur ein wenig anmutig belebend. — Die gleiche künstlerische Vollkommenheit zeigt Minos Nischengrab des Conte Ugo in Florenz. Auch hier wieder empfindet man deutlich das Gleichgewicht der Teile, bei klarer Sonderung und Selbständigkeit der einzelnen Glieder; auch hier wiederum muß man von einem Organismus sprechen, von architektonischen Gelenken und Funktionen. Alles ist übersichtlich: die Stufen, der Sockel, der Pilaster, die Hauptnische, die Nebennischen, das deckende Gebälk, der ab- und zusammenschließende Rundbogen, die zentral angebrachte Horizontale des Toten gegen die Vertikale der Pilaster und gegen den Bogen. Diese strenge Harmonie, die man fast zahlenmäßig empfindet, die eine ungeheure Ruhe und Sicherheit auslöst, wird durch diskreten Schmuck begleitet, betont, heiter gestimmt. Die große Kunst der Komposition kommt uns erst ganz zum Bewußtsein, wenn wir uns von der Fülle des untergebrachten Schmuckwerkes überzeugt haben. Da sind Kannelüren, Muscheln, die Nischen mit ihren Schatten, Medaillons; die Rückwand ist durch Marmorinkrustation aufgeteilt, die Sockelfläche durch Relief belebt. Auch die Nebenfiguren in den Nischen fügen sich der Rechnung völlig ein, springen weder heraus, noch werden sie gequetscht. Man empfindet sie nicht als „Verzierung", sondern durchaus als architektonischen Bestandteil, als Glied, als Notwendigkeit; dennoch (im Gegensatz zur Gotik) als selbständige Monumentalwerke. —

*

Je näher wir der Hochrenaissance kommen, desto reicher wird der Formenschatz, den die Künstler verwalten und regieren. Wo früher nur wenige prägnante Instrumente zusammenspielten, rauscht jetzt ein glänzendes Orchester — aber die strenge Leitung, die zweckmäßige und bewußte Ausnutzung der Mittel bleibt die gleiche. Freilich, zuweilen wird aus dem größeren Reichtum bombastische Ueberladung und protzenhaftes Zeigen des „Könnens". — Entwicklungsgeschichtlich gewinnt jetzt Rom ständig zunehmenden Einfluß auf die Kunstübung des gesamten Italien*). Rom mit seiner lauten, repräsentativen Kunst, Rom mit der Monumentalität der Titanen, des Bramante, des Michelangelo. — Die Bronzebüsten dieser Zeit sind von einer wundervollen technischen Vollkommenheit. Die Willensenergie, die feinsten seelischen Regungen dieser prachtvollen Menschen werden in großförmigen Physiognomien vor uns aufgerollt**), die Kleidung bekommt kostbaren Schmuck, sie wird mit virtuosen Ziselierungen (oft allzu reichlich) bedeckt (Benvenuto Cellini). Die unterschiedliche Behandlung von Kopf und Oberkörper schwindet mehr und mehr, beide Teile werden mit gleichem Schwung,

*) Wie mächtig der Einfluß Roms auf jeden war, der in den Bann der Ewigen Stadt kam (man denke an Luther), zeigt das Beispiel Fra Angelicos. Wir lieben ihn als einen wunderfeinen Minnesänger himmlischer Glorie, als einen zarten Dichter und Liebhaber schimmernder Farben und sanften Goldes. Wenn wir nun aber die Stephanusfresken sehen, die er für die vatikanische Kapelle Nikolaus' V. gemalt hat, so glauben wir unsern Augen nicht zu trauen: trotz alles Tastens eine pathetische Monumentalität — das war Roms Geschoß.

**) Von einem großen Teil der Bildwerke der Hochrenaissance gilt freilich mit vollem Recht, was Bode sagt: „Sie leiden vielfach an nüchterner Einförmigkeit, gesuchter Ziererei und leerer Empfindungslosigkeit, die sich doppelt fühlbar machen durch den kolossalen Maßstab".

gleicher Verve behandelt; der Rumpf tritt aus seiner Zurückhaltung (als Träger des wichtigeren Kopfes) heraus, er ist nicht mehr Sockel, sondern ein gleichberechtigter Faktor. Der Faltenwurf der Kleider wird bewegter, pompöser. Für das Marmor- und Stukkowerk mußte die Polychromie aufgegeben werden, die Farbe wurde von dem Schatten verschlungen, von dem Schatten, der sich zwischen den wogenden Massen lagert. Auch der Reichtum an schwellenden Einzelformen verbot die Farbigkeit, die nur bei plastischer Simplizität (wie in der Frührenaissance) oder strenger Stilistik (wie in Griechenland) optisch erträglich und technisch möglich ist. Für die Plastik gilt sehr nachdrücklich der Gegensatz von farbig und malerisch. Die cinquecentische Plastik und noch mehr die des Barock ist malerisch, darum bevorzugt sie die Bronze, dies schmiegsame, weich zu faltende, aus der Tiefe spiegelnde Material. Ein sehr schönes Beispiel dieser gereiften Büstenform ist der Berliner Gregor XIII.; in der den Geist ausprägenden Großformatigkeit des Hauptes, in dem malerischen Reichtum des die mächtigen Schultern umfassenden Pluviale offenbart sich eine michelangeleske Art des Sehens und eine selbstgewisse technische Vollkommenheit*).

*

Für das Grabdenkmal der Hochrenaissance ist der typische Repräsentant Andrea Sansovino, ein Schüler des prachtliebenden Pollajulo. Denken wir jetzt an das Werk des Mino zurück, so dünkt es uns ein anmutiges Stück Jugend; Andrea Sansovino aber ist der ausgereifte, formvollendete, klassische Sinfoniker, der aus der Fülle schöpft, dessen Reichtum keine Grenzen kennt, der unter Pauken und Fanfaren mit dem Material majestätisch schaltet. Die Pracht und die Kraft am Grabdenkmal des Johannes Michaele und seines Sekretärs Antonio d'Orso (Rom) ist geradezu ungeheuerlich und überhaupt nur erträglich, weil allem ein bis in das kleinste durchberechnetes Skelett zugrunde liegt, weil eine eiserne architektonische Logik jedem Teil seinen Platz gewiesen hat. Wehe! wenn auch nur eine Einzelheit herausgenommen würde; wehe! wenn die Einzelheiten blieben und die Rechnung, das Skelett, die Logik verloren gingen. Es kommt viel weniger darauf an, all die Pracht und den schier unerschöpflichen Reichtum zu sehen, als vielmehr die Beziehungen der einzelnen Formen als architektonische Werte zu anderen, als Funktionen zum Ganzen. Eins ist gewiß: einen einzigen Schritt weiter und alles fliegt auseinander. — Auf das Grabmal des Ascanio Sforza (Rom) sind zwei laufende Engel gestellt; mit einer großen Bewegung, Fackeln tragend, kommen sie herbei, die Gewänder fliegen, die Formen treten üppig heraus. Das Bewegte, Ausschwingende, Wogende ist ein charakteristisches Stilkriterium. Sogar die Figur des Toten ist davon ergriffen worden. Der Bischof liegt nicht als ein Gestorbener in ruhiger Horizontale, er schlummert, halb auf die Seite

*) Um eine Vorstellung von der Höhe dieser Vollkommenheit zu erlangen und zugleich von dem Tempo, mit dem die technische Entwicklung vor sich ging, vergleiche man mit den cinquecentistischen Güssen die des Quattrocento. In Berlin etwa mit dem Gregor XIII., den Kopf Ludovicos III. von Donatello oder den Knabenkopf von Rosselino. Man beachte besonders: die Schläfen, das Ohr, die Backenknochen, die Mundwinkel, die Behandlung des Haares; die Masse der Bronze, deren Farbe, die Gußart. Für jeden einzelnen dieser Faktoren ist der ungeheure Fortschritt sofort deutlich. — Die köstlichsten Blüten dieser edlen Kunst bietet die Kleinplastik. Welch erlesener, welch göttlicher Genuß ist es, diese feingliederigen Figürchen in der Hand zu drehen und mit den Fingern zu liebkosen. — Die Berliner Sammlung ist besonders reich an Leckerbissen: welche sprühende Lebendigkeit, welche kristallenen, dünnen Güsse, welche flüsternde Sinnlichkeit. Die Ziegen des Riccio... und wir glauben, mit Makart die Renaissance wiedergewonnen zu haben! Und der Hirschkäfer und der Taschenkrebs und der bockende Neger...

gedreht, den Oberkörper ein wenig gehoben, den Kopf auf die Hand gestützt, die Beine übereinandergeschlagen, wie träumend, wie ein gastmahlender Römer, den der Wein übermannt. Für unser Empfinden und ganz gewiß auch für den klassischen Stil der Renaissance, für den Stil einer mit selbständigen figürlichen Gliedern rechnenden Architektur, bedeutet diese Bewegung der Körper (sowohl der Engel, wie des Bischofs) eine Verwirrung, ein Zerstören der Einheit*).

Die Formen werden immer üppiger, bewegter, dramatisch, schreiend. Dem Material wird Gewalt angetan, der Marmor scheint Wachs geworden**). Die Technik ist so glänzend ausgebildet, daß sie vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt; sie wird aus einem dienenden Faktor zu einer die Darstellung beherrschenden Selbstherrlichkeit. An die Stelle der strengen Rechnung tritt Virtuosität, aus der festgegliederten Tektonik der logischen Harmonie wird pathetischer Schwung und schließlich Getaumel. Ein Beispiel derartiger Auflösung ist das einem Nachfolger des Andrea Sansovino zugeschriebene Hochrelief „Der Sturz des Phaeton" im Berliner Museum. Ein wildes Durcheinander, ein völliges Verkennen der plastischen Möglichkeiten: der abstürzende Wagen mit den realistisch ausgearbeiteten Rädern, das Knäuel der Pferde, dazwischen kopfabwärts der Körper des Phaeton, unten die dicht beblätterte Krone eines Baumes. Die Form des Reliefs ist zersprengt, der Zusammenhang mit der Hintergrundplatte wird nur an wenigen Stellen gewahrt, wie locker aneinandergeklebt wirken die Objekte, keineswegs als ein sich als Relief darstellender Organismus. Statt eines edlen Rhythmus empfinden wir das Tosen eines Strudels. Unwillkürlich gedenken wir der Gigantomachie von Pergamon oder römischer Sarkophage. Hier wie dort ist das Barock ein Auflösungsprozeß. Das sei festgehalten. Gewiß, dieser Auflösungsprozeß des 17. Jahrhunderts ist (wie auch der in Pergamon) ein äußerst glanzvoller, die Geschichte wertet ihn als einen eigenen Stil, als einen Stil der robusten Gesundheit und des schwelgenden Reichtums. Aber trotz alledem: die Kunst ist im Niedergang, weil, wenn das Skelett verkümmert, auch der statiöseste Körper schließlich zusammenbrechen muß.

*) Man könnte versuchen, diese „schlafenden" Toten, die sich vielfach finden, zu verteidigen: die Nebenfiguren zeigten mehr Leben als früher, die starre Horizontale wäre als ein zu scharfer Kontrast empfunden worden — dies gälte besonders für die Doppelgräber, auch hätten hier zwei horizontal liegende Körper parallel übereinander, zwischen den Architekturlinien langweilig gewirkt, einer dieser Körper hätte als Bewegung schaffendes Mittel benutzt werden müssen. Von dem horizontal liegenden Toten war größtenteils nur das Profil wahrnehmbar, warum sollte ein Teil der schwierigsten Arbeit dauernd verdeckt bleiben?

**) Etwa bei Bernini und Maratti.

RANDBEMERKUNGEN

Kleine Wahrheiten

Negativ und positiv

Auf dem Breslauer Gewerkschaftskongreß soll Hermann Müller (A.D.G.B.) gesagt haben: „Wir sind es, die den Damm aufgerichtet haben gegen die bolschewistische Flut, wir sind es, die Deutschland vor dem Bolschewismus gerettet haben." Wenn der Genosse Hermann Müller in Breslau das gesagt hat, so hat er durchaus etwas Richtiges gesagt. In der Tat haben Gewerkschaften und Sozialdemokratie Deutschland vor dem Bolschewismus gerettet. Indessen: taten sie dies, um den heutigen, politisch und wirtschaftlich geltenden Zustand zu schaffen? Taten sie es, um Hindenburg, die Zoll-

politik und den Zusammenbruch des Bauarbeiterstreiks vorzubereiten? Im Negativen ist demgemäß der Erfolg vollkommen; im Positiven dürfte noch mancherlei zu tun übriggeblieben sein. Und so darf man feststellen, daß das Problem der Errettung Deutschlands vor dem Bolschewismus nicht ganz so einfach ist, wie es zu sein scheint. Die Fernhaltung des Bolschewismus kann für das Proletariat nur dann wahrhaft einen Erfolg bedeuten, wenn Aussichten bestehen und wenn darüber hinaus es gelingt: Feudalismus und Kapitalismus zur Strecke zu bringen. Die Abwehr des Bolschewismus ist ohne Stabilisierung der Volksregierung und des Wohles der breiten Massen kein Sieg, sondern nur eine Sicherung und Orientierung des Kampfes.

*

Zuviel und zu gering

Im „Vorwärts" schrieb (die Handschrift verrät es) der Genosse Reuter: „Der primitive Aberglaube, daß Empörung und Rebellion geeignete Mittel im Kampfe für die Ideale der Arbeiterschaft seien, hat sich an den Erfahrungen der sozialistischen europäischen Bewegung gebrochen und vor ihren Methoden kapitulieren müssen." In Breslau aber sagte Leipart: „Inzwischen haben die Rechtsparteien neue Steuergesetze angenommen, die gemeinsam mit den Zollgesetzen eine neue furchtbare Teuerung über das deutsche Volk bringen. Der Widerstand und Kampfwille der Arbeiterschaft war zu gering, um diese Entwicklung zu verhindern." So zeigt sich: zuviel Heftigkeit nützt wenig, und zuwenig Kampfwille schadet viel. Wiederum: ganz so einfach scheint das Problem — ob Demokratie und Stimmzettel oder Revolution und Beil — nicht zu sein. Die Demokratie in Ehren; aber es wäre kurzsichtig zu bestreiten, daß sie sich zunächst einmal gegen uns gewandt hat: Frauenwahlrecht, Wahlrecht der Jugendlichen, Gleichberechtigung aller politischen Meinungen und deren Betätigung. Man mag gegen die Methode derer, die östlich von Europa wohnen, mancherlei und viel Berechtigtes einwenden; eine Tatsache bleibt unerschütterlich: im bolschewistischen Rußland sind die alten Herrschaftsschichten vernichtet worden, im demokratischen Deutschland sind sie längst wieder obenan und, den Glanz der Kronen und dergleichen Firlefanz kaum vermissend, beinahe wieder absolut. — In diesem Zusammenhang sei auf ein kluges Wort des Berliner Leitartiklers der „Frankfurter Zeitung" hingewiesen. Politisch viel erfahren schrieb Herr Gutmann: „Möglich, daß die herrschende müde Gleichgültigkeit im Volke dem System Luther noch für eine längere Zeit Spielraum verschafft. Es gedeiht in diesem Fluidum allgemeiner Flauheit und Erschöpftheit von der natürlich die um Staatserneuerung ringenden Gruppen stärker belastet werden als die Verteidiger des Beharrungsprinzips. Die Demokratie verbraucht immer doppelt soviel Energie, als die Konservativen nötig haben." Eine sehr richtige Beobachtung und zehnfach richtig für diese deutsche Republik und deren republikanische Parteien. Revolutionen sind gewiß Abenteuer, aber Demokratie und Parlamentarismus sind es oft in noch höherem Grade.

*

Der schmale Weg

Wenn das Leben des einzelnen wie das der Völker sich nach Grundsätzen und Grundgesetzen regeln ließe, würde es weder Konflikte noch Debatten geben. Die Wirklichkeit ist aber immer stärker als die Wahrheit. Die Demokratie kann nicht bestehen ohne richtige Erkenntnis des Volkes für das, was ihm nottut; die Diktatur aber kann oft dem Volk wider dessen Willen das aufzwingen, wodurch es glücklich wird. Der Weg zum Glück der Völker ist schmal. Wer ihn zeigen und führen will, muß schwindelfrei sein und darf sich nicht an eine Fata morgana verlieren.

Breuer

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Brieffaksimiles. In Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3.—, kartoniert 1.75 M.

Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Soeben ist erschienen:

VICTOR SCHIFF

Die Höfle-Tragödie

Geschichte eines Justizmordes

In dieser, auf authentisches Material gestützten Darstellung der erschütternden Vorgänge erhebt der Verfasser

schärfste Anklagen

gegen die Schuldigen und deckt schonungslos die politischen Hintergründe der deutschnationalen Barmat-Hetze auf

160 Seiten
Kartoniert M 3.70

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin
SW68, Lindenstraße 114

Berlin, 19. September 1925 Nr. 25 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Staatsanwalt Marx (Heidelberg): **Die Aufgaben der Intellektuellen in der Partei** 769

Adele Schreiber: Die Internationale des Kindes 773

ALBIN MICHEL: Hermann Wendels Südslawenbuch 776

BRUNO GEBAUER, Mitglied des Danziger Volkstags: Polens innenpolitische Struktur 777

Dr. R. v. UNGERN-STERNBERG: Industrielle Zentralverwaltungen 781

Rudi Hornig (Prag): **Raubbau an deutschen Kulturgütern** . . . 785

Dr. HERMANN HIEBER: In Jean Pauls Heimat 788

F. M. HUEBNER (im Haag): Maupassants letzte Geliebte 791

Geschichte als Zeugnis — „Deutschlands Heimkehr zur Welt" — Reparationszahlungen im August — Bankzinsen und Preisbewegung

H. G. Wells' Weltgeschichte in dritter Auflage — Stürmer gegen das Philistertum — Gewerkschaftliche Jugendbücherei — Die Ueberfahrt am Schreckenstein

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 30 Pfennig

DIE GLOCKE

gehört
in die Hand jedes
Parteigenossen!!

Jeder Leser der
Glocke muß
einen

neuen Leser

werben!

Die Aufgaben der Intellektuellen in der Partei

Von Staatsanwalt Marx (Heidelberg)

Das Nachstehende sind Ausführungen aus einem Referat, das der Genosse Marx aus Heidelberg gelegentlich des Parteitages vor einem kleinen Kreis gehalten hat. Im Anschluß daran wurde eine sozialistische Studiengesellschaft gegründet, die in einiger Zeit an die Oeffentlichkeit treten wird.

Die organisatorischen Bedenken gegen eine solche Zusammenfassung sind leicht zu formulieren, sie können immerhin bei richtiger Einstellung und gutem menschlichen Takt vermieden werden, es läßt sich sogar die Möglichkeit nicht bestreiten, daß aus einem Reservoir, wie es der Genosse Marx meint, für die Partei manches Gute kommen könnte.

Was ein Intellektueller eigentlich ist, bleibt freilich durchaus umstritten. Das ein wenig unheimliche Wort ist, so darf man annehmen, für den Genossen Marx ein Notbehelf. Es kann sehr wohl ein Handarbeiter intellektuell eingestellt, ja ein Intellektueller sein. Der Schuster Jakob Böhme steht keineswegs einsam da. Es sind im Gegensatz hierzu sehr häufig, ja beinahe allgemein Akademiker, etwa Aerzte, Rechtsanwälte oder gar Gymnasial-Professoren nichts weniger als Intellektuelle. Ein akademisch Gebildeter braucht keineswegs ein geistiger Mensch zu sein. Indessen, um diese Streitfragen will der Genosse Marx sich nicht bemühen.

Redaktion der „Glocke".

Das Intellektuellenproblem ist für die Sozialdemokratie durchaus nicht neu. Es hat in der Form von sogenannten Akademikerdebatten in der Vergangenheit oft genug die Partei bewegt. Seit dem 9. November 1918 allerdings hat man sich darüber nicht mehr grundsätzlich auseinandergesetzt, trotzdem die Frage seitdem ohne Zweifel eine ganz neue und eminente Bedeutung gewonnen hat. Es scheint mir müßig, in diesem Zusammenhang darüber zu streiten, ob sich der Charakter der Partei seit dem 9. November 1918 geändert hat, gegenüber der unbestreitbaren Tatsache, daß sich ihre praktischen Zielsetzungen gewandelt haben und auch die Zusammensetzung der Partei, ihre soziologische Struktur eine nicht unwesentlich andere geworden ist. Die Partei hat praktisch eine durchaus positive Einstellung zum bestehenden bürgerlichen Staate eingenommen. Es ist zum Teil sicher gerade darauf zurückzuführen, daß der Partei eine große Anzahl sogenannter geistiger Arbeiter zugeströmt ist. Es ist schwer, eine gemeinsame Bezeichnung für sie zu finden. Akademiker ist jedenfalls ein zu enger Begriff, geistige Arbeiter ist zu weit, weil mißverständlich. Am ehesten paßt das Sammelwort „Intellektuelle", das auch der Programmentwurf benutzt. Es waren unter denen, die zur Partei kamen, sicher viele Stellenjäger, Leute, die glaubten, die Konjunktur des 9. November bei der Sozialdemokratie am besten ausnützen zu können. Es kamen aber auch viele, die sich von den allgemeinen Zielen der Sozialdemokratie schon früher angezogen fühlten, denen aber praktische Schwierigkeiten den Weg zur Partei versperrten. Ich erinnere nur an die große Zahl der Beamten, die vor dem 9. November ihre Beamtenexistenz durch ihren Beitritt zur Sozialdemokratie mehr oder weniger aufs Spiel setzten. Die Konjunktursozialisten sind ja nun erfreulicherweise so gut wie vollständig wieder verschwunden. Die Zahl Intellektueller, die geblieben ist, ist aber immer noch sehr beträchtlich.

Ihrer ganzen Struktur nach war die Sozialdemokratie nicht darauf eingerichtet, die Scharen von Intellektuellen, die sich nach dem Krieg plötzlich bei ihr meldeten, organisch in sich einzugliedern. Die Sozialdemokratie war ja ausgesprochene Partei der Massen, der Massen der Handarbeiter, die durch ihre Masse wirkten und von den Führern als Masse, als politische Stoßkraft zur Erreichung bestimmter politischer Ziele eingesetzt wurden, Ziele, die ausgerichtet waren durch ein im wesentlichen unantastbares Programm. Auf intellektuelle Massen, ja

auch nur auf eine größere Zahl Intellektueller war der Apparat der Partei nicht zugeschnitten. Dieser Zustand war mitverursacht durch die jetzt wohl etwas gebesserte, aber keinesfalls verschwundene Gesamthaltung der Partei gegenüber den Intellektuellen, die nicht nur Gleichgültigkeit, sondern ausgesprochenes Mißtrauen war. Man war in weitesten Kreisen der Partei der Auffassung, man benötige die Intellektuellen überhaupt nicht, eine Anschauung, von der jetzt die übergroße Mehrzahl der Parteigenossen weiß, daß sie selbst für die Vorkriegszeit verfehlt war.

Man wußte unter diesen Umständen mit den Intellektuellen, die nach der Revolution der Partei zugeströmt waren, zunächst nichts anzufangen. Einige nahm man und stellte sie an verantwortungsvolle Posten. Es waren nicht immer die Geeignetsten, und viele davon haben der Partei geschadet. Der Erfolg war der, daß man die schlechten Erfahrungen, die nur ein Fehler mangelnder Organisation und der daraus resultierenden falschen Auswahl waren, die Intellektuellen schlechthin ankreidete, was wiederum nicht geeignet war, die Stimmung der Massen ihnen gegenüber zu verbessern. Andererseits hielt man es auch nicht für nötig, für die Intellektuellen als Gesamtheit von Partei wegen etwas zu tun. Nachdem sie nun aber einmal in der Partei waren, stellten die Intellektuellen, wie jede andere Gruppe, naturgemäß gewisse Anforderungen. Ja, sie erwarteten sogar in gewisser Beziehung wesentlich mehr von der Partei als andere Gruppen, sie wollten von ihr Befriedigung geistiger Bedürfnisse und diese sind häufig schwerer zu gewähren als materielle. Für die Intellektuellen, die sich zur Sozialdemokratie bekennen, bedeutet diese Zugehörigkeit etwa das, was im bürgerlichen Lager die Zugehörigkeit zum Zentrum, nämlich ein Bekenntnis, das Bekenntnis zum Sozialismus. Dieses aber involviert wiederum eine Richtung der Weltanschauung, weil das Gemeinschaftsziel des Sozialismus, ausgehend von der Marxschen Lehre, nicht nur die ökonomische, sondern auch die allgemeine Weltbetrachtung beeinflußt. Eine Partei, die durch ihre Lehre den Menschen so weitgehend beherrscht oder beherrschen will, hat selbstverständlich auch die Aufgabe, gerade den Intellektuellen klare, umfassende und möglichst einheitliche Auffassung zu allen Problemen, die die Zeit bewegen, entgegenzubringen. Die Intellektuellen fordern das entschieden, und hat schon die Partei die Kraft sie anzuziehen besessen, so wird sie diese in den meisten Fällen nur dann halten können, wenn sie in der Lage ist, ihren geistigen Ansprüchen genügen zu können.

Eine Partei braucht, darüber wird wohl kein Streit bestehen, auch ohne Rücksicht auf die Intellektuellen eine geschlossene Ideologie. Die Idee einer Partei ist die ewig gleichbleibende Dominante, die Ideologie aber ist dem Wechsel der Verhältnisse unterworfen. Trotzdem die Ideologie danach etwas Sekundäres und Mittelbares ist, kann sie doch für die Entwicklung einer Partei von größter Bedeutung werden, weil weiteren Kreisen die Idee einer Partei durch das Medium der Ideologie vermittelt zu werden pflegt. Die Notwendigkeit der Schaffung einer neuen Ideologie führt jede Partei in eine geistige Krise, die ihrerseits wieder die Tendenz hat, sich zu einer materiellen Krise der Partei auszuweiten. Eine solche Krise bildet daher eine Gefahr für die Weiterentwicklung der Partei. Sie hemmt auch deren Stoßkraft, weil die Partei, die sich in einer solchen Krise befindet, an Anziehungskraft einbüßt. Eine Partei muß daher alles daransetzen, möglichst rasch über einen solchen Zustand inneren Schwankens hinwegzukommen.

Wenn die Sozialdemokratie im Gefolge der umstürzenden Wirkungen des Krieges in eine geistige Krise geraten ist, so ist in dieser Tatsache gerade vom Standpunkt des Marxisten aus nichts Besonderes und Unerwartetes zu erblicken. Es wäre merkwürdig, wenn die Entwicklung einen anderen Verlauf genommen hätte. Wenn man offen davon spricht, ist das für die Partei nicht nur nicht, wie manche glauben, von Schaden, sondern im Gegenteil, es ist nützlich. Denn nur wenn man die Tatsachen erkennt und anerkennt, kann man mit ihnen fertig werden, je schneller dies geschieht, desto besser ist es für den Gesamtorganismus der Partei. Wie nun die Intellektuellen die geistige Krise am ehesten empfinden, so sind sie andererseits doch wieder diejenigen, die dazu berufen sind, an ihrer Ueberwindung mitzuhelfen.

Eine besondere Aufgabe, die die Intellektuellen im Interesse der Partei sowohl, wie im eigenen Interesse zu erledigen haben, ist die Aufgabe, die wissenschaftliche Arbeit für die Fortentwicklung des Sozialismus zu vereinheitlichen, eine geistige Zentrale zu schaffen, die Richtung gebend, anregend fördert und zugleich einigend und verständigend wirkt. Der Verein für Sozialpolitik kann uns hier als Vorbild dienen. Wenn ich den Verein für Sozialpolitik als Muster einer von uns zu schaffenden Organisation anführe, so ist damit die Art und Weise, wie wissenschaftliche Arbeit vereinheitlicht werden soll, hinreichend gekennzeichnet, und ich darf im übrigen auf den Entwurf einer Satzung verweisen, der Ihnen später ausgehändigt werden wird. Ausführungen über organisatorische Einzelheiten kann ich mir deshalb hier, wo es auf allgemeine Grundlegung ankommt, ersparen. Nur das eine will ich hervorheben, was man vielleicht als Selbstverständlichkeit betrachten kann, was aber zur Vermeidung von Mißverständnissen zweckmäßigerweise doch besonders betont werden muß: Die gedachte Organisation soll in möglichstem Einvernehmen mit der Parteileitung arbeiten, denn ihr oberster Richtpunkt soll ja das Gedeihen der Partei sein. Als Korrelat müssen wir natürlich von der Partei, wenn auch nicht materielle Unterstützung, so doch Entgegenkommen und Förderung erwarten. Wir können sogar schließlich damit zufrieden sein, wenn man uns von seiten der Partei keine Hindernisse in den Weg legt.

Wir glauben vielmehr, daß neben dem erwähnten, gewissermaßen theoretischen Bedürfnis beträchtliche Erfordernisse der Praxis nach der Zusammenfassung verlangen, Erfordernisse, die unseres Erachtens nicht minder bedeutsam sind, als jener erstere Gesichtspunkt.

Wir leben in einer Zeit des Fachmenschentums. Regieren kann man auch schließlich ohne dieses Fachmenschentum. Nicht aber verwalten und den Staat beherrschen. Das hat die Sozialdemokratie am eigenen Leibe zur Genüge erfahren. Vor der Revolution vermochte die Partei ohne eine größere Zahl irgendwie hochschulmäßig vorgebildeter Fachkräfte auszukommen, obwohl deren stärkere Heranziehung in vieler Hinsicht zweifellos von Nutzen gewesen wäre. Nachdem aber die Partei ministrabel geworden war, haben sich die Verhältnisse von Grund auf geändert. Jetzt kam es darauf an, den Staat im Sinne der Partei zu beherrschen. Im modernen, mit einem komplizierten bürokratischen Apparat ausgestattetem Staatswesen kann der Wille einer Partei nur dann Aussicht haben, sich auf die Dauer bestimmend durchzusetzen, wenn die Partei in der Lage ist, geistige Kräfte in den Apparat einzusetzen, die dauernd in ihrem Sinne wirken. Dazu war die Sozialdemo-

kratie in den Jahren nach der Revolution, in denen ihr eine ungeheure, sich so schnell nicht wiederkehrende Chance geboten war, nicht in der Lage. Daraus erklären sich zu einem guten Teil zahlreiche Mißerfolge, die die Partei zu verzeichnen hat. Eine gerade durch den häufigen Wechsel der Minister allmächtig gewordene reaktionäre Bürokratie hat in vielen Fällen die Absichten linksgerichteter Minister sabotiert. Die Zeit wird wieder kommen, und sie kann sehr bald wieder kommen, wo die Sozialdemokratie in führender Rolle die Regierung in Reich und Ländern übernehmen kann. Für diesen Fall muß sie nicht nur ein wissenschaftlich und politisch wohldurchdachtes Gegenwartsprogramm besitzen, sondern auch die Fachleute, Beamte usw., mit denen sie es durchzusetzen in der Lage ist. Es kommt darauf an, eine weitsichtige Personalpolitik zu treiben, die Kräfte sammelt, übersieht und imstande ist, im geeigneten Augenblick geeignete Personen an die richtigen Stellen zu setzen. Einen solchen Ueberblick zu haben, kann auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen für die Partei von Wert sein. Die Grundlage für eine derartige Personalpolitik zu bilden, erscheint uns als eine der unmittelbaren praktischen Aufgaben der geplanten Vereinigung. Mit ihrer Hilfe wird die Demokratisierung der Staatsverwaltung erleichtert werden können, die schließlich nur dann möglich ist, wenn unsere Partei über ein fachwissenschaftlich geschultes Beamtentum verfügt.

Die Bereitstellung von Kräften für die praktische Staatsverwaltung ist jedoch nur eine, wenn auch sehr wichtige Funktion einer Organisation der Intellektuellen. Eine nicht minder bedeutsame Aufgabe erblicken wir in der sachverständigen Beratung der Parteiinstanzen. Zahlreiche kulturelle Gestaltungsprobleme beschäftigen jetzt oder in naher Zukunft die gesetzgebenden Körperschaften. Gerade in den Reihen der Parlamentsfraktionen ist die Zahl der fachlich geschulten Kräfte nicht sehr groß, die dadurch naturgemäß mit Arbeit überlastet sind. Sie werden daher zumeist kaum in der Lage sein, die aktuellen Fragen alle gründlich durchzuarbeiten und mit eigenen Vorschlägen, in Form von Anträgen, aufzutreten. Hier kann die geplante Organisation in die Bresche springen als wahrhafter Rat geistiger Arbeiter. Wir stellen uns dabei vor, daß innerhalb der Organisation Fachschaften abgegliedert werden, denen die Fragen über ihr Spezialgebiet zur Bearbeitung zugewiesen werden. Sie wissen ja, daß es jetzt schon Vereinigungen sozialdemokratischer Aerzte, Juristen, Hochschullehrer, Geistlicher usw. gibt. Wir nehmen an, daß alle die bereits bestehenden Teilorganisationen sich in die große Gesamtorganisation im Interesse des einheitlichen Ziels eingliedern. Ein solcher Rat geistiger Arbeiter will und soll nicht eine Bevormundung der Partei erstreben. Er wird sich einer vorsichtigen Zurückhaltung befleißigen müssen, da er durch die in ihm vereinte geistige Potenz allein schon heftigem Argwohn begegnen wird, als ob damit die Beherrschung der Partei von einer bestimmten Gruppe von Parteigenossen angestrebt werde. Es wird hier, wie in den meisten Verhältnissen menschlichen Gemeinschaftslebens auf den Takt ankommen, mit dem die Vereinigung aufzutreten versteht. Sie braucht unseres Erachtens nicht anspruchsvoll aufzutreten. Wir hoffen, daß es ihr gelingt, allein durch ihre Gedanken und ihre Argumente zu wirken.

Neben diesen beiden bis jetzt genannten praktischen Aufgaben, Bereitstellung von Kräften für die Partei und fachliche Beratung, tritt nun eine weitere, die gemeinschaftsbildende und werbende Funktion. Es ist

bekannt, daß es eine sehr große Anzahl Intellektueller gibt, die uns innerlich nahestehen, die aber den Entschluß, sich offen zur Partei zu bekennen, deshalb nicht glauben fassen zu können, weil die „geistigen Interessen bei der Sozialdemokratie nicht genügend gewahrt würden. Es sind darunter sehr wertvolle Menschen, deren Anschluß einen Gewinn für die Partei bedeuten würde. Sie würden, wenn sie zu uns kämen, wiederum die Anziehungskraft der Partei nicht nur auf fertige Menschen, sondern insbesondere auch auf die akademische Jugend stärken. Hier liegen die Dinge sehr im argen. Jeder, der sich in den Hochschulverhältnissen auskennt, wird mir bestätigen, daß der akademische Nachwuchs, den die Partei doch dringend benötigt, zahlenmäßig außerordentlich gering ist. Die an verschiedenen Universitäten gegründeten Vereinigungen der Freunde sozialistischer Akademiker haben eine bescheidene Besserung zu erzielen vermocht. Ihre Einflußsphäre wird indessen im wesentlichen auf die Universitätsstädte beschränkt bleiben. Größere, auf die breite Oeffentlichkeit wirkende Aktionen müssen sie sich versagen. Dagegen kann von einer über das ganze Reich sich ausdehnenden Vereinigung der Intellektuellen der Partei eine sehr nachhaltige Wirkung ausströmen, indem sie durch ihre wissenschaftliche Forschungsarbeit beweist, daß frisches geistiges Leben in der Partei pulsiert. Ich glaube, daß wir auf diese Weise beste Kräfte aus der akademischen Jugend in unsere Reihe führen können.

Die Internationale des Kindes

Von Adele Schreiber

Kurz nach Beendigung des Weltkrieges, zu einer Zeit, fern noch von wirklichem Frieden, traten im historischen Saal des Genfer Athenaeums, der im Jahre 1863 die Gründung der Konvention vom Roten Kreuz sah, einige Menschen zusammen. Staatsbürger neutraler wie am Krieg beteiligter Länder: Engländer, Franzosen, Deutsche, Schweizer, Schweden — doch alle verbunden im Empfinden des Weltbürgertums, im Wunsch, über Haß und Mißverständnis hinweg eine Brücke zu bauen, um ein Menschheitsgut aus höchster Gefahr zu retten — die Kinder.

So entstand aus tiefster Erschütterung über die Qual der Hilflosen Anfang Januar 1920 die „Internationale Vereinigung für Kinderhilfe", im Gedanken, daß Kinder auf der ganzen Welt, ohne Rücksicht auf Nation und Rasse, der Verantwortung aller Menschen anvertraut sind, in der Hoffnung, auf gemeinsamer Hilfsbereitschaft für das Kind einen Völkerbund mit ungeschriebener Satzung zu gründen.

Die Vereinigung wuchs, betätigte in vielen Ländern Rettungsaktionen — in Rußland, der Ukraine, im Orient, den Balkanländern, in Oesterreich und Polen; über hundert Millionen Goldfranken an Spenden, insbesondere aus England, wandelten sich in Nahrung und Kleidung.

Schien auch das schöne Programm der Neutralität zuweilen durch nationalistische und opportunistische Rücksichtnahme gefährdet, war es auch in all diesen Jahren oft nicht leicht, die Belange gerade des deutschen Kindes zu verfechten, es entwickelte sich ein zu Hoffnungen berechtigendes Programm.

Bald wurde erkannt, daß über Hilfsbereitschaft bei Katastrophen: Krieg, Hungersnot, Erdbeben hinaus, eine viel umfassendere, internationale Aufgabe in Angriff zu nehmen sei: Erkämpfung eines Mindestmaßes von Schutz, Fürsorge und Erziehung für das Kind auf der ganzen Welt. Im Jahre 1923 legte die „Genfer Deklaration" in fünf knappen Sätzen Grundrechte des Kindes fest: das Recht auf normale körperliche und geistige Entwicklung, Nahrung und Pflege, auf heilende Erziehungsmaßnahmen für Zurückgebliebene und Verirrte, liebreiche Hilfe für Verlassene und Verwaiste, Berufsausbildung und Schutz vor Ausbeutung. In Zeiten der Not ist in erster Linie für die Kinder zu sorgen, die Erziehung hat im Geiste der Brüderlichkeit und des Dienstes an der Gemeinschaft zu erfolgen. Einleitende Worte betonen, daß die gesamte Menschheit dem Kinde, ohne Rücksicht auf Rasse, Nationalität und Glauben, das Beste schulde.

Die Verwirklichung dieser scheinbaren Selbstverständlichkeiten bedingt nichts weniger als Umwälzung der wirtschaftlichen und politischen Zustände, und sicherlich sind manche Unterzeichner der Erklärung sich so weitreichender Konsequenzen nicht bewußt geworden.

Normale körperliche und geistige Entwicklung jedes Kindes — verlangt Beseitigung von Lohnsklaverei und Hunger, Wohnungselend und Not in jeder Form. Sie ist unvereinbar mit schlecht bezahlter, widerwillig verrichteter Mütterarbeit, mit der wirtschaftlichen und moralischen Sonderstellung unehelicher Mütter und Kinder, mit der Ausschaltung Begabter vom Aufstieg, kurz, in zwei Worten: mit Ausbeutung und Kapitalismus.

Auch die Resolutionen, die auf dem soeben abgehaltenen ersten „Weltkongreß des Kindes", den die Internationale Vereinigung für Kinderhilfe in Genf einberufen hatte, gefaßt wurden, führen zu gleichem Resultat. Der Zahl wie der Bedeutung nach beachtenswerte Delegationen aus europäischen und außereuropäischen Ländern verhandelten in drei Sektionen über Gesundheitsfragen, Wohlfahrtsfragen, Erziehungsfragen. Die gedruckt eingereichten Berichte enthalten wertvolles Material, das Vergleiche hinsichtlich der Lage des Kindes in den verschiedenen Ländern und Kontinenten gestattet.

Die medizinische Sektion unter dem Vorsitz des Wiener Kinderarztes, Professor Pirquet, fordert:

Allgemeine Ausbildung in Hygiene und Kinderpflege, beste Ausbildung für Aerzte, Hebammen, Sozialbeamtinnen, umfassende Schulgesundheitspflege, Erholungs- und Genesungsfürsorge, Bekämpfung der Tuberkulose und des Krüppeltums, besonders durch vorbeugende Maßnahmen.

Die zweite Sektion für Wohlfahrtsfragen, unter dem Vorsitz des durch seine Konflikte mit den nationalistischen Studenten vielgenannten Universitätsprofessors Scelle, verlangte Schutz von Mutter und Kind, namentlich auch der unehelichen, unter Stärkung des Bandes zwischen dem Kinde und der Mutter, allgemeine Berufsvormundschaft, Familienpflege für Waisen, Berufsberatung und Ausbildung unter ärztlicher Mitwirkung, Fortbildungsunterricht, besondere soziale Maßnahmen für Kinder fremder Staatsangehörigkeit sowie Auswandererkinder. Prinzipiell am weitesten gingen die Verhandlungen der dritten Sektion für Erziehungsfragen, die von Lady Aberdeen, mehr dem Namen nach als tatsächlich, „geleitet" wurden. Ihre Hilflosigkeit nicht ganz glatten

Situationen gegenüber gemahnte, die schätzenswerte Frau möge den harten Vergleich verzeihen, an — manchen unserer „Ersatz-Reichstagspräsidenten". Bei dem Thema „Erziehung des Kindes zum Frieden" ging es, wie meist bei pazifistischen Sitzungen, etwas drunter und drüber, wozu die Ausführungen eines italienischen und eines ungarischen Fascisten nicht wenig beitrugen.

Die aber schließlich angenommenen Resolutionen fordern: Verantwortlichkeitsgefühl der gesamten Nation dem Kinde gegenüber, Mitarbeit der Frauen in allen Regierungen, besonders hinsichtlich der Fragen des Kinder- und Mutterschutzes, ausreichende Ausbildung von Aerzten, Hebammen, Lehrern, Verwaltungsbeamten, Sozialbeamten für die Jugendwohlfahrt, volle Berücksichtigung der körperlichen Ertüchtigung und, im Hinblick auf die „Erziehung zum Frieden": „Erziehung der Jugend im Geiste des Friedens, der Völkerverständigung und der Brüderlichkeit. Die Erziehung soll betonen, daß alle Liebe zur Heimat und zum eigenen Volke geführt werden muß von der umfassenderen Liebe zur Menschheit". Eine internationale Kommission soll die Lehrbücher aller Länder, insbesondere auch hinsichtlich des Geschichtsunterrichtes, im Sinne der Völkerverständigung und der Achtung aller Nationen umgestalten. In einigen Berichten wird verlangt: Der Schulunterricht solle die Kinder mit der wirtschaftlichen Verflochtenheit der Länder untereinander vertraut machen, ihnen die Bedeutung der Bodenschätze, die wirtschaftlichen Rivalitäten, die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller Länder, die ökonomische Widersinnigkeit der Kriegszerstörung, die Bedeutung der Technik im Dienste des Menschen erklären. Anweisungen in diesem Sinne sollen an die Lehrkräfte in allen Ländern ausgegeben werden.

Schöne, uns allen am Herzen liegende Wünsche. Es war erfreulich, sie fast gleichlautend von Vertretern der verschiedensten Nationen aussprechen zu hören. Soll aber nicht alles eben frommer Wunsch bleiben, dann gibt es zur Erfüllung nur e i n e n Weg — den der Erringung der politischen Macht durch die breiten Massen. Politik war (begreiflicherweise) auf der Tagung untersagt — (gelegentlich wurde sie aber doch hineingezogen), dennoch — wie ließe sich die politische Entwicklung trennen von Kindesrecht und Menschenrecht, von neuer sozialer Erziehung im Dienste der Gemeinschaft, von der Heranbildung einer jungen Generation, die volles Verständnis für die wirtschaftlichen Bedingtheiten der Geschichte besitzt, die im Frieden ihr höchstes Ideal erblickt und die, wie auf dem Kongreß gesagt wurde, „sich in der Liebe zur Heimat und zum eigenen Volk führen läßt von der umfassenderen Liebe zur Menschheit".

Als Sozialisten sind wir bereit zu gemeinsamer Arbeit in der Wohlfahrtspflege oder auf dem Boden von Bestrebungen, die unseren Ueberzeugungen entsprechen, wie Kinderschutz, Frauenschutz und -recht, Bodenreform, Friedensbewegung. Menschen unserer Weltanschauung werden auch dann vorwärtstreibend wirken, wenn sie jede politische Aeußerung vermeiden. Mitarbeit in gutem Einvernehmen aber kann uns nie darüber hinwegtäuschen, daß wirkliche Erfolge auch scheinbar überpolitischer Ideale abhängen vom politischen Fortschritt. So dienen wir auch den Zielen der Wohlfahrtspflege am meisten durch unermüdliche politische Arbeit.

Hermann Wendels Südslawenbuch*)

Von Albin Michel

Dieses Buch, die Frucht dreier Arbeitsjahre, ist ein Standardwerk über das Südslawentum und dürfte nie veralten. Vielleicht kann durch weitere Einzelforschungen das Bild, das Wendel von den Südslawen, von Serben, Kroaten, Bulgaren und Slowenen, gibt, noch etwas verändert werden, aber im großen und ganzen dürfte Wendel den Entwicklungsgang dieses Volkes so geschildert haben, daß eine Umformung der Auffassungen wohl nur noch in Einzelfragen hervortreten wird. Es ist ein steiniger Weg, den die Südslawen zurücklegen mußten, ehe sie zur Einigung gelangen konnten, und schließlich ist ja auch jetzt die Einigung noch nicht als vollständig anzusehen, weil Bulgarien noch einen besonderen Staat bildet.

Es gibt kaum eine Seite südslawischen Lebens, die wir bei Wendel nicht kennen lernen. Wir sehen, wie die südslawischen Völker des Balkans als Rajah unter dem Halbmond politisch und wirtschaftlich geknechtet werden und wie bei Serben, Bulgaren und Kroaten nur noch die Zadruga, die Großfamilie, einen gewissen Schutz gegen die völlige Versklavung gab. Es sind die Wanderungen der Südslawen aufgezeigt und die Vermischungen, die dadurch entstanden, wir erhalten immer wieder Einblicke in die verschiedensten sozialen und wirtschaftlichen Zustände der südslawischen Volksstämme. Wo diese immer lebten, wurden sie bedrückt und niedergehalten, hier von christlichen Grundherren, dort von türkischen Begs und Agas. Im 16. Jahrhundert wurde bei den Slowenen die Not so groß, daß sich dieser Volksstamm und auch die Kroaten durch Bauernaufstände Bewegungsfreiheit zu schaffen suchten. Die Führung hatte ein „Bauernkönig", der noch heute im Gedenken der Südslawen lebt, aber diese Aufstände wurden von den Rittern sowie von der kaiserlichen Soldateska niedergeworfen, und ungezählte Bauernscharen gingen an der Rache der Grundherren zugrunde. Auch von den Serben und Bulgaren wurde im 16. Jahrhundert bis hinein ins 17. Jahrhundert mehrmals der Versuch unternommen, durch Aufstände das schwere Joch abzuwerfen. Nur ganz langsam konnten sich überall bei den Südslawen bürgerliche Gewerbe entwickeln und dementsprechend konnte sich auch ein Bürgertum nur langsam heranbilden. Südslawische Künstler und Dichter sehen wir auftauchen und, wie sich das so oft beobachten läßt, waren es Dichter und Literaten, aber nicht „Realpolitiker", die den Weg ins Freie zeigten, bei denen zum ersten Male der Gedanke des Zusammengehörigkeitsgefühls der Südslawen hervorbrach.

Dann, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, schlug zum ersten Male die Stunde der Freiheit für ein südslawisches Volk, die Serben erreichten wenigstens die ersten Anfänge der staatlichen Selbständigkeit. Es kann hier nicht weiter auf die Darstellung Wendels über die Geschichte und die Weiterentwicklung der südslawischen Volksstämme im 19. Jahrhundert eingegangen werden, von großem Interesse sind aber noch die Stellen des Buches, wo dargestellt wird, in welchem Grade Serbien, Bulgarien und Montenegro zum Spielball zwischen Rußland und Oesterreich, aber auch zwischen anderen Großmächten wurden. Nirgends läßt

*) Hermann Wendel: Der Kampf der Südslawen um Freiheit und Einheit, Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt am Main. 1925. 798 Seiten. Brosch. 13.50 Mark. Ganzl. 15.— Mark.

sich die Engstirnigkeit, die bei allem scheinbaren Raffinement so unendlich kurzsichtige Gedankenwelt der offiziell abgestempelten Diplomaten, ihre Skrupellosigkeit, ihre unpsychologische Betrachtungsweise und ihre stets dem Oberflächlichen, dem Schematischen zugewandte Denkungsart besser beobachten, als während des gesamten 19. Jahrhunderts auf dem Balkan. Unter all den Staatsmännern und Diplomaten, die in dieser Zeit in Europa lebten und wirkten, sich einbildeten, allein in ihren verstaubten Kanzleien sei die politische Weisheit heimisch, nur sie seien auserkoren, über die Schicksale von Ländern und Völkern zu entscheiden, ahnte wohl keiner, daß bei den Südslawen dieselbe Bewegung im Vorschreiten ist, die vorher in Deutschland und Italien zu beobachten war, die Bewegung auf eine Einigung.

So blieben besonders die Bewohner Serbiens und Montenegros Hammeldiebe und Barbaren. Trotzdem sich Serbien bis zum Jahre 1866 schon so konsolidiert hatte, daß Bismarck wegen eines Bündnisses gegen Oesterreich mit serbischen Staatsmännern Unterhandlungen anknüpfen ließ, wurde die alte Etikettierung des Volkes der Hammeldiebe weiter gebraucht. Als später Bulgarien entstanden war, traten die Intrigen der Großmächte und ihrer Repräsentanten noch weit stärker hervor. Wie Bulgarien zeitweise nichts anderes war als ein russisches Gouvernement, so kam Serbien unter die österreichische Vormundschaft. Der Umstand, daß diese Teilung des Balkans in Interessensphären auf Grund von russisch-österreichischen Abmachungen bestand, hielt aber weder Rußland noch Oesterreich ab, in der Zone der anderen Macht ebenfalls zu intrigieren, die andere, dort gewissermaßen privilegierte Macht auszuschalten und zu schädigen. Nur die Ungewißheit über den Ausgang eines Krieges und in erster Linie die Tatsache, daß Rußland seinen Ausdehnungsdrang nach und nach in einem höheren Umfange nach Asien richtete, haben es wohl bewirkt, daß der Krieg, der 1914 ausbrach, nicht schon früher begann.

Die Ereignisse seit den Balkankriegen und die nach Beendigung des Weltkrieges erfolgte Zusammenfassung der Südslawen sind zu bekannt, als daß hierauf auch nur andeutungsweise eingegangen werden soll, doch weiß Wendel auch hier den Angelegenheiten neue Lichter aufzusetzen. Das Buch ist, wie das bei Wendel selbstverständlich, sehr flott und in einem lebendig fließenden Stil geschrieben. Ein vollständiges Namensverzeichnis und ein gutes Inhaltsverzeichnis erhöhen den Wert des Buches. Vermißt habe ich einige Karten, auf denen die Wanderungen der Südslawen, ihre jetzige Verbreitung, ihre Wohndichte usw. verzeichnet sind. Vielleicht ließe sich das für die zweite Auflage nachholen.

Polens innenpolitische Struktur

Von Bruno Gebauer, Mitglied des Danziger Volkstags

Das politische Leben in Polen trägt noch vollständig den Stempel der Unbeständigkeit. Das erklärt sich sehr einfach aus dem Umstand, daß vor der Gründung des polnischen Staates das polnische Volk, in viele Teile zersplittert, andern Staaten angegliedert war. In diesen Staaten, mit Ausnahme von Oesterreich, wurden die Polen fast gar nicht zur Exekutive herangezogen und ihre politische Betätigung war auch sonst sehr eingeschränkt. Im russischen Zarenreiche wurden die Polen fast ebenso verfolgt wie die Sozialisten. In dem neugebildeten, politisch

noch völlig ungeübten Staatswesen kommen die verschiedenen Eigenarten und Gewohnheiten der Bevölkerung ungehemmt zum Ausdruck. Die politische Zersplitterung der Bevölkerung war bereits seit den ersten politischen Wahlen grotesk. Gegenüber den Verhältnissen in Westeuropa, wo sich das politische Leben in wenige politische Parteien konzentriert, bestehen in Polen eine Unmenge von kleineren politischen Gruppen, die sich um einige Hauptparteien herum gruppieren. Diese vielen kleinen politischen Gruppen im polnischen Landtag (Sejm) vernichten jede Uebersicht im Parlament und bringen oftmals unerwartete und unberechenbare Komplikationen. Man erwartet indessen, daß sich das parteipolitische Leben Polens bald dem besser geordneten westeuropäischen anpassen wird.

Zwei politische Hauptrichtungen sind im polnischen Landtag zu verzeichnen, die durch gegenseitige Bekämpfung das eigentliche politische Leben in Polen darstellen. Es sind dieses die Sozialisten und die Nationaldemokraten. An diese beiden Hauptparteien lehnen sich die anderen Parteien ideell an.

Die polnische sozialistische Partei (Polska Partja Sozialistycna) ist die politisch am besten gebildete Partei. Die führenden Persönlichkeiten haben bereits im österreichischen Parlament eine führende Rolle gespielt. Auch im zaristischen Rußland war trotz der scharfen Verfolgungen die Vorbildung des Proletariats vor sich gegangen. Die P.P.S. ist in jahrelangen politischen Kämpfen erprobt und hat unter der Zarenherrschaft wie auch unter der deutschen Okkupation unter den schrecklichsten Verfolgungen zu leiden gehabt, eine ganze Anzahl hervorragender Kämpfer sind ihr dadurch entrissen worden. Unter anderem war auch der inzwischen verabschiedete Staatspräsident Pilsudski großen Verfolgungen durch die Zarengewalt ausgesetzt.

Die Fraktion der polnischen sozialistischen Partei im Sejm (Klub P.P.S.) vereinigt hervorragend geistige und kulturelle Kräfte, und man kann sagen, daß der Klub die bedeutendsten politischen Kräfte im Sejm besitzt. Diesen Umständen ist auch zu verdanken, daß der Klub trotz seiner geringen Stärke von 44 Mitgliedern, bei 444 Abgeordneten, einen großen Einfluß auf die Beschlüsse des Parlaments ausübt und der Einfluß sich auch bei den Debatten des Parlamentes fühlbar macht. Der Klub weist die tüchtigsten Redner auf. Führer des Klubs ist der Abgeordnete Norbert Barlicki. Zu den führenden Persönlichkeiten der Partei gehören die Abgeordneten Djamant, Libermann, Niedzialkowski und nicht zu vergessen der frühere österreichische Reichsratsabgeordnete Deszynski aus Krakau, der neben Sinowjew als der beste Redner des europäischen Proletariats gilt und im Verteidigungskabinett der Jahre 1920/21 Vizepräsident des Staatsministeriums war. Der Abgeordnete Djamant gilt als tüchtiger Wirtschaftskenner. Er ist deshalb von der polnischen Regierung auch zur polnischen Delegation zur Führung der Verhandlungen zwecks Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Deutschland und Polen hinzugezogen worden. Das Hauptorgan der Partei ist der in Warschau erscheinende „Robotnik", zu deutsch „Arbeiter".

Neben der P.P.S. bestehen einige andere Volksgruppen als Linksparteien, und zwar die Nationale Arbeiterpartei (Narodowa Partja Robotnicza) — 18 Sitze im Sejm — und die radikale Bauernpartei „Befreiung" (P.S.L. Wyzwolenie) — 28 Sitze. Beide sind

Vertreter radikal demokratischer Strömungen des Bürgertums. Die N.P.R. hat in letzter Zeit an Stärke abgenommen, nachdem ihr Führer, der pommerellische Wojewode Wachowiak, vom politischen Leben zurückgetreten ist und die Staatskarriere eingeschlagen hat. Seitdem hat die Partei keinen Einfluß mehr. Ihr Organ ist „Glos Robotnicza" („Arbeiterstimme"). Die Bauernpartei „Befreiung" hat in letzter Zeit eine Spaltung erfahren. Es ist der linke Flügel abgefallen, der sich in drei Gruppen zersplittert hat, in die Bryl-Gruppe, in die Okon-Gruppe und in den Klub der Arbeit. Führer der Bryl-Gruppe ist der Abgeordnete Bryl. Sie umfaßt 12 Sitze im Sejm und ihre Anhänger setzen sich aus Bauern zusammen. Ihre Taktik ist radikal-demokratisch. Die Okon-Gruppe hat nur 4 Sitze. Ihr Führer ist der ehemalige Pfarrer Okon. Die Gruppe vertritt das ganz radikale, fast kommunistische Bauerntum. Der Klub der Arbeit (Klub Prazy) zählt 9 Abgeordnete. Sein Führer ist der ehemalige Minister Bartel. Ein Organ besitzt die Partei nicht. Diese neue Gruppe ist nicht zu verwechseln mit dem Klub der konstitutionellen Arbeit (Klub Prazy Constituczny), welcher in der ersten Session des Sejm als Rechtspartei bestand und eine kleine Gruppe Krakauer Konservativen darstellte. Zu der neuen Partei der Arbeit ist auch der frühere Minister Thugutt, der bis dahin Präsident der „Wyzwolenie"-Fraktion war, übergetreten. Sämtliche kleinen Gruppen üben oftmals einen starken Einfluß auf die Geschicke des Parlaments aus, da sie neben der sozialistischen Partei einen, wenn auch schwachen, Damm gegen die reaktionären Parteien bilden.

Das Zentrum des Parlaments bildet die Bauernpartei „Piast" (Polski Stronnictwo Ludowe „Piast"). Sie hat im Landtag 70 Sitze. Diese Partei stützt sich auf die mittleren und reichen Bauern. Sie besitzt die Eigenschaften, die vorzüglich der Psychologie des Bauern entsprechen: Ruhe und Konservativismus. Führer dieser Partei ist der frühere Ministerpräsident Vinzens Witos, „der Minister ohne Krawatte" genannt. Diesen Beinamen hat er deshalb erhalten, weil er auf seine Bauerntracht stolz ist und dabei seine Verachtung für die Krawatte ausspricht. Eine lange Zeit hat er sich als geschickter Leiter der Staatsinteressen erwiesen, um all den vielen Schwierigkeiten, Klassen- und Landesgegensätzen auszuweichen und dadurch sich bei allen Parteien eine Achtung errungen. Dieser Bauer, der alles sich selbst zu verdanken hat, steht auf der Höhe des europäischen Parlamentarismus. Die führenden Parteizeitungen sind: „Kurier Illustriwonny Codzienny" in Krakau, die Wochenschrift „Piast" und der „Kurier Lwowski" in Lemberg.

Ebenfalls im Zentrum steht die sogenannte Matacewicz-Gruppe, welche nur 5 Abgeordnete zählt. Sie ist eine katholische Partei des Bürgertums, ohne jede Ideologie und Programm. Sie hat ihre Anhängerschaft hauptsächlich in den Städten Nordgaliziens. Ferner steht im Zentrum die Christliche demokratische Partei (Club Ch—d), die sogenannte Korfanty-Gruppe, deren Führer der bekannte Abgeordnete Korfanty aus Oberschlesien ist. Sie hat 44 Sitze im Sejm. Führende Organe sind die Warschauer „Rzeczpospolita" (zu deutsch „Die Republik"), einst das Organ der Volkstümlichen Vereinigung, als Paderowski diese Partei leitete, und die in Kattowitz erscheinende „Polonia".

Auf der rechten Seite finden wir als Hauptpartei die Nationaldemokratische Partei (Zwiadzek Ludowo Narodowy). Sie ist

eine rücksichtslose, zielbewußte, stets kampflustige, konservative Partei, die den früheren preußischen Konservativen ziemlich nahe kommt. Sie besitzt ausgesprochene Tendenz und Tradition. Zur Zeit der kaiserlich russischen Regierung genoß die polnische Nationaldemokratie vollständige Freiheit, da sie eine äußerst versöhnliche Politik verfolgte. Nach der Gründung des polnischen Staates im Jahre 1918 entwickelte sie sich zu einer scharfen Vertreterin des Imperialismus. Ihre Tendenz ist der äußerste Nationalismus, sowohl in der inneren wie in der äußeren Politik. In dieser Beziehung bekämpft sie die fremden Nationen im Lande, wie Deutsche, Russen, Ukrainer, und geht zu scharfem Antisemitismus über, der der Hauptpunkt ihres Programms ist. Bei der großen Unwissenheit übt sie mit dieser antisemitischen Einstellung eine große Anziehung auf die unaufgeklärten Massen aus. Diese Partei war es auch, die in dem Kriege zwischen Polen und Rußland im Jahre 1920 eine offene Verständigung mit den letzten Vertretern des zaristischen Rußlands, dem General Denekin, verlangte. Sie vereinigt viele geistige Kräfte in ihren Reihen, Fanatiker der Reaktion und auch viele Geistliche. Bei ihrer Beschlagenheit und großen Ausbreitung übt sie einen gefährlichen Einfluß auf die Gestaltung des politischen Lebens in Polen aus. Ihre Führer sind die früheren Minister Dmowski und Globinski. Die führenden Organe sind die „Gazeta Warszawski" („Warschauer Zeitung") und der „Kurier Poznanski" („Posener Kurier"). Im Landtag zählt sie 98 Sitze und ist damit die stärkste Partei.

Die Nationale Volkstümliche Vereinigung (Clüb Chrzescijansko-Narodowy) — 27 Sitze — ist ebenfalls eine Rechtspartei von gleichartigem Programm wie die Nationaldemokratie und ist erst in den letzten Jahren gegründet worden. Die Partei versucht, die Stimmen, welche den Rechtsparteien dadurch verloren gehen, daß die Tradition der Nationaldemokraten die Wähler von der Anhängerschaft dieser Partei zurückhält, zu sammeln. Ihr ehemaliges Haupt und ihr Protektor war der frühere Minister Ignaz Paderewski, ein Klaviervirtuose, der bereits wieder von der politischen Schaubühne verschwunden ist und seinem ursprünglichen Beruf als Musiker in Amerika wieder nachgeht. Die Nationaldemokraten bilden mit der Nationalen Volkstümlichen Vereinigung den Rechtsblock und arbeiten stets zusammen. Die Führer dieser Partei sind die beiden Warschauer Universitätsprofessoren Dubenowicz und Stronski. Das führende Organ dieser Partei ist die „Warszawianka".

Als kleinere Gruppen finden wir dann noch die Katholische Volkspartei (Polski Stronnictwo Katolicko Ludowe) — 2 Sitze —, die Deutsche Vereinigung (Zjednoczenie poslow niemieckich), die jüdischen Parteien (Kolo Zydowskie w Sejm Bz. Pol.) — 34 Sitze —, und die ukrainischen Gruppen (Ukrainski wiejski).

Die Deutsche Vereinigung zählt 17 Abgeordnete, und zu ihr gehört auch der sozialdemokratische Abgeordnete Pankratz aus Bromberg. Sie ist Vertreterin der deutschen Minderheit in Polen und ist in den verschiedenen Gegenden Polens gewählt worden. Charakteristisch ist es, daß diese Partei in den von Deutschland abgetrennten Gebietsteilen, den ehemaligen Provinzen Westpreußen und Posen, wenig Erfolg zu verzeichnen hatte, sondern daß in diesen jetzigen polnischen Wojewodschaften die Nationaldemokratie dominierend ist. Es zeigt also auch dieses Wahlergebnis, daß die preußische Polenpolitik die polnische

Minderheit in die Hände der extremen Rechten getrieben hat, während in anderen Gegenden, wo früher die polnische Minderheit nicht solche Verfolgungen zu erleiden hatte, wie z. B. in Galizien, sich soziale Strömungen bemerkbar machen. So stammen auch die besten sozialistischen Führer gerade aus Galizien.

Die jüdischen Abgeordneten haben sich in mehrere Gruppen gespalten. Die größte Gruppe steht unter der Führung des Abgeordneten Thon und Dr. Reitzes. Diese Partei ist in eine Verständigung mit Polen eingetreten, die auch schon zur Durchführung gelangt ist. Eine andere Gruppe ist gegen die Verständigung, ist aber in der Minderheit.

Von den zwei ukrainischen Gruppen steht die eine, die sogenannten Chliborowen (Landleute), unter der Führung des Abgeordneten Ilkow, die für eine Verständigung mit Polen eintritt. Diese Gruppe hat 5 Sitze im Sejm. Die Partei zählt zu ihren Anhängern ruthenische Bauern aus Ostgalizien. Die andere ukrainische Gruppe zählt 20 Sitze. Der Klub der Weißrussen zählt 11 Sitze (Club Bialoruski).

Zwei Mitglieder im Parlament hat die Kommunistische Partei, die sich bei den letzten Wahlen beteiligte, bis dahin aber jede Beteiligung an den Wahlen zu den gesetzgebenden und kommunalen Parlamenten ablehnte.

An fraktionslosen Abgeordneten finden wir noch den Weißrussen Taracewicz, welcher kommunistischen Tendenzen huldigt, und den Russen Sebrjanikow, der keine Tendenzen aufweist.

Seit 1922 besteht auch noch das Oberhaus, Senat genannt. Dieses Oberhaus wurde auf Betreiben der nationaldemokratischen Kreise mit Unterstützung der Deutschen Vereinigung geschaffen. Es zeigte sich also hier, daß die sich bekämpfenden Nationalisten vereint zusammengehen, wenn es sich um die Niederknüppelung der Rechte des Proletariats handelt. Das Oberhaus zählt keine politischen Führer zu seinen Mitgliedern. Seine Mitglieder besitzen auch nicht das Temperament wie die Sejmabgeordneten. Man bezeichnet deshalb die Mitglieder des Oberhauses als die „alten Herren". Das Oberhaus besteht aus 111 Senatoren. Auf die einzelnen Parteien verteilen sich die Sitze wie folgt: Nationaldemokraten 29, Volkspartei „Piast" 17, Volkspartei „Befreiung" 8, Christliche Nationale Arbeiterpartei 7, Polnisch-Sozialistische Partei 7, jüdische Gruppen 12, ukrainische Gruppen 6, Nationale Arbeiterpartei 3, Deutsche Vereinigung 5, Weißrussen 2, Parteilose 4.

Industrielle Zentralverwaltungen

Ein Vorschlag von Dr. R. v. Ungern-Sternberg

In meinem Aufsatz über „Rationalisierung der Industriewirtschaft" („Glocke", 10. Jahrg. Nr. 25) habe ich darauf hingewiesen, daß es eine dringende Notwendigkeit ist, Maßnahmen zu ergreifen, die eine allgemeine und dauernde Senkung der Produktionskosten (Selbstkosten) der Industrie herbeizuführen geeignet sind!

Man muß hierbei von der Erfahrungstatsache ausgehen, daß Lohnaufbesserungen allein nicht geeignet sind, die Lebenshaltung der breiten Massen zu heben, denn im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wirkt sich jede allgemeinere Lohnsteigerung in erhöhten Preisen aus, weil die Unternehmerschaft bei ihrer verbandsmäßigen Geschlossen-

heit (Kartelle) die Macht hat, alle zusätzlichen Lohnkosten in die Preise einzukalkulieren und diese erhöhten Preise den Verbrauchern gegenüber durchzusetzen.

Um aber den Gedanken einer allgemeinen Produktionskostensenkung zu verwirklichen, bedarf es einer Weiterbildung der industriewirtschaftlichen Organisation, die es ermöglicht, über die Höhe der Produktionskosten und die Art ihrer Berechnung Klarheit zu gewinnen. Das ist zu erreichen durch eine Zusammenfassung der Werke eines Produktionszweiges zu einer Produktions- und Absatzgemeinschaft, an deren Spitze eine halbamtliche Zentralverwaltung (Direktion) stehen muß. Die Aufgaben der Zentralverwaltung werden durch den Umstand bedingt, daß im Mittelpunkt des ganzen industriewirtschaftlichen Organisationsproblems, wie gesagt, die Senkung. der Produktionskosten steht. Hieraus ergeben sich alle Befugnisse und sonstigen Zielsetzungen der Zentraldirektion, wie z. B. die Spezialisierung nach Werken, Zusammenfassung des Vertriebes, Verteilung der Aufträge, Kontrolle der Selbstkosten jedes Werkes durch die Zentraldirektion, Unterstützung beim Rohstoffeinkauf usw. Dieser Aufgabenkreis der Zentraldirektion (weiter kurz Zentrale genannt) erfordert, daß die angeschlossenen Firmen, jedenfalls bezüglich der Waren, die einer zentralen Bewirtschaftung unterstellt sind, der Zentrale in bestimmten zeitlichen Abständen Zwischenbilanzen einreichen und statistische Angaben über die hauptsächlichsten Betriebsvorgänge und technischen Zustände beibringen. Die Zentrale prüft und unternimmt stichprobenweise Revisionen. Die Zentrale und die einzelnen Firmen stehen im Abrechnungsverkehr. Den Konten der Firmen bei der Zentrale werden alle Beträge für an die Zentrale gelieferte Waren gutgeschrieben, während das Einzelwerk belastet wird für Entnahmen aus dem Zentralrohstofflager oder für getätigte Einkäufe, die auf Veranlassung der Einzelfirma erfolgt sind. Viertel- oder halbjährlich findet eine Saldierung statt.

Ueber die Frage, welche Industriezweige, hinsichtlich welcher Warengattungen und zu welchem Zeitpunkt, einer zentralen Direktion zu unterstellen sind, entscheidet die Reichsregierung. Ist diese Frage bezüglich eines Industriezweiges positiv entschieden, so sind grundsätzlich alle Firmen dieses Industriezweiges der Zentraldirektion unterstellt und demgemäß verpflichtet, die zur Beurteilung ihrer Produktivität und ihres technischen Zustandes erforderlichen Angaben der Zentrale vorzulegen. Maßgebend für die Auswahl der zentral zu dirigierenden Industriezweige müssen zweierlei Erwägungen sein: einmal, daß der betreffende Industriezweig Erzeugnisse des Massenverbrauchs herstellt, wie z. B. Textilien, Schuhe, Hausgerät, Möbel, Zucker u. a., oder daß ein gewisser Grad der Konzentration der Unternehmungen und der Betriebe erreicht ist, was die zentrale Direktion sehr erleichtert, wie z. B. beim Lokomotivenbau, der Kraftwagenindustrie, dem Maschinenbau, der Zuckerindustrie usw.

Auf Grund des oben umschriebenen Aufgabenkreises muß die Bildung der Zentraldirektion nach der juristischen Seite und bezüglich der personellen Zusammensetzung erfolgen auf Grund eines einschlägigen Reichsgesetzes (Industriedirektionsgesetz). In juristischer Hinsicht ist es unerläßlich, der Zentrale eine Form zu geben, die ihr den Abschluß von Handelsgeschäften gestattet. Die gegebene Form wäre eine G.m.b.H.

oder eine Aktiengesellschaft, deren Gesellschafter einerseits die zu einem genossenschaftlichen Verband zusammengefaßten Industriellen, und andererseits der Staat sein müssen. Bei der Zeichnung des Gesellschaftskapitals, das lediglich für die notwendigen ersten Ausgaben ausreichend sein soll und daher niedrig gehalten werden kann, muß zum Ausdruck kommen, daß die beiden Elemente gleichberechtigt in den Organen der Gesellschaft vertreten sein sollen. Der Verband der Industriellen und der Staat werden demnach je die Hälfte des Kapitals zu übernehmen haben. Dementsprechend ist auch die Mitgliedschaft des Aufsichtsrates zusammenzusetzen. Die Vertreter der Industrie ernennt der Verband. Die Berufung der anderen Hälfte der Aufsichtsratsmitglieder (kurz Staatsvertreter genannt) erfolgt durch den Reichswirtschaftsminister nach freiem Ermessen, aber unter Berücksichtigung des Grundsatzes, daß die berufenen Mitglieder sachverständig, aber nicht an der privatwirtschaftlichen Rentabilität der Industrie interessiert sein müssen. Sie werden also in erster Linie aus den Kreisen der Beamtenschaft zu wählen sein, dann aber auch aus der Arbeiter- und Angestelltenschaft, den Abgeordnetenkreisen, den wissenschaftlichen Kreisen usw. entnommen werden. Ferner ist die Arbeiter- und Angestelltenschaft des betreffenden Industriezweiges berechtigt, Delegierte in den Aufsichtsrat zu senden, aber mit der Maßgabe, daß ihre Zahl die Hälfte der Staatsvertreter (unter denen, wie gesagt, auch Vertreter der Arbeitnehmer sein können) nicht übersteigen darf und ihre Delegierten zusammen mit den Industriellen die Zahl der Staatsvertreter nicht übertrifft. Sind z. B. von den Industriellen sieben und vom Staat sieben bestellt, so darf die Zahl der Arbeitervertreter über drei nicht hinausgehen und muß außerdem die Zahl der Staatsvertreter auf zehn erhöht werden. Ausnahmen dürfen vom Reichswirtschaftsminister zugelassen werden. Dieses Verhältnis der Anzahl von Industriellen, Arbeitnehmern und Staatsvertretern erscheint mir geboten, weil dadurch der Majorisierung der Staatsvertreter vorgebeugt und die Gefahr eines ganz einseitigen Branchenegoismus beseitigt ist, der in ähnlichen Fällen häufig zu beobachten war. Es liegt nahe, den Verbrauchern einen Sitz im Aufsichtsrat zu gewähren, jedoch erscheint es mir überflüssig, das gesetzlich festzulegen, denn die Möglichkeit hierzu hat der Reichswirtschaftsminister bei Berufung der Staatsvertreter, und schließlich kann durch Befragung von Sachverständigen aus Verbraucherkreisen den betreffenden Interessen genügt werden.

Bekanntlich ist die gute und prompte Leitung eines großen industriellen Unternehmens in hohem Maße bedingt durch die verständnisvolle Zusammenarbeit des Aufsichtsratsvorsitzenden und des Generaldirektors (Vorsitzende des Vorstandes). Das gilt nicht minder für eine Gesellschaft mit den Direktions- und Kontrollbefugnissen, wie sie hier angeregt wird, der vor allem kein begründeter Vorwurf bürokratischer Verschleppung gemacht werden darf. Darum ist der Wahl des Aufsichtsratsvorsitzenden die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Er ist m. E. aus der Mitte der Aufsichtsratsmitglieder vom Reichswirtschaftsminister auf Vorschlag des Aufsichtsrats zu ernennen. Um von vornherein seine Autorität zu sichern, wird zu bestimmen sein, daß der Vorschlag mit einer qualifizierten Mehrheit zu erfolgen hat. Sollte so eine Wahl nicht zustande kommen, so hat die Reichsregierung den Aufsichtsratsvorsitzenden zu ernennen.

Um eine tunlichst beschleunigte Erledigung der Arbeiten des Aufsichtsrates zu gewährleisten, ist in den Satzungen der Gesellschaft, die von der konstituierenden Versammlung der Gesellschafter zu entwerfen und vom Reichswirtschaftsminister auf ihre Uebereinstimmung mit dem Industriedirektionsgesetz zu prüfen ist, festzulegen, daß der Aufsichtsrat berechtigt ist, dem Vorsitzenden weitgehende Befugnisse bei Erledigung bestimmter Angelegenheiten einzuräumen. Desgleichen darf der Aufgabenkreis des Vorstandes nicht zu eng gezogen werden, und zwar so, daß der Aufsichtsrat lediglich grundsätzliche Entscheidungen bzw. Verfügungen von besonderer praktischer Tragweite, wie z. B. die Verhängung von Strafen, Maßnahmen bei Nichterfüllung der erlassenen Verordnungen, zu treffen hat. Das Recht, Strafverfügungen zu erlassen, muß dem Aufsichtsrat unbedingt gewährt werden als unerläßliches Zwangsmittel gegen renitente und nachlässige angeschlossene Werksleitungen.

Der Vorstand wird vom Aufsichtsrat ernannt, wobei es vielleicht zweckmäßig wäre, gesetzlich festzulegen, daß der Vorsitzende des Vorstandes ein Techniker sein muß und Ausnahmen hiervon nur mit Genehmigung des Reichswirtschaftsministers zulässig sind. Den Verfügungen des Vorstandes haben die angegliederten Firmen auch in dem Fall Folge zu leisten, wenn sie nach Ansicht der Firmen die Befugnisse des Vorstandes übersteigen oder unzweckmäßig sind. Jedes Werk ist natürlich berechtigt, beim Aufsichtsrat beschwerdeführend vorstellig zu werden.

Die Vorstandsmitglieder erhalten eine Vergütung in der Höhe der Bezüge, die in der betreffenden Industrie den Mitgliedern eines Vorstandes einer großen Aktiengesellschaft üblicherweise zustehen. Der Aufsichtsrat, insbesondere der Vorsitzende, kann eine von der Gesellschaftsversammlung festzusetzende Vergütung erhalten. Die Mittel hierzu werden durch Zuschläge auf die Uebernahmepreise aufgebracht.

Besteht in einer Industrie, wie z. B. in der Schuhwarenindustrie, eine erhebliche örtliche Zerstreuung der Firmen, so ist es wohl zweckmäßig, in den einzelnen Bezirken Untergesellschaften zu gründen, die unter der Oberleitung der Zentraldirektion, die übrigens nicht unbedingt in Berlin ihren Sitz haben muß, die Werke des Bezirks zusammenfaßt und dirigiert nach Richtlinien, die der Aufsichtsrat der Zentraldirektion aufstellt. In diesen Untergesellschaften, deren Befugnisse beschränkt werden durch die Zentralgesellschaft, kann das Unternehmer- und Arbeiterelement eine stärkere Vertretung haben, als die des Staates. Diese Untergesellschaften haben den Zweck, engere Beziehungen zu den einzelnen Werken auf Grund der Kenntnis der örtlichen Verhältnisse aufrechtzuerhalten.

Die Behauptung, daß durch das System solch einer industriellen Zentraldirektion der Industrie eine nutzlose Verwaltungsarbeit aufgebürdet und viel Doppelarbeit geleistet würde, die nur zusätzliche Kosten verursache, ist unrichtig; denn infolge der Zentralisierung können eine Reihe von Kosten, die heute jedes Werk zu bestreiten hat, ganz oder teilweise fortfallen, so z. B. für Verkaufsbüros, Reklame, Handlungsreisende und Einkäufer und für Arbeiten auf dem Gebiet der technischen Beratung; ferner die sehr großen Ausgaben, die die Filialen und Verwaltungen in den Großstädten, be-

sonders in Berlin, jeder größeren Firma verursachen. Also keine Vermehrung, sondern eine erhebliche Verminderung auf dem Gebiet der gesamten Handlungsunkosten!

Seiner juristischen Konstruktion nach stellt sich uns die G. m. b. H. oder A.-G. entsprechend ihren öffentlich-rechtlichen Aufgaben als eine juristische Person des öffentlichen Rechts mit privatwirtschaftlicher Betätigung dar.

Raubbau an deutschen Kulturgütern

Zu den Drosselungen der deutschen Schulen in der Tschechoslowakei

Von Rudi Hornig (Prag)

Man könnte es fast müde werden, ununterbrochen über den Mißbrauch der Demokratie und des fortschrittlichen Gedankens in der Tschechoslowakei zu berichten: seit Jahren vergeht ja kaum ein Monat, in dem nicht eine neue Ungeheuerlichkeit zu verzeichnen wäre, es vergeht keine Minute, in der der Vernichtungskampf gegen alles Deutsche in der Tschechoslowakei einmal aussetzen würde. Man könnte es, wie gesagt, fast müde werden, darüber zu berichten, weil man fürchten muß, daß die fortwährend notwendigen Klagen das Gewissen des Auslandes abstumpfen könnten und die Welt sich mit der Furchtbarkeit des Lebenskampfes der Sudetendeutschen langsam abzufinden bereit ist.

Die Ereignisse der letzten Wochen, vor allem die Anschlußkundgebung in Wien, haben jedoch bewiesen, daß das demokratisch und republikanisch denkende und handelnde Deutschland seine unterdrückten Volksgenossen jenseits der schwarz-rot-goldenen Grenzpfähle nicht vergessen hat. Daß es genau hinhorcht auf ihre Klagen, daß es gewillt ist, sich über ihre Kämpfe zu informieren, und daß es all das Leid mitfühlt, das ihnen in so ausgiebigem Maße widerfährt. Daß es ihnen helfen möchte, wenn es dies schon heute könnte.

In allen sogenannten „Siegerstaaten" sind starke Kräfte am Werke, um den nationalen Haß abzubauen. Nur in jenen Staaten, die auf dem Boden des ehemaligen Osterreich-Ungarn entstanden sind, und die sich gleichfalls mit der geringsten Berechtigung „Siegerstaaten" nennen, ist von dem Abbau des nationalen Hasses nichts zu bemerken. Im Gegenteil: in diesen Staaten wird der nationale Haß von Tag zu Tag heftiger geschürt, die durch die Friedensdiktate herbeigeführte Balkanisierung Mitteleuropas präsentiert heute eine entsetzliche, ungeahnte Gefahren in sich bergende Rechnung: das Minoritätenproblem.

Es gehört bekanntlich zu den traurigsten Ruhmesblättern in der so kurzen, bisherigen Geschichte des tschechoslowakischen Staates, daß dieser Staat bei den Bestrebungen, die Unlösbarkeit des Minoritätenproblems zu verewigen, an erster Stelle marschiert. Sagen wir es einmal ganz offen: das heute in der Tschechoslowakei herrschende System w i l l das Minoritätenproblem n i c h t l ö s e n, es d e n k t g a r n i c h t d a r a n, mit den Sudetendeutschen einen F r i e d e n zu schließen, es will ja nichts anderes, als den V e r n i c h t u n g s k a m p f gegen das Sudetendeutschtum. Täuschen wir uns nicht: solange im deutschen Grenzgebiet der Tschechoslowakei noch irgendein Staatsbeamtenposten von einem Deutschen eingenommen wird, solange noch irgendwo ein Bezirk besteht,

der sich deutsch erhalten hat und noch nicht gemischtsprachig ist, und solange es nicht bis im letzten, hart an der deutschen Grenze gelegenen Gebiet eine tschechische Minderheitsschule gibt, — solange wird es einen nationalen Kampf in der Tschechoslowakei geben. Die Tschechen können wohl dreieinhalb Millionen Deutsche nicht ausrotten. Aber sie können sie dezimieren, sie können das geschlossene deutsche Sprachgebiet mit tschechischen Minderheiten durchsetzen, so daß sie einmal, wenn die Weltlage sie zu Konzessionen zwingt, mit dem ruhigsten Gewissen erklären können, es gebe überhaupt kein geschlossenes deutsches Sprachgebiet mehr. Ueberall seien tschechische Minoritäten vorhanden, die man doch nicht im „eigenen" Staate einer deutschen Selbstverwaltung ausliefern könne.

Daß dem so ist, daß die Tschechen die Dezimierung der Sudetendeutschen planmäßig betreiben, beweist neuerdings wohl eindeutig zur Genüge der furchtbare Schlag, den man jetzt wieder gegen das deutsche Schulwesen geführt hat: mit Beginn des heurigen Schuljahres gibt es in der Tschechoslowakei wieder um etwa 1000 (in Worten: e i n t a u s e n d) deutsche Schulklassen (Bürger- und Volksschule) w e n i g e r. Mit den ungefähr 3000 deutschen Schulklassen, die seit dem Umsturz im Jahre 1918 bis zum heurigen Schuljahre gesperrt wurden, gibt das 4000 Schulklassen, um die das sudetendeutsche Volk beraubt wurde. Im Jahre 1918 besaßen die Sudetendeutschen etwa 12 000 Volks- und Bürgerschulklassen. Bis heute haben sie demnach 25 Prozent der Schulklassen verloren. Heute gibt es bereits ganze Bezirke, in denen kaum zwei fünfklassige Volksschulen (Normalschulen) bestehen. In der Badestadt T e p l i t z, die als S t a d t mit mehreren Zehntausenden von Einwohnern in ganz Europa bekannt ist, gibt es k e i n e f ü n f k l a s s i g e S c h u l e m e h r! Dasselbe gilt für eine Reihe anderer Städte, Märkte und große Industriedörfer. Klassen mit 20, 25 und 30 Schülern, die durchaus lebensfähig sind, werden geschlossen: in der Tschechoslowakei dürfen bis 80 Kinder in einer Klasse beisammen sein, erst im Jahre 1927 sinkt diese Zahl auf 70, und ab 1932 (!!) auf 60 herab. Wie bei einer derart hohen Schülerzahl ein gedeihlicher Unterricht erteilt werden soll, kümmert die Regierungsgewaltigen wenig. Ungezählte einklassige Schulen wurden aufgelöst, so daß in manchen Gegenden ein stundenlanger Schulweg von nun an notwendig sein wird. In R e n n e r s d o r f sperrte man eine Schule, die seit dem Jahre 1734 (!!) bestand. In vielen Gebieten ist das deutsche Schulwesen auf den Stand v o r 4 5 J a h r e n herabgedrückt, manche Schulbezirke haben bisher bis über 70 Prozent der deutschen Schulklassen eingebüßt.

Diese Drosselungsmaßnahmen werden offiziell damit begründet, daß viele Klassen ü b e r f l ü s s i g seien, und daß man s p a r e n müsse. Nun ist es Tatsache, daß die Schülerzahl in der Tschechoslowakei infolge der Nachwirkungen des Krieges in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist. So betrug sie in B ö h m e n an den d e u t s c h e n Volks- und Bürgerschulen: im Schuljahre 1920/21 342 514, im Schuljahre 1924/25 244 749 Schüler. An den tschechischen Volks- und Bürgerschulen: im Schuljahre 1920/21 705 359, im Schuljahre 1924/25 481 905 Schüler. Der Verlust beträgt auf deutscher Seite rund 28 Prozent, auf tschechischer Seite rund 31 Prozent. Diese Zahlen sprechen eine eindringliche Sprache und müssen auch den größten Kriegsfanatiker aus seinem Wahne aufrütteln. Sie sind aber noch lange kein Argument für den Raubbau am

höchsten Kulturgut der Sudetendeutschen, an ihrem Schulwesen. Denn die Behauptung, daß heute durchschnittlich die gleiche Schülerzahl auf eine deutsche und auf eine tschechische Klasse entfällt, wird sofort wirkungslos, wenn man bedenkt, daß die Tschechen mit Staatsgeldern mehr als tausend sogenannte tschechische Minderheitsschulen unterhalten, deren Klassenzahl bei der Bemessung des durchschnittlichen Schülerstandes einer tschechischen Klasse nicht miteinberechnet wird (die Schülerzahl wohl), und daß andererseits bei der Berechnung der deutschen Schüler jene in Wegfall gebracht werden, deren Eltern nicht tschechoslowakische Staatsangehörige sind. Und deren gibt es bei den noch immer ungeregelten staatsbürgerlichen Verhältnissen, besonders in den Grenzgebieten, unzählige. So kann es vorkommen, daß eine deutsche Klasse mit 35 Kindern, von denen 15 „staatsfremd" sind, gesperrt wird, während in vielen Orten tschechische Minderheitsschulen mit 3, 5 oder 10 Kindern errichtet und weiter ausgebaut werden. Und sind keine Kinder zum Füllen einer solchen Schule da (was des öfteren schon vorgekommen ist), so werden einfach deutsche Staatsangestellte durch Drohungen dazu g e p r e ß t, ihre Kinder in die tschechische Schule zu schicken.

Energische Proteste der deutschen Bevölkerung und ihrer parlamentarischen Vertreter, vor allem der deutschen Sozialdemokraten (die bereits eine Reihe von ungeheuren Einspruchsversammlungen als erste deutsche Partei veranstaltet haben), hatten den Erfolg, daß der Schulminister jetzt erst „jeden einzelnen Fall prüfen" werde, um „Uebergriffe" abzustellen. Was bei dieser „Prüferei" und der „Abstellung der Uebergriffe" post festum herauskommen wird, ist jedem hierzulande klar: n i c h t s, rein gar nichts! Einige unbedeutende Milderungen werden auch nicht ein Jota an der Tatsache ändern, daß der Vernichtungskampf gegen die Sudetendeutschen weitergehen wird.

Die Tschechen wollen ja den „nationalen Feind" an der Wurzel seiner Stärke packen. Sie wollen es dem deutschen Arbeiter- und Angestelltenkinde unmöglich machen, sich die nötige geistige Kraft für den Kampf um den Arbeitsplatz zu sichern. Sie wollen den Konkurrenten in der Fabrik, im Büro und in der Amtsstube loswerden. Sie wollen die Sudetendeutschen auf einen Kulturgrad herabdrücken, der sie zu jedem Aufbäumen unfähig macht.

Und in diesem Bestreben sind sie alle einig: von den t s c h e c h i s c h e n I n d u s t r i e l l e n und B a n k m a g n a t e n steht fest und unerschütterlich die einige nationale Front bis zu den t s c h e c h i s c h e n S o z i a l d e m o k r a t e n und letzten Endes auch bis zu den t s c h e c h i s c h e n K o m m u n i s t e n. Alle p r o f i t i e r e n an diesem nationalen Unterdrückungskampfe gegen den „Erbfeind", alle Meinungsverschiedenheiten verschwinden, wenn es gegen die „verdammten Deutschen" geht.

Der Abwehrkampf der Deutschen in der Tschechoslowakei ist da ein unsagbar schwerer. Aber genau so unerschütterlich wie die nationale Front der Tschechen steht fest und prinzipientreu die Partei der sudetendeutschen arbeitenden Menschen, die d e u t s c h e S o z i a l d e m o k r a t i e (fast allein), in diesem Abwehr k a m p f e. Denn die bürgerlichen Parteien reißen zwar den Mund am weitesten auf, sie packeln aber unterdessen in den verschiedenen Interessenverbänden seelenruhig mit dem nationalen Gegner. Nur wenn Wahlen vor der Tür stehen, entdecken diese Parteien, wie ja ähnlich in Deutschland, ihr großes nationales Herz!

In Jean Pauls Heimat

Von Dr. Hermann Hieber

Wunsiedel ist ein puritanisch nüchternes Städtchen mit geraden Straßen, ähnlich wie Erlangen. Die Markgrafen von Bayreuth, so reich sie ihre Residenz und deren nächste Umgebung, das Lustschloß Eremitage zumal, bedacht haben, haben für den Rest ihres Ländchens offenbar nicht viel übrig gehabt. Der Unterschied gegen die geistlichen Territorien in der fränkischen Nachbarschaft, gegen Bamberg und Würzburg, ist bedeutend. Offenbar hat sich's unterm Krummstab besser, wenigstens vergnüglicher leben lassen als unter diesen protestantischen Hohenzollern, die sich durch die Verschwägerung mit dem großen König in Berlin auch nicht wesentlich verbessert haben. Das Schulhaus, in dem Jean Paul, gegenüber der Hauptkirche, geboren worden ist, hat eine geradezu lieblos kahle Front. Nichts ahnt man hier von der Nähe der üppigsten deutschen Klöster und Wallfahrtsorte, von Banz und Vierzehnheiligen, drüben im oberen Maintal.

Und doch ist es keine preußische Nüchternheit. Die Natur war gütig und hat die Kargheit der Architektur wettgemacht. Das Fichtelgebirge zieht einen Kranz bewaldeter Höhen um die Mulde, in der Wunsiedel eingebettet liegt. „Ich bin gern in dir geboren, du Städtchen am langen hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niedersehen. Ich bin gern in dir geboren, du kleine, aber gute, lichte Stadt." Der Dichter sieht seinen Geburtsort nicht mit dem objektiven Auge des modernen Wanderers: ihm ist Wunsiedel „das erste Schneeglöckchen auf dem dunklen Erdboden der Kindheit". Und so bescheiden und unscheinbar dieses Schneeglöckchen sein mag, es ist das erste, auf das sein Kinderblick gefallen ist. Wer steile und steinige Pfade nicht scheut, dem enthüllt die Umgebung, das „lange hohe Gebirge", ungeahnte Wunder: da ist die Luisenburg, ein weitläufiges, in Tannen verstecktes Felsenlabyrinth, dessen unerschöpfliche Geheimnisse die Seele des Knaben gewiß mit ahnungsvollen Schauern erfüllt haben. Dahinter, wahrhaft einem Adlerhaupt vergleichbar, die kühn emporgeschwungene Kösseine — ein Berg, dessen Name noch an die slawische Urbevölkerung dieses Landes, an Urwälder und ungezähmte Wildheit erinnert.

Welcher andere deutsche Dichter wäre wohl so im Heimatboden verwurzelt gewesen wie unser Jean Paul? Es ist noch längst nicht genügend beachtet worden, wie treu er sich selber stets geblieben ist, wie echt in seinem Denken und Fühlen. Als Sohn eines blutarmen Landes — die Leute im Fichtelgebirge führen noch heute ein jämmerlich karges Leben — wird er zum Apostel der Armut, der Stille, der Innerlichkeit, der Größe im kleinsten. „Denke bei dem Bettler, dem ich gebe, ebensosehr an den Ehrenpunkt seines Ichs als bei anderen Menschen", hat der Schöpfer der duldenden Heldengestalt des Schulmeisterleins Maria Wuz von Auenthal gesagt. Den Hilflosen hat seine besondere Liebe gegolten: „Ehrfurcht vor der Jugend" hat er zu predigen gewagt, und in „Levana oder Erziehlehre" hundert Jahre vor Ellen Key ein „Jahrhundert des Kindes" angekündigt. Es hielt ihn nicht in Leipzig und nicht in Berlin, erst recht nicht in Weimar am klassischen Musenhof: die letzten fünfundzwanzig Lebensjahre hat er fast ausschließlich in

dem winzigen Bayreuth verbracht. So ist sein Leben eingespannt zwischen die Kleinstädte des heimatlichen Fichtelgebirges, zwischen Wunsiedel und Bayreuth.

Freilich, in dem Lärm und Trubel der Wagner-Festspiele ist der ehemalige Große von Bayreuth fast in Vergessenheit geraten. Begreiflich genug: seine Art verträgt sich nicht mit der pomphaften, die uns heute wie ein Erbe der Gründerjahre erscheinen will. Es ist ihm nie eingefallen, etwas fürs Theater zu schreiben. Der Beifall des Publikums hat ihn keinen Augenblick sich selber entfremdet. Sein Denkmal, von Schwanthaler modelliert, nur wenige Schritte von seinem stillen und vornehmen Barockwohnhaus auf dem Lyzeumsplatz aufgestellt, gibt nur wenig von seinem Wesen. Ein würdigeres Denkmal, ganz unzeremoniell, hat man auf sein Grab gepflanzt, einen Sandsteinfindling aus den heimischen Bergen, mit Efeu ganz überwuchert. Wieviel traulicher mutet das an als die benachbarte steife und ausdruckslose romanische Kapelle, in der „Abbé Dr. Franz Liszt" beigesetzt ist. Jean Paul braucht keine Titel vor seinem Namen. Auch keine Extragrabstätte in seinem Privatgarten, wie es sich Richard Wagner hinter der Villa Wahnfried ausbedungen hatte, im Tode noch der krasse Individualist, der er im Leben stets gewesen war. Für Jean Pauls Gebeine ist die Nachbarschaft der Mitmenschen gewiß keine Störung. Wer hat es verhindert, daß Mozarts Ueberreste in einem heute noch unbekannten Massengrab verscharrt worden sind? Jean Paul hat Gesellschaft im engen Kämmerlein: bei ihm ruht der Sohn, den er im Alter von 19 Jahren hat verlieren müssen, und auf dessen Tod er sein letztes Werk geschrieben hat: „Selina, von der Unsterblichkeit der Seele".

Er ist zeitlebens ein geselliger Mensch gewesen. An schönen Sommertagen hat er sich aufgemacht und ist die Straße gegen die Eremitage zu hinaufgepilgert, ein Ränzlein mit Manuskripten und ein paar Flaschen Wein umgehängt. Droben an der Straßenbiegung, unter alten Linden das Chausseewirtshaus, war sein Wanderziel. Dort hauste seine Freundin, die Frau Rollwenzel. Fast unversehrt steht noch das Haus mit der geräumigen Diele im Wirtshausgarten mit den grobgezimmerten Tischen und Bänken; nur das kleine Gärtchen daneben mit der Laube ist zerstört worden. Aber oben, eine Stiege hoch, ist noch das Stübchen zu sehen, in dem er zu schreiben liebte. Wie Goethe in Weimar, Schiller in Jena sein Gartenhaus vor der Stadt, so hatte der rührend anspruchslose Jean Paul sein Kämmerlein im Chausseewirtshaus bei der Rollwenzelin. Da steht der kleine Schreibtisch und noch ein Tintenfläschlein und ein Bierkrug, Stühle und eine Bauerntruhe, die Büste des Dichters in einer Ecke, und unter einem Glassturz, von einem Lorbeerkranz umrankt, das längst verblaßte, goldgestickte Spitzenhäubchen der Wirtin. Ihr pflegte er seine Werke vorzulesen, ehe das Publikum draußen in den Städten, die er hinter sich gelassen hatte, sie zu Gesicht bekam. Symbol wahrer Volkstümlichkeit dieses echtesten Kindes seiner Scholle: die Bäuerinnenhaube, umflochten vom Lorbeerkranz der Unsterblichkeit. Seiner Freundin hat er folgende „Wirtschaftsanzeige" aufgesetzt, die im „Bayreuther Intelligenzblatt des Mainkreises" vom 29. Mai 1812 zu lesen war:

> Unmöglich kann ich den lächelnden Blütenmond verschwinden lassen, ohne ein Vergißmeinnicht aus dem beglückenden Garten meiner verehrten Gönner und Freunde zu pflücken. Gestützt darauf, habe

ich künftigen Sonntag, als den letzten Tag im Mai, zur Einweihung meines neuen Saals im ehemaligen Chaussee-Häuschen mittels eines Maientänzchens bestimmt. Küche und Keller sind geschmackvoll illuminiert anzutreffen.

Zu schwach, die Schönheiten der Natur zu beschreiben, lade ich die Herren Städter aufs Land zur eigenen Ueberzeugung höflichst ein.

Rollwenzlin.

Ein dickes Heft vergilbten Papieres ist mit des Dichters weitausholenden Schriftzügen gefüllt; es hat unter Glas festgenagelt werden müssen, weil „pietätvolle" Besucher ganze Seiten herausgerissen und mitgenommen hatten. Neben einem Bildnis seiner Tochter hängt an einer der niedrigen vier blaugetünchten Wände das lithographierte Bildnis des Dichters selbst, mit einer Rose im Knopfloch des Rockkragens und seine eigene Unterschrift:

Mein Eros ist das überirdische bedeckte Reich, das sogar der hiesigen Nichtigkeit noch Euch unterbauet, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit und der Kraft. Ohne das gibt's in der Lebensöde nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf zu, nie ließ ich es und noch hält es mich.

d. 16. Aug. 1807. Jean Paul Fr. Richter.

Jeder seiner Aussprüche ist so ein Mikrokosmus gewesen. Was hat er für prächtige, manchmal schnurrige, immer gedankenreiche Vorreden zu seinen Büchern geschrieben! Und wie hat er im Gegensatz zu Weimar, das immer olympischer, aber auch immer volksfremder geworden ist, die Schicksale seiner Volksgenossen mit innigem Anteil verfolgt! In den Jahren der finstersten Reaktion hat er sich unerschrocken für die Ideale der Deutschen Burschenschaft eingesetzt. 1814 schreibt er:

In Regierung und Volk blühe das wechselseitige Unglück der Entbehrung und das wechselseitige Erkennen des gereiften Werdens zu einem neuen Leben, zu einem edlen Herrschen und Dienen, das Abstoßen zwischen Wehr-, Lehr- und Nährstande möge nun, seitdem auf dem Schlachtfelde die Herzen aller Stände eine Brust dem Feinde entgegenpflanzten, in ein gemeinschaftliches Anziehen zur Vaterlandsliebe übergehen.

Eine Mahnung zu gemeinsamer Aufbauarbeit, die heute geschrieben sein könnte. In den „Dämmerungen für Deutschland", die neben der „Friedenspredigt" und den „Fastenpredigten" die wertvollsten politischen Bekenntnisse des Dichters enthalten, gibt es eine „Kriegserklärung gegen den Krieg", den Vorschlag eines „Staatenbundes und Föderativsystems der Erdkugel", eines „Gleichgewichts der fünf Erdteile, anstatt des Gleichgewichts in Europa" — kurz: klar formulierte pazifistische und antinationalistische Ideen.

Die flatterten aus dem winzigen Wirtshausstübchen der Rollwenzelin, aus einem vergessenen und unbeachteten Gebirgswinkel Mitteldeutschlands hinaus und entflammten die Herzen aller Bedrückten und Sehnsüchtigen in deutschen Landen und schufen ihm jene Unsterblichkeit, die, in materialistischen Zeitläuften, just in jenen Gründerjahren, verdunkelt, heute wieder neu aufzuglänzen beginnt.

Maupassants letzte Geliebte

Von F. M. Huebner (im Haag)

Das tragische Ende Maupassants spielt sich zwischen zwei Frauen ab: Zwischen seiner Mutter und zwischen jener anderen, zehn Jahre jüngeren Frau, die er abgöttisch liebte und der er Adieu zu sagen dennoch stets froh war. Dies hat man zu wenig beachtet: Daß er in den verhängnisvollen Weihnachtstagen 1891, als er in Cannes wohnt, eine beständige Fühlungnahme mit seiner Mutter unterhält, die in der Villa „Les Ravelles" in Nizza lebt. Er frühstückt bei ihr, er schickt ihr Botschaften, er wirft sich vor, daß er einen ihr zugesagten Besuch aufgeschoben habe. Liest man in dem soeben erschienenen zweiten Erinnerungsbande des Engländers Frank Harris (My Life, 2, Privatly Printed, Nice 1925) das betreffende ausführliche Kapitel über die letzten lichten Tage des großen Schriftstellers vor seiner Umnachtung, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Maupassant seine Mutter wie seinen allerletzten Halt im Leben empfand, zu dem er sich flüchtete, von dem her er Hilfe erwartete, eine Hilfe, die ihm nicht gegeben wurde. Die Mutter ist machtlos. Sie schreibt später, sie habe ihn auf den Knien gebeten, in ihrer Nähe zu bleiben. Er brach auf, zurück nach Cannes, wo er das Telegramm jener anderen erwartete, die sich als die stärkere erwies: „Ich sah ihn", schreibt die Mutter, „sich in die Tiefe der Nacht verlieren, übererregt, wirr, faselnd, fortgehend nach, ich weiß nicht, wohin, mein armes Kind..."

Maupassants Mutter, die die Retterin hätte sein können, sie war es vielleicht, die ungewußt und ungewollt den Ausbruch der Katastrophe beschleunigte. Frank Harris gibt freilich für den Ausbruch des Wahnsinns lediglich physiologische Ursachen an. Er berichtet, welch starker, welch übermäßiger Liebhaber der französische Dichter war und schiebt das Versagen seiner geistigen Kräfte auf die zügellose Abnützung seiner erotisch-körperlichen. Außerdem hat ihm der Dichter erzählt, daß er in jüngeren Jahren „wie jedermann" die Syphilis gehabt habe, und Frank Harris sagt ihm voraus, daß er zwischen vierzig und fünfzig Jahren Nachwehen des Leidens zu spüren bekommen werde. Er beruft sich dabei auf die Forschungen deutscher Geschlechtsärzte. Maupassant lacht darüber. Wie die Deutschen überhaupt, finde er auch ihre Wissenschaft übertreibend.

Maupassant pflegte zu Frank Harris zu sagen, das einzige, der Erjagung würdige Wild, sei die Frau. Es war die Zweckformel, nach der er lebte. Da er mit außerordentlichen Genußkräften ausgestattet war, konnte er sich in jedes neue Abenteuer mit aller jugendlichen, unblasierten Frische stürzen, um sich freilich an dem jeweilen Abenteuer eben so rasch zu sättigen. In keiner Passion verlor er sich, bis in den kritischen Jahren seiner Lebenshöhe ihm jener Frauentyp begegnete, von dem er nicht mehr loskam. Diese Sklaverei schien ihm, dem Spötter und hochgemuten Jäger, so unerträglich, daß er auf das äußerste verfiel, was einem Gehetzten einfallen kann: er trachtete, sich ums Leben zu bringen. Der Versuch wäre vielleicht unterblieben, wenn er weniger eng an seine Mutter geknüpft gewesen wäre, und wenn diese nicht in so unmittelbarer Nähe gelebt hätte. Jene jüdische Amerikanerin im grauen Kleide, die von Maupassants Kammerdiener nur „der Vampyr"

genannt wird, war die von der Muttergestalt denkbar weitest entfernte Verkörperung des Weiblichen. Zu einem der beiden Typen mußte Maupassant, der Mann, sich bekennen oder der Widerstreit mußte ihn zerreißen. Er bekannte sich restlos zu keiner; er blieb schwankend; bei der einen verfolgte ihn das Bild der anderen; seine Seele suchte die Zärtlichkeit, die nur die mütterliche Frau auszuteilen vermag, zugleich aber die auflockernde, die umstürzende Lust der großen Liebeskünstlerin. Es ist diese Unentschiedenheit in der Wahl zwischen zwei Frauentypen, die Maupassant zerrissen hat; er floh vor Madame X. in die Geistesumnachtung, er floh aber auch vor seiner Mutter, gequält von dem einen und gleichen Vorwurf wider beide, daß sie, die eine oder die andere, ihn nicht restlos zu fesseln, zu stillen, zu beglücken vermochten.

Das Zerstörungswerk, das die beiden Frauen an dem Dichter verrichteten, ist ihnen selber verschleiert geblieben. Sie haben beide, wie sie bekennen, das Beste gewollt. In Erinnerungen, die von der Amerikanerin zehn Jahre nach dem Tode des Dichters in der „Revue Blanche" veröffentlicht wurden, schreibt sie, ihr Einfluß auf Maupassant könne keinesfalls zerrüttend gewesen sein. Im Gegenteil habe sie seine Selbstkontrolle verstärkt. In diesen Erinnerungen erweist sie, durchaus das Bewußtsein davon zu haben, welcher Ausnahmemensch ihr seine Liebe zu Füßen legte. Sie rückt auch im Tode, einem durch Wahnsinn gebrandmarkten Tode, nicht von ihm ab, und so kann man sagen, daß diese erotische Zerstörerin wohl keineswegs eine durchschnittliche, nur von der Phantasie des Mannes außergewöhnlich gemachte Frau gewesen ist. Maupassant rühmt ihre Eleganz; er verflucht diese und kann sich zugleich daran nicht satt sehen, nicht satt schlürfen. Sicherlich ist die mondäne Frauenerscheinung ein Vollkommenheitstyp in sich selber. Namentlich der Künstler holt nun einmal seine Inspirationen, seinen Mut, seinen Schwung nicht so sehr vom Typ der mütterlichen Frau mit ihrem stetigen Grundwesen, ihn erregt das Schillernde und Schwankende; die mit Schwermut, die mit Zweifel gemischte Liebe ist ihm die fördersamste, und das ruhige Glück, welches von der völlig durchgründbaren Frau gespendet wird, setzt an einem gewissen Punkt den Künstler stets der Gefahr aus, matt zu werden oder in seiner Produktion sich zumindest zu wiederholen.

Die beiden Frauen, zwischen denen Maupassant seinen letzten Kampf ausfocht, mit dem Ergebnis, daß ihn das Grauen vor der Frau überhaupt um den Verstand brachte, sind besser charakterisiert, wenn man sie als allgemeine Gleichnisse des Weiblichen nimmt, als wenn man ausführlich ihren bürgerlichen Habitus umreißt. Zu beiden Typen war der Dichter gleichmäßig hingezogen; seine letzte Geliebte verkörpert sich nicht in der einen und in der anderen. Die Leidenschaft ward tödlich, weil beide ihm gleich teuer waren, weil er sich nicht festlegen wollte auf den nur sammelnden und betreuenden Einfluß der einen, den aufjagenden und aufsprengenden der anderen, sondern weil er jenen rhythmischen Wechsel im Genusse der Gegensätzlichkeiten in einer einzigen und gleichzeitigen Allumarmung des Weiblichen zusammenpressen wollte.

RANDBEMERKUNGEN

Geschichte als Zeugnis

1. Deutschlands Freund

Der Hundertjahrestag der Schlacht von Jena und Auerstädt gab dem deutschen Geschäftsträger in Paris, v. Flotow, Anlaß zu einem Bericht an den Reichskanzler, Fürsten v. Bülow (Nr. 790 vom 18. Oktober 1906), der jetzt in Band 21, II. Hälfte der großen Aktensammlung „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914" abgedruckt ist (S. 543 ff.). In diesem Bericht zählt v. Flotow die verschiedenen deutschfeindlichen und deutschfreundlichen Faktoren der damaligen französischen Politik auf. Bei dieser Gelegenheit heißt es:

> „Ein hervorragender moralischer Faktor ist endlich Herr Jaurès mit seinem Anhang. Sein Organ, „L'Humanité", kämpft mit großen materiellen Schwierigkeiten und hat vor kurzem angekündigt, daß es voraussichtlich wegen Mangels an Mitteln demnächst werde eingehen müssen. Es wäre im Interesse einer friedlichen Entwicklung im hohen Grade zu bedauern, wenn dieser Faktor aus der französischen Publizistik ausgeschaltet würde."

Nun, die „L'Humanité" hat bis 1914 ihren Kampf für den Frieden unentwegt weitergeführt, und ihr Herausgeber hat seine Friedensliebe im Juli 1914 mit dem Tode besiegelt. Daß sie den Kampf weiterführen konnte, war hauptsächlich der Unterstützung der deutschen Sozialdemokraten zu danken, was auch Wilhelm II. in einer Randglosse zu dem zitierten Absatz bezeugt hat, die auf Seite 546 abgedruckt ist und lautet:

> „Bebel hat ihn ja vorläufig gerettet."

2. Despotie von unten

In demselben Aktenbande ist auf Seite 564 ff. ein Bericht des deutschen Geschäftsträgers in London, Wilhelm v. Stumm, an den Reichskanzler Fürsten v. Bülow (Nr. 311 vom 17. April 1907) abgedruckt, der einen Rückblick auf die Konferenz von Algeciras von 1906 wirft. Dabei wird polemisiert gegen die deutschfeindliche Darstellung der Konferenz in einem Buche des Clemenceauschen Presseadjutanten André Tardieu. Aus diesem Buch wird der Vorwurf zitiert, daß Fürst Bülow französenfreundliche Absichten Wilhelms II. im Jahre 1906 durchkreuzt habe. Dazu hat Wilhelm II. folgende Randbemerkungen gemacht:

> „Nein! Aber ihre (der Politik Wilhelms II.) Ausführung ist durch Holstein oft in ganz falscher und unnötig antifranzösischer Weise gegen Meinen Willen gemacht worden!"

Und an den Schluß des Ganzen hat Wilhelm II. noch folgende höchst bezeichnenden Sätze geschrieben:

> „Sehr gut! Herr von Holstein hat meine ganz bestimmten Befehle und Verabredungen mit dem Kanzler in seiner geschickten Art dergestalt verdreht, daß schließlich das Gegenteil herauskam. Er hat immer wieder das Gift gegen Frankreich aufgerührt und eingespritzt, und den Kanzler so bedrängt, daß letzterer mir wiederholt in seinem Garten zu meinem höchsten Erstaunen dieselbe Frage vorlegte, ob ich den Krieg mit Frankreich wolle oder wünsche! Während meine Instruktionen an Madrid und Richthofen ausdrücklich lauteten: ‚Algeciras-Conference is to be the stepping stone of the beginning of the agreement between France and Germany!' W."

Der englische Satz heißt auf deutsch: „Algeciras-Konferenz soll das Sprungbrett des Beginns der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich werden!“ Wenn sie in Wirklichkeit das Gegenteil wurde, so nach Wilhelms II. Meinung deshalb, weil er einen widerhaarigen, giftgeschwollenen Geheimrat selbst im Bunde mit dem Reichskanzler nicht zur Räson bringen konnte. Das erklärt manches ...

„Deutschlands Heimkehr zur Welt“

In Stockholm hat eine Weltkirchenkonferenz stattgefunden. Es ist kein Ruhmesblatt für uns, daß die deutschen Delegierten dort als die reaktionärsten gelten konnten. Sie saßen auf dem rechtesten Flügel und gefielen sich darin, im sozialen Kampfe Neutralität zu Lasten der Schwachen zu üben. Auch offenbarte ein Hauptführer der deutschen Delegation seine erstaunliche Kenntnis der sozialen Kämpfe in Deutschland mit den Worten: „Ihm sei von einem schlechten Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer persönlich nichts bekannt.“ So glorreich bewährte sich wieder einmal die protestantische Kirche Deutschlands, die nur konsequent handeln würde, wenn sie das Kreuz mit Stahlhelm und Geldsack vertauschte.

pi

Reparationszahlungen im August

Der Bericht des Generalagenten für die Reparationszahlungen beziffert die im Monat August geleisteten Reparationszahlungen auf 170,3 Millionen Mark. Diese Summe setzt sich zusammen aus dem Ertrag der auswärtigen Anleihe in Höhe von rund 70 Millionen Mark und den von der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft eingegangenen Zinsen auf die Reparationsbonds für die erste Jahresannuität in Höhe von 100 Millionen Mark. Insgesamt gingen bis Ende August auf das Reparationskonto Zahlungen in Höhe von 1 000 457 000 Mark ein. Eine ganz respektable Summe, die aber nur einen geringen Teil dessen umfaßt, was von Deutschland wirklich zu leisten ist.

Bankzinsen und Preisbewegung

Die Reichsregierung faßte bei der auf ihr Geheiß am 1. Oktober eintretenden Verbilligungsaktion vor allem eine Herabsetzung der Zinssätze für Bankgelder ins Auge. Die aus öffentlicher Hand stammenden Gelder sind bereits verbilligt worden. Die Spitzenorganisationen der Banken brüten schon länger über dieses Problem, ohne zu einem bindenden Beschluß zu kommen. Nun befaßte sich damit auch der Bankiertag, der am 15. September in der Kroll-Oper stattfand. Einer der Hauptreferenten, Herr Oskar Wassermann von der Deutschen Bank, machte über die Entwicklung der Zinssätze folgende Rechnung auf. Die Zinsen der Bankenkredite betrugen:

Im Januar	1924	mindestens	20 Prozent
„ April	1924	„	25 „
„ Juli	1924	„	36 „
„ Oktober	1924	„	18 „
„ Januar	1925	„	16½ „
Seit Februar	1925	„	14 „

Die Zinssätze hätten sich also wesentlich vermindert, ohne daß dies in der allgemeinen Preisgestaltung irgendwie zum Ausdruck gekommen sei, im Gegenteil hätten die Warenpreise fortlaufend eine Erhöhung erfahren. Dieser Hinweis mag nicht unzutreffend sein, trotzdem meinen wir, daß eine Spanne der Debet- und Kreditzinsen von

9 Prozent entschieden zu hoch ist und einen weiteren Abbau erfahren muß. Bekanntlich gewähren die Berliner Banken den Einlegern für tägliches Geld nur 5 Prozent Zinsen. Nicht uninteressant war es auch zu erfahren, daß die Ueberwetzung des Bankgewerbes noch immer sehr groß ist. Wir zählen heute 5000 Bankbetriebe in Deutschland, während vor dem Kriege noch keine 2500 vorhanden waren. Trotzdem mancher Winkelbankier verschwinden mußte, ist die Zahl der am Geldgeschäft arbeitenden Institute noch viel zu hoch. Inzwischen hungert die Wirtschaft nach billigen Krediten, hoffentlich vermögen die Bankiers ihrer Bestimmung gemäß diese bald zu günstigen Bedingungen zu verschaffen.

pu

BÜCHERSCHAU

H. G. Wells' Weltgeschichte in dritter Auflage)*

Wenn man nicht befürchten müßte, mißverstanden zu werden, könnte man dieses Buch als den Roman unserer Mutter Erde und des wissenden, zu Vernunft gekommenen Menschen bezeichnen, wenigstens liest sich das Buch wie ein Roman der gesamten Menschheit von den Uranfängen bis auf unsere Tage. Fachbanausen, hundertmal spezialisierte Spezialisten und I-Punkt-Tüpfler mögen vielleicht an den einzelnen Kapiteln manches auszusetzen haben, mögen mit ihrer manchmal ein wenig lächerlichen Akribie einsetzen, und auch geschulte Marxisten werden auf Aeußerungen stoßen, die ihnen falsch erscheinen müssen; trotzdem aber: dieses Buch Wells' ist eine Leistung einziger Art. Gerade wer der Ueberzeugung ist, daß die so weitgehende Spezialisierung der Wissenschaft — die, vom Standpunkt des Wissenschaftsbetriebes aus gesehen, notwendig sein mag — ein ernstes Hindernis zur Ausbreitung des Wissens in den breiten Volksmassen ist, muß das Erscheinen eines so volkstümlich geschriebenen Werkes begrüßen, und zwar auch dann, wenn die eine oder andere Partie nicht seinen eigenen Ansichten und Gedankenrichtungen entspricht.

Wells will uns eine einfache Schilderung des Lebens und der Menschheit geben, und dies ist ihm in hohem Maße gelungen. Nicht die Sondergeschichte eines einzelnen Volkes, einer einzelnen Periode oder einiger weniger Erscheinungen des Kulturlebens der Menschheit lag ihm am Herzen, sondern eine Geschichte, die schon in jenen versunkenen Zeiten beginnt, da es, um mit der Bibel zu reden, auf der Erde noch wüst und leer war. Wells sucht die wichtigsten historischen Tatsachen zum Gemeingut der ganzen Welt zu machen und die Ideen aufzuzeigen, die zur Zusammenarbeit aller Völker des Erdkreises führen sollen. In großen Zügen werden wir in die Erdgeschichte der prähistorischen Zeiten eingeführt, wir folgen den Spuren der ersten Tiere, sehen das Aufkommen von höher organisierten Tieren, die Veränderung der Arten, des Klimas usw., und schließlich taucht der Neanderthal-Mensch auf. Sehr schön wird dargestellt, wie Sprache und Schrift entstanden sind, im Menschen tauchten geistige Elemente auf, langsam entstehen die ersten Anfänge der Zivilisation, und in der Menschheitsgeschichte treten Götter hervor. Der Mensch beobachtet schon in höherem Maße die Gestirne am Himmel, Naturereignisse, die regelmäßigen Erscheinungen in der Natur, seine Umgebung und sich selbst. Dann

*) H. G. Wells: Die Grundlinien der Weltgeschichte. Eine einfache Schilderung des Lebens und der Menschheit. Dritte Auflage. Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68. 1925. 671 Seiten.

entstehen die ersten Staaten, schon entwickeln sich Handelsvölker, einzelne machen sich zu Herren, werden Könige, und es entsteht ein Priestertum, so mächtig, daß es mit den Königen, oftmals mit Erfolg, um Macht und Einfluß ringen kann. Große Reiche sehen wir versinken und andere emporkommen, wir verfolgen die Machterweiterung und die territoriale Ausbreitung des alten römischen Weltreiches, können verfolgen, wie in Asien die Weltreligionen entstanden und sich weiter ausbreiteten, lesen über das alte Griechenland und Aegypten, über Karthago und das alte Rom, und wir sehen, daß trotz aller fortwährenden Kriege die Menschheit immer wieder ein Stückchen vorwärts kommt.

Hierbei soll kurz eine Einschaltung gemacht werden. Abgesehen von den Sinologen und von andern Wissenschaftlern, die sich die Geschichte Asiens zum Spezialstudium gemacht haben, sind wir Europäer nur zu leicht geneigt, der europäischen Kulturentwicklung in der Vergangenheit gegenüber dem Kulturleben alter asiatischer Völker eine zu große Bedeutung beizulegen. Wells führt daher auch mit Recht aus, daß das alte China kulturell viel mehr bedeutet habe als das alte Rom, Erscheinungen z. B. wie der alte (falsche) Tugendbold und Kriegshetzer Cato hat die alte Geschichte Chinas kaum aufzuweisen. Jedenfalls macht man sich mit der Behauptung, daß China bis zu unserm europäischen Mittelalter eine höhere Kultur hatte als die europäischen Länder, kaum einer Uebertreibung schuldig. Erst die vielen Entdeckungen und Erfindungen in der nachmittelalterlichen Zeit ließen die europäische Kultur über die chinesische hinauswachsen.

Dann sehen wir, wie das weströmische Reich zusammenbricht, wie unter den Wirren der Völkerwanderung das byzantinische Reich entsteht und auch wieder zusammenbricht, wir erhalten einen Einblick in den Wirrwarr, in die Hintergründe und Auswirkungen der Kreuzzüge. Das Reich Karls des Großen ist entstanden und wieder auseinandergebröchen, später beginnt die Zeit der Entdeckungen. Amerika kommt in den Gesichtskreis der Menschen, wir erhalten einen kurzen Ueberblick über die Reiche der Inkas und der Azteken, in Europa entwickeln sich langsam die Großmächte. Bonaparte taucht wie ein Komet auf und versinkt wieder, wir sehen den Wiener Kongreß vor uns, erhalten eine Darstellung über die ideellen und praktischen Leistungen des gesamten 19. Jahrhunderts. Weiter verfolgen wir, welche wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen im Laufe der Zeiten vor sich gegangen sind, vor unsern Augen entsteht der Imperialismus, der zur Katastrophe von 1914 bis 1918 geführt hat. Und schließlich rollt sich der Weltkrieg ab, wir sehen die Stümperverträge entstehen, die den Krieg beendeten und werden zur Konferenz von Washington geführt, in der zum erstenmal, wenigstens für die See, eine Einschränkung des Weltrüstens festgesetzt wurde. Bei Wiedergabe des Inhalts konnte hier naturgemäß nur ein recht unvollständiger Streifzug unternommen werden, und es soll nicht einmal behauptet werden, daß immer das Interessanteste angeführt worden ist.

Besonders wertvoll in dem Buche sind die vielen Karten und Bilder. Hier ist ein Anschauungsmaterial zusammengetragen worden, wie man es in dieser Fülle und in dieser leichten Uebersichtlichkeit kaum wieder finden wird. Freilich werden dem Leser und Betrachter keine Monarchen gezeigt, die in posenhafter Haltung auf einem Feldherrnhügel stehen, um irgendeinem großen Völkermorden zuzuschauen, und keine auswattierten Uniformgestalten mit albernen Spießergesichtern, sondern die Karten und Zeichnungen führen uns in die Kultur-, Wirtschafts-, Sozial- und Staatengeschichte ein. In Zeichnungen wird uns die Entstehung der verschiedenen Sprachgruppen und deren Ausbreitung verständlich gemacht, wir können eine früh-

sumerische Schnitzerei betrachten und Töpfereierzeugnisse aus den Zeiten der Pfahlbauten, wir sehen Schiffe der alten Aegypter, wie sie um das Jahr 2500 vor der christlichen Zeitrechnung auf dem Nil fuhren. In Karten sind die Umgrenzungen der alten Kulturreiche angegeben, es läßt sich das Wachstum Mazedoniens unter Philipp beobachten, die Heereszüge Alexanders und des Xerxes sind in Zeichnungen festgehalten, vor uns liegen die Umgrenzungen des alten römischen Reiches in verschiedenen Zeitabschnitten, wir können verfolgen, wie weit sich das Reich Karls des Großen erstreckt hat, welchen Umfang die eroberten Länder Dschengis Chans und Timurs hatten, wohin Marco Polo seine Schritte lenkte. Eine andere Karte zeigt uns die Richtungen der wichtigsten Entdeckungsreisen, auf mehreren Karten ist das Vordringen der Nordamerikaner nach Westen hin bis hinüber an den Rand des Stillen Ozeans zu verfolgen. Auch hier konnten aus der überreichen Fülle nur wenige Angaben gemacht werden.

Das Werk Wells' verdient, ein Kulturbuch und im besten Sinne des Wortes ein Volksbuch genannt zu werden. Es braucht keine Empfehlung, sondern es empfiehlt sich von selbst. Der Preis von 20 M. für das gebundene Exemplar mag unter den heutigen traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen für viele zu hoch sein. Da möchte ich den Wunsch äußern, daß dieses Buch vom Verlag an Mitglieder der politischen Parteien, der Gewerkschaften und Genossenschaften in Ratenzahlungen abgegeben wird.

Stürmer gegen das Philistertum

Es scheint nicht so von ungefähr zu sein, wenn der Verfasser dieses hiermit angezeigten Buches sich der „Beanstandeten" der letzten Jahrhunderte erinnert und mit einer nicht zu verleugnenden Liebe für diese vergessenen Geister eintritt.

John Schikowski, der verdienstliche Feuilleton-Leiter des „Vorwärts", von dem hier gesprochen werden soll, hat kürzlich im Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Berlin SW 68, ein Buch: „John Schikowski, Stürmer gegen das Philistertum, Essays", erscheinen lassen, das in seiner herzlichen Verteidigung der mißratenen Söhne dieses und des letzten Jahrhunderts die Sympathie und den Dank aller wahrhaft Jungen finden wird.

Gerade in einer Zeit, wo die Sterilität und Schwerfälligkeit der Großmütter die eigensinnige schöpferische Freude am freien Werk, das noch nicht von den Perversitäten der gesellschaftsfähigen Salons angefressen ist, zerstören will, und wo man jenen spielerischen naiven Lebenstrieb nur durch schlimmste Schweinerei zu belegen weiß, ist dieses Buch geeignet, nicht nur frische Luft in einen Kreis von Freunden zu bringen, sondern es kann bei der Auflockerung des erschütterten Geistes überall gute Dienste leisten.

Man schaffe sich dieses Buch auch für alle Bibliotheken der Jungfrauen-, Lehrer- und sonstigen Keuschheitsvereine an, empfehle es der Stadtverordneten-Versammlung sowie auch dem proletarischen Kegelklub „Neue Menschheit", sehe nach der Lektüre auf das Barometer — und man erfährt den Geist der Zeit ....

Es ehrt John Schikowski aber vor allem, daß er gerade die Verleumdeten, Verkannten und von der „geistigen Korruption" teils Aufgekauften, teils wieder Abgestoßenen, wie Grabbe, Glaßbrenner, Nietzsche, Hartleben und Liliencron anzeigt und in seiner bekannten sauberen sprachlichen Behandlung, teils auch aus persönlichen Erinnerungen, wie bei Hartleben und Liliencron, zu erzählen versteht.

So wird dieses Werk nicht nur zum Tagebuch eines Historikers, sondern es ist die Chronika unsrer Zeit. Die Namen wechseln. Es raschelt, gespenstert, kratzt und schlammt noch überall. Auch die Bezopften leben noch. Darum

werde dieses Buch in den Händen der Vergitterten, der Zylinderhüte und Sittsamen zu feurigem Zunder; mögen sie sich daran verbrennen. Uns ist diese kleine Schrift die Bestätigung ewig wachen Geistes einer sich ewig erneuernden Zeit.

Walther G. Oschilewski

Gewerkschaftliche Jugendbücherei

Franz J. Furtwängler:
„Arbeit und Volksklassen im Wandel der Geschichte".

Alexander Knoll:
„Handwerksgesellen und Lehrlinge im Mittelalter".

Clemens Nörpel:
„Gewerkschaften und Arbeitsrecht".

Diese drei Werkchen erscheinen unter dem Sammeltitel „Gewerkschaftliche Jugendbücherei" bei der Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Sie verdienen es, auch an dieser Stelle erwähnt und besprochen zu werden.

Franz Furtwängler, ein ehemaliger Schüler der Frankfurter Arbeiter-Akademie, macht den Versuch, auf 141 Buchseiten durch die Weltgeschichte vom Altertum bis in die neueste Zeit hindurchzuleiten. Gewiß ein gewagtes Unterfangen. Furtwängler ist ein der Fabrikluft entronnener Prolet, der sich die Kenntnisse in mühsamem Selbststudium erwerben mußte, wobei das Dreivierteljahr-Semester in Frankfurt wertvolle Hilfe war. Die geistige Reise, die der Leser des Büchleins mit dem Verfasser unternimmt, beginnt bei den großen Völkern des Morgenlandes (Babyloniern, Assyriern, Persern, Aegyptern und Israeliten), und wendet sich dann nach Griechenland. Ueberall bilden, wie der Titel des Buches sagt, die Arbeit und die nebeneinanderstehenden Klassen den Ausgangspunkt der Untersuchungen. Wir lernen die grausame Unterwerfung von ganzen Völkerstämmen kennen und sehen die Sklavenarbeit sich entwickeln. Von den Kapiteln des ersten Teiles des Buches dürften die über Griechenland und das alte Römerreich am wertvollsten sein. Furtwängler zerstört dabei das Märchen von den freien Proletariern des alten Roms, diesen „nichtstuenden Sonnenbrüdern und Wolkenschiebern", die mit dem modernen Proletariat nicht vergleichbar sind.

Im zweiten Teil des Buches versucht der Verfasser die wichtigsten Grundlinien der Entwicklung in Deutschland herauszuschälen. — „Königtum, Lehnsadel und Kirche sind die drei großen Mächte, welche im frühen Mittelalter sich über die Masse erhoben und mit ihren Kämpfen untereinander die soziale Geschichte der Zeit ausfüllten." Nachdem der Kampf zwischen den Königen und dem Adel und der Einfluß der damaligen Kirche mit einigen Strichen erwähnt, folgt eine Schilderung der Entstehung der Städte mit ihrer Förderung von Handwerk und Handel. Es wäre angebracht, dieses Kapitel in späteren Auflagen des Buches etwas zu erweitern.

Bei der Schilderung der frühkapitalistischen Zeit erwähnt der Verfasser den Jammer der Kleinstaaterei, der noch heute wie ein grauer Nebel auf dem Geschick des deutschen Volkes lastet. Es ist bedauerlich, daß so wichtige Kapitel, wie die Entstehung der Söldnerheere, die eine Folge der Entstehung des Geldes war, die Tätigkeit der Fugger und Welser und vieles andere nur mit einigen Sätzen erwähnt werden. Dem in der Geschichte ungeschulten Leser wird für einige Augenblicke ein Fenster geöffnet, eine interessante Landschaft erscheint und verschwindet, ehe nur die Möglichkeit der Orientierung gegeben war. Das Kapitel „Der Siegeszug des Bürgertums" enthält einen Ueberblick über die moderne kapitalistische Entwicklung seit der Entdeckung Amerikas. Dieser wichtigsten aller Geschichtsepochen werden nur sieben Seiten gewidmet. Auch hier wie in den vorhergehenden Kapiteln würde jeder Leser des Buches es begrüßen,

wenn bei neuen Auflagen eine Erweiterung erfolgt.

Das Ganze ist ein Versuch, in das schwierige und für die Arbeiterliteratur noch wenig bearbeitete Stoffgebiet der sogenannten „Weltgeschichte" weg- und zielweisend einzudringen. Man kann den Versuch im großen und ganzen als gelungen bezeichnen. Die von Karl Marx und seinen Nachfolgern geleistete Arbeit zur Erhellung weltgeschichtlicher Probleme kommt freilich in dem Büchlein nur schlecht weg. In dem Literaturverzeichnis finden sich fast nur bürgerliche Autoren; von der marxistischen Literatur wird nur der erste Band des „Kapital" erwähnt. Hingegen fehlen für die Geschichtsforschung des Altertums so wichtige Schriften wie Kautskys „Der Ursprung des Christentums" und für die spätere Zeit die „Vorläufer des neueren Sozialismus". Diese und einige Schriften von Engels („Ursprung der Familie" usw.) sollten in einem Schriftchen, das sich an die arbeitende Jugend wendet, nicht vergessen werden.

Hervorzuheben ist noch der klare und saubere Stil des Verfassers.

Nicht ohne Absicht haben wir des zweiten Bandes der „Jugendbücherei" zuerst gedacht; er gibt dem jungen Leser den Stoff der „Weltgeschichte". Diesem Bande war als Band I ein mehr spezialistisches Büchlein von Alexander Knoll „Handwerksgesellen und Lehrlinge im Mittelalter" vorausgegangen. Genosse Knoll, Sekretär des A.D.G.B., ist in der Arbeiterliteratur kein Unbekannter. Die von ihm verfaßte „Geschichte der deutschen Steinsetzerbewegung" zählt zu den besten Geschichtswerken der gewerkschaftlichen Fachverbände.

Die Entstehung und das Wesen der Zünfte lernen wir kennen, Formen und Arten des handwerklichen Zusammenschlusses gewähren einen tiefen Einblick in das Werden und das klassische Zeitalter des Handwerks, da dieses einen „goldenen Boden" hatte. Der Abdruck fleißig gesammelter Dokumente erleichtert das Erkennen dieser vorkapitalistischen Zeit. Wir sehen die „Gesellenbrüderschaften" als Bestandteile der Zünfte aus diesen herauswachsen. Das Lehrlingswesen mit seinen Quälereien lernen wir in großen Umrissen durch zeitgeschichtliche Dokumente kennen. Die von Knoll ausführlich geschilderten Sitten und Gebräuche der Gesellen bei der Arbeit, beim Vergnügen und auf der Wanderschaft sind lehrreiche Schilderungen über Leben, Wirken und Empfindungen der Vorläufer der deutschen Arbeiterklasse. Langsam, aber sicher, unter Benutzung zahlreicher Umwege, sehen wir so etwas wie eine Gewerkschaftsbewegung aus den heroischen Kämpfen der Gesellen des Mittelalters herauswachsen.

Auch dieses Werkchen kann nur dringend empfohlen werden. Es bietet einen Ausschnitt aus der Geschichte der vorkapitalistischen Arbeiterbewegung, der von Anfang bis zu Ende gefangen hält.

Das dritte Bändchen, die Schrift von Clemens Nörpel „Gewerkschaften und Arbeitsrecht", stößt uns in die hochgehenden Wogen der modernen sozialen Kämpfe hinein.

Ein umfassendes Arbeitsrecht ist in Deutschland erst im Werden; inwieweit die Gesetzgebung hier etwas Grundlegendes zu schaffen vermag, hängt nicht zuletzt von politischen Machtverhältnissen ab. Und doch ist die Kenntnis des heute schon geltenden Arbeitsrechts für den Gewerkschaftler außerordentlich wichtig. Täglich türmen sich neue Fragen auf, ein ununterbrochener Kleinkrieg tobt zwischen Arbeit und Kapital auf dem schlüpfrigen Boden der Justiz. Hier müssen Spezialisten herangezogen werden, in allen Sätteln gerecht. Nörpel ist einer von den wenigen, die sich früh genug um die wichtigen Fragen des Arbeitsrechts, der Betriebsräte usw. bekümmerten. Er war deshalb auch der geeignete Mann der Jugend die Lebensfragen des Proletariers

näherzubringen. Das Arbeitsrecht vor und nach 1918, die Frage, was ist Arbeitsrecht? und verwandte Themen werden in verständlichen Kapiteln erläutert. Das große Gebiet der Tarifverträge, der Arbeitsordnung, des Schlichtungswesens, der Arbeitsgerichte, der Erwerbslosenfürsorge usw. werden kurz erläutert. Ein Ausblick auf das internationale Arbeitsrecht beschließt das Bändchen. Das Buch dient nicht nur unseren jungen Kämpfern, sondern mehr noch den Alten, denen die arbeitsrechtlichen Bestimmungen vielfach noch unklar sind.

Die Herausgabe der „Gewerkschaftlichen Jugendbücherei" war ein notwendiges Werk der rührigen Verlagsgesellschaft des A.D.G.B. „Durch die herauskommenden Schriften soll der Wissensdrang jedes jungen Proletariers befriedigt werden, der das Bestreben hat, über sein Verhältnis zu Wirtschaft, Staat und Gesellschaft Klarheit zu bekommen", so leitete der zweite Vorsitzende des A.D.G.B., Peter Graßmann, die Sammlung ein. Mir scheint, daß diese Absicht sich erfüllen wird.

Paul Ufermann

Die Ueberfahrt am Schreckenstein

Eine Einführung in die Kunst mit 9 Bildern von Adolf Behne. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 68.

Die Schrift eines durch alle Mode Unbeirrten, eines Mannes, dem es in aller Eindeutigkeit um nichts anderes geht, als um Kunst. Der nicht aus einer billigen Anerkennung des jugendlichen Dranges Geschäftstüchtige in den Vordergrund zieht, sondern den Kubismus wie Hans Thoma, rhythmische Architektur wie Leibl, in die Schranken weist. Ein Mann mit Gesinnung (siehe unsere Zeit...), ein Mann mit Liebe und Elastizität (siehe sein Buch „Wiederkehr der Kunst", Kurt Wolf, München). Kein Geist, der neue Gesetze erfindet oder die Malerei von der Materialisation der Farbe befreien will, aber ein Geist mit Schau- und Erdnähe; einguter Pädagoge.

Das kleine, sauber gedruckte, einfach geschriebene Buch für die junge Arbeiterschaft ist wirklich eine Tat. Keine der bisherigen Kunsteinführungen vermochten mit so geringen Mitteln das Wesen der bildenden Kunst deutlich zu machen. Als beschreibender Gegenstand ist mit Klugheit das schöne Bild Ludwig Richters, die Ueberfahrt am Schreckenstein, gewählt worden. Behne gelingt es, durch Aufteilung und Zergliederung die Bedeutung des Organischen und der künstlerischen Absicht (überhaupt die bedeutendsten, sich von der Photographie unterscheidenden Interpunktionen des künstlerischen Bildes!) zu entwickeln. Ohne besonderes Zutun wird man in die Kunst hineingehoben, und der „Laie", um nicht zu sagen, der Kunstuninteressierte, wird durch die überzeugende Sachlichkeit gezwungen, zu einer erlebnisstarken Anteilnahme zu gelangen. Somit ist dieses Buch gerade wegen der unparteiischen, ganz positiv eingestellten und verständnisvollen Konzeption der Weg, vielleicht der einzigste Weg zum Kunstgenuß und, wenn man will, zum Kunstverständnis.

Keine Kampfschrift, kein Werbebuch, aber darum nicht weniger ein notwendiges Buch!

Walther G. Oschilewski

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

SENATOR GERTH

Die unmöglichen Hohenzollern

184 Seiten
Halbleinen M. 3.50

BERLIN 1925
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT

VERFLUCHTER SEGEN

VON BRUNO SCHÖNLANK

VIERTE AUFLAGE

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

Berlin,
26. September 1925 Nr. 26 11. Jahrg. · 1. Bd.

Die Locke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Robert Breuer:
Schwarz-weiß-rote Gauner 801

* * * **Grenzen der Demokratie** 802

JOSEF MARIA FRANK: Der erste Oktober 805

ALBIN MICHEL:
Europa — Amerika — Asien 806

Pastor EMIL FELDEN (Bremen):
Erobert die Kirche 808

WOLFGANG BENNING:
Ein Frontoffizier gegen die Dolchstoßlegende . . . 812

C. F. W. BEHL:
Gerhart Hauptmanns „Veland“ 816

MISERICORDIA:
Der Müllkutscher 820

Arthur Eloesser: Neue Spielzeit 821

Kußmann und Caspary — Hindenburg-Abende

Europäische, nicht Heimatkunst — „Die deutsche Renaissance“ — Die Sozialdynamik des Rechts

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 30 Pfennig

DIE GLOCKE

gehört
in die Hand jedes
Parteigenossen!!

Jeder Leser der
Glocke muß
einen

neuen Leser

werben!

Schwarz-weiß-rote Gauner

Von Robert Breuer

Die Deutschnationalen sind umgefallen; sie werden die Paktpolitik nun doch mitmachen, und sie haben darum auch nichts gegen die internationale Zusammenkunft der Außenminister einzuwenden. Die Deutschnationalen bekennen sich abermals zur Verständigungspolitik, zu dem, was sie bis zu ihrem Eintritt in die Reichsregierung Landesverrat genannt haben. Die Deutschnationalen machen sozialdemokratische Außenpolitik; die Sozialdemokratie kann triumphieren. Kann sie es wirklich?

Es wäre mehr als naiv, anzunehmen, daß die Deutschnationalen irgend etwas umsonst täten. Und so ist zunächst zu fragen: was haben die Deutschnationalen diesmal für ihre Zustimmung zur Ministerkonferenz gefordert und was haben sie dafür erhalten? Erst wenn man das genau erfahren haben wird, wird man feststellen können, ob der Triumph, die Schwarz-Weiß-Roten sozialdemokratische Außenpolitik machen zu sehen, nicht gar zu teuer erkauft ist. Er ist es, das steht schon heute fest.

Die Deutschnationalen haben die Raubrittertaktik von ihren Vätern glorreich übernommen; auch heute betreiben sie die Politik nach der Art der Strauchdiebe, sie erpressen, was sich irgend erpressen läßt. Für ihre Zustimmung zum Dawes-Abkommen bekamen sie das Versprechen, demnächst in die Reichsregierung eindringen zu können. Sie drangen ein. Für ihre weitere Unterstützung der von Stresemann eingeleiteten, von Luther weitergeführten Außenpolitik, der einzigen, die möglich war und möglich ist, bekamen sie die Zölle, die Steuern und die Ausfuhrscheine. Sie bekamen sie durch Stresemanns Unvorsichtigkeit um einige Minuten zu früh, und so konnten sie den zwangsläufigen Schritt, der nach Luzern oder irgendeinem anderen Konferenzort führt, sich abermals bezahlen lassen. Wenn die Nachrichten, die in eingeweihten Kreisen zirkulieren, zutreffen, haben die Deutschnationalen für ihre Teilnahme an der ihren Interessen so günstigen Außenpolitik, haben sie für ihre weitere Förderung des Landesverrats sich diesmal Preußen ausliefern lassen. Es soll den Deutschnationalen von Herrn Luther versprochen worden sein, alle irgendwie möglichen Einflüsse dafür einzusetzen, daß die bisherige Regierung Preußens durch eine Rechtsregierung abgelöst werde. Wie weit das Zentrum an diesem Versprechen sich beteiligt hat, ist noch nicht klar erkennbar; es ist aber wohl bemerkt worden, daß in den entschei-

denden Tagen zwischen den Führern der Deutschnationalen und denen des rechten Zentrums intime Zusammenkünfte stattgefunden haben. Herr Wallraf hat mit Herrn Hermes mehr als eifrig konferiert. Man wird nun abwarten müssen; aber die Befürchtung ist schon heute nicht gering, daß die sozialdemokratische Außenpolitik, betrieben durch die Deutschnationalen, das deutsche Volk unendlich teurer zu stehen kommt, als wenn der Natur keine Gewalt angetan worden wäre und die sozialdemokratische Außenpolitik auch durch die Sozialdemokratie ihre Ausführung finden würde.

Es gibt zuweilen seltsame Parallelen. Im „Vorwärts" war vor einigen Tagen zu lesen: „Die Wahrheit ist, daß die ‚nationalste' Regierung, die Deutschland jemals besessen hat — selbst im kaiserlichen Deutschland war der Einfluß nationalistischer Parteiorganisationen auf die Reichsregierung nie so groß und so unmittelbar wie heute —, die deutsch-französische Verständigung mit allen Mitteln und um den Preis des ewigen Verzichts auf Elsaß-Lothringen erstrebt." Kurz zuvor waren während einer Tagung bayerischer Nationalisten die Worte gesprochen worden: „Es würde eine maßlose Verwirrung in den nationalen Kreisen hervorrufen, wenn eine nationale Regierung dem Gegner das Argument in die Hände geben würde, daß sie etwas getan hat, was keine Linksregierung dem deutschen Volke zuzumuten wagte." Nun ist es soweit; das, was wir und was die andern für etwas Unerhörtes, bisher nicht Dagewesenes halten, wird Wirklichkeit. Nur Narren könnten annehmen, daß die schwarz-weiß-roten Führer das Ungeheuerliche vollbringen dürften, ohne ihrer Meute einen gehörigen Fraß vorzusetzen. Die alte Erkenntnis bestätigt sich aufs neue: vor Poincaré werden die Deutschnationalen kuschen wie die Hunde, um die Macht zu bekommen, im Innern diktieren und treten zu können. Der neue Gaunerstreich der Schwarz-Weiß-Roten vollendet sich; was kann geschehen, um solchem Verbrechen an der Nation den Preis abzujagen?

Grenzen der Demokratie

*Von * * **

Es liegt im Wesen der menschlichen Unvollkommenheit, daß jede irdische Einrichtung ihre Schwächen und Schattenseiten hat. Trotzdem die Demokratie noch weitaus die beste Herrschaftsmethode ist, hat auch sie schwache Stellen. Es sei hier nur auf das Demagogentum hingewiesen, das sich in den letzten Jahren in Deutschland breitgemacht hat. Aber nicht von der Schattenseite der Demokratie soll hier zunächst gesprochen werden, nicht von der Demokratie, die nicht ganz vollkommen sein kann, weil sie eben eine von Menschen geschaffene Einrichtung ist, sondern von der Scheindemokratie und Formaldemokratie, die wir heute noch haben und die so lange bestehen wird, solange wir noch keine klassenlose Gesellschaft haben. Mit dem so oft gehörten

Einwand, daß wir das freieste Wahlrecht besitzen, kommt man der Frage wirklich nicht näher, wenigstens dann nicht, wenn man Schein und Wesen auseinander hält, wenn man die Wirklichkeit betrachtet und nicht die Buchstaben des Gesetzes. Solange es möglich ist, daß sich Großkapitalisten Zeitungen und Zeitschriften kaufen und damit die öffentliche Meinung korrumpieren können, solange es möglich ist, daß große Grundbesitzer über die Landbevölkerung der Umgebung mittelbar und unmittelbar einen ungeheuren Terror ausüben, solange — doch ich brauche hier wohl nicht fortzufahren — kann es auch eine wirkliche Demokratie nicht geben, und eine wirkliche Demokratie ist auch ausgeschlossen, solange Millionen Menschen auf der untersten Stufe des Wissens und der Kultur dahinvegetieren.

In unserer Partei wird aber recht oft so argumentiert, als ob wir diese wirkliche, die, soweit menschliche Unvollkommenheit es ermöglicht, ideale Demokratie schon hätten, und es werden Schlüsse gezogen, Meinungen geäußert, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Zunächst soll dabei auf einen Punkt hingewiesen werden, der das Wesen der Demokratie nicht berührt, wohl aber ihre Anwendung im politischen Kampf. Eine Partei, die sich in ihrem Kampf nur des Mittels der Demokratie bedienen will, muß dabei ohne weiteres voraussetzen können, daß sich auch die gegnerischen Parteien nur dieses Mittels bedienen. Versteift sich eine Partei darauf, ihren Kampf nur durch demokratische Mittel, durch den Apparat des Stimmzettels zu führen, so muß diese demokratisch orientierte Partei stets in Nachteil kommen gegenüber solchen Parteien, die eine Bindung auf ein bestimmtes Mittel nicht gelten lassen, denen jedes Mittel recht ist, um zur Macht zu kommen, ja die von vornherein jedes demokratische Mittel des Kampfes verleugnen. Sich in einer solch ungleichen Situation von vornherein ausschließlich auf den Kampfboden der reinen Demokratie stellen, heißt nichts anderes, als sich vom Gegner das Gesetz des Handelns oder vielleicht besser das Gesetz der Passivität vorschreiben zu lassen, sich in eine Verteidigungsstellung zu begeben, die von allen Seiten berannt oder umgangen werden kann. Wären den Gewalttätigkeiten des Fascismus in Italien sogleich am Anfang Gewalttätigkeiten der Arbeiter entgegengesetzt worden, so ist es doch eine Frage, ob der Fascismus hätte die Rolle spielen können, wie er sie schon seit Jahren spielt. Mag also die Einführung einer wirklichen Demokratie noch so wünschenswert sein, ob diese als politisches Kampfmittel immer mit Erfolg angewendet werden kann, ist recht zweifelhaft und hängt ganz von den Umständen ab.

Dabei darf schließlich nicht vergessen werden, daß unsere heutige Demokratie in mancher Beziehung nicht nur eine Scheindemokratie, sondern daß sie auch eine recht fragmentarische Demokratie ist, daß sich ihre Auswirkung erst über ein verhältnismäßig kleines Gebiet unseres öffentlichen Lebens erstreckt. Besonders auf einem sehr wichtigen Gebiet, auf dem der Wirtschaft, ist von Demokratie noch recht wenig zu verspüren, und daß von diesem Gebiet aus der rein politischen Demokratie schwere Hindernisse in den Weg gelegt werden können, bedarf wohl keiner umständlichen Beweisführung. Aus alledem geht hervor, daß die Demokratie vorerst noch nicht das klar übersichtliche

Kampfgebiet ist, als das es manchmal angesehen wird. Es heißt einfach die eigene Kraft und Kampffähigkeit beschränken, wenn man sich von vornherein darauf versteift, Siege nur durch demokratische Mittel erfechten zu wollen.

Im „Vorwärts" stand neulich zu lesen: „Der primitive Aberglaube, daß Empörung und Rebellion geeignete Mittel im Kampf für die Ideale der Arbeiterschaft seien, hat sich an den Erfahrungen der sozialistischen europäischen Bewegung gebrochen und vor ihren Methoden kapitulieren müssen." Dazu ist zunächst zu bemerken, daß man sehr zweifelhaft sein kann, ob aus der Bewegung der letzten Jahre wirklich der Schluß gezogen werden kann, die der Artikelschreiber im „Vorwärts" zieht. Sollen die abgekämpften, ausgehungerten und teilweise auch demoralisierten Massen nach dem Kriege als dauernder Wertmaßstab dienen? War die Kraft, die diese Massen aufbrachten, die äußerste Kraftanstrengung, die aufgebracht werden konnte? Doch wohl nicht. Vor allem aber: Solange niemand weiß und wissen kann, wie und unter welchen Verhältnissen sich künftig die sozialen Kämpfe abspielen werden, bis zu welchem Grade auf der einen Seite die Widerstandskraft und auf der anderen Seite die Kraft des Gegendrucks sich ausweitet, auf welcher Linie und unter welchem Spannungsverhältnis sich die kämpfenden Parteien treffen werden usw., solange ist es auch ein Unding, anzunehmen, die sozialen Kämpfe der Zukunft müßten sich alle nach einem vorausbestimmten Schema, nach dem Schema friedlich-demokratischer Entwicklung abspielen. Wer glaubt, Empörung und Rebellion seien im sozialen Kampf schon aus der Welt geschafft, nähert sich dem Gedanken, die soziale Frage wie ein Rechenexempel auf der Schiefertafel lösen zu können. Eine Rebellion — Rebellion im Sinne von Revolution — ist aber durchaus kein Rechenexempel, sondern ein Vorgang, der mit vielerlei Imponderabilien zusammenhängt, mit unwägbaren und unmeßbaren Erscheinungen, Stimmungen und Hintergründen, mit Bedingtheiten, die sich wandeln, aber bei keiner Revolution fehlen.

Dabei darf man vielleicht daran erinnern, daß ein gewisser Friedrich Schiller (der freilich schon vor 120 Jahren verstarb) einmal schrieb:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hängen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.

Weiter soll es schon einmal einen nicht ganz unbekannten Mann gegeben haben, der von der Diktatur des Proletariats sprach.

Bis zu der Zeit, da einmal unsere Scheindemokratie in eine wirkliche Demokratie umgewandelt sein wird, muß die Demokratie immer noch als ein nicht besonders gefestigter Kampfboden angesehen werden, dürfen wir uns nicht darauf festlegen, ausschließlich auf diesem Boden fechten zu wollen, schon deshalb nicht, weil heute niemand auch nur im entferntesten wissen kann, ob die Gegner diesen Boden überhaupt betreten, ob Gelegenheit sein wird, Kämpfe auf diesem Boden auszutragen. Annehmen, daß soziale Umänderungen künftig stets auf einem

vorgezeichneten, festumgrenzten Boden ausgefochten werden, heißt nichts anderes, als das Prävenire spielen wollen in Dingen, die niemand voraussehen und auch niemand beherrschen kann, heißt sich in eine Stellung begeben, die vom Gegner einfach umgangen werden kann. Ich brauche hier nur auf Italien und Spanien, aber auch auf Sowjet-Rußland hinzuweisen. Sollen auch in Italien und Spanien Rebellion und Empörung zum primitiven Aberglauben gehören?

Der erste Oktober

Von Josef Maria Frank

Aus der Wilhelmstraße sickern Berichte...
Eine ganz unheimliche Spukgeschichte!
Es gespenstert — hört, hört — im Reichskanzlerhaus.
Luther sieht mächtig übernächtigt aus.
Nachts nämlich — schläft er auf seiner Matratze
den Schlaf des Reichskanzlers — kommt eine Katze,
keine gewöhnliche, eine feurige, rote
mit einem Abreißkalender in der linken Pfote
und grinst und springt — hopp — mit Behagen,
ausgerechnet ihm auf den Magen.

Ganz langsam reißt dann die Gespensterkatze
von dem Abreißkalender mit ihrer Tatze
ein Blatt nach dem andern ab und schweigt,
bis sie eine rote „1" ihm zeigt,
darüber „Oktober", dick unterstrichen:
„Luthers Versprechung wird beglichen.
Beginn der Verbilligung. Abbau der Preise."
Dann grinst die Katze und Luther im Schweiße
spürt einen Berg auf seinem Magen
und kann ihn nicht jagen.

Und immer näher rückt dann die rote
Gespensterkatze mit ihrer Pfote
und wird immer größer und ebenso wächst
das Abreißkalenderblatt wie behext
und legt sich auf Luther mit tausend Pfunden,
bis der Morgen graut und der Spuk verschwunden
und statt der Katze ein „Kater" miaut,
daß Luther es graut.

Europa — Amerika — Asien

Von Albin Michel

Wir stehen in einer Weltzeitenwende. Unseren Nachkommen wird dies noch viel mehr zum Bewußtsein kommen, als wir es heute sehen können; sie werden dereinst das Jahrzehnt von 1914 bis 1924 als Beginn einer neuen Epoche erkennen. Und mehr noch als der Historiker, wird der Politiker der künftigen Zeiten feststellen, daß eigentlich erst mit diesem Jahrzehnt die Weltpolitik begonnen hat, daß erst von diesem Zeitpunkt an die Politik der einzelnen Länder in eine Politik der Erdteile überging.

Seit jenen fernen Zeiten, da Europa bei den Assyrern und Phöniziern das Land des Dunklen, des Unerforschten hieß, hat unser Erdteil eine Epoche gewaltig vorwärtsdrängender Entwicklung durchgemacht. Während die asiatischen Großreiche vergingen, auseinandergesprengt wurden, aus der Geschichte verschwanden, während beinahe ganz Asien in die Vergessenheit versank, entstanden in dem kleinen Anhängsel des asiatischen Kontinents, das sich Europa nennt, glanzvolle Reiche. Die Stadtstaaten Griechenlands erhoben sich zu einem Kulturgebiet, das der Menschheit für immer einen Schimmer der Größe hinterlassen hat, aus einem Bauernvolk in Italien wurde ein Reich, das fast die gesamte Welt umspannte. Mögen manche Erfindungen auch auf das alte China zurückgehen, Europäer sind es aber doch gewesen, die diese Erfindungen für den praktischen Gebrauch ausgebaut und zu tiefgehenden Wirkungen auf das geistige und wirtschaftliche Leben geführt haben. Europa hat Amerika und Australien nicht nur entdeckt, es hat sie auch mit seinem Geist durchtränkt. Trotz allen Abänderungen, die sich aus Klima und anderen natürlichen Bedingungen ergaben, ist in Amerika und Australien noch immer europäische Kultur vorherrschend. Europäische Völker wurden zu Herrschern über weite Landstrecken in allen anderen Erdteilen, europäische Schiffe waren es hauptsächlich, die den Verkehr auf den Weltmeeren bis hinüber zu den entferntesten Inselsplittern Mikronesiens und Polynesiens aufrecht erhielten.

Auch nachdem sich die Vereinigten Staaten von Amerika der Aufsicht Europas entzogen hatten und nachdem sich ganz Zentral- und Südamerika von der europäischen Bevormundung freigemacht, blieben Nord- wie Südamerika noch lange Kolonialland, wenigstens im wirtschaftlichen Sinne. Der gewaltige Länderblock, der sich vom Oberen See, vom Huron-See und von der Vancouver-Insel im Norden bis südlich über die Magellanstraße hinaus ausdehnt, konnte noch lange nicht auf eigener Kraft stehen, war noch lange, wie in geistiger Beziehung, so auch in Wirtschaft, Technik und Verkehr von Europa abhängig. Und noch mehr war der Erdteil Amerika auf die europäische Einwanderung angewiesen. Amerikanisch blieben nur jene alten Ruinen, die irgendwo im Urwald, auf weiten Ebenen oder in den Bergen der Kordilleren verborgen liegen und die Indianer, die, mehr und mehr dezimiert, in die Wälder des Innern oder in entlegene Präriegebiete zurückgedrängt wurden. Aber Amerika, und namentlich Nordamerika, wuchs zusehends. Ungezählte Millionen Einwanderer, und recht oft die tatkräftigsten und

mutigsten Leute, die Europa abzugeben hatte, strömten in die weitgestreckten Gebiete, große Ströme überquerend, über Prärien hinweg, durch den Urwald und über Gebirge bis hinüber zu jenen Landstrecken, an deren Küsten bereits ein anderes Weltmeer, der Stille Ozean, seine Wellen schlägt. Und das Land konnte alle diese Einwanderer aufnehmen, der Boden ergab ohne harte Bearbeitung große Erträgnisse, die Wälder lieferten einen gewaltigen Holzreichtum, im Boden lagerten Kohlen der besten Beschaffenheit, Eisenerze, Kupfer, Gold, Silber, Blei, Zinn, Zink, Schwefel wurden in ausgedehnten Lagern gefunden. In der Baumwollerzeugung erhielten die Vereinigten Staaten beinahe ein Monopol, die Erdölproduktion Amerikas übertrifft die der anderen Erdteile um ein Vielfaches, im Süden Amerikas, in Brasilien, entstand das größte Kaffeeproduktionsland der Erde, Argentinien wurde zu einem wichtigen Weizen- und Fleischproduktionsland. Amerika als Gesamtheit hat erst halb so viel Einwohner wie Europa, aber es steht heute wirtschaftlich viel selbständiger da als der alte Weltteil.

Asien, unser Nachbarerdteil, schien lange Jahrhunderte für die geschichtliche Entwicklung fast ganz versunken zu sein. Nur dort, wo Asien mit Europa zusammenhängt, in den Gebieten, die wir heute den nahen Orient nennen, bestand noch eine gewisse kulturelle Verbindung mit Europa. Die Reiseberichte Marco Polos hätten in Europa kaum mit größerer Verwunderung aufgenommen werden können, wenn sie Nachrichten von einem anderen Planeten gebracht hätten. Es drohten Zeiten, da ganz Asien und Europa unter die Herrschaft wilder asiatischer Steppenvölker zu kommen schienen, aber die Reiche Dschengis-Chans und Timurs brachen wieder zusammen, und Asien in seiner großen Gesamtheit blieb für Europa ein unübersehbar großer Länderkomplex, der nur an den Randgebieten seine Geheimnisse preisgab.

Dann kamen die Zeiten, da Europäer in Asien tiefer eindrangen und sich dort festsetzten. Engländer, Franzosen, Portugiesen, Holländer gingen erobernd vor, erkämpften sich Handelsprivilegien, und bei aller Gegensätzlichkeit der Interessen der europäischen Völker, trotz des Gegensatzes zwischen Rußland und England, zwischen Franzosen und Engländern, schien es, als solle ganz Asien ein unendlich großes Kolonialgebiet Europas werden. Zum Teil ist es auch so geworden. England allein beherrscht in Asien ein Gebiet, in dem 340 Millionen Menschen wohnen. Noch viel größer ist Russisch-Asien, das sich bis zum Berings-Meer und bis zum Ochotskischen Meer im äußersten Nordosten und bis an die Grenze von Afghanistan in Zentralasien ausdehnt. Eine Zeitlang sah es so aus, als sollte ganz China mit seinen mehr als 400 Millionen Bewohnern in europäische Interessenzonen aufgeteilt werden. Noch jetzt sind Nordamerika und England in Asien übermächtig, noch jetzt macht Frankreich seinen Einfluß von Tonking, Anam, Kambodscha und Kotschinchina aus in Siam und in ganz Südchina bis hinüber zur Grenze von Birma geltend, aber die Zeiten wandeln sich sehr rasch, und der Gedanke: Asien den Asiaten, hat in den letzten zehn Jahren ganz gewaltige Fortschritte gemacht. Alle Beobachter, die aus Asien kommen, ganz gleich, ob es Engländer, Amerikaner, Franzosen, Portugiesen, Holländer oder Deutsche sind, müssen dies zugestehen. Ganz Asien ist in einer quirlenden Bewegung, auch dort, wo nach außen noch alles ruhig erscheint, und schon in wenigen Jahr-

zehnten werden Europa und Amerika einem ganz anderen Asien gegenüberstehen.

Wie sich diese Umänderungen in Asien selbst und im Verhältnis zu den anderen Erdteilen auswirken werden, läßt sich kaum voraussehen. Werden die riesigen Bevölkerungsmassen Asiens die Bewohner der anderen Erdteile zu einem gewaltigen Konkurrenzkampf zwingen, werden sich in Asien große Reiche konsolidieren, die, einzeln oder verbündet, der gesamten übrigen Welt Fehde ansagen können, oder wird sich zwischen Asien und den anderen Erdteilen ein harmonisches Verhältnis herausbilden, eine Arbeitsgliederung, die sich gegenseitig ergänzt und befruchtet? Niemand kann darauf heute schon Antwort geben.

Erobert die Kirche

Zum Reichsschulgesetz

Von Pastor Emil Felden (Bremen)

Der Reichsschulgesetzentwurf ist ein Faustschlag ins Gesicht der Weimarer Verfassung; er versucht ihren Geist zu erdrosseln. Rücksichtslos nutzt die Reaktion die Macht, die sie sich durch ihre demagogischen Versprechungen ergaunert hat, zu ihrem Vorteil aus. Sie ist in kulturpolitischer Hinsicht naturgemäß mächtiger als die Sozialdemokratie. Diese war nur regierungsfähig, wenn das Zentrum ihr zur Seite stand. Auch in Zukunft wird es zunächst kaum anders sein — dank der Gedankenlosigkeit derer, die auf Grund ihrer wirtschaftlichen Lage und kulturellen Einstellung Sozialdemokraten sein müßten, die sich aber dazu bereden lassen, allerhand „Retter" zu wählen, von denen sie dann als Esel vor den reaktionären Karren gespannt werden. Das Zentrum wird seine kulturpolitischen Ziele niemals aus den Augen verlieren. Wird es durch die wirtschaftliche und politische (meist außenpolitische) Konstellation dazu gezwungen, mit der Sozialdemokratie zu marschieren (deren führende Mitglieder, wie wir aus dem Osnabrücker Hirtenbrief wissen, gebannt sind), so stellt es diese Ziele zurück, indem es gleichzeitig seinen Partner verhindert, die seinen zu verwirklichen, wenn es ihn nicht gar zwingt, ihm allerhand Konzessionen zu machen. Was bleibt diesem anders übrig, als sich zu fügen, wenn er klugerweise das kleinere Uebel dem größeren: die Kulturpolitik ganz und gar im Geiste der Reaktion gestalten zu lassen, vorzieht? Ein tragisches, politisch-strategisches Muß, unverständlich dem politisch Ungeschulten, schmerzlich dem Fortschrittlichen! Aber unvermeidlich bei den in Deutschland bestehenden Parteiverhältnissen. Jedenfalls muß dem weitsichtigen Politiker klar sein, daß eine geradlinige fortschrittliche Kulturpolitik so lange nicht geführt werden kann, als es der Sozialdemokratie nicht gelingt, eine sichere und dauernde Majorität zu erlangen (denn auch die demokratische Partei kann als kapitalistische jederzeit kulturpolitisch ins reaktionäre Lager abwandern).

Das Charakteristische am Reichsschulgesetzentwurf ist mit kurzen Worten dies: daß er die Schule der Kirche vollständig ausliefert. Damit hat das Zentrum ein altes Ideal erreicht. Die Konservativen ebenfalls.

Diese aber nur so weit, als sie die Kirche beherrschen. Gelänge es, ihnen diese Herrschaft zu entreißen, so läge die Sache wesentlich anders.

Angesichts der Brutalität des reaktionären Vorstoßes bemächtigt sich des Volkes eine große Unruhe. Die Regierung bemüht sich natürlich abzuwiegeln: „Kinder! Regt euch doch nicht auf! Was euch bekanntgeworden ist, ist ein unverbindlicher Entwurf!"

Mag sein! Jedenfalls ist dieser „unverbindliche Entwurf" bezeichnend. Es handelt sich aber wirklich nicht darum, ob er in allen seinen Einzelheiten Gesetz wird oder ob er Abschwächungen erleiden oder gar durch einen anderen ersetzt werden wird. Fest steht, daß das Reichsschulgesetz, wenn die gegenwärtige politische Konstellation bleibt, den Geist Roms und Wittenbergs, der dem Potsdamer Geist in jeder Hinsicht kongenial ist, atmen und den Geist von Weimar ersticken wird. Daran wird die Opposition der fortschrittlichen Parteien im Reichstag ebensowenig etwas zu ändern vermögen wie an den Zöllen. Die Reaktion hat die Macht, sie nutzt sie skrupellos aus. Das Volk muß sich fügen.

Kommt aber in absehbarer Zeit eine andere politische Konstellation zustande, was bei der außenpolitischen Lage nicht unmöglich ist, dann stellt das Zentrum diese seine Forderungen zurück. Rom hat Zeit, es kann warten! Zu gegebener Zeit wird es zur Stelle sein.

Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß wir das Reichsschulgesetz geduldig und brav schlucken sollen. Durchaus nicht. Die Opposition dagegen ist selbstverständlich. Ich will mit dem Gesagten nur darauf hinweisen, daß sie wenig fruchten wird. Dagegen wird sie es fertig bringen, das schlafende Volk aufzurütteln und es zu veranlassen, die Zipfelmütze vom Kopf zu nehmen und sich auf sich selbst und seine kulturpolitischen Aufgaben zu besinnen.

Prompt ist denn auch der Kampfruf an die Genossen ergangen: „Nehmt den Kulturkampf auf! Tretet aus der Kirche aus! Werbt für den Kirchenaustritt in den Betrieben, in euren Versammlungen, wo ihr auch seid. Nur so werdet ihr den Sieg davontragen."

Nehmen wir nun einmal an, diese Propaganda hätte Erfolg. Würde damit das Schicksal des Reichsschulgesetzentwurfs irgendwie eine Aenderung erfahren? Man kann sagen: im Gegenteil! Parteien, die ihre Wahlversprechen schamlos brechen, kümmern sich um solche „Lappalien", wie Volksunwillen und Kirchenaustritt, nicht. Oder sie werden veranlaßt, das „Volk" noch mehr mit kirchlich-reaktionären Maßnahmen zu beglücken.

Dem negativen Programm müßte vielmehr ein positiver Teil zugefügt werden: Organisation der Ausgetretenen zu freireligiösen Gemeinden oder zu Weltanschauungsgemeinschaften irgendwelcher Art und Forderung dieser Gemeinschaften von Einrichtungen von Volksschulen „ihres Bekenntnisses" nach Art. 146 der Reichsverfassung. Da diese nur dann eingerichtet werden können, „soweit ein geordneter Schulbetrieb nicht beeinträchtigt wird", müßten diese Gemeinschaften wiederum in den einzelnen Vierteln der Großstädte organisiert werden.

Ohne einen solchen positiven Teil wäre der Austritt aus der Kirche wertlos. Die Erfahrung lehrt, daß die Ausgetretenen langsam, aber sicher im Laufe der Jahre verschwinden, meist in die Kirchen zurückkehren. Soll etwas Dauerndes erreicht werden, so müssen die Aus-

tretenden in etwas Gleichartiges (und in ihren Augen Gleichwertiges) eintreten.

Ueberschätzen wir aber doch nicht die Wirkung der Austrittsbewegung! Seit Jahren wird von freigeistiger Seite gegen die Kirchen (oder wie immer gesagt wird: gegen die Kirche) Sturm gelaufen. Der Erfolg? Die Kirchen stehen machtvoller da als je zuvor. So machtvoll, daß sie das Gelände für sturmreif halten und den Sturm wagen!

Es ist ein Irrtum, zu meinen, diese alten Institutionen seien dadurch zu erschüttern, daß man dem Volke zeigt, wie sehr Dogmen und Bekenntnisse der Wissenschaft ins Gesicht schlagen. Die katholische Kirche hat schon andere Stürme ausgehalten als die der heutigen, in sich selbst zerspaltenen freigeistigen Freischar! Und auch die protestantischen Kirchen werden sie aushalten — trotz ihrer geradezu ungeheuren inneren Zerrissenheit. Vielleicht gerade deswegen!

Es sind eben andere als verstandesmäßige Gründe, durch welche die Massen an die Kirchen gefesselt sind: Bande des Gemütes (worüber wir uns heute nicht weiter auslassen wollen). Man kann das schön finden oder bedauern, aber man muß damit als mit einer Tatsache rechnen, soll das herauskommende Resultat stimmen und nicht dem Rechner zum Spotte gereichen. Und wenn die Gedankenlosigkeit der Masse der wahre „Felsen Petri" sein sollte, darauf die „Kirche" gegründet ist — nun, so muß auch diese Gedankenlosigkeit in Rechnung gesetzt werden.

Dieses Hängen der Masse an der Kirche ist um so auffallender, und dies sollte auch dem größten Kirchenfeinde zu denken geben, als die Kirchen, besonders die protestantischen, niemals auf seiten des Arbeitnehmers in seinen Kämpfen um eine Besserung seiner elenden Lage gestanden haben. Meist ist das Gegenteil der Fall gewesen. Und wenn neuerdings der Kirchenausschuß (1924) und die Internationale Kirchenkonferenz zu Stockholm warmherzige soziale Aufrufe erlassen haben (die allerdings dem Kapitalismus kein Haar krümmen), so beweist dies nur, daß endlich, freilich zu spät, den Kirchen das soziale Gewissen zu schlagen beginnt. Wäre es nicht merkwürdig, wenn die Kirchen ganz plötzlich aufhörten, „Instrumente des Klassenstaates" zu sein, wie man sie mit Fug und Recht genannt hat?

Müßte unter diesen Umständen die sozialistische Partei als solche nicht den Kampf gegen die Kirchen pflichtgemäß proklamieren? Zweifellos müßte sie dies tun, soweit die Kirchen antisozialistisch und gehorsame Diener des Klassenstaates sind! Trotzdem hat sie alle dahinzielenden Anträge von jeher abgelehnt; z. B. auf dem Parteitag zu München 1902 unter Wortführung Bebels, der doch persönlich ein grimmer Feind der Kirche war. Oder 1909 in Leipzig einen Antrag Breslau, von Löbe begründet: die Parteigenossen sollten zum Austritt aus der Landeskirche aufgefordert werden.

Die Partei hat damit großes psychologisches Verständnis gezeigt und klug gehandelt. Will sie alle Proletarier umfassen, so muß sie vollkommene Neutralität in allen religiösen Angelegenheiten betätigen; sie darf nicht erstklassige, ausgetretene Genossen den als zweitklassig gewerteten Kirchengenossen gegenüberstellen. Auch ein das Gebot der religiösen Neutralität nicht verletzender Kampf gegen eine die Sozialdemokraten als solche bekämpfende Kirche wäre darum unklug, weil

er sofort zum Kampf gegen den „allerheiligsten Glauben" gestempelt werden würde.

So kann die Partei in dieser Sache nichts tun? O doch! Sie muß durchaus nicht mit gebundenen Händen dastehen und alles schlucken, was die Kirchen ihr an Bösem antun. Sie kann sehr viel tun. Sie muß etwas tun. Endlich etwas tun!

Wenn die Kirche ein „Instrument des Klassenstaates" ist — dürfen wir dies Instrument einfach sich selbst — d. h. denen überlassen, die es in der Hand haben und benutzen? Nein, ein Instrument der Reaktion, das man, wie der Erfolg zeigt, nicht auseinandersprengen kann, erobert man sich, um es den eigenen Zielen dienstbar zu machen — genau wie man es mit der Regierungsgewalt, die doch auch ein „Instrument des Klassenstaates" ist, gemacht hat und wieder machen will. Also erobere man die Kirchen!

Aber wie soll die Partei die Kirchen erobern, höre ich sagen. Nun, die „Partei" kann und soll es auch nicht tun. Sie besteht aus Kirchlichen und Unkirchlichen. Sie kann und darf jene nicht hinein- und diese nicht herauskommandieren. Aber sie kann den draußen und drinnen Stehenden Richtlinien geben und sie auffordern, sich drinnen und draußen allezeit als Sozialisten zu betätigen.

Sie verlange von ihren Mitgliedern, die in der Kirche sind und darin ihre Pflichten erfüllen und Steuern bezahlen, daß sie auch ihre Rechte ausüben — genau wie es die Anhänger der Reaktion tun. Solches darf die Partei tun, ohne die Neutralität irgendwie zu verletzen. Jeder in der Masse, der in der Kirche ist, hat eine Stimme, genau wie ein Reaktionär, und wenn die Massen ihre Pflicht erfüllen, dann werden sie bald, dank ihrer Massenhaftigkeit, Einfluß auf die Leitung der (religiösen) Gemeinden, auf die Besetzung der Pfarrstellen, auf die Synoden gewinnen und dadurch die Kirchenregierungen selbst mehr oder weniger in die Hand bekommen — jedenfalls ihren Einfluß geltend machen. Haben die Kirchen die Herrschaft über die Schulen, dann haben wir damit ebenfalls die Herrschaft über sie. Und dann wird diese Herrschaft anders aussehen als jetzt, wo die Leitung der Kirchen, dank der Teilnahmslosigkeit der zahlenden Masse, in der Hand der Reaktion liegt — dank auch der bisherigen Kulturpolitik der Partei, die sich gescheut hat, sich irgendwie mit kirchlichen Fragen zu beschäftigen.

Von den aus der Kirche ausgetretenen Genossen muß die Partei ebenfalls verlangen, daß sie ihre kulturpolitischen Pflichten als Sozialdemokraten erfüllen: daß sie sich, um Schulen „ihres Bekenntnisses" zu erlangen, zu Weltanschauungsgemeinschaften zusammenschließen.

Ich weiß, daß dieses keine ideale Lösung ist. Unser Programm verlangt vollkommene Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, und dies Ziel dürfen wir auch dann nicht aufgeben, wenn wir die Schulen durch die Kirchen ganz in der Hand hätten. Solange wir aber unser Programm nicht durchführen können, müssen wir uns, genau wie bei anderen Dingen, mit Teilerfolgen begnügen. Die Herrschaft des kirchlich interessierten Proletariats über die Kirche oder ein starker Einfluß desselben auf die Kirchenregierungen wäre ein durchaus nicht zu unterschätzender Teilerfolg ebenso wie die kulturpolitische Organisation der Ausgetretenen. Dieser Erfolg kann erzielt werden, wenn die Partei mit ihrem veralteten Standpunkte bricht.

Ein Frontoffizier gegen die Dolchstoßlegende

Von Wolfgang Benning

Die „Süddeutschen Monatshefte" veröffentlichen in ihrem Juliheft einen Aufsatz des Mannheimer Arztes Dr. Eugen Neter, der während des Krieges Frontarzt war. Dieser Aufsatz: „Der seelische Zusammenbruch der deutschen Kampffront 1918" versetzt der Dolchstoßlegende einen schweren Schlag. Die „Süddeutschen Monatshefte" sind eine deutschnationale Zeitschrift, die viel zur Popularisierung der Dolchstoßlegende beigetragen hat. Um so bemerkenswerter ist es, daß gerade an dieser Stelle eine Abrechnung mit den Freunden der Dolchstoßlegende gehalten wird, noch dazu von einem Manne, an dessen Gesinnung auch den Nationalisten keine Zweifel erlaubt sind. Neter will erforschen, welches die Ursachen des Zusammenbruchs unserer Front während der letzten Kriegsmonate waren. Neter selbst kam 1915 von der Etappe, „wo mich damals schon das unsympathische Treiben abstieß", an die Front und blieb dort bis zum letzten Tage des Krieges. Neter untersucht zunächst die allgemeine Lage zur Zeit der Frühjahrsoffensive 1918. „Von irgendeiner Begeisterung für die große Sache spürten wir kaum einen Hauch, gemessen an jener Gesinnung, jenem Geist, der die Truppe beseelte, die ich im August 1914 durch die Argonnen vorwärtsstürmen und drei Wochen später die Argonnen ein zweites Mal erkämpfen sah." Die deutschen Truppen waren abgekämpft, ihre seelischen Kräfte waren am Ende. Trotzdem ist die Kampfkraft der Truppe im entscheidenden Augenblick vorhanden gewesen. Mit Schärfe wendet sich Neter gegen die Behauptung Ludendorffs, die Schwungkraft des Heeres habe nicht ausgereicht, den Feind entscheidend zu treffen. „Ob die Oberste Heeresleitung eine Verantwortung für den Mißerfolg ablehnen kann mit dem Hinweis, daß sie sich über den Kampfwert der Truppe täuschte, entzieht sich meinem Urteil. Wichtiger ist die Tatsache, daß die Truppe bei den Offensiven im großen und ganzen ihre Schuldigkeit tat." Neter erklärt den Mißerfolg der Offensive daraus, daß die Heeresleitung die Abmessung der Ziele nicht mit einer richtigen Beurteilung der Kampfeswerte der Truppe in Uebereinstimmung brachte.

Besonders klagt Neter über den mangelnden Ersatz, den die zusammengeschmolzenen Bataillone erfuhren: „Es fehlte diesem Ersatz zumeist der ‚gute Wille' und die Kraft, den immer mehr sich steigernden Ansprüchen an die Willens- und Nervenenergie des Frontkämpfers zu genügen." Aber — stellt Neter fest — der gute Wille fehlte allen Schichten, aus denen sich der Ersatz rekrutierte. Es war ganz gleichgültig: Ob Offizier oder Musketier, „ob es Söhne waren von Arbeitern, reichen Leuten oder hohen Beamten, ob Stadt, ob Land, überall, mit nur geringen Unterschieden, dieselbe geistige Verfassung". Bereits an dieser Stelle wirft Neter die Frage auf, ob politische Zersetzung die Ursache dieses Zustandes des Ersatzes war, und lehnt diese Annahme ab. „Die oft sehr unmoralischen Zustände bei den Ersatzbataillonen machten diese Ausbildungsstätten nicht immer zu Einrichtungen, welche geeignet gewesen wären, zu den notwendigen Soldatentugenden zu erziehen." Besonders weist Neter darauf hin, daß die kriegsmüde Stimmung in der

Heimat in allen Kreisen, besonders auch bei den Bauern, denen es doch noch relativ am besten ging, zu finden war. Als die Märzoffensive 1918 nicht den gewünschten Erfolg hatte, da griff auch bei der Fronttruppe sichtbare Niedergeschlagenheit um sich. Die Bemühungen der Feinde, durch Abwerfen von Flugblättern auf die Truppen der Deutschen Einfluß zu gewinnen, hatten gelegentlich Erfolg. Entschieden wehrt sich aber trotzdem Neter dagegen, daß die Ursache des nicht erreichten Erfolges der Offensive, wie Hauptmann Anker behauptet, auf die stark unterwühlte Manneszucht zurückzuführen sei. Gewiß sei es gelegentlich vorgekommen, daß sich Truppen in der Verfolgung des Feindes durch erbeutete Lebensmittel aufhalten ließen. Aehnliches sei aber auch von Offizieren zu berichten. Auch die Maioffensive 1918 wurde von einer leidlich zuversichtlichen Stimmung getragen. Anders war es bei der dritten, der Julioffensive, wo der Angriff von vornherein dem Feinde bekannt war und auf ganz anderen Widerstand stieß. Neter erzählt, wie die Truppe gehofft habe, man werde den Angriff doch noch abstoppen. Die Hoffnung war vergeblich. Die Heeresleitung wollte es bis zum Aeußersten treiben: „Ich erinnere mich noch so deutlich dieses Momentes, der mir heute erscheint als ein gewaltiger Augenblick, wo das Schicksal überlegte, ob es uns einen etwas besseren Weg führen wollte; es hatte sich aber nach kurzem Zögern für unsern Untergang entschieden." Mit tiefer Leidenschaft fragt Neter: Wie war es möglich, daß die letzte Offensive durchgeführt wurde, obwohl jeder Mann an der Front wußte, daß der Tag des Angriffs an den Feind vorzeitig verraten worden war? Gegenüber der Behauptung Ludendorffs, die Heeresleitung hätte davon nichts gewußt, schreibt Neter: „Die Truppe urteilte anders; sie konnte nicht begreifen, daß der Obersten Heeresleitung unbekannt geblieben sein sollte, was unter den eingesetzten Regimentern jedem bekannt war und in dem Verhalten des Feindes während der Vortage seine Bestätigung fand." Und Neter konstatiert, daß damals zum ersten Male die Kritik an den Vorgesetzten durch die Truppe begonnen habe. „Viel Bitterkeit empfand die Truppe aber dieses Mal bei der Ueberzeugung, daß durch das Verschulden uns unbekannter hoher Kommandostellen viel Blut, vielleicht unser letztes, bestes Blut zwecklos geopfert wurde." Und trotzdem hielt die Front stand. „Todesmutiger haben deutsche Truppen nie gestritten, als damals am Schicksalsfluß des Krieges." Aber: „Der seelische Zusammenhang mit der Führung war geschwunden, das Vertrauen der Truppe zu der obersten Führung aufs schwerste erschüttert." Aber auch der Gegensatz zwischen Front und Heimat vertiefte sich. An der Front herrschte Erbitterung „über die zahllosen Reklamierten, über die hohen Löhne daheim, über die gut, ja wucherisch verdienenden Kapitalisten, über das Leben und Treiben der Etappe. Lange Jahre hatte die Front diesen Ingrimm über die ungerechte Verteilung der Lasten und Gewinne (einschließlich der Kriegsauszeichnungen) hinuntergeschluckt." Man hatte genug, man wollte das Ende des nutzlosen Kämpfens.

Interessant ist besonders, was Neter über die religiöse Wandlung, die damals im Heere vor sich ging, berichtet. Als die Illusion von dem „Weltkrieg als Weltgericht" verloren ging, da verblaßte die religiöse Einstellung immer mehr und wurde zur Gleichgültigkeit. „Es rächte sich bitter, daß man jahrelang den christlichen Soldaten dahin beeinflußt

hatte, in den Fragen des Staates und der Politik die Nachfolge Jesu gegen die Nachfolge Treitschkes umzutauschen."

Mit bitterem Hohn geißelt Neter die Art, in der sich die leitenden Stellen Illusionen über die Schwäche des Feindes machten. Er stellt zwei Aeußerungen gegenüber. Tirpitz, Januar 1918: „Amerikas militärische Hilfe ist und bleibt ein Phantom." Capelle: „Die Wirkung des amerikanischen Eingreifens bewerte ich gleich Null." Auch die Lüge von der großen Wirkung des U-Boot-Krieges brandmarkt Neter: „Immer kleiner wurde die Zahl der versenkten Tonnen, immer größer die Masse der Amerikaner, die an der Front auftauchten." Als „Tafelgäste" bezeichneten leitende Generale die Amerikaner, die schließlich den Erfolg im Kriege entschieden.

Immer tiefer sank nach der verunglückten Julioffensive die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang an der Front. „Nur ein einziger Gedanke kam noch zum klaren Bewußtsein: Macht dem aussichtslosen Kampf ein Ende." Und trotzdem hielt das Regiment Neters pflichtgetreu bis zum 11. November, 12 Uhr mittags, aus, wo der Waffenstillstand einsetzte. Noch einmal wendet sich Neter gegen die Behauptung, daß politische Zersetzung die Kampfkraft der Truppe gebrochen habe. „Gegen eine solche Auffassung muß Widerspruch erhoben werden. Die Oberste Heeresleitung hat bis in die letzten Kriegswochen die Tapferkeit und Pflichttreue der Truppen fast restlos anerkannt und diese ihre Ueberzeugung fast überall zum Ausdruck gebracht."

Die Disziplin in der Truppe war überall ungebrochen, stellt Neter nachdrücklichst fest. „Wo hingegen die Truppe versagte, lag die tiefste Schuld in erster Linie an der unzureichenden Führung; entweder, daß diese überhaupt fehlte infolge des starken Ausfalls bewährter Kräfte, oder daß die Führer von der Kompagnie bis hinauf zur Division an irgendeiner Stelle ihrem Führeramte nicht gewachsen waren."

Neter untersucht eingehend die Frage, ob der Krieg durch ein Zurückgehen auf eine günstigere Linie mit Erfolg hätte fortgesetzt werden können. Zunächst sprachen dagegen psychologische Momente. Man hatte dem Heere immer eingehämmert: „Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder Vollsieg oder Untergang; ein drittes — z. B. einen Verständigungsfrieden — gibt es nicht." Die Hoffnung auf den Endsieg war verloren gegangen. „Als dann später von verantwortlicher Stelle nun doch die Möglichkeit und Notwendigkeit eines Friedensschlusses auf der Grundlage einer Verständigung als Sinn und Zweck des opferreichen Weiterkämpfens bezeichnet wurde, wirkte diese Aenderung der Parole stark verbitternd auf die Front. Man fragte sich, weshalb diese Sinnesänderung erst jetzt und nicht schon früher, z. B. im Frühjahr, erfolgte, erst jetzt, wo der Feind in siegreicher Uebermacht alle Verständigungsversuche sicherlich mit Hohnlachen zurückweisen werde."

Die Uebermacht der Feinde an Material war ausschlaggebend geworden. Neter widerspricht der Auffassung von Tirpitz, Armee und Marine hätten bis zum Frühjahr aushalten können. „Nicht einmal restlose Aufklärung über die zu erwartenden schmachvollen und drückenden Friedensbedingungen bei Aufgabe des Widerstandes hätte die Truppe aus ihrer seelischen Ohnmacht aufgerüttelt." Der Gedanke der „Levée en masse" wurde an der Front entschieden abgelehnt. „Und leerte man auch alle Schreibstuben, die so gewonnenen Kämpfer hätten das Kriegsglück nicht gewendet."

Wäre es möglich gewesen, die Truppe gegen die Revolution einzusetzen? fragt Neter. Er verneint. Gegen Plünderer hätten die Soldaten geschossen, niemals aber gegen Gegner der Monarchie.

Einen wesentlichen Grund für den seelischen Zusammenbruch der Front sieht Neter im Fehlen eines Kriegszieles. „Das einzige Kriegsziel, das der Soldat erkennen und mit seinem ganzen Wesen fühlen konnte, war die Losung: Wir führen einen Verteidigungskrieg. Bald aber wurde in weiten, der Front nicht angehörigen Kreisen aus dem Willen der Abwehr ein Wille zur Eroberung." Scharf wendet sich Neter gegen alle diese Bestrebungen, besonders gegen die „Deutsche Vaterlandspartei". Der Frontsoldat wollte nichts annektieren, er wollte nur die Grenzen des Vaterlandes verteidigen. „Der Krieg des Volkes hatte sich in dem Empfinden vieler Frontkämpfer in einen Krieg der Dynastie, der Industrie und der Großfinanz gewandelt; der Annexionismus hatte in weiten Kreisen der Fronttruppen den reinen Glauben an unser gutes Recht erschüttert und die unter der Parole Verteidigungskrieg einst so fest geschlossene Front der deutschen Seelen zerbrochen."

Besonders ausführlich spricht Neter über die Ernährungsverhältnisse bei der Truppe. Die Ernährung war unzureichend und zu einförmig. In langen Kriegsjahren schoben die Soldaten fast immer Kohldampf. Auf den physischen Zustand hatte die mangelnde Ernährung weniger Einfluß. Die Truppe leistete trotzdem alle Strapazen und Anstrengungen: „Wenn somit, vom gesundheitlichen Standpunkt aus betrachtet, unseren elenden Ernährungsverhältnissen vielleicht nicht jene weitgehende Wirkung zukommt, wie dies im allgemeinen angenommen wird, so war ihr verderblicher Einfluß um so tiefgehender hinsichtlich der Rückwirkung auf die Seele." Nicht einmal bei den Offensiven 1918 war die Verpflegung ausreichend. Auch über die Wirkung, die die bessere Verpflegung und Unterbringung der Offiziere auf die Soldaten ausübte, äußert sich Neter. Er meint, daß in Fällen, wo der Offizier wirklich Außerordentliches leistete, der Soldat ihm gern die Vorrechte gönnte. „Nicht jeder Führer aber machte taktvollen Gebrauch von ihnen und weckte dadurch Erbitterung. Der einfache Soldat erwartete vom Offizier vor allem, daß dieser für ihn sorgte und Gefahren und Mühen gegenüber mit gutem Beispiel voranging. Wo dies geschah — wo der Offizier zuerst seine Leute versorgte und dann erst sich, sah ich nie eine besondere Mißgunst oder Erbitterung bei der Mannschaft, die weniger zu essen hatte und schlechter untergebracht war. Wiederum weist Neter darauf hin, daß Ludendorff auch die seelische Lage des Heeres vollkommen verkannte. Ludendorff merkte nichts von dem Einfluß des Hungers auf die Psyche.

Noch einmal stellt Neter fest, daß die Disziplin der Truppe nach außen hin bis zum letzten Tage vorhanden war. Freilich — die seelische Widerstandskraft der Truppe war gebrochen. Die Schuld dafür will Neter keinem Bestimmten aufbürden, wenn er auch immer wieder die Fehler, besonders auf psychologischem Gebiet, aufzeigt. „Wir sind zusammengebrochen aus Mangel an Psychologie." Aber auch die Führung hat oft versagt: „Die mittlere Führung vom Divisionskommandeur bis zum Gruppenkommando aber, und, mit wehem Herzen muß es ausgesprochen werden, die allerhöchste Spitze haben die Front in den ernstesten Lagen oftmals, und gerade zuletzt, am Ende, schwer enttäuscht.

Man gebot uns Frontoffizieren, immer nach unten aufzuklären, man gestattete aber nicht, nach oben ein offenes Wort zu sprechen.... Man schickte uns theoretische Studien über die Psychologie der vaterländischen Unterrichtserteilung bis in die Kampflinien hinein, man versäumte es aber, die Lehren der Psychologie des Krieges selber oben praktisch anzuwenden.“

Einer aber hat nicht versagt — und das mag sich Herr Ludendorff besonders merken —, das war der einfache deutsche Soldat, ob er nun aus dem Arbeiter-, Bauern- oder Bürgerstande war. Ihm widmet Neter seine letzten Worte und schreibt:

„Alles, was die Geschichte der Vergangenheit als Heldentum erlebt, bestaunt, verherrlicht, verewigt, besungen, gedichtet, gemeißelt, gemalt hat, wird arm und kümmerlich, gemessen am jahrelangen Märtyrertum des deutschen Infanteristen 1914—1918. Gewiß, auch die Feindvölker haben sich höchst rühmenswert gemacht, aber sie gingen ins Gefecht, sie wachten im Graben, ausgeruht, satt, prachtvoll gekleidet und beschuht, hinter sich die Hilfsquellen des Weltalls, in der Faust die Waffen, im Rücken die Kriegsmaschinen, welche die Industrie von fünf Erdteilen geschmiedet ... und die deutsche Infanterie? Uebermüdet und abgehetzt, vom Westen nach Osten, vom Osten nach dem Balkan, ins Karpatheneis, vom Karpathengipfel in den Flammenkrater von Verdun, hin- und hergeschmissen, kärglich genährt, in zerlumpten Röcken und nagellosen Stiefeln, von der mählich versagenden Wirtschaftskraft des Vaterlandes mit allem Nötigsten immer kärglicher versorgt, eine Granate auf hundert feindliche, in der Tasche die Jammerbriefe aus der erlahmenden Heimat — so hat der deutsche Infanterist vier Jahre lang im Graben gelegen, dem Graus von vier Wintern, von unzähligen Schlachten und Gefechten getrotzt, in nie ermattender Abwehr. Ein Heldenlied haben wir gelitten, gelebt, gekämpft — und dieses Heldenliedes strahlendster Held bist du: verlauster, verdreckter, abgerissener, ausgemergelter, todesmutiger, unverwüstlicher, unerschütterlicher und unausdenkbarer heldischer deutscher Infanterist.“

Wieviel Ueberwindung wird es den Verfasser gekostet haben, dieses Bekenntnis gegen alle geschlagenen Generale zu schreiben? Wir freuen uns des Mutes, mit dem ein durchaus rechtsgerichteter Mann die Legende vom Dolchstoß vernichten hilft.

Gerhart Hauptmanns „Veland“

Zur Hamburger Uraufführung

Von C. F. W. Behl

Veland: „Zu tun? Dem Volk der Fröner Gutes, Böses ihm,
und jedem, der vom blut'gen Schweiß des Knechtes lebt.

Die altersreife Kunst Gerhart Hauptmanns hat sich der Magie ergeben. Der in seinen frühen Schöpfungen ein Bildner ohnegleichen war und aus dem allerirdischsten Stoffe der Alltäglichkeit bedeutende Gleichnisse formte, er meistert nun den Zauberstab des Magiers, dem alles Gebild der Mythen und Märchen, der naiven Volksphantasie wie des

spielerischen Kunstwirkens untertan ist. In kühner, weithinschweifender Fahrt landete eben sein Geist fern von der Südseefülle und schwelgerischen Ueppigkeit der utopischen Mütterinsel auf der nebelumbrauten Oedenei jenes Nordlandholmes, wo sich in einer entfesselten Orgie des Hasses Schicksal und Sendung des sagenhaften Schmiedes Veland erfüllen.

Einer der ältesten Eddasänge, das Wölundlied, kündet von ihm, dem großen göttlichen Künstler, den ein ränkesüchtiger König im Schlafe überwältigen ließ und mit zerschnittenen Kniesehnen zu hartem Frondienste zwang. Das Leben des schmachvoll Mißhandelten und Entrechteten verzehrt sich fortab in dunkelflammender Rachegier:

Stets saß er, nicht schlief er,
Und schwang den Hammer:
Listige Werke
Schuf Wölund dem König.

Mit monumentaler Gräßlichkeit vollzieht sich das Gericht des Hasses: die beiden jungen Königssöhne, vom Reiz des gleißenden Goldes verlockt, müssen in der Werkstatt des wilden Meisters ihr Leben lassen, der ihre Hirnschalen dem Vater zu Trinkgefäßen formt und Bödwild, die Königstochter, zum Beilager zwingt. Hauptmann hat in seinem „Veland“-Drama (Verlag S. Fischer, Berlin) sich streng an diesen äußeren Handlungsablauf des uralten Mythos gehalten, der wohl die Kraft des Feuers, seine Bändigung durch Menschenlist und die immer wieder einmal sich vollziehende Entfesselung des versklavten Elements im Sinnbild gestaltet. Es ist die germanische Hephaistossage, ein Märchen von düsternordischer Wildheit und zugleich das Hohelied der Blutrache.

*

Gerhart Hauptmann, der keinen Stoff ohne innere schöpferische Notwendigkeit sich zu eigen nimmt, trug diesen schon sehr lange in seiner Phantasie. In dem Erinnerungsbuch seiner Freunde berichtet Georg Hirschfeld, daß er zur Zeit des „Fuhrmann Henschel“ auf einem Spaziergange mit Rittner den Entwurf einer „Veland“-Dichtung improvisiert habe. Und im 12. Bande der großen Gesamtausgabe von 1922 erschien dann ein „Veland“-Fragment, das etwa bis zur Mitte des dritten Aktes gediehen war. Diesen letzten Akt hat Hauptmann nun völlig umgegossen und so die Dichtung vollendet. Im Fragment schmilzt mitten in der Raserei des Hasses und der Rache das Gefühl Velands in ein grenzenloses Mitleid hin, wenn er angesichts seiner entsetzengelähmten Feinde die ihm verfallene und leibeigen gewordene Bödwild weinend beschwört:

Laß, Bödwild, laß dies Häuflein Jammers, laß
dies arme Trüpplein Schafe, blökender
verstörter Lämmer, die des Wolfes heißer Rachen schreckt.

Mit solchem Durchbruch des Hauptmannschen Grundgefühls mußte damals das Fragment abbrechen. Denn der Stoff, den er formen wollte, bröckelte ihm unter der Hand fort. Erst jetzt ist es ihm, dem Dichter der Liebe, gelungen, die große Dichtung des Hasses visionär zu bannen und sie in sein Weltbild einzufügen — — aus dem starken Erlebnis von der Furchtbarkeit der Gottesschöpfung heraus, „die sich in Zeugung

spaltet und Vernichtung". Es ist gewissermaßen ein Fortspinnen jener Grunderkenntnis, wie sie sich in seiner ersten Altersdichtung „Indipohdi" offenbart, das Hauptmann dazu befähigte, die „Brunst des Hasses" mit der gleichen menschlichen und dichterischen Anteilnahme zu umfassen wie die „Brunst der Liebe", weil er beide, Pol und Gegenpol des Seins, als die schöpferischen Urelemente der Welt erlebte. Und so gelang es ihm denn, den Veland-Mythos zu neuem Leben zu formen, den er längst mit der ganzen Inbrunst seiner intuitiven Weltanschauung durchdrungen hatte. Die Notwendigkeit solcher Formung wirkt sich rein und unzweideutig in der vollendeten Dichtung aus.

Veland, der Schmied, dem seine irdische Welt zur Hölle ward, weil er zu schmählicher Fron für die von der unvollkommenen Ordnung der Dinge eingesetzten Mächtigen erniedrigt und von eitler Willkür ausgebeutet wird, rebelliert gegen eben diese zwiespältige Welt. Der vom schöpferischen Ingenium Begnadete, der Auserwählte im Geiste, als Knecht mißbraucht und mißhandelt von den nicht einmal Berufenen, lehnt sich in prometheischem Trotz und Zorn gegen die starre Satzung der Herrschenden auf. Bis zum „Promethidenlos" reichen die Wurzeln dieser Dichtung tief hinab in das Gesamtwerk Hauptmanns. Und es ist kein sinnloser Zufall, daß der kunstreiche Schmied Veland zugleich ein W e b e r ist, der sich aus eigener Kraft, der Kraft seiner Sehnsucht, „die a jeder hat", die Federschwingen webt und in der Apotheose des Schlußaktes sich mit der Macht eines Zauberers aus dem Webstuhl aufschwingt gen Himmel.

So wird Hauptmanns Veland, Prometheus und Daidalos in einem, Symbol jeder siegreichen Rebellion aller Unterdrückten, Mißbrauchten gegen die Tyrannei plumper Menschenmacht. Sein tiefster, brennendster Haß ist zugleich höchste, befreiende Liebe. Durch sein irdisches Schicksal zum Tier verstoßen, muß er zunächst den Tiertrieb blutgieriger Vergeltung erfüllen. Schon in dieser Erfüllung aber wird die Liebe mächtig und überwältigt allmählich das Tier in Veland. Indem er Bödwild, die Tochter des Tyrannen, in seine Umarmung zwingt, bindet er die feindliche Welt an sich und damit sich an sie mit unlösbaren Fesseln. Die reine Frau, die ihn eben noch, in ihrer Königswelt befangen, als Knecht und garstiges Scheusal schmähte, wird in der Vergewaltigung durch die Macht des Blutes ganz sein eigen; indem er sie — im Sinne der Lutherischen Bibelsprache — „erkannte", muß sie ihn erkennen. Diese Entwicklung zwischen dem Schluß des zweiten und dem Beginn des dritten Aktes ist wohl die tiefste Deutung, mit der Hauptmann den alten Mythos beschenkte.

> O Veland, Grauen faßt mich, denn du bist kein Mensch.
> Zum G o t t e hast du dich gewandelt, jetzt, im Augenblick,
> mit einem Gotte hat mein Schicksal mich vermählt.

Wie Bödwild tieferschauend wurde in der Vereinigung mit Veland, so darf auch er nun zu seinem tieferen Ich genesen. Als schöpferisches Wunder gebiert sich in dem nie zu sättigenden Rausch der Rache aus dem Tier Veland der Gott. Wie der Vogel Phönix erhebt er sich aus der noch glimmenden Asche seines Hasses. So wird er, ein Sendbote allen Entrechteten, allen schwächeren Schicksalsbrüdern, dem unvollkommenen Allvater trotzend, durch die Himmel fliegen, ein siegreicher

Prometheus, der durch Erleiden und Erleidenmachen die ewige Disharmonie des Irdischen in sich selber in einmaligem Ausgleich aufgelöst hat und darum ins Göttliche eingeht:

Wo ich landen will?
Dort, wo das Schweigen unser aller Schicksal webt,
Vor dem Allvater hinschmilzt wie ein Tröpflein Tau
In Wüstenglut, wo er vergeht so gut wie ich.
Dort will ich landen, seinesgleichen ganz und gar.

Aus der Paarung aber von Veland und Bödwild, von Nacht und Licht, von Haß und Liebe, tierentborenem Gott und gotterkanntem Menschenwesen wird vielleicht wieder einmal der Menschheit ein Heiland erstehen, in dem Sehnsucht und Erfüllung einander flüchtig berühren und der falsche Menschengott dem wahrhaft Ewigen, Leiderlösenden, weicht:

Vielleicht, daß er den Blitz gebiert, der deinem Volk,
du lallender Allvater, du! Allvaters falschen Tag
nun erst zum Tage macht .....

Also lautet Hauptmanns dichterische Botschaft, die das Veland-Drama seinem Gesamtwerk wundersam einfügt: aus dem Hochgesang des Hasses ward die Verkündigung der läuternden Liebestat.

Die Dichtung ist voll des Zaubers wirkender Wunder, die der Handlung opernhafte Elemente beimischen und ihr zuweilen gar einen melodramatischen Charakter verleihen. Alles jedoch bleibt sinnlich gebunden in die von tiefstem Naturempfinden erfaßte Stimmung der nordischen Wildnislandschaft. Die Verwendung des antiken Trimetermaßes, des feierlichen sechsfüßigen Jambenverses, gibt der Diktion etwas Schleppendes, Schwereinherstampfendes. Es ist wie der plumpe, knielahme Schleifschritt des humpelnden Schmiedes.

Im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg hat der „Veland“ soeben zum ersten Male das Rampenlicht erblickt, in einer vom Dichter selbst geleiteten Aufführung, die sich, zu Beginn ein wenig schwer, von Akt zu Akt wuchtig steigerte und am Schluß die Dichtung zu unmittelbarer Wirkung hinriß. Der Veland Otto Werthers ist ein dem alten Glasbläser Huhn aus der „Pippa“ ähnliches Menschentier, ein Nachtalbe mit der ewigen Lichtsehnsucht gefesselter Kreatur. Neben ihm steht die Bödwild Erika Beilkes, der es gelingt, die erst äußere und dann innere Bezauberung durch Veland zu überzeugender Wirklichkeit zu gestalten. Sie unterwirft sich dem Göttlichen in Veland, dem Funken, der aus tierischer Brunst des Hasses schöpferisch gen Himmel glüht. Die Prinzen Ai und Ingi, die aus spielerischer Neugier in eine grauenvolle Todesfurcht verfallen und durch die Reinheit ihres menschlichen Ausdrucks den bösen Zauber des Hasses beinahe brechen, werden sehr lebendig von Anneliese Born und Hildegard Warsitz dargestellt. Und dann gibt es schließlich noch eine Gestalt, die des Dichters eigenste Erfindung und persönlichstes Bekenntnis ist: den guten, milden Schafhirten Ketill, dessen Flöte wie eine Mahnung aus höherer Sphäre durch die Nacht des Grauens erklingt, eine Verwebung christlicher Botschaft in die alte heidnische Sage. Der Schauspieler Robert Nhil verkörperte mit herzlicher menschlicher Wärme diesen sanften Hirten.....

Der Müllkutscher

Ein Schattenbild von Misericordia

Kauft Harong — kauft Harong — blechern und rauh klang die Stimme, völlig hoffnungsleer. Zwischen den windschiefen Häusern, über das schlüpfrige Holperpflaster, schlürfte ein Mann; die beiden mit Heringen gefüllten Eimer, die er an einem Joch trug, drückten seinen Nacken abwärts, krampfhaft drehte er den Kopf nach den verhangenen Fenstern. Kauft Harong — kauft Harong — der Alte hatte es den ganzen Tag gerufen, doch keine Antwort war gekommen. Nun hungerte ihn, und der Hunger machte ihn philosophieren.

Warum hatte er einst gute Wochen gehabt, daß sie ihn heute quälten und er die Arme nach ihnen ausstreckte. Wer mag auf seinem Wagen sitzen und die stampfenden Rosse antreiben von Tür zu Tür, dann in den Hof hineinschreiten und den Kasten auf die Schultern nehmen, den Kasten, in den die Leute das werfen, was sie Müll nennen. Für ihn aber waren es Herrlichkeiten, und er trug die Last mit klingenden Schritten als etwas Geheimnisvolles. Des Lebens Reste. Alles das, worüber die Toren sich gefreut, ihm war es verfallen; jene hatten sich narren lassen, er sah die Dinge, wie sie wirklich waren, frei von Flittern und Schein — Staub und Asche. Er stieß mit dem eisernen Haken in das Gemenge: Deshalb hatten die Menschen sich gequält und geplagt, er bekam alles umsonst und obendrein hüllenlos. Kasten stand neben Kasten; es war ihm, als führe er die Wahrheit herum, fest eingeschlossen, damit sie nicht noch einmal herausspränge, die Kinder zu locken. — Viel wichtiger als die Leichenkutscher war er sich damals vorgekommen; bei denen glaubten die Menschen, daß die Tracht in der Ewigkeit wiederkäme — was er hinausfuhr, das gaben sie für immer verloren. Wenn die Blechwände aneinander scharrten, lachte der Tod, und er war des Knöchernen Prophet. Darum hatte er auch ein feierlich Kleid angetan, einen blutroten Kittel, über Brust und Rücken hingen an Bindfäden Spiegelscherben, auf dem Kopf schlenkerte ein zerbeulter Zylinder, mit einer langen, wippenden Pfauenfeder.

Eines Tages entließ man ihn, der Straßenjungen wegen. Und dann war er heruntergekommen, weil jeder zugrunde gehen muß, dem die große Wichtigkeit von den Schultern gerissen, und die singende Federkrone aus den Haaren gewunden. Er wurde ein Mensch, der die Dinge mit den Händen tastete und so sein Elend kennen lernte; die Aerzte aber sagten, er wäre gesundet. — Vielerlei fing er an, seit Jahren verkaufte er Heringe; doch das Geschäft ging schlecht, auch heute war es wieder einmal vergeblich gewesen.

Die letzten Häuser versanken hinter ihm, dort lag der Sumpf und jenseits, in den Hütten, das Leiden der zur Erde Gebeugten, derer, die der Strudel ausgestoßen. Er stand auf der Brücke; Nebel quirlte, wie große Watteballen flogen die Fetzen durch die Luft. Von weit dahinten blitzten Lichter, zuweilen drangen Schreie aus der hohläugigen Stille, grelle Pfiffe und scharfes Kreischen von Rädern. Das war die Eisenbahn, die fuhr in die Welt hinaus. Der Mann sah die Funken, die als ein langer Schweif fröhlicher Geister an dem Himmel entlang tanzten, immer weiter und weiter. — — Da stieg es aus seinem Gedächtnis, wie

auch er einmal hinaus gewollt, früher, vor kaum ersinnbarer Zeit. Die Lande wollte er erregen, daß man auf ihn merke, und er ein Echo fände. — — Gleich einem dicken, zähen Polypen lag jetzt der Nebel und packte nach dem Manne mit kalten Armen. Unten, im Sumpf, begannen die Frösche zu quaken; auf einer breiten, gelben Blume saß ein dicker Bursche, das schien der König zu sein, er schimmerte wie ein riesiger Smaragd. Der Alte sann nach: war nicht dies Krötenvolk so gut die Welt wie alles, was irgendwo lag; wer wußte, ob sich das Wassergesindel nicht sehr wichtig vorkam, und der aufgeblasene Laffe dort? — — Oh, es war die Sehnsucht seines Lebens gewesen, einmal ein Aufsehen zu erregen, daß alles darunter und darüber spränge, und ein Wirrwarr entstände, als fege der Teufel im Glasladen. — — Der Mann stellte die Eimer zu Boden und kletterte über das Geländer: „Ihr Herrengezücht, ihr Großspurigen, ich will euch kitzeln, daß ihr mein Lied pfeift. König, ich zerr' dich vom Thron, — ich — ich —" Er griff in die Nacht hinaus, mit beiden Fäusten fuhr es durch die Luft, dann sauste der Körper hinab, mitten hinein, zwischen die quakenden Frösche. Schweigen. Ein Klatschen, als schlügen Hände auf Brei, ein Glucksen und Gurgeln. — — Bald wieder ein verstohlenes Unk, ein Quak und Quäk — — zuletzt das volle Liebeskonzert unter klarem, sterndurchleuchtetem Firmament.

Neue Spielzeit

Von Arthur Eloesser

Leute, die Theater machen, und nicht weniger solche, die darüber schreiben, erhalten sich den Aberglauben, daß jedesmal am 1. September die Weltgeschichte neu anfängt, wenn die Sommerpächter mit den Schwalben fortziehen und die Direktoren, die Eigentlichen, die Großen, die der Kunst Zugeschworenen in ihre Winterquartiere wieder einrücken. Ich habe diese messianischen Stimmungen — was wäre ein Kritiker ohne Glaube, Liebe, Hoffnung — zu oft erlebt, um sie noch an dieses Datum binden zu müssen, aber das Theaterwesen in Berlin, oder sagen wir wenigstens der Theaterbetrieb, zeigt vor dieser Spielzeit ein so verändertes Gesicht, daß man es schon mit etwas verstärktem Vertrauen ansehen kann. Das Gesicht ist schon dadurch schöner geworden, daß es durch die Brüder Rotter nicht mehr verunstaltet wird, die, abgesehen von allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen, das Ihrige dazu getan haben, um die Berliner Bühnenkultur, auf die wir dreißig Jahre stolz sein konnten, so tief wie möglich herunterzudrücken. Gleichzeitig mit den Brüdern Rotter scheiden die Brüder — sie sind es wohl allmählich geworden — Meinhard-Bernauer aus, die, besonders Wedekind und Strindberg pflegend, einmal eine sehr schöne Epoche gehabt haben, um dann, mehr mit Operette und Kino beschäftigt und überhaupt zu sehr Generaldirektion geworden, ihr Gesicht zu verlieren. Es ist eine elegische Erinnerung, daß ihre Kreißler-Bühne, die das Schlimme von Theater und Kino kombinierte, ihre Gläubigen sogar unter Leuten gefunden hat, die sich für Kritiker hielten, und die ich deshalb nicht mehr grüßen konnte.

Diesseits von Gut und Böse hat sich Eugen Robert gehalten, der uns nun auch verläßt, gerade in der Mitte oder in einem Indifferenzpunkt, obgleich er im einzelnen ganz anständige Leistungen hinterlassen hat. Aber zum Theater, wie zu jeder Kunst, gehört nun einmal die Vorstellung von einem Ziel, gehört ein Eigensinn, ein Charakter, mit einem Wort: ein Glaube.

Die ungläubig Geborenen oder die ungläubig Gewordenen sind nun dahin. Aber sie sind es leider nicht ganz. Die Brüder Rotter haben sich an irgendeine Riviera mit Schimpf und Schande zurückgezogen, doch auch mit einer Bodenrente aus sechs Theatern, die sie teils erworben, teils für die nächste kleine Ewigkeit gepachtet haben. Für Meinhard-Bernauer, die vier Theater kontrollieren, braucht uns auch nicht bange zu sein. Das Organ der Deutschen Bühnengenossenschaft hat allen diesen Grundherren die ungefähre Höhe ihrer Einnahmen nachgerechnet, um die den Nachfolgern der Betrieb verteuert und erschwert wird. Das Organ der Schauspieler ruft das Polizeipräsidium an, es fordert seinen neuen Chef zum Eingreifen auf, es beehrt ihn mit einer Aufgabe, die wichtig und populär genannt wird. Die Schauspieler haben das Recht, sich besorgt zu zeigen, weil die ungesunde Preissteigerung mit ihrem ersten Druck den Direktor, mit ihrem zweiten, und darum multiplizierten, die ihm anvertrauten Schauspieler trifft. Aber ich kann mir im Augenblick nicht vorstellen, mit welchen Mitteln die Verwaltung da eingreifen kann. Den Besitzer eines Hauses kann man gewiß nicht hindern, es für irgendeine erreichbare Rente zum Zweck der Kunstausübung zu vermieten. Ungewiß scheint mir, ob man den Pächter eines Hauses, der es weiterverpachtet, eines unerlaubten Zwischenhandels oder eines Aktes von Bodenwucher überführen kann. Die Theaterweltgeschichte hat uns jedenfalls gelehrt, daß man durch eine Bühnenleitung im allgemeinen nicht reich wird, wohl aber durch den Besitz eines Bühnenhauses, in dem irgend etwas von irgend jemand immer gespielt werden wird. Ein Theater hat noch nie leergestanden. Grundsätzlich wäre aus den Klagen der Schauspieler und aller Einsichtigen zu folgern, daß die Bühnenhäuser in öffentlichen Besitz übergehen müssen. Wenn die Stadt Berlin sich derjenigen Objekte versichert hätte, die gerade in wirtschaftlich günstigen Zeiten noch billiger zu haben waren, sie würde sich eine schöne Rente gesichert haben, ohne die Kunst übermäßig zu belasten, und die hohe Einsicht unserer Stadtväter würde sich ganz gewiß schon zur Herabsetzung der Lustbarkeitssteuer entschlossen haben.

Ich habe gesagt, daß das Berliner Theaterwesen schon durch den Verlust der Rotters für diese Spielzeit auch den Skeptiker mit einer anständigeren Physiognomie anlächelt. Wenn unsere Hoffnungen noch weiter gehen, so werden sie durch die Rivalität gestärkt, die die neuen Herren in Atem halten muß, die sich erst einzuführen oder aufs neue zu beweisen haben. Von Hartung weiß ich nicht, ob er wirklich kommt; angemeldet ist er jedenfalls. Aus Frankfurt a. M. begrüßen wir Arthur Hellmer; den Ruf, der ihm vorausgeht, wird er rechtfertigen wollen. Aus New York, Wien, Salzburg begrüßen wir Max Reinhardt, der uns versprochen hat, Berlin wieder zu seinem Kraftzentrum zu machen. Der Meister und Zauberer wird sich das auch selbst versprochen haben müssen, da es so wie im letzten Jahre nicht weiterginge, trotz des Erfolgs

seiner eigenen Inszenierungen. Wir brauchen nicht nur den Regisseur in gelegentlichen Leistungen, wir brauchen den ganzen Mann, der uns lieber ist, wenn er in Berlin arbeitet, als wenn er in Salzburg zaubert. Nach zweijähriger Pause tritt Victor Barnowsky wieder auf, der die beiden Theater von Meinhard-Bernauer, dazu die Tribüne von Robert gepachtet hat. Nach einer Pause, um die ihn jeder Eingeweihte beneiden muß. Denn wer Jahrzehnte nur Theater macht, kennt die Welt nicht mehr, und wer die Welt vergißt, kennt schließlich auch das Theater nicht mehr. — Ich habe längere Zeit nicht gefochten, sagt ein philosophischer junger Mann bei Arthur Schnitzler, aber ich habe das Gefühl, daß mein Arm in dieser Zeit etwas zugelernt hat. — Es werden also drei Herren von je drei Theatern neu oder so gut wie neu in den Ring treten, und sie werden den Schwergewichtsmeister Jeßner finden, der in den letzten Jahren schon beinahe mit sich selbst raufen mußte, um seinen Titel zu behaupten. Rechnen wir noch die geschickte Direktion Saltenburg und endlich die Volksbühne, die sich wieder recht frisch und nach mehreren Seiten bewegt hat, so scheinen Kräfte genug aufgeboten, die miteinander ehrenvoll ringen werden. Was auch immer ein Füreinander bedeutet. Denn jede dem Theater gegen Kino und Radio und allgemeine Verdummung zurückeroberte Position ist eine gemeinsame Eroberung.

Was ist nun bisher, bis zum 20. September, geschehen? Noch nicht viel, aber wir wollen nicht drängen. Der September benimmt sich noch sommerlich, und es soll ein langer Winter werden. In der Hauptsache begrüßen wir die von den Direktionen einmütig eingeführte Neuerung, daß die Preise erheblich heruntergesetzt worden sind. Sie bewegen sich von einer bis zwölf Mark, manchmal bewegen sie sich auch nicht, und sie werden noch immer oder schon wieder, wie man mir sagt, durch die bekannten Steuerkarten herunter- und abgesetzt. Lassen wir die halben Vergnügungen, die als Reste des Sommerausverkaufs noch zu halben Preisen angeboten werden; betrachten wir die Unternehmungen, die voll Mark und Nachdruck wenigstens geplant waren.

In Saltenburgs Theater am Schiffbauerdamm wird „Lady Fanny oder die Dienstbotenfrage" gegeben, eine zwanzig Jahre alte Komödie, von dem als Erzähler so liebenswürdig gewesenen Jerome K. Jerome. Vor weiteren zwanzig Jahren hätte man im Burgtheater etwa dazu gesagt: etwas gewagt, aber sehr hübsch. Fanny, die Varietésängerin, heiratet einen jungen Lord, den sie für einen Maler gehalten hat, und der sie für ein Mädchen aus guter Familie hielt. Ihr Onkel, der Oberlakai, den Max Adalbert in seine eisernste Selbstbeherrschung zwingt, erzieht sie zur Aristokratin. Die Durieux, die eine Tanzeinlage hat und besser tanzt als gelernte Tänzerinnen, läßt die Wahl des Stückes vielleicht nicht verzeihen, aber verstehen. Diese merkwürdige Durieux, die immer schlanker, immer jünger, immer unternehmender und, wenn sie das Kompliment gestattet, immer hübscher wird. Ihr Mutwille, der auch das Mädel von der Straße, das Proletarische noch aufnimmt, trägt gewiß die Rolle. Aber die Rolle trägt nicht das Stück, das, mit Harmlosigkeiten beschwert, immer hinterher zu lahmen scheint.

Arthur Hellmer aus Frankfurt a. M. ließ den Götz von Berlichingen im Lessing-Theater inszenieren durch Paul Rosenheim aus Königsberg, woher Jeßner uns das Theater, wenn nicht der

reinen Vernunft, so doch der reinen Energie gebracht hat. Man merkt, wie Rosenheim bei Jeßner gelernt hat, ohne sich mit der Kraft seines Vorbildes verantworten zu können. Schon die erste Szene im Wirtshaus läßt uns alles ahnen, alles wissen, alles voraussehen. Dieser Metzler macht zu unheimliche Augen, darin schon alle Feuer des Bauernkrieges fürchterlich schwelen. Es wird also nicht der Götz gespielt, sondern eine Auffassung davon, die ganz auf den Hintergrund des Bauernkrieges gespannt wird. Der Bauernkrieg zählt aber nur als Episode unter verschiedenen anderen, und Goethes Jugendstück wird nie zu einem sozialen Drama, den Webern vorausgehend, gemacht werden können. Der Götz ist ein freiheitliches Stück, nicht im politischen Sinn, sondern in dem der naturgewachsenen Persönlichkeit, die frei atmen will. Der Held beweist sich wie Egmont durch seine Natur, durch sein Temperament, das man lieben muß, auch wenn seine Taten wenig Sinn zusammenbringen. Der Regisseur versuchte, da etwas Ordnung zu schaffen, den primitiven Freiheitsbegriff, den naiven Gerechtigkeitssinn in einer Art sozialer Verantwortlichkeit zusammenzubinden. Paul Wegener hat für sich recht, weil er anders als mit einem Zusatz von Verstand und Vorbedachtheit gar nicht zu einem Götz, sogar zu einem recht guten, werden konnte, aber er hat nicht ebensoviel Recht für Goethe. Während der Regisseur Rosenheim durchaus unrecht hat mit seiner roten revolutionären Untermalung.

Max Reinhardt ließ den 60. Geburtstag von Max Halbe in den Kammerspielen durch den „Strom" feiern. Der Dramatiker Max Halbe lebt von einem einzigen Stücke, der „Jugend", und er lebt nicht schlecht davon. Man findet ihn immer noch auf dem deutschen Parnaß unter seinen ehrwürdigen Urbewohnern. Sein weniger erfolgreiches Drama „Der Strom" hat ein gefälschtes Testament und einen Eisgang; klar, daß am Ende beides zusammenkommt, daß der starke Verbrecher alte Untat sühnt, indem er sein Leben für das der anderen in den Fluten der Weichsel opfert. Als Max Halbe von seiner westpreußischen Scholle zum literarischen Parnaß emporstieg, gab es Naturalismus aller Art: schlesischen, ostpreußischen, westpreußischen, berlinischen, österreichischen und bayerischen. Alle deutschen Landschaften stammelten ihre Dialekte oder die Menschen hatten sich wenigstens mit den Landesfarben ihres besonderen Gemüts angestrichen. Ich kann auch in diesem Stück, das dieselbe Frau von drei Brüdern, von dem Verbrecher, von einem Entgleisten, von einem Rangierten (Strombautechniker!) lieben läßt, nicht einmal die besondere Schwermut seiner ostdeutschen Landschaft finden. Der Eisgang rollt dort nicht anders als eine Lawine von Ibsen. Mit etwas mehr Bühnentalent wäre Halbe vielleicht ein Sudermann geworden; der Himmel bewahrte ihn davor, so daß er als Vorläufer, als Primitiver vor der Renaissance gefeiert werden kann. Was alles für E. A. Licho kein Grund sein durfte, ihm ein mit Hedwig Wangel, mit Franziska Kinz und gar mit Eugen Klöpfer in der Hauptrolle besetztes Stück zu verstümmeln und die zerrissenen Glieder einzeln nebeneinander zu legen. Eine Anatomie des alten Naturalismus.

Mit einer sehr gepflegten, sehr geschlossenen und auch geistig gehobenen Aufführung von „Zurück zu Methusalem" hat Victor Barnowski die ihm von Eugen Robert überlassene Tribüne eröffnet.

Der fünfundsechzigjährige Shaw, der dieses Stück schrieb, ist immer noch ein Teufelsschüler, ein Logiker, der auch Verstand, ein Dialektiker, der auch Herz hat. Von der großen Serie, die fünf Stücke umfaßt, sind am Eröffnungsabend zwei gegeben worden, so persönlich, so unterhaltend und zugleich so gutes Theater, daß sie die Fortsetzung des Unternehmens lebhaft wünschen lassen. Das erste Stück spielt im Paradies. Adam und Eva, von der Schlange verführt, erfinden den Tod, die Zeugung, die Ehe, was sehr schnell, sogar konversationsweise geschieht, um doch wie ein mindestens gedanklicher Mythus zu wirken. Unter allen Dramatikern bleibt dieser kluge alte und doch sehnsüchtige und doch gläubige Shaw beneidenswert durch seine wiedererworbene Unbefangenheit. Der zweite Akt bringt den Kain, der aber den Brudermord schon hinter sich hat, als den ersten Mörder, den ersten Kämpfer, den ersten Sieger, als den ersten Renommisten auch, und aus seinem respektlosen Streit mit Vater Adam, dem alten Arbeiter und Proleten im Schweiße des Angesichts, ergibt sich eine mächtige Aussicht auf die Entwicklung des Menschengeschlechts, wenn ein unzulänglicher Versuch so genannt werden darf.

Das zweite Stück ist das „Evangelium der Brüder Barnabas", zweier moderner Gelehrter, die das menschliche Leben mit Hilfe der angewandten Biologie auf dreihundert Jahre bringen, damit der einzelne Mensch Zeit gewinne, etwas Gründliches zu lernen, sich aus kindhafter Dumpfheit heraus zu klären. Die neue Idee wird zwei großen Politikern vorgetragen, die auch vom Berliner Publikum unschwer als Asquith (glänzend mit Kurt Goetz) und Lloyd George erkannt wurden. Beide, besonders aber der Demagoge Lloyd George, beweisen, wie sehr es vor allem die Führer des Volkes nötig haben, älter und reifer zu werden. Diese Pentalogie, an das neue Wort müssen wir uns gewöhnen, wird nur als Ganzes gewürdigt werden können. Wir werden einen Shaw erleben, der an den Begriff der schöpferischen Evolution glaubt und der wahrscheinlich auch an dem Besten, was er sich vorstellen kann, verzweifelt. Die Menschen bringen es zu nichts, selbst wenn sie zu Methusalem zurückkehren. Durch seinen, auch für das Publikum, ehrenvollen Erfolg ist Barnowski jedenfalls ermutigt, das Mammutdrama zu Ende zu bringen. Und auch gezwungen, da das Werk — Shaw kann es sich erlauben — an die Bühnen nur im Ganzen abgegeben wird.

RANDBEMERKUNGEN

Kußmann und Caspary

Auf den Vorwurf des Justizministeriums, daß überflüssigerweise für Verhaftungsfahrten das Flugzeug benutzt worden sei, erklärte der Assessor Caspary: es gehöre zur Pflicht der Staatsanwaltschaft, sich der schnellsten Beförderungsmittel zu bedienen, eine andere Auffassung könne als Angst vor Unglücksfällen bewertet werden. Die vorgesetzte Behörde wird ob solches Spruches des Candidat Jobses verblüfft gewesen sein; uns andern erschließt sich in dieser heldenhaften Geste die Gottgleichheit des Assessors. Selbstverständlich: des königlichen, des Assessors, wie er aus der glanzvollen Puppe des Borussen flügelspannend aufsteigt. Man muß diese beiden Assessoren Caspary und Kußmann naturell gesehen haben. Das sind keine Verschwörer großen

Stils, weder politische Heroen, noch Berserker des Rechts. Das sind schlechthin: Simplicissimusgestalten. Und man kann nur eins nicht verstehen: wie die aufsichtführenden Stellen es fertigbringen konnten, diese törichten und unreifen Jungens, diese aufgeblasenen und taktlosen Unfähigkeiten auf die Menschheit loszulassen. Die beiden Herren sind der Oeffentlichkeit durch ihre blamablen Dummheiten in einigen besonders krassen, weitere Kreise interessierenden Fällen bekanntgeworden. Was aber mögen diese beiden Knaben sonst an Unmöglichkeiten schon begangen haben! Von Rechts wegen müßten alle Fälle, an denen diese beiden beteiligt waren, nachgeprüft werden. Aber: sind diese beiden wirklich unerhörte Ausnahmen oder sind sie vielleicht nur der banale Typus, der Assessor? Jedenfalls: Rechtspflege und Rechtssicherheit haben durch die Vorführung dieser beiden Assessoren einen weiteren schweren Stoß bekommen. Dergleichen besucht auf Kosten der Steuerzahler das Gymnasium, dergleichen belästigt Jahre hindurch auf Kosten der Steuerzahler die Universität, dergleichen bekommt auf Kosten der Steuerzahler den teuren Apparat der Justiz ausgeliefert, dergleichen kann mit diesem Apparat, freischaltend und aus eigenem Verantwortlichkeitsgefühl sich entschließend, jedermann belästigen, verfolgen und verhaften. Man besinne sich: wenn der schlichte Staatsbürger von der Polizei oder vom Gericht vorgeladen wird, so soll er pflichtgemäß dorthin gehen, um nach bestem Gewissen die Wahrheit zu sagen. Der Assessor Kußmann aber, der die Macht besitzt, jeden deutschen Staatsbürger ins Gefängnis zu setzen, wohlgemerkt aus eigenem Verantwortungsgefühl heraus — wohlgemerkt, dieser Herr über Leben und Tod erklärt, er sei auf die Vorladung des höchsten Chefs der Berliner Kriminalpolizei zu diesem nur gegangen, um ihm ein „Theater" vorzumachen. Und er erklärt ferner: er freue sich, daß ihm dies „Theatermachen" so außerordentlich gelungen sei. Ist es da zu viel, von einer Demoralisation der Rechtsübung zu sprechen? Es heißt, daß dieser Assessor Kußmann zurzeit noch irgendwo in Berlin als Richter amtiere. Wir fragen das Justizministerium, ob es wirklich einen deutschen Richter geben darf, der diesen frechen, höhnenden Ausspruch vom Theatermachen getan hat! Das Justizministerium würde seine Verantwortung selbst verneinen, wenn es nicht unverzüglich diesen exhibitionistischen Assessor zu den Akten legte.

Wenn in irgendeinem Geschäftsbetrieb oder in irgendeiner Redaktion es vorkäme, daß ein Angestellter gegen den andern auf Kosten der Leistungsfähigkeit des Betriebes konspiriert, intrigiert, oder daß er monomanisch und größenwahnsinnig den Arbeitsprozeß stört, so würde er binnen fünf Minuten auf der Straße sitzen. In der preußischen Justizverwaltung wird es geduldet, daß ein Beamter gegen den andern arbeitet, und daß Zustände sich entwickeln, für die ein kennzeichnendes Wort fehlt. Die Herren wagen es nicht, in ihren Dienstzimmern vertrauliche Gespräche zu führen, sie scheuen das Telephon, sie reißen, wenn sie in einer Konferenz sind, die Tür auf, um zu sehen, ob nicht irgend jemand dahinter lauscht. Solches ist der Zustand der Behörde, die für das deutsche Recht verantwortlich ist. Mag sein, daß es nicht überall so aussieht. Aber wer garantiert dafür, daß es im Bereich der preußischen Justiz nicht noch Orte gibt verwilderter, und man darf wohl sagen verkommener als Berlin und Moabit. Von irgendeiner Solidarität der Beamtenschaft ist nichts zu spüren; in kleinlichem Haß stehen sich die einzelnen Personen gegenüber; es bilden sich Gruppen, Cliquen, Banden.

Die beiden Assessoren Kußmann und Caspary, diese Abfallprodukte des alten Staates, sind für nichts, was dem neuen Staat, der Republik, nützlich sein könnte, verwendbar.

Diese ganze Gattung muß ausgefegt werden. Das aber dürfte ungefähr das gleiche sein, als wenn man fordert, was selbstverständlich ist: der Republik und der republikanischen Rechtspflege im besonderen dürfen nur Republikaner dienen. Die Verlogenheit, mit der Anhänger der alten Herrschaft dem neuen Staat Beamte sein wollen, führt notwendig zu Zersetzungserscheinungen, wie sie durch den Regierungsdirektor Weiß vor aller Oeffentlichkeit dargelegt und durch die beiden Assessoren Kußmann und Caspary nur illustiert worden sind.

Breuer

Hindenburg-Abende

Liebe „Glocke"! Hungrig und müde von einem längeren Spaziergang, kehrte ich kürzlich im Osten Groß-Berlins in einem recht adrett aussehenden Restaurant ein, um meinen inneren Menschen wieder etwas aufzufrischen. Ich habe diese Einkehr nicht bereut; denn ich habe dort Sachen erfahren, die mir sonst keiner gesagt hätte. Von heute ab bin ich ein Gegner der Ansicht, daß man aus Stammtischgesprächen nichts lernen könne. Es ist eine große Neuigkeit, die ich erfahren habe. Auf den ersten Blick sieht diese nicht so aus, als ob sie weltbewegend wäre, aber vielleicht kann daraus für Deutschland doch eine ganz neue politische Konstellation entstehen. Doch hören wir, was die vier sehr ehrbaren und sehr bürgerlichen Herren am Stammtisch zu berichten haben. Also: der Hindenburg ist von den Roten schon halb, wenn nicht schon zu drei Vierteln eingefangen worden. Wenn Hindenburg in Berlin ist, so spielt er jeden Abend einen Groschenskat. Daran wäre weiter nichts Aufregendes. Aber seine Partner sind dabei immer der preußische Ministerpräsident Braun und Severing. Wenn einmal Severing nicht zur richtigen Zeit da ist, so muß Braun gleich an die „Quasselstrippe" springen und den Severing heranholen. Löbe hat auch schon öfter mitgespielt, aber der spielt schlecht, und da hat der Herr von Hindenburg schon ein paarmal gesagt: „Herr Löbe, Sie verspielen mein Geld mit!", und seitdem fühlt sich Herr Löbe geniert und spielt nicht mehr mit. Aber als Kiebitz ist er immer dabei. Der gerissenste Spieler von allen ist der Braun, und einmal hat der Herr von Hindenburg sogar schon gesagt: „Herr Braun, Sie gewinnen aber auch jedesmal, mogeln Sie nicht etwa?" Aber der Braun sagt immer, er mogele nicht, er spiele nur gut; mehrmals soll der Braun aber doch schon falsch bedient haben. Der Herr Reichspräsident hat das aber sofort gemerkt, und der Braun mußte dann das Spiel bezahlen. Der Severing dagegen „mauert" gern, und es macht ihm eine teuflische, oder, um es beim richtigen Namen zu nennen, eine sozialdemokratische Freude, wenn er den Herrn Reichspräsidenten „reinlegen" kann. Dabei macht er aber immer den Ernsthaften und tut so, als ob er den Herrn Hindenburg bedauert, wenn der ein Spiel verloren hat. Ich will diese Intimitäten hier nur feststellen, ohne selbst Schlußfolgerungen daran zu knüpfen. Immerhin dürfte es angebracht sein, auf diese Hindenburg-Abende mit etwas größerer Genauigkeit zu blicken.

Alois Tiefbekümmert

BÜCHERSCHAU

Europäische, nicht Heimatkunst

Gegen das in Frankreich wie in Deutschland um sich greifende reaktionäre Streben, eine bloß national bedingte, heimatgebundene Kunst als echt und groß hinzustellen, wendet sich der Antwerpener Kunstkritiker André de Ridder soeben mit einem Buche, dem er den Titel „Le Genie du Nord" gibt. Mit einer Bestimmtheit, die den Franzosen durchaus nicht erfreulich in den Ohren klingen dürfte, wendet er sich gegen Frankreichs Traditionalisten. „Nichts Geringeres versuchen sie, als sich jener kräftigsten, der heutigen europäischen Strömungen entgegenzuwerfen: der Niederlegung der geistigen und moralischen Landesgrenzen. Anstatt, daß sie nach einer Plattform suchen, auf der sich die verschiedenen Schulen versöhnen, auf der sich die verschiedenen Tendenzen von Land zu Land zu gedeihlicher Wechselwirkung zusammenführen lassen, strengen sie sich im Gegenteil an, uns Verhütungsmaßregeln aufzuerlegen und die Zahl der schon errichteten Schranken noch zu vermehren." Es stehe jedoch nicht so, sagt de Ridder dann an anderer Stelle, daß eine Nation sich absondern müsse, um ihre Seele und die Kunst, die deren Blüte ist, unversehrt zu erhalten. „Es kann keinerlei Schaden stiften, sondern nichts wie Vorteil bringen, wenn zwischen den Völkern eine engere Zusammenarbeit angestrebt wird und wenn man, von der einen wie von der anderen Seite, sich jene Güter zureicht, die wir selbstsüchtig für uns zu behalten durch nichts verpflichtet sind. Wenn sie sich besser verstehen, sich besser ergründen und begreifen werden, dürfen sich die Völker am Ende eines weniger zerbrechlichen Friedens erfreuen, als jenes Friedens, der uns auferlegt wurde. Was die Kunst anbetrifft, so wird sie sich vielgestaltiger entwickeln, wenn die Quellen ihrer Inspiration sich vermannigfaltigen, wenn die Gebiete ihrer Gestaltungsversuche sich erweitern." Schließlich gebraucht de Ridder einen ganz praktischen Vergleich, um die Notwendigkeit des kulturellen Austauschs zu beleuchten. Auf geistigem Gebiete müsse, noch mehr als auf dem wirtschaftlichen, die Politik der offenen Tür maßgebend sein: „Wir leben in einer Zeit des internationalen Austauschs, dessen Freihandelspolitik mit Notwendigkeit so gut auf die geistigen wie auf die gewerblichen oder landwirtschaftlichen Erzeugnisse angewendet werden muß. Alle Länder müssen uns teuer sein, aus denen wir ein nützliches Erzeugnis holen können, wäre es auch nur ein befruchtender Gedanke. Wie wir genau so stolz sein müssen, wenn wir vieles unserer geistigen Habe an jene weiterreichen dürfen, die uns Vertrauen entgegenbringen." Denn das Wesentliche sei ja eben, daß die Völker dahin arbeiten, „alle die Gesichtspunkte und Begriffe zu vervielfachen, die sie als Gemeingut besitzen".

Können sich die Traditionalisten in Deutschland schon diese allgemeinen Richtlinien zu Herzen nehmen, so besitzt auch der zweite Grundgedanke des Buches von de Ridder warnende Eindringlichkeit. de Ridder, der sich kulturell durchaus zu Frankreich bekennt, sieht dort eine allgemeine geistige Erschöpfung um sich greifen, und gerade daß in Frankreich jetzt der künstlerische und der politische Traditionalismus — der zweite in der Form des Regionalismus, der erste in der Form des Neo-Klassizismus auf den Schild gehoben wird —, gerade hierin findet er den Beweis dafür, daß die Instinkte Frankreichs für die Führerschaft in Europa geschwächt sind. Wie Voltaire seinerzeit an Katharina schrieb: „Das Licht muß aus dem Norden kommen", so stellt de Ridder fest, die künftige europä-

ische Kultur müsse, werde, sofern sie nicht eine reaktionäre Wiederholung des Gewesenen sein wolle, vom Geiste des Nordens wesentlich bestimmt sein. Durch ausführliche Analysen der französischen Literatur, Baukunst, Musik und Malerei belegt er, wie der französische Traditionalismus, sofern er sich nur von den Einflüssen des griechisch-lateinischen Südens nähren will, allzu leicht der Erstarrung anheim fällt, wie aber schon in früheren Zeiten Frankreich sich durch die Hineinnahme nordisch-germanischer Einflüsse regeneriert hat. „Versuchen wir es in Frankreich mit diesem nordischen Genius. Dieser Geist bietet den Vorteil, daß er weniger in Regeln gezwängt ist und weniger als Knecht hat dienen müssen, daß er noch frische, fast jungfräuliche Kräfte und sehr auswirkungsfähige Unbekanntheiten enthält. Lassen wir ruhig ein wenig Barbarei stürmen. Es kommt ein Augenblick, wo wir sie hell begrüßen müssen, weil sie uns über eine ans Ende gelangte Kultur hinwegzutrösten hat. Räumen wir der Ahnung und der Einbildungskraft einen kleinen Platz ein, lassen wir unsere Vorstellungsgabe aut und von dannen schweifen, da ja der Verstand unsere schöpferischen Quellen auszudörren beginnt wie in einer Pflanze, die allzuviel hervorgebracht hat." Unter nordischem Geiste versteht de Ridder zwar durchaus nicht ausschließlich den deutschen Geist; er wäre der letzte, diesen deutschen Geist den Franzosen als alleiniges Heil- und Verjüngungsmittel anzuempfehlen. Die Vorbehalte gegen die letzten Erzeugnisse der deutschen Malerei, die de Ridder macht, sind beträchtlich. Er kann jedoch nicht umhin, Deutschland als die am kräftigsten sprudelnde Zuflußquelle anzuerkennen, aus der sich dieser, dem lateinisch-griechischen entgegengeartete nordische Geist speist. „Dem Deutschen", schreibt er, „fällt es nicht schwer, jene begehrliche und wenn auch auseinanderstrebende, doch so lebendige Reizsamkeit unversehrt zu erhalten, diese Leichtigkeit auf Gedankenverknüpfungen zu reagieren und Zusammenhänge in der ganzen Natur herzustellen und nach jener tiefgründigen Ueberzeugungskraft zu streben, die seine künstlerischen Schöpfungen auszeichnet. Der ‚Verismus' und der ‚Naturalismus' haben bei den Germanen einen weit weniger freundlichen Empfang gefunden, und es ist ein gar merkwürdiger, freilich gar häufig begangener Fehlgriff, sie für positiv zu halten."

Auf der Suche nach einer zusammenfassenden, gut kennzeichnenden Formel für den nordischen Geist fällt André de Ridder eben dies ins Auge: die schöpferische Phantastik der Germanen. Sinn für das Romantisch-Malerische, für geistige Versenkung und Träumerei, für Volkslegende und Feenmärchen, dies alles charakterisiere jene Erfindungsfähigkeit (puissance d'illusion), darin de Ridder den hervorstechenden Zug des nordischen Geistes erblickt. Auf deutscher Seite dürfte sich gegen eine derartige Formulierung schwerlich Widerspruch erheben. Weshalb aber, ist nun zu fragen, spielt dieser deutsch-nordische Geist der Welt gegenüber den Unverstandenen und Sich-Genierenden? Weshalb bestimmt er sich zur Ausdrucksform nur für den deutschen Hausgebrauch? Weshalb färbt er sich bei uns bewußt und willentlich reaktionär, wo er doch in einem ermatteten Zeitalter an der Spitze marschieren könnte? Wie dieser deutsche Geist sich in Deutschland gebärdet, zurückgewendet ins Endgültig-Vergangene, kann er freilich, sobald er vor die Tore der Heimat tritt, nur Kopfschütteln erregen. Um repräsentativ zu werden, müßte der deutsche Geist sich weltbürgerlich ausweiten, was darauf hinausläuft, daß die deutschen Künstler beginnen müßten, europäische, nicht Heimatkunst anzuerstreben.

F. M. Huebner (im Haag)

„Die deutsche Renaissance"

Von einem Deutschen.

(Verlag Kampmann & Schnabel, Prien am Chiemsee.)

Der Macher dieses teutschen Machwerks verschweigt kühn seinen Namen. Hilft ihm nichts: selbst die „Deutsche Allgemeine Zeitung" hat herausgekriegt, daß er Hans Blüher heißt. Natürlich! Wer sonst bekommt's denn fertig, aus Grundsatz „dunkel" zu denken, „Mythos, Geschichte und Philosophie" durcheinanderzumanschen, tieftuend von der „Unmöglichkeit einer deutschen Republik" zu philosophaseln, „Preußen - Deutschland" arglos für „das einzige Beispiel von Staat in Europa" zu erklären und, nach einem 113 Seiten langen, höchst unbefugten Gerede, dummdreist zu offenbaren: „Das Werdende muß im Schweigen gedeihen, gereizt von dem befugten Wort!" Kein Wunder, daß dieser blühernde Blödsinn den nationalistischen Mystikern sehr imponiert. Der Besprecherich der „Deutschen Allgemeinen" scheut sich nicht, zur Beweihräucherung des Schweigers Blüher ein Nietzsche-Wort zu mißbrauchen:

„Wer viel einst zu verkünden hat,
Schweigt viel in sich hinein.
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
Muß lange — Wolke sein."

Wir aber meinen:

Wer nichts mehr zu verkünden hat,
Schwatzt „Schweigt!" aus sich heraus.
Wer keinen Blitz zu zünden hat,
Dem spenden sie Applaus.

Die schwarz - weiß - roten Herrschaften nämlich. Die müssen ja vor Wonne strampeln, wenn sie bei Blühern Sätze lesen wie diese: „Deutschland hat seine Waffeninstrumentation an die Feinde abgeliefert; — aber das Waffengeheimnis blieb in Deutschland." „Es kann jeden Augenblick der Zeitpunkt eintreten, wo die abgelieferten komplizierten Waffen altes Gerümpel werden und dem zum Verderben gereichen, der es sich in seiner Verblendung vermaß, die wirklichen Geheimnisse des Krieges zu übersehen." „An der deutschen Westfront standen Geschütze, die weit über das damals bekannte Maß der Entfernungen hinaus geboten. Sie warfen ihre Projektile bis außerhalb der Erdatmosphäre, so daß sie reibungslos weiterflogen und nun ihrer Bahn noch die Erdbewegung zugute kam: Paris flog dem Geschoß entgegen. Solche Symbolik hat Frankreich zu ertragen." Und unsereins solchen Unsinn! Natürlich ist jeder Artillerieoffizier imstande, Herrn Blüher nachzuweisen, daß er zwar was von „Symbolik" versteht, von Ballistik aber — soviel wie von Ethik.

Vor Jahren, zur Zeit als er die „Secession Judaica" verbrach (jenen Schmöker, mit dem die Decessio Blüheriana begann), soll Blüher mal geäußert haben: „Ich ziehe nächstens aufs Land und baue Kohl." Er baut ihn nicht bloß auf dem Lande.

Franz Leschnitzer

Karl Georg Wurzel:

Die Sozialdynamik des Rechts

Die Lehre von den Eigenkräften des Rechtslebens als Verbindungsgebiet der auseinanderstrebenden Rechtstheorien

Wien, J. L. Bondi & Co., 160 S.

Wurzel, dessen 1904 erschienene Erstlingsarbeit „Das juristische Denken" 1924 in zweiter Auflage erschienen ist, hat mit seinem neuen Werke „Die Sozialdynamik des Rechts" den Weg fortgesetzt, den er mit der früheren Schrift begonnen hat. Sein Standpunkt kann als ein logisierend empirisch-psychologischer bezeichnet werden, bewegt sich also im bewußten Gegensatz zu den vorwiegend erkenntnistheoretischen Fragestellungen der neueren Rechtsphilosophie neukantischer Prägung, gegen die Wurzel scharfsinnige und m. E. sehr beachtenswerte Einwendungen (S. 103ff. gegen die reine Rechts-

lehre Kelsens) erhebt, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Wurzel unterscheidet drei Eigenkräfte des Rechts: 1. das aktive Unrechtsgefühl, das schon den Ausgangspunkt der sich überstürzenden Gedankengänge von August Sturm bildete, in Verbindung mit der Idee der Gleichheit; 2. die Proklamiertheit, d. i. Organisation der großen Interessensolidaritäten durch proklamierte oder in den Zustand der Proklamiertheit hinaufgewachsene Normen; 3. den Vertrag.

Unter Kraft versteht Wurzel das Erlebnis in der Brust jedes einzelnen, in einer sozialen Rechtsgemeinschaft Lebenden. Er glaubt nun in den drei erwähnten Kräfte-Elementen die archimedischen Punkte gefunden zu haben, von denen aus die auseinanderstrebenden Rechtstheorien verbunden werden könnten. Dabei liegt ihm in Uebereinstimmung mit diesen der Nachweis am Herzen, daß das Rechts l e b e n neben dem ethischen und neben dem Interessen- und Organisations l e b e n ein selbständiges Gebiet darstelle, und die Werturteile dieser drei verschiedenen Lebensgebiete in bestimmter selbständig abzugrenzender Symmetrie zueinander ständen. Dieser frappierende Gedanke wird durch eine Tabelle zum Schluß des Buches veranschaulicht und durchgeführt, in der die Werturteile des Rechts den Systemen der Wertungsregeln des äußeren Verhaltens gegenübergestellt werden, die einerseits dem Interessen- und Organisationsleben und andererseits dem ethischen Leben zugehören.

Sehr interessant ist die Auseinandersetzung Wurzels von seinem Standpunkt der Sozialdynamik des Rechts mit der marxistischen Lehre. Er sagt: „So erscheint der Rechtslehre die marxistische Bewegung als eine ungeheure Anfechtungsklage gegen die Ergebnisse der Millionen und Millionen vergangener Verträge aus dem Titel der Zwangslage oder Irreführung, die vom Standpunkt der Anklagenden gegeben war und sich nicht wiederholen darf, da hierdurch der Gleichheitsgedanke leidet.

So kommt die ewige Reibungsfläche zwischen der Kraft des Vertrages und der Idee der Gleichheit, die zu allen Zeiten in dem Begriffe „Wucher" bewußt erfaßt wurde, in einer akuten, ins Gigantische vergrößerten Spannung im Rechtsgebäude zum Ausdruck.

Es wäre lächerlich zu glauben, daß sich dieser „Prozeß" wie ein sonstiger Rechtsfall juristisch lösen läßt. Aber frevelhaft wäre es vom Juristen, es zu unterlassen, auf die Eigenkraft des Rechtslebens gestützt, diese zwar nicht unbegrenzte, aber doch selbständig vorhandene Kraft in die Wagschale zu werfen.

Hat ja doch die soziale Bewegung, selbst in ihrer marxistisch-radikalsten Ausprägung, die Eigenkraft des Rechts nur rein nominell verleugnet, als sie nämlich das „Recht" zu dem sich immer kraftlos anpassenden ideologischen Ueberbau der testen ökonomischen Entwicklungsunterlage beizählte. Daß diese Entthronung nur nominell ist (oder nur dem „Staats g e s e t z e", nicht aber dem „R e c h t e" galt), sieht man an den steten Verbeugungen, die der radikalste Marxismus vor der Rechtsidee vollzieht. Unter Anrufung des „Unrechts" und der „Ungleichheit" wird die Arbeiterschaft ralliiert, der betrügerische „Mehrwert" und die „Ausnützung der Zwangslage" den Unternehmern vorgeworfen, die Expropriation der Expropriateure begehrt!! Liegt nicht in der Anrufung dieser Begriffe eine stete Ehrenbezeigung vor der Majestät des Rechts? (Allerdings nur des Rechts, nicht des Gesetzes.)

Und wenn auch für die Zukunft nach dem Siege der proletarischen Ideen der Marxismus im ersten Ueberschwange die Vernichtung des „Staates" (der mangels Klassenscheidung überflüssig sein wird) „verheißen" hat, von der Vernichtung oder dem Absterben der

Rechtsidee wurde doch nicht so gesprochen.

Es mehren sich Stimmen aus den extremsten Kreisen der sozialen Umwälzung, die auch die frühere — nominelle — Zurückstellung der Rechtsidee ablehnen, die — das bisher erhobene Bedenken des Utopismus nicht scheuend — das „Recht" eines wirklich sozialistischen Staates (nach Anton Mengers „Neue Staatslehre" bahnbrechendem Beispiel) im voraus suchen. Sofort tritt da z. B. das ewige Problem der Eigenkraft des Vertrages in seine Rechte. Naive Auseinandersetzungen mit seiner Eigenkraft müssen einer schärferen Kritik weichen.

Auch der Begriff des „bloßen Zufalls" (z. B. in der Betrachtung des Risikos) muß in die von uns früher gewiesene Stellung in irgendeinem Maße eingesponnen werden. Und so vermindert sich die Distanz der Lebensanschauungen, je weiter, je umfassender die Forschung vor sich geht.

Pflicht der Rechtswissenschaft ist es, durch Aufbau eines passenden Begriffssystems hier ebenso vorzuarbeiten, wie es etwa durch die Lehre vom Völkerrecht oder internationalen Privatrecht für die Beziehungen der (territorialen) Staaten geschieht.

Die Gewalt — ob Völkerkampf, ob Klassenkampf — hat zum Rechtsleben dieselbe Einstellung und reziprok besteht dieselbe Relation und Aufgabe.

Kleinmütig ist die Rechtswissenschaft, wenn sie uneingedenk der Eigenkraft des Rechts sich aus der Bedachung der Organisation des Staates nicht einen Schritt herauswagt.

Unzulänglich ist sie, wenn sie ihr wissenschaftliches Leben nur durch Flucht in den engen Kreis abstrakter Formalbegriffe zu retten glaubt.

Das erste Recht, das sie zu erkämpfen hat, ist das Recht der Rechtsidee, das Recht des „Rechts". Nein! Nicht „erkämpfen", nur „feststellen" gilt es, sofern die von uns dargelegten, das Rechtsleben eigentümlich durchwaltenden Kräfte als wirklich, als objektiv seiend, als wahr erkannt werden.

Sicherlich ist es wichtig, für diese psychologische Betrachtung einen logischen Begriffsapparat zu suchen. Aber mit der Feststellung der obigen drei Eigenkräfte des Rechts ist nicht allzuviel gewonnen. Die Logisierung wird erst dann fruchtbare Arbeit leisten können, wenn die beschreibende Psychologie der Rechtsanwendung im weitesten Sinne dieses Wortes das erforderliche Bearbeitungsmaterial zur Verfügung gestellt haben wird. Solange es hieran fehlt, wird man den Eindruck nicht los, daß es sich um verfrühte Verallgemeinerungen handelt, die von der zunächst gestellten wichtigeren Aufgabe abführen, die Wirklichkeit jener Eigenkräfte des Rechtslebens in den es schaffenden Rechtspersonen zu erforschen. Immerhin ist es lehrreich und verdienstlich, gegenüber der rein erkenntnistheoretischen Strömung in der modernen Rechtsphilosophie die sozialdynamische Seite des Rechts hervorzuheben, mag das auch in Uebereinstimmung mit jener nach der rein begrifflich-rationalen Seite hin geschehen sein.

Dr. jur. Ludwig Bendix

Bezugspreis ab 1. Oktober 1925 für „Die Glocke"

Vierteljährlich Mark 4.80 (zuzüglich Porto)
Wöchentlich Mark 0.40 das Heft

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

SENATOR GERTH

Die unmöglichen Hohenzollern

184 Seiten
Halbleinen M. 3.50

BERLIN 1925
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Brieffaksimiles. In Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3.—, kartoniert 1.75 M.

Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

SACHREGISTER

Seite

Außenpolitik

Breitscheid, Rud.: Hüben und drüben . . 68
— Mißtrauen 225
— Sicherheit, Entwaffnung, Völkerbund . 385
Breuer, Robert: Weltrevolution und Entwaffnungsnote 321
— Das Moskauer Urteil 481
Carnevali, Dalmo: Die fascistische Internationale 157
Gebauer, Bruno: Polens innenpolitische Struktur 777
Hofbauer, Josef: Deutsche und tschechische Sozialdemokraten 242
— Sudetendeutsche Politik 623
Hornig, Rudi: Getreidezölle in der Tschechoslowakei 373
— Republikanisches aus Prag 524
— Raubbau an deutschen Kulturgütern . . 785
Huebner, F. M.: Die Bewegung für die Abschaffung des Heeres in Holland . . 719
Kaminski, Hanns-Erich: England, arbiter mundi 7
— Frankreich in Marokko 234
— Das Erwachen des italienischen Volkes 291
— Fascistica 490, 672
— Von Poincaré zu Painlevé 641
Kliche, Josef: Posen unter der neuen Herrschaft 562
Michel, Albin: Kolonialfragen 77
— Neuorganisation der liberalen Partei in England? 173
— Reaktionäre Wellen 198
— Weltpolitische Spannungen 300
— Der Rattenkönig der internationalen Verschuldung 330
— Französische Bevölkerungsfragen . . . 361
— Das neue Belgien 427
— Chinas Erwachen 483
— Das Kabinett Baldwin 555
— Holland und seine Kolonialfragen . . 621
— Wandlungen auf den Weltmeeren . . . 710
— Europa, Amerika, Asien 806
Müllers, Robert: Der Lohnkonflikt im britischen Bergbau 630
Nagy, Ludwig: Reise aus Ungarn 492
Periskopos: Frankreichs Wirtschaftskrisis . 112
Rautner, Max Anton: Plutarch hat gelogen 655
Rimensberger, E. F.: Gandhi in Südafrika . 675
Roß, Colin: Rassen- und Klassenfragen in Südostasien 336
— Das indische Problem 500
Saenger, Alwin: Branting und Vollmar . . 12
Schiff, Victor: Bilanz des internationalen Kongresses 708
Schreiber, Adele: Bob, der Kämpfer . . . 391

Seite

Schützinger, Hermann: Die unbegründeten französischen Militärängste 230
Stößinger, Felix: Deutschland und Frankreich in Marseille 644
Strakele, Heinz: Oesterreichs Schuld am Zusammenbruch 585
Uebelhör, M.: Franko-Europäer 652
Ungern-Sternberg, R. v.: Pan-Europa und Deutschland 648
Vejland, Paul: Dänemarks Innenpolitik . . 429
— Die außenpolitischen Strömungen im heutigen Dänemark 684
Wertheimer, Egon: Boxen und Außenpolitik 257
Zint, Hans: Deutschland, Polen und Danzig 396

Innenpolitik

Auer, E.: Das neue Parteiprogramm . . . 744
— Auf zur Kaiserwahl! 110
Benning, Wolfgang: Jugendbewegung und Sozialismus 117
— Ein Frontoffizier gegen die Dolchstoßlegende 812
Bergner, Stadtrat: Die Arbeiterwohlfahrt nach der Neuregelung des Wohlfahrtswesens 536
Bernstein, Eduard: Wie Ferdinand Lassalle für die Arbeiterklasse fortlebt 35
— Der Eid auf die Verfassung 161
— Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik treiben? 557
Bourgeois und Sozialist (aus dem Briefwechsel Ferdinand Lassalles) 50
Breitscheid, Rud.: Opposition und Regierungspartei 545
Breuer, Robert: Der Aufstieg der Sozialdemokratie 1
— Kein Mitleid mit Hindenburg 65
— Die unerträgliche Niederlage Hindenburgs 97
— Hindenburg — Gefangener von Schwarz-Rot-Gold 129
— Die sozialistische Presse 170
— Zwischen Tat und Wort 193
— Heimarbeit 239
— Die Fahne 289
— Rheinreise 468
— Motten, Nachtwächter, Gummiknüppel und Reichspräsident 705
— Schwarz-weiß-rote Gauner 801
Brutus: Der Weg Wirths 62
— Vom Reichskanzler zum Reichspräsidenten 74
— Dolch oder Gift? 100
— Die Rettung der Rheinlande 456
— Amtliche Verfassungsfeier 609

Seite

Haenisch, Konrad: Der junge Lassalle . . 41
Heiden, Konrad: Das Schicksal des bayerischen Föderalismus 681
Hellwag, Fritz: Lassalles letzte Tage . . . 55
Hindenburg und der Gaskrieg 105
Juliusburger, Otto: Das Glas Wasser ist die beste Waffe 533
Kaminski, Hanns-Erich: Vor Heidelberg . 740
Kampffmeyer, Paul: Die Fortsetzung des Bauernkrieges mit anderen Mitteln . . 713
Klühs, Franz: Konrad Haenisch † 134
Koch Fritz: Verfassungsfeier 1925 . . . 577
Kuttner, Erich: Philipp Scheidemann . . . 513
Lassalle, Ferdinand: Das Arbeiterprogramm 737
Lepke, Hans: Der Fetisch siegte 196
Löffler, Heinrich: Die Massenunglücke im Bergbau 267
Marcus, Otto: Reichswirtschaftsrat . 435, 480
Marx, Staatsanwalt: Die Aufgaben der Intellektuellen in der Partei 769
Neumann, Ambrosius: Die Landagitation . 14
Niekisch, Ernst: Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik treiben? 689
Oschilewski, Walther G.: Krise der sozialistischen Erziehung 369
Periskopos: Deutschnationale Handelspolitik 296, 332
Poetzsch, Hugo: Schutz und Festigung der deutschen Republik 303
Potthoff, Heinz: Die Kulturbedeutung des Sozialen 150
Saternus, Arthur: Zollkampf im Parlament 417
Scheidemann, Philipp: Aus Schriften und Reden 517
Schiff, Victor: Sozialdemokratie und Hindenburg-Programm 261
Scholz, Arno: Reichsbanner voran! 614
— Mitarbeit der Jugend in Partei und Gewerkschaft 758
Schreiber, Adele: Der Gesetzentwurf zur Förderung der Säuglingssterblichkeit . 353
— Die Internationale des Kindes 773
Schulz, Hugo: Rassenokkultismus 147
Schumann, Wolfgang: Wider das Wahlrecht der Greise 115
Schützinger, Hermann: Staatspolizei und Arbeiterschaft 80
Sollmann, Wilhelm: Jahrtausendjubel — Jahrtausendkampf 449
Strempler, Rudolf: Jugend und Politik . . 366
Thurau, W.: Republikanische Beamte . . . 165
— Ist der Beamte zum Streikbruch verpflichtet? 307
Tiegs, Bruno: Sozialdemokratie und Wirtschaftserkenntnis 754
Valentin, Veit: Der „rote" Delbrück . . . 421
Weinzierl, Anton: Blutige Legende 342
Weißhaar, Hans: Das junge Proletariat . . 363
Welthaas, Ernst B.: Oebärstreik und proletarischer Klassenkampf 356
Wendel, Hermann: Der lebende Lassalle . 33
Der Retter 227, 277, 310, 376
Verfassungs- und Großdeutscher Tag . . 612
*** Das Konto Stresemann 130
— Konservative Republik oder Volksstaat 205
— Genosse Severing 258
— Reichsbanner und Sozialdemokratie . . 616
— Grenzen der Demokratie 802

Wirtschaft, Steuer, Finanz

Bankzinsen und Preisbewegung 794
Cunow, Heinrich: Einführung in das Studium der Marxschen politischen Oekonomie 326
Ooslar, Hans: Eine gerechte und notwendige Steuer 497

Seite

Heinig, Kurt: Aufwertung als nationales Trauerspiel 3
— Der regierende Bund der Landwirte 71
— Herrn v. Schliebens Hindenburg-Programm 167
— Gestörtes Gleichgewicht im Volkshaushalt 265
— Die Steuernot der großen Agrarier . . 424
— Volkssteuern als Dawes-Last 552
— Die Aufwertung 578
Müllers, Robert: Der Weltkohlenmarkt und seine Wettbewerbsverhältnisse 211
— Das Wiedererstarken des deutschen Kohlen-Außenhandels 433
Nöllenburg, Wilh.: Bilanz und Pfandrecht . 717
Papyrus: Papierpatrioten 87
Periskopos: Das unsoziale Steuerprogramm . 9
— Bereitschaftszoll und gleitender Zoll . 495
Reparationszahlungen im August 794
Saternus, Arthur: Degressivzölle und Kapitalmacht 548
Seiler, Anton: Schiffahrt tut not! 85
Strakele, Heinz: Weltkohlenkrise 701
Talmon-Gros: Bodenbesteuerung und Lebensmittelzölle 175
Ufermann, Paul: Der Brotwucher marschiert 236
— Muß die Schwereisenindustrie durch Zölle geschützt werden? 271
— Die Abbau-Aktion im Stinnes-Konzern 323
— Das Rheinland als Knotenpunkt der Industrie und des Handels 460
Ungern-Sternberg, Dr. R. v.: Industrielle Zentralverwaltungen 781

Gewerkschaftliches

Heinig, Kurt: Die AfA 394
Ufermann, Paul: Der Gewerkschaftskongreß in Breslau 746
— Gewerkschaftliche Großkämpfe 389

Recht und Gesetz

Arendt, Werner: Richterliche Willkür 574, 669
Benning, Wolfgang: Der Staatsgerichtshof schickt Künstler ins Gefängnis 665
Brandt, Rechtsanwalt Dr.: Der Fall Höfle 201
Breuer, Robert: Johannes R. Becher . . . 703
— Kußmann und Caspary 825
Brutus: Anton Höfle, ein deutsches Trauerspiel 750
Neunzig, R.: Der Schiedsmann 176
Peiser, Werner: Das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch 526
Weinberg, Siegfried: Richter und Verteidiger 16
Der Angerstein-Prozeß 564

Religion, Weltanschauung, Geschichte

Benning, Wolfgang: Christliche Theaterreformer 93
Beyer, Georg: Der Tod Rudolf Steiners . 19
Deerberg, Carl: Soziologischer Utopismus (Kritik der Steinerschen Dreigliederung) 22
Deutschlands Heimkehr zur Welt 794
Felden, Emil: Erobert die Kirche 808
Frehe, Erwin: Pan-Europa und Pan-Welt 137
— Die kriegerische Tat des Friedens . . 591
Gerth, Senator: Die erste Preisgabe Straßburgs 246
Graue, Dietrich: Heraus aus der Kirche? . 274
Haebler, R. G.: Sittlichkeit und Religion . 153
Hieber, Hermann: Der edle Kaiser Josef . 218
Huebner, F. M.: Das Erwachen der internationalen Ethik 144
— Humanität 635

Seite

Kramer, Peter: Der schwarz-weiß-rote Gott 107
Oschilewski, Walther G.: Deutschland und Europa 141
Uebelhör, M.: Das internationale Institut für intellektuelle Zusammenarbeit . . . 155

Kunst, Theater, Musik, Film, Reise, Gedichte

Behl, C. F. W.: Casanova 25
— Georg Herwegh 59
— Die Reise ins Herz der Menschheit . . 477
— Balzac, zu seinem 75. Todestag . . . 662
— Nikolaus Lenau als Freiheitsdichter . 693
— Gerhart Hauptmanns „Veland“ 816
Behne, Adolf: August Stramms „Rudimentär“ 252
— Kultur, Kunst und Reklame 433
— Vom absoluten Film 601
Beyer, Georg: Von Hambach bis Bruchsal 473
Breuer, Robert: Lovis Corinth 539
— Die Ebert-Büste 582
— Büste und Grabdenkmal 763
Broglie, C.: Dr. Hagemanns neuer Fidelio 697
Brust, Alfred: Großstadtsommer 341
Chun O.: Ruskins College 588
Cohn, Alfons Fedor: Pariser Theater . . 179
— Pariser Messen 312
— Kritik und Publikum 728
Eloesser, Arthur: Theater 214
— Rheinische Rebellen 248
— Neue Spielzeit 821
Frank, Josef Maria: Das achte Weltwunder 165
— Ein neues Tannenberg 307
— Ringelreihen der Amnestierten 693
— Der erste Oktober 805
Graf, Oskar: Nämlich Hinkefuß 722
Hieber, Hermann: Anselm Feuerbach in Karlsruhe 345
— Otto v. Corvin vor der Hinrichtung . 567
— In Jean Pauls Heimat 788
Huebner, F. M.: Der Kampf gegen das Vermeintliche 659
— Maupassants letzte Geliebte 791
Karl, W.: Die Kampfgrille 379
Kolliner, Else: Richard Strauß „Intermezzo“ in der Staatsoper 91
— Der ferne Klang 284
— Das Negertheater in Berlin 319
— Das Ereignis Stravinsky in der Staatsoper 409
Köveß, Ludwig: Das dreihundertjährige New-York 597
Lewin-Dorsch, Eugen: Durch die Slowakei nach Karpatho-Rußland 88, 120
Misericordia: Der Müllkutscher 820
Müller, Fritz: Der unbekannte Johann Sebastian Bach 438
Offenburg, Kurt: Gerhart Hauptmanns Romane 27
— Thomas Mann 280
— Jorris Karl Huysmans 543
— Jakob Wassermann 571
— Herr v. Münchhausen 633
Paquet, Alfons: Rheinlandfeier 453
Pohl, Gerhart: Charlie Chaplin 406
Quarck, Max: Die Bayreuther Festspiele und ihre Zukunft 760
Uebelhör, M.: Die Bolschewistin 403
Wachenheim, Hedwig: An der Rhone . . 207
— Wenn die Enkel filmen 530
Westheim, Paul: Sonntag auf Montmartre 725
Zech, Paul: Die neuere rheinische Dichtung und ihre Geltung in der Weltliteratur 463

Randbemerkungen

Seite

Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Kastanien und Spanien 30
Der Magdeburger Unfug 30
Polizeipräsident und Flagge der Republik 30
Ausmaß der Dummheit 31
Die Inflation aufgeklärt 31
Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ . 32
Christliche Theaterreformer (Wolfgang Benning) 93
Das internationale Institut für intellektuelle Zusammenarbeit (M. Uebelhör) 155
Die fascistische Internationale (Dalmo Carnevali) 157
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Hindenburg, der Erfüller 181
Amnestie und anderer Beruhigungsnebel 183
Schwarz-weiß-roter Patriotismus . . . 183
Das Wahlrecht der Greise oder die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ . 184
Empfang bei Hindenburg 184
Das Loch in der Haut (Murx) 185
Monarchisten gegen die Republik (Ribe) . 185
Wilhelminische Demokratie (Hermann Wendel) 186
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ . 221
Demokratische Presse 221
Hindenburg und Simons (Murx) 256
Das nationale Straßenpflaster (Murx) . . 256
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Kommunistischer Unfug 285
Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ . 286
Neudeutsche Klassik 286
Arbeitgeberpolitik (Adolf Hirsch) 286
Ein vergessener Republikaner (E. W. Neumann) 317
In Wiesbaden herum (Konrad Seiffert) . 318
Das Negertheater in Berlin (Else Kolliner) 319
Hoflieferanten (Murx) 320
Dichter zu den deutschen Reden 320
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Kommunisten als Schießscheiben . . . 348
Hindenburg und Michelangelo 348
Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ . 349
Auch Stinnes verjudet 349
Ullstein — eine Käsemarke 350
Kamarilla um Hindenburg 382
Hermanns-Söhne (Ebewe) 383
Jubelfeiern (Sebastian) 412
Akademische Tragikomödie in Hannover . 412
Schwemmsand der Inflation 446
Nur 999 Lügen des „Lokal-Anzeiger“ (Sebastian) 446
Universität und Studenten (R. G. Haebler) 506
Zwei Versammlungen (Fritz Seidenzahl) . 508
Lovis Corinth (Robert Breuer) 539
Der Förster und die Tiere 540
Der Angerstein-Prozeß 564
Richterliche Willkür (Werner Arendt) . . 574
Barmat — die Schande der Republik (Robert Breuer) 604
Der Kronprinz und die Wahrheit (Robert Breuer) 604
Offene Mahnung an den Rundfunk 606
Arbeiter-Kapitalisten (Dr. E. E.) 606
Eine Stadt nebst Seele (Richard Mattheus) 607
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Höllenpein der Feudalen und ihrer Affen 637
Josef Gärtner 637
Schwarz-weiß-rotes Deutsch 637
Schupo und Reichsbanner 637
Kritisches zum Verfassungstag (Scholz) . 638
Wirtsvolk in Nöten (Ratis) 638
Richterliche Willkür (Werner Arendt) . . 669
Unverschämte Staatsbürger 671

Seite

Einer, der keinen Frieden schließen wollte (a. m.) 671
Volksverständigung (Arani) 672
Johannes R. Becher (Robert Breuer) . . 703
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Marienbad 704
Kommt der holde Lensch gegangen . . 704
Ludendorff schießt auf Hindenburg . 704
Die 1000 Lügen des „Lokal-Anzeiger", Die groß-deutsche Republik (R. Br.) . 731
Schwarz-weiß-rotes Miau (Hermann Tiefbekümmert) 731
Wie will der Mann das Haus? (Adolf Behne) 733
Kleine Wahrheiten (Robert Breuer):
Negativ und positiv 767
Zuviel und zu gering 768
Der schmale Weg 768
Die Geschichte als Zeugnis 793
„Deutschlands Heimkehr zur Welt" (pu) . 794
Reparationszahlungen im August 794
Bankzinsen und Preisbewegung (pu) . . 794
Kußmann und Caspary (Breuer) 825
Hindenburg-Abende (Alois Tiefbekümmert) 827

Bücherbesprechungen

Beer, Max: „Das England der Gegenwart" (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin), von Albin Michel 735
Behne, Adolf: „Die Ueberfahrt am Schreckenstein" (Arbeiterjugend-Verlag, Berlin), von Walther G. Oschilewski . 800
Berstl, Julius: „Das Bild im Spiegel" (George Westermann, Braunschweig), von Kurt Offenburg 448
Blüher, Hans: „Die deutsche Renaissance" (Kampmann & Schnabel, Prien), von Franz Leschnitzer 830
Brammer, Karl: „Der Prozeß des Reichspräsidenten" (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin), von Staatsanwalt Marx . 95
Brandes, Georg: „Jesus-Sage" (Erich Reiß, Berlin), von C. F. W. Behl 512
Britschgi-Schimmer, Ina: „Lassalles letzte Tage" (Axel Junker, Berlin), von Fritz Hellwag 55
Bröger, Karl: „Jüngste Arbeiterdichtung" (Arbeiterjugend - Verlag, Berlin), von Erwin Frehe 223
Dang, Hans: „Die Welle" (C. F. Winter, Darmstadt), von Kurt Offenburg . . . 448
Dix, Arthur: „Geo-Oekonomie" (R. Oldenbourg, München), von Albin Michel 255
Eloesser, Arthur: „Thomas Mann" (S. Fischer, Berlin), von C. F. W. Behl 350
Fechenbach, Felix: „Das Haus der Freudlosen" (J. H. W. Dietz, Berlin), von Victor Schiff 186
Festschrift zum Verfassungstag (Verlag Warenvertrieb Reichsbanner, Berlin) . 640
Fimmen, Eddo: Vereinigte Staaten von Europa oder Europa-A.-G. (Thüringer Verlagsanstalt, Jena), von Heinrich Geißler 159
Frank, Josef Maria: „Unus multorum" (J. H. W. Dietz, Berlin), von Kurt Offenburg 448
Furtwängler, Franz J.: „Arbeit und Volksklassen im Wandel der Geschichte" (A. D. G. B. - Verlag, Berlin), von Paul Ufermann 798
Gerth, Senator: „Die unmöglichen Hohenzollern" (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin) 110

Seite

Gsell, Paul: „Die Vormittage der Villa Said". Gespräche mit Anatole France. (J. M. Spaeth, Berlin), von Kurt Offenburg 576
Guttmann, Alfred: „Neue Volksmusik-Kultur" (Arbeiterjugend - Verlag, Berlin), von H. Loggow 32
Hamsun, Knut: „Letztes Kapitel" (Karl Grethlein & Co., Leipzig), von C. F. W. Behl 223
„Um die Handelspolitik. Schutzzoll oder Freihandel?" (Herausgegeben und verlegt vom A. D. G. B., Berlin), von Paul Ufermann 125
Harris, Frank: „My life" (Privatly Printed, Nice), von F. M. Huebner . . . 791
Hauptmann, Gerhart: „Fasching" (S. Fischer, Berlin), von C. F. W. Behl 415
Hauptmann, Gerhart: „Veland" (S. Fischer, Berlin), von C. F. W. Behl 816
Henning, Gustav: „Johann Gottfried Seume" (Thüringer Verlagsanstalt, Jena), von E. W. Neumann 317
Hohmann, W.: „Der Kampf des deutschen Volkes um seine innere Einheit" (Quelle & Meyer, Leipzig), von Nöllenburg 574
Holitscher, Arthur: „Lebensgeschichte eines Rebellen" (S. Fischer, Berlin), von Kurt Offenburg 96
Housman, Laurence: „Gespräche mit Oscar Wilde" (S. Fischer, Berlin), von Kurt Offenburg 736
Jäger, Hans: „Kristiania Bohème" und „Olga" (Adolf Harms, Hamburg); „Kranke Liebe" (O. Kiepenheuer, Potsdam), von Kurt Offenburg 413
Jahrbuch des Allg. Deutschen Gewerkschaftsbundes 1923, von Papyrus . . 189
Kaminski, Hanns - Erich: Fascismus in Italien (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin), von Albin Michel 541
Kellermann, Bernhard: „Wiedertäufer von Münster" (S. Fischer, Berlin), von C. F. W. Behl 352
Knoll, Alexander: „Handwerksgesellen und Lehrlinge im Mittelalter" (A. D. G. B.-Verlag, Berlin), von Paul Ufermann . 798
Mann, Heinrich: „Der Zopf" (Paul Zsolnay, Berlin), von Kurt Offenburg . . . 188
Mann, Thomas: „Herr und Hund" (S. Fischer, Berlin), von C. F. W. Behl 416
Mayer, Gustav: „Nachlaß Ferdinand Lassalles" (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) 50
Michel, Albin: Hermann Wendels Südslawenbuch 777
Müller, Hans: „Geschichte der internationalen Genossenschaftsbewegung (H. Meyer, Halberstadt), von Nöllenburg 191
Nörpel, Clemens: „Gewerkschaften und Arbeitsrecht" (A. D. G. B.-Verlag, Berlin), von Paul Ufermann 798
Offenburg, Kurt: „Der englische Boccaccio" (Sibyllen-Verlag, Dresden), von C. Bachert 126
„Orbis terrarum" (Ernst Wasmuth, Berlin), von C. F. W. Behl 128
Ridder, André de: „Le Genie du Nord" von F. M. Huebner 828
Saternus, Arthur: „Zölle und Produktionskraft" (Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei, Jena), von Paul Ufermann . 124
Schiff, Victor: „Die Höfle-Tragödie" (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin) 485, 750

Seite

Schikowski, John: „Stürmer gegen das Philistertum" (J. H. W. Dietz, Berlin), von Walther G. Oschilewski 797
Schmidt, Hans: „Warum haben wir den Krieg verloren?" (Neuland-Verlag, Hamburg), von Hermann Schützinger . . . 190
Schmitz, Oscar A. H.: „Die Geister des Hauses" (Georg Müller, München), von Kurt Offenburg 96
Steiger, Alfons: „Der neudeutsche Heide im Kampf gegen Christen und Juden" (Germania, Berlin), von Peter Kramer . 107
Stramm, August: „Rudimentär" (Verlag Der Sturm, Berlin), von Adolf Behne . . 252
Toller, Ernst: „Die Rache des verhöhnten Liebhabers" (Paul Cassirer, Berlin), von Kurt Offenburg 352
Dasselbe, von C. F. W. Behl 416
Traudts, Valentin: „Kraft der Tiefe" (Weser-Main-Verlag, Cassel), von Kurt Offenburg 448
Tschuppik, Walter: „Der Christ und sein Schatten" (Th. Thomas, Leipzig), von E. W. Neumann 320
Ungern-Sternberg, R. v.: „Die Industrie-Gemeinschaft" (Carl Heymann, Berlin), von Papyrus 508

Seite

Unruh, Fritz v.: „Flügel der Nike" (Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.), von C. F. W. Behl 477
Vigny, Alfred de: „Sklaventum und Größe des Soldaten" (Pontos-Verlag, Freiburg i. Br.), von Karl Fischer 126
Wells, H. G.: „Die Grundlinien der Weltgeschichte", III. Auflage (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin) 795
Wendel, Hermann: „Der Kampf der Südslawen um Freiheit und Einheit" (Frankfurter Sozietätsdruckerei Frankfurt a. M.), von Albin Michel 776
Wilde, Oscar: „De profundis" und „Epistola" (S. Fischer, Berlin), von Kurt Offenburg 736
Wurzel, Karl Georg: „Die Sozialdynamik des Rechts" (J. L. Bondi & Co., Wien), von Ludwig Bendix 830
Zech, Paul: „Das törichte Herz" (J. H. W. Dietz, Berlin), von Kurt Offenburg 448
Zweig, Stefan: „Der Kampf mit dem Dämon" (Insel-Verlag, Leipzig), von O. M. Fontana 511

NAMENREGISTER

(Die Ziffern geben die Seitenzahlen an)

Arani 672
Arendt, Werner 574, 669
Auer, E. 744

Bachert, C. 126
Behl, C. F. W. 25, 59, 128, 223, 350, 352, 415, 416, 477, 512, 662, 693, 816
Behne, Adolf 252, 433, 601, 733
Bendix, Ludwig 830
Benning, Wolfgang 93, 117, 665, 812
Bergner, Stadtrat 536
Bernstein, Eduard 35, 161, 557
Beyer, Georg 19, 473
Brandt, Rechtsanwalt 201
Breitscheid, Rud. 68, 225, 385, 545
Breuer, Robert 1, 30, 65, 97, 129, 170, 181, 193, 221, 239, 285, 289, 321, 348, 468, 481, 539, 582, 604, 637, 703, 705, 731, 763, 767, 801, 825
Broglie, C. 697
Brust, Alfred 341
Brutus 62, 74, 100, 456, 609, 750

Carnevali, Dalmo 157
Chun, O. 588
Cohn, Alfons Fedor 179, 312, 728
Cunow, Heinrich 326

Deerberg, Carl 22

Eloesser, Arthur 214, 248, 821

Felden, Emil 808
Fischer, Karl 126
Fontana, O. M. 511
Frank, Josef Maria 165, 307, 693, 805
Frehe, Erwin 137, 223, 591

Gebauer, Bruno 777
Geißler, Heinrich 159
Gerth, Senator 246
Goslar, Hans 497
Graf, Oskar 722
Graue, Dietrich 274

Haebler, R. G. 153, 506
Haenisch, Konrad 41
Heiden, Konrad 681
Heinig Kurt 3, 71, 167, 265, 394, 424, 552, 578
Hellwag, Fritz 55
Hieber, Hermann 218, 345, 567, 788
Hirsch, Adolf 286
Hofbauer, Josef 242, 623
Hornig, Rudi 373, 524, 785
Huebner, F. M. 144, 635, 659, 719, 791, 828

Juliusburger, Otto 533

Kaminski, Hanns-Erich 7, 234, 291, 490, 541, 641, 672, 740
Kampffmeyer, Paul 713
Karl, W. 379
Kliche, Josef 562
Klühs, Franz 134
Koch, Fritz 577
Kolliner, Else 91, 284, 319, 409
Köveß, Ludwig 597
Kramer, Peter 107
Kuttner, Erich 513

Lassalle, Ferdinand 737
Lepke, Hans 196
Leschnitzer, Franz 830
Lewin-Dorsch, Eugen 88, 120
Löffler, Heinrich 267
Loggow, H. 32

Marcus, Otto 435, 480
Marx, Staatsanwalt 95, 769

Mattheus, Richard 607
Michel, Albin 77, 173, 198, 225, 300, 330, 361, 427, 483, 555, 621, 710, 735, 776, 777, 806
Müller, Fritz 438
Müllers, Robert 211, 433, 630

Nagy, Ludwig 492
Neumann, Ambrosius 14
Neumann, E. W. 317, 320
Neunzig, R. 176
Niekisch, Ernst 689
Nöllenburg, Wilh. 191, 574, 717

Offenburg, Kurt 27, 96, 188, 280, 352, 413, 448, 543, 571, 576, 633, 736
Oschilewski, Walther G. 141, 369, 797, 800

Papyrus 87, 189, 508
Paquet, Alfons 453
Peiser, Werner 526
Periskopos 9, 112, 296, 332, 495
Pohl, Gerhart 406
Poetzsch, Hugo 303
Potthof, Heinz 150

Quarck, Max 760

Rauter, Max Anton 655
Rimensberger, E. F. 675
Roß, Colin 336, 500

Saenger, Alwin 12
Saternus, Arthur 417, 548
Scheidemann, Philipp 517
Schiff, Victor 186, 261, 708
Scholz, Arno 614, 638, 758
Schreiber, Adele 353, 391, 773
Schulz, Hugo 147
Schumann, Wolfgang 115
Schützinger, Hermann 80, 190, 230
Seidenzahl, Fritz 508
Seiffert, Konrad 318
Seiler, Anton 85
Sollmann, Wilhelm 449
Stössinger, Felix 644
Strakele, Heinz 585, 701
Strempler, Rudolf 336

Talmon-Gros 175
Thurau, W. 165, 307
Tiegs, Bruno 754

Uebelhör, M. 155, 403, 652
Ufermann, Paul 124, 125, 236, 271, 323, 389, 460, 746, 798
Ungern-Sternberg, R. v. 648, 781

Valentin, Veit 421
Vejland, Paul 429, 684

Wachenheim, Hedwig 207, 530
Weinberg, Siegfried 16
Weinzierl, Anton 342
Weißhaar, Hans 363
Weithaas, Ernst B. 356
Wendel, Hermann 33, 186
Wertheimer, Egon 257
Westheim, Paul 725

Zech, Paul 463
Zint, Hans 396

Druck: Photogravur G. m. b. H., Berlin NO 18

Berlin,
3. Oktober 1925

Nr. 27

11. Jahrg. • 2. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Die deutsche vollkommene Demokratie . . . 833

Robert Breuer:
Ohrfeigenminister 834

Albin Michel:
Von Versailles bis Locarno 837

ADELE SCHREIBER:
Frauenfrage und Partei 842

ERNST HAMBURGER, M. d. Pr. Landtags:
Gesellschaftliche Lehren des Zitzewitz-Skandals . . 844

PAUL VERLAINE:
Die Abendsuppe. 849

P. VEJLAND (Kopenhagen):
Neue Ostseeprobleme 850

ROBERT BREUER:
Wanderung durch Backsteinstädte 853

ARTHUR ELOESSER: Theater 856

Der ehrbare Pfennig — Die Schulen in der Tschechoslowakei — Die schleichende Wirtschaftskrise — Die Hochflut der Messen

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 40 Pfennig

DIE GLOCKE

gehört
in die Hand jedes
Parteigenossen!!

Jeder Leser der
Glocke muß
einen

neuen Leser

werben!

Die deutsche vollkommene Demokratie

Der Präsident der Republik, angezogen als kaiserlicher General, geht mit Prinzen und Prinzessinnen des einstigen königlichen Hauses spazieren

Ohrfeigenminister

Von Robert Breuer

Der Artikel 59 der Reichsverfassung besagt: „Der Reichstag ist berechtigt, den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und die Reichsminister vor dem Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich anzuklagen, daß sie schuldhafterweise die Reichsverfassung oder ein Reichsgesetz verletzt haben." Würde die Möglichkeit zur Anklage auch gegeben sein, wenn schuldhafterweise gegen die Interessen des Reichs gehandelt worden wäre, so müßten nach dem Zusammenbruch der Schuldlüge-Aktion die Verantwortlichen vor den Staatsgerichtshof geschickt werden. Den alten Hindenburg kann man hierbei aus dem Spiel lassen; von ihm darf man nicht die Fähigkeit verlangen, einen politischen Vorgang in seiner Tragweite richtig zu erkennen. Der Reichskanzler und der Reichsaußenminister hingegen haben unzweifelhaft gewußt, welches Risiko sie sinnlos eingingen, als sie den Entente-Mächten eine Erklärung zur Schuldfrage übermitteln ließen. Weder der Reichskanzler noch der Reichsaußenminister haben dies Abenteuer freiwillig gewagt. Sie haben sich dazu drängen lassen, drängen lassen gegen bessere Einsicht. Beide Herren haben sich dem Terror der Deutschnationalen und im besonderen der deutschnationalen Mitminister gebeugt, und hierin wurzelt die Schuldhaftigkeit ihres Verhaltens. Wenn beide Herren sich dessen erinnert hätten, wie sozialdemokratische Minister sich gegen den Terror der Straße zu wehren wußten, so würden sie heute — nachdem das unerhörte Fiasko ihrer Nachgiebigkeit offenbar ist, sich schämen. Luther und Stresemann haben durchaus gewußt, daß die Antworten der Entente-Regierungen auf die Vorstellungen der deutschen Botschafter ablehnend sein würden; Herr Stresemann hat sogar noch Schlimmeres gefürchtet, als eingetreten ist. Weil sie aber einer Regierungskrise ausweichen wollten, und weil sie unter allen Umständen Minister bleiben möchten, haben sie sich der Unvernunft unterworfen. Will man ihnen mildernde Umstände gewähren, so könnte man von einer Schuldhaftigkeit des Intellekts sprechen; doch wird man dabei nicht vergessen dürfen, daß die Grenze zwischen gehemmter Denkfähigkeit und monoman belasteter Moralität sehr schmal sein kann. In vorliegendem Fall ist sie es ohne Zweifel gewesen.

Noch eine andere Annahme wäre möglich. Herr Stresemann hat sich bekanntlich vorgenommen, die Deutschnationalen zu vernünftigen Politikern zu erziehen; er will sie durch Erfahrung klug werden lassen. Er hat bisher solche Absicht nach der merkwürdigen Methode der Belohnung für Umfall durchzuführen versucht. Es mag sein, daß es Herrn Stresemann immerhin gelungen ist, die Führer der Deutschnationalen langsam zu besserer Einsicht zu bringen; diese Führer aber haben es nicht fertig gebracht, die von ihnen schwarz-weiß-rot belogenen Massen stillzulegen. Diese deutschnationalen Führer hatten das dringende Bedürfnis, ihren Massen, die durch den Aufwertungsschwindel und, soweit sie nicht Agrarproduzenten sind, auch durch die Zoll- und Steuerpolitik einigermaßen beunruhigt worden sind, etwas Kräftiges vorzusetzen, vor allem wollten sich diese deutschnationalen Führer aber gegen die radikale Konkurrenz der Völkischen schützen. Zu solcher Fütterung auf-

gestachelter Instinkte hatten sie seit langem die Kriegsschuldfrage bereit. Eine spezifisch parteipolitische Einstellung ist es also gewesen, aus der heraus die deutschnationalen Minister forderten, und der sich Luther und Stresemann unterwarfen. Beide möglicherweise in der Annahme, daß die mit Sicherheit zu erwartenden Ohrfeigen den deutschnationalen Ministern und darüber hinaus den Deutschnationalen überhaupt eine harte, aber wirksame Belehrung geben würden. Selbst solche Erziehungsabsicht könnte jedoch die Schuldhaftigkeit der Herren Luther und Stresemann nicht mindern, denn es wäre ihre Pflicht gewesen, zu prüfen, ob nicht die Ohrfeigen, die sie als erziehendes Mittel den Deutschnationalen applizieren lassen wollten, nicht nur diese, sondern mit noch größerer Wucht die Gesamtheit des deutschen Volkes treffen mußten. Herr Luther müßte nicht so pfiffig sein, wie er es ist, und Herr Stresemann nicht so gerissen, als daß nicht beide Herren bei entsprechender Prüfung zu dem Ergebnis gekommen wären, die Torheit des Vorstoßes gegen den Artikel 231 des Versailler Vertrages unterlassen zu sollen. Luther und Stresemann haben, wie man die Entstehung des angerichteten Unheils auch erklären möge, schuldhaft gehandelt, und nur, der allzu weiten Fassung des Art. 59 der Reichsverfassung und der Charakterlosigkeit des Reichstags — darüber hinaus schließlich der politischen Verdumpfung des deutschen Volkes — haben sie es zu verdanken, wenn sie nicht zur Verantwortung gezogen werden. Für die Geschichte sind beide Herren gerichtet, denn es gibt kein Kriterium, das politische Verantwortlichkeit härter treffen könnte als feige Nachgiebigkeit vor dem Terror der Unmündigen.

Außenpolitisch hat das unverantwortliche Handeln der Reichsregierung dem deutschen Volke außerordentlichen Schaden zugefügt. Die Kriegsschuld ist von Deutschland niemals im Sinne des Artikels 231 des Versailler Vertrages anerkannt worden. Das Gegenteil zu behaupten, war der schwarz-weiß-roten Verlogenheit der Deutschnationalen vorbehalten. Deren Agitationsbedürfnis geht so weit, zu erklären: endlich, durch die Demonstration vom 26. September, sei die Selbstbezichtigung Deutschland, zu der es im unheilvollen Jahre 1919 sich erniedrigt hätte, aus der Welt geschaffen worden. Die Deutschnationalen haben, um für sich eine Glorie zu gewinnen, dem deutschen Volke beinahe, vielleicht sogar dem Ausland, dem Feinde, eingeredet, Deutschland habe tatsächlich einmal, nämlich damals, als die landesverräterische Sozialdemokratie Regierung war, den Artikel 231 anerkannt. Das Gegenteil davon ist richtig. Die Agitation der Deutschnationalen gegen die Kriegsschuldlüge wäre unsinnig, wenn diese Söhne der Lüge nicht die Wahrheit gefälscht hätten. Am 22. Juni 1919 hat der damalige Präsident des Reichsministeriums, der Sozialdemokrat Gustav Bauer, in der Nationalversammlung erklärt: „Wir legen den größten Nachdruck auf die Erklärung, daß wir den Artikel 231 des Friedensvertrages, der von Deutschland fordert, sich als alleinige Ursache des Krieges zu bekennen, nicht annehmen können und durch Unterschrift nicht decken." Am gleichen Tage war den Entente-Regierungen eine Note der Reichsregierung überreicht worden, deren letzter Satz lautete: „Die Regierung der deutschen Republik ist bereit, den Friedensvertrag zu unterzeichnen, ohne jedoch damit anzuerkennen, daß das deutsche Volk der Urheber des Krieges sei." Als daraufhin die Entente die bedingungslose Annahme

des Versailler Vertrages verlangte, hat am 23. Juni die Reichsregierung eine Note überreicht, in der es hieß: „Die Regierung der deutschen Republik hat aus der letzten Mitteilung der alliierten und assoziierten Regierungen mit Erschütterung ersehen, daß sie entschlossen sind, von Deutschland auch die Annahme derjenigen Friedensbedingungen mit äußerster Gewalt zu erzwingen, die, ohne eine materielle Bedeutung zu besitzen, den Zweck verfolgen, dem deutschen Volke seine Ehre zu nehmen. Durch einen Gewaltakt wird die Ehre des deutschen Volkes nicht berührt. Sie nach außen zu verteidigen, fehlt dem deutschen Volke nach den entsetzlichen Leiden der letzten vier Jahre jedes Mittel. Der übermächtigen Gewalt weichend und ohne damit ihre Auffassung über die unerhörte Ungerechtigkeit der Friedensbedingungen aufzugeben, erklärt deshalb die Regierung der deutschen Republik, daß sie bereit ist, die von den alliierten und assoziierten Regierungen auferlegten Friedensbedingungen anzunehmen und zu unterzeichnen."

Diese feierlichen Erklärungen haben damals, als sie abzugeben viel schwieriger als heute war, ein für allemal, die Behauptung des Artikels 231 zurückgewiesen. Der Protest gegen diesen Artikel ist also wahrlich keine Erfindung der Deutschnationalen. Und es gehört soviel Parteiegoismus, wie ihn eben nur die Zersetzungsprodukte des alten Staates auszuscheiden vermögen, dazu, um die Welt mit der Behauptung zu vergiften, und um mit dieser Behauptung das deutsche Volk zu schädigen und zu schänden: erst die Deutschnationalen hätten den Kampf gegen die Kriegsschuldlüge begonnen. Wenn die Deutschnationalen wirklich und ehrlich dem deutschen Volk dienen wollen, so hätten sie nur nötig gehabt, immer und immer wieder auf die Erklärungen und Noten Bauers zu verweisen. Gemessen an diesen Kundgebungen war die Erklärung der Regierung Marx vom 29. August 1924, die leider auch verabsäumte, auf den ewigen Protest, der bei der Unterzeichnung des Versailler Vertrages erfolgt war, zu verweisen, beinahe schwächlich, und schwächlich erst recht war, an jenen Erklärungen der Regierung Bauer gemessen, die Vorstellungen, die die Regierung des Herrn Luther jetzt schriftlich, aber nicht geschrieben, mündlich, aber mit Augenzwinkern vorgetragen, bei den Ententeregierungen erheben ließ. Sehr bemerkenswert und beinahe richtig sagt die „Deutsche Zeitung", indem sie das Verhalten der Regierung Bauer mit dem der Regierung Luther vergleicht, daß 1919 nur der Gewalt gewichen wurde, jetzt aber: „erklärt man sich freiwillig bereit zu Verhandlungen, die deutscher Initiative entspringen und die von gegnerischer Seite eingeleitet werden durch eine ausdrückliche Wiederholung der Schuldigerklärung! Diese Tatsache, die allerdings eine Veränderung der Sachlage gegen den früheren Zustand bedeutet, aber sicherlich keine Verbesserung, sondern sogar eine Verschlechterung ganz entscheidender Art, ist um so unbegreiflicher und ungeheuerlicher . . ." Durch die mißglückte Operation der Herren Luther und Stresemann ist Deutschlands Lage in Sachen der Kriegsschuld wesentlich verschlechtert worden. Eine Frage, die schwebend war, die wir unter günstigen Umständen durch unsere Berufung auf die Kundgebungen der Regierung Bauer für erledigt hätten erklären können, ist in plumper Weise wiederbelebt worden, ist aus dem Halbdunkel, in das sie mit der Zeit langsam hineinrückte und in das sie noch viel mehr eingetaucht wäre, wenn die deutschnationale Parteidemagogie nicht immer wieder

den schwarz-weiß-roten Reklamescheinwerfer darauf gerichtet hätte, wieder hervorgetreten, ist aus diesem Halbdunkel durch die Unverantwortlichkeit der Herren Luther und Stresemann wieder hervorgerissen worden. Die Ententeregierungen sind gezwungen worden zu erklären, wozu sie sonst nicht die geringste Veranlassung gehabt hätten, daß der Artikel 231 ein unumstößlicher Felsen ist. Unter dem Terror der Deutschnationalen, die nach neuen Wahlparolen geil sind, haben die Herren Luther und Stresemann im elastischen Kampf um ihre Ministerschaft es glücklich dahin gebracht, Deutschland in Sachen der Kriegsschuldfrage wieder auf den Stand von 1919 zurückzuwerfen, und so die selbstverständliche und gesundende Wirkung der Zeit plump zu vernichten.

Außenpolitisch hat die Reichsregierung dem deutschen Volke einen ungeheuerlichen Schaden zugefügt; innerpolitisch hat sie nicht im geringsten erreicht, was sie mit seltsamem Eifer erreichen möchte, nämlich die Befriedung der Gegensätze und die Beruhigung schwarz-weiß-roter Revanchelust oder dessen, was sich dafür ausgibt. Die deutschnationale Provinz ist — und das läßt sich begreifen — vollkommen unbefriedigt, und die Völkischen sprechen laut vom Volksbetrug der Reichsregierung und der Deutschnationalen. Wahrlich: eine gerechte Strafe für Feigheit und Dummheit, aber ebenso gewiß: eine Ursache mehr, alle Einsichtigen Deutschlands zusammenzuführen, um die Herren Luther und Stresemann, diesen Knetteig schwarz-weiß-roter Hysterie und ablenkungsbedürftigen Getreidewuchers endlich zu beseitigen und damit zugleich der schwarz-weiß-roten Landesschädigung endlich die gebietende Faust zu zeigen.

Von Versailles bis Locarno

Von Albin Michel

Der Weg von Versailles nach Locarno war für die europäischen Völker eine Straße des Leidens, nicht allein, weil der Weltkrieg in den kriegführenden Ländern überall einen Vernichtungswillen und einen Haß erzeugt hatte, die beide auch noch nach dem Kriege hervorbrachen, noch mehr waren die Jahre nach Beendigung des Weltkrieges für die europäischen Völker eine Zeit des Elends und der Bitternis, weil sich überall Parteien, Kreise und Koterien bildeten, die den Haß immer wieder anschürten, die sich nicht genug darin tun konnten, von neuem zu hetzen, von neuem auf einen Krieg hinzuarbeiten. In keinem Lande aber waren während der letzten Jahre die Kriegshetzer, jene verächtlichen Existenzen, die wiederum ein großes Menschenmorden herbeiführen wollten, so stark vertreten wie in Deutschland. Selbst ungezählte evangelische Pfaffen, auf die das Wort zutrifft, daß die Religion aufgehört habe, als das Pfaffentum entstand, haben in den letzten Jahren immer wieder zu einem Krieg gehetzt. Und jene beiden politischen Abenteurer, die für eine ganze Spanne Zeit den meisten Oberlehrern, Pfarrern, Junkern, Juristen, Studenten und Spießbürgern als Nationalheilige galten, Ludendorff und Hitler, haben noch vor nicht ganz zwei Jahren proklamiert, daß sie die deutsche Fahne über den Rhein tragen würden.

Aber nicht daß einzelne verschrobene und politisch unwissende Köpfe Gamaschenknöpfe, die nie über den Kasernenhof hinausgedacht haben, Universitätsprofessoren und Oberlehrer, die gewöhnt sind, sich nur an den Dithyramben eines Treitschke zu berauschen, Schüler und Studenten im ersten Semester, denen oft selbst noch die Beherrschung des einfachsten politischen Tatsachenmaterials fehlt, daß phrasenberauschte Spießer und Heimkrieger usw. immer wieder zu Kriegshetzern wurden, war das Deprimierende und Blamable in Deutschland, sondern das Beschämende war, daß ganze politische Parteien, die Völkischen, die Deutschnationalen und teilweise auch die Volksparteiler in diesem wilden Phrasennebel eines neuen großen Krieges herumwirbelten. So abgeschmackt und lächerlich es ist, in jedem „Gebildeten" eine hervorragende Intelligenz und besonders eine politische Intelligenz zu sehen, so sicher kann aber angenommen werden, daß es auch bei den Völkischen und bei den Deutschnationalen Intelligenzen gibt. Es muß also gefolgert werden, daß es auch bei den Deutschnationalen Führer gegeben hat, die erkannten, daß für Deutschland nur der Weg der Verständigung möglich ist, daß uns nur dieser Weg wieder ins Freie führen kann.

Wenn nun aber trotzdem gegen alle die deutschen Politiker, die immer wieder eine Politik der Verständigung und Versöhnung anzubahnen suchten, mit Stinkbomben vorgegangen worden ist, wenn sie als Vaterlandsverräter, als Knechte des Auslandes, als bestochene Subjekte und als noch Schlimmeres hingestellt worden sind, wenn sie fortwährend mit Meuchelmord bedroht wurden und wie Erzberger und Rathenau sogar hingemordet wurden, wenn dies alles geschehen ist für Ideen, Versuche und Handlungen, die heute auch bei den Deutschnationalen nicht mehr verleugnet werden können, wenn also der Weg, mit unseren früheren Feinden Frieden zu suchen und besonders mit Frankreich eine Verständigung zu schaffen, richtig war, so tritt das wilde Demagogentum um so mehr hervor, das in den letzten Jahren von den Deutschnationalen getrieben worden ist. Bei dieser oft ganz schamlosen Hetze, die gegen die Erfüllungs- und Verständigungspolitiker der vergangenen Jahre unternommen worden ist, bei dieser Hetze, die namentlich draußen in der Provinz oft in einem richtigen Verbrecherjargon geführt wurde, muß man aber differenzieren.

Die gerissensten Parteiführer der Deutschnationalen und ebenso die der Völkischen haben wohl nie daran geglaubt, einen neuen Krieg zu beginnen, anders als auf dem Wege der Verständigung zu einem außenpolitisch einigermaßen befriedigenden und haltbaren Ergebnis kommen zu können. Wenn sie die Hetze gegen die Verständigungspolitiker mitmachten, sie noch befeuerten, und wenn sie nichts unternahmen, um wenigstens den größten Gemeinheiten die Spitze abzubiegen, so ist dies nur daraus zu erklären, daß die deutschnationalen Parteiführer vor allem ein Ziel hatten: Deutschland wieder im Innern zu beherrschen. Diesen Demagogen kam es in erster Linie darauf an, die Herrschaft des Junkertums, der intoleranten evangelischen Orthodoxie, der Militärkaste und der Bürokratie wieder aufzurichten. Wenn sie Kampf gegen Frankreich und Kampf gegen die „Vaterlandsverräter" im Innern sagten, so meinten sie Kampf gegen alles, was ihnen in ihren innerpolitischen Absichten und in ihren Herrschaftsgelüsten im Wege stand, Kampf gegen

Arbeiter, Angestellte und untere Beamte, ja selbst Kampf gegen Kleinbürger und Kleinbauern und Kampf auch gegen die Katholiken, deren Geistlichkeit — das muß auch der Gegner anerkennen — mehr im Volke verwurzelt ist als die evangelische Geistlichkeit, die, namentlich in Preußen und von Ausnahmen abgesehen, seit langem nichts anderes war als eine Art schwarzer Gendarmerie. Weit weniger ungünstig sind die Mitläufer der nationalistischen Schreier, die Minnidonen der Völkischen und Deutschnationalen, zu beurteilen, die Shopkeeper, Studenten, Schüler, Handwerksmeister, Portokassenverwalter usw., die den Nationalisten ins Garn gingen. Politisch oft völlig ungebildet, mit den einfachsten Tatsachen des politischen und wirtschaftlichen Lebens nicht vertraut und daher auch zu einem eigenen Urteil nicht fähig, wurden diese Leute von nationalistischen Phrasen vollständig eingenebelt. In diesem großen Haufen der nationalistischen Mitläufer hat aber längst ein Umschwung eingesetzt. Wer nur einigermaßen zu beobachten gelernt hat, der weiß auch, daß dieser Stimmungsumschwung weit stärker ist als er äußerlich hervortritt, weil sich viele geniert fühlen, das, was sie so lange angebetet haben, nach außen hin unvermittelt fallen zu lassen.

Aber noch eine dritte Kategorie der Hetzer und wüsten Schimpfer gegen die Verständigungspolitiker ist hier zu betrachten und dies ist zweifellos das traurigste Kapitel. Zu dieser Kategorie gehören jene „Gebildeten", die so gern die Creme des deutschen Volkes sein wollen, die Universitätsprofessoren, „berühmte" Schriftsteller usw. Was von diesen Leuten, denen man wenigstens die Fähigkeit zur Objektivität zutrauen sollte, in den letzten Jahren oft an Lügen, an bewußten Lügen oder, wenn sie ihnen nicht als solche zum Bewußtsein kamen, an lächerlichen Phrasen und an Albernheiten geleistet worden ist, grenzt geradezu an das Unglaubliche, zeigt, daß diese „Gebildeten" sich als alles mögliche aufspielen können, nur nicht als Führer des Volkes. Wenn wieder ruhigere Zeiten einkehren, wenn das, was jetzt unter Mitwirkung deutschnationaler Minister eingeleitet wird, Wirklichkeit ist, nämlich die Verständigung mit Frankreich, so muß einmal die Geschichte der nationalistischen Verhetzung während der letzten sechs Jahre geschrieben werden. In einer unendlich langen Perlenreihe müssen alle die Schimpfepistel, die Kern- und Weisheitssprüche aufeinandergereiht werden, die ein Teil unserer „Höchstgebildeten" von sich gab und die dem deutschen Volke als Richtschnur für sein politisches Handeln dienen sollten. Es wird dies zugleich ein sehr lustiges und ein sehr trauriges Bild ergeben, ein lustiges, weil es zeigen muß, wohin politische Donquichotterie führen kann, ein sehr trauriges, weil es Zeugnis ablegen wird von der Geistesarmut, von der erschreckenden Unwissenheit, aber auch von der Unwahrhaftigkeit und von dem Charaktermangel eines großen Teils der „Höchstgebildeten", der Oberschicht der Intellektuellen unserer Zeit. Und wenn diese Schrift nur den Zweck erfüllen sollte, diesen Teil unserer „Hochgebildeten" und „Höchstgebildeten" an den Pranger zu stellen, sie lächerlich zu machen und sie als politische Hanswürste anzunageln, müßte sie schon begrüßt werden. Die politischen Aussprüche eines Roethe und anderer „Geistesgrößen" verdienen auf ewig festgehalten zu werden, weil sie nur zu deutlich zeigen, welche entsetzliche politische Geistesarmut und welches Phrasenheldentum uns die wilhelminische Epoche hinterlassen hat.

Da die Deutschnationalen mit Annahme des Dawes-Gutachtens unter die Erfüllungspolitiker und mit der Zustimmung zum jetzigen Pakt auch unter die Verständigungspolitiker gegangen sind — wenn sie dies auch wiederum unter Phrasen bemänteln wollen —, so braucht hier die Versöhnungspolitik nach außen nicht des langen und breiten verteidigt zu werden. Es soll aber hier aufgezeigt werden, daß diese Politik auch schon zu Erfolgen geführt hat, und daß zwischen Versailles und Locarno bereits ein gewaltiger Unterschied liegt. Der Vertrag von Versailles, der Ende Juni 1919 abgeschlossen wurde, war weiter nichts als ein Diktat und Gewaltakt, dem sich die Deutschen ohne Widerrede zu beugen hatten. Wie der Krieg ohne jede Beachtung des Rechtes geführt worden war, so wurde er auch ohne Beachtung des menschlichen Rechtes der Besiegten beendet. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß große Teile Belgiens und sieben Provinzen Frankreichs fast völlig zerstört waren, oft zerstört worden waren in einer Weise, die barbarisch genannt werden muß. Daß damals in Frankreich und Belgien Haß und Bitterkeit hohe Wellen schlugen, daß ein grimmiges Rachegefühl emporwuchs, ist begreiflich, besonders, da es noch durch nationalistische Schreier aufgestachelt wurde. Der Versailler Vertrag brachte für Deutschland so harte Bedingungen, daß Deutschland versuchen mußte, wenigstens die härtesten Bestimmungen auszumerzen. So kam es zur Konferenz von Spa. Hier erklärten sich die deutschen Vertreter bereit, auf 30 Jahre Annuitäten in Barzahlungen und Sachlieferungen leisten zu wollen. Dieses Angebot wurde abgelehnt. Im Januar 1921 wurde dann in Paris eine Konferenz abgehalten, auf der beschlossen wurde, von Deutschland feste, steigende Jahreszahlungen und für 42 Jahre eine Abgabe von 12 Prozent des Wertes der deutschen Ausfuhr zu fordern. Auf der Londoner Konferenz vom März 1921 machte Deutschland das Angebot, die Zahlungspflicht Deutschlands auf 50 Goldmilliarden Gegenwartswert festzusetzen und von diesem Wert 20 Milliarden Goldmark für die bisherigen Sachleistungen abzuziehen. Dagegen forderten die Alliierten von Deutschland für die Zeit von 30 Jahren jährlich 3 Milliarden Goldmark und 26 Prozent vom Wert der deutschen Ausfuhr. Die deutschen Vertreter machten darauf das Angebot, zwei Jahre lang jährlich 2 Milliarden und drei Jahre lang jährlich 3 Milliarden Goldmark zu zahlen. Nachher sollte eine Neuregelung unternommen werden. Auch auf dieser Basis kam keine Einigung zustande. Es wurden gegen Deutschland Sanktionen verhängt, Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort besetzt und es wurde eine Zollgrenze zwischen dem besetzten und unbesetzten Deutschland gezogen, die vom 10. April bis zum 15. September 1921 bestand. Eine von Deutschland nachgesuchte Vermittlung bei der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika wurde dort abgelehnt.

Inzwischen hatte Rathenau unter dem Wutgeheul aller deutschen „Vaterländischen" eine Aktion zur Verständigung mit Frankreich begonnen. Rathenau war in Wiesbaden mit Loucheur zusammengetroffen und hatte mit diesem französischen Staatsmann eine Aussprache über die Wiedergutmachung und über den Wiederaufbau Frankreichs. Wohl hauptsächlich diese Verhandlungen haben dann zur Ermordung Rathenaus durch einige nationalistisch verhetzte Burschen geführt. Auf der zweiten Londoner Konferenz im April—Mai 1921 wurde den Deutschen unter Androhung der Besetzung des Ruhrgebietes und der Blockade ein Zahlungs-

plan aufgedrungen, nach dem Deutschland Leistungen in der Höhe von 132 Milliarden Goldmark zu machen hätte, abzüglich von 8 Milliarden Goldmark für bereits gemachte Leistungen, die jedoch von der deutschen Regierung auf 20 Milliarden Goldmark geschätzt wurden. Nachdem Deutschland auf Grund dieses Ultimatums bereits Zahlungen geleistet hatte, stellte es im Dezember 1921 den Antrag auf Stundung der nächstfälligen Raten. Mit der Zahlungsfähigkeit Deutschlands sollte sich dann bereits die Konferenz von Cannes beschäftigen, die auf den Januar 1922 einberufen worden war. Da Poincaré inzwischen in Paris die Zündschnur angelegt hatte, so stürzte Briand, und die Konferenz flog auf. Später verlangte die deutsche Regierung, wiederum ohne Erfolg, ein Moratorium bis zum Jahre 1924. Als dann das Jahr 1922 mit dem Beschluß der Reparationskommission zu Ende ging, daß Deutschland seine Verpflichtungen nicht erfüllt habe, begann im neuen Jahre bald der Einmarsch der Franzosen und Belgier in das Ruhrgebiet. Der Schaden für Deutschland war riesengroß; denn die Regierung Cuno blieb völlig passiv und erwartete wohl irgendein Wunder. Erst Ende September 1923 wurde die Bevölkerung des Ruhrgebietes zur Aufgabe des passiven Widerstandes aufgefordert. Dann wurden zwei Ausschüsse eingesetzt, die die Hilfsquellen und die Leistungsfähigkeit Deutschlands prüfen sollten, schließlich kam es zum Dawes-Gutachten und im August 1924 zur Londoner Konferenz, auf der Deutschland das Dawes-Gutachten annahm. Inzwischen waren zwei Ereignisse eingetreten, die eine weit bessere internationale Situation schufen: In England war die Bildung der Arbeiterregierung vor sich gegangen und in Frankreich war die herrschende Stellung des Bloc national erschüttert und damit auch das Ministerium Poincarés unmöglich geworden. MacDonalds Ziel war sogleich darauf gerichtet, den Völkerbund nicht als ein Exekutivorgan der Siegerstaaten anzusehen und Herriot, der in Frankreich an die Regierung kam, schlug versöhnlichere Töne an. So wurde die Atmosphäre gereinigt, im August 1924 erschienen die deutschen Vertreter in London als völlig Gleichberechtigte. Trotz wütenden Geiferns der Nationalisten bequemte sich Herr Stresemann im Februar dieses Jahres dazu, sein bekanntes Memorandum abzusenden, und jetzt geht er sogar in Begleitung des Reichskanzlers zur Konferenz nach Locarno, um mit dem „Erbfeind" und mit den Engländern einen Friedenspakt abzuschließen. So zeigt sich von neuem und deutlicher als jemals, daß die Außenpolitik richtig war, die die sozialdemokratische Partei in den letzten Jahren getrieben hat.

Hätte man in Deutschland den Franzosen von vornherein etwas mehr psychologisches Verständnis entgegengebracht, und hätte es nicht oft so geschienen, als ob die gesamte Erfüllungspolitik sabotiert werden sollte, so wäre sicher auch eine Verständigung mit Frankreich schon früher möglich gewesen; denn wie immer der französische Bloc national eingeschätzt werden mag, die aus ihm hervorgegangene Regierung hätte sich nicht so lange halten können, wenn die deutschen Nationalisten den französischen nicht zu Hilfe gekommen wären.

Frauenfrage und Partei

Ein Nachwort zu Heidelberg

Von Adele Schreiber

Auch unser neues Parteiprogramm beschäftigt sich wie die vorhergehenden mit der Frauenfrage, der Gleichstellung der Geschlechter. In den Abschnitten über Verfassung, Justiz, Kultur und Schulpolitik sind einige besondere Hinweise enthalten: „Vollständige Verwirklichung der verfassungsmäßigen Gleichstellung aller Staatsbürger ohne Unterschied des Geschlechts, der Herkunft, der Religion und des Besitzes", „Erleichterung der Ehescheidung, Gleichstellung der Frau mit dem Mann", „gemeinsame Erziehung beider Geschlechter durch beide Geschlechter".

Die vom Parteivorstand gedruckt vorgelegten und von der Genossin Juchacz mündlich erstatteten Berichte über die Frauenbewegung, die Aussprache auf der Haupttagung, wie auf der Frauenkonferenz brachten bei aller Anerkennung guter Arbeit und des im letzten Jahre wieder begonnenen Aufstieges berechtigte Kritik, und sie betonten, wieviel mehr erreicht werden muß.

Es ist insbesondere festgestellt worden, daß die Frauen trotz ihrer ausgesprochenen Fähigkeit für kommunale Arbeit in viel zu geringer Zahl unter den Stadtverordneten vertreten sind, daß sie in den Kreis- und Provinziallandtagen fast ganz fehlen, an der Arbeit der Parteivorstände nur in geringem Maße beteiligt werden. Im Hinblick darauf wurde intensivere Werbe- und Schulungsarbeit verschiedenster Art empfohlen.

An ihrer Notwendigkeit ist nicht zu zweifeln, und es ist auch erfreulich, daß man, neben alten Wegen, in letzter Zeit neuere Wege beschritten hat, um auch an die durch reine Politik zunächst schwer zu erfassenden Frauen heranzukommen.

So erreichen die nicht parteipolitisch abgestempelte Zeitschrift „Frauenwelt" und die als künstlerische Veranstaltungen aufgezogenen „Frauenweltabende" breite Schichten Indifferenter, die, vielfach zum erstenmal mit sozialistischen Gedankengängen vertraut gemacht, für spätere politische Schulung vorbereitet werden. Zu begrüßen ist es auch, daß die Arbeiterwohlfahrt viele Tausende von Frauen auf dem Wege über die Wohlfahrtspflege zur Mitarbeit heranzieht, ihnen hierdurch allmählich das Verständnis sozialistischer Kommunalpolitik und Staatspolitik erschließt.

Aber es soll hier weniger auf sogenannte Frauenpropaganda eingegangen werden als auf eine, meines Erachtens, vor allem entscheidende Frage: die Stellung der Männer in der Partei zur Frauenfrage. Mit der Forderung verfassungsmäßiger Gleichstellung im Programm ist leider noch nicht alles getan. Nötig erscheint es, daß im politischen Leben der Partei und auch im persönlichen Leben der Parteimitglieder das Prinzip der Gleichstellung der Geschlechter in vollem Umfange befolgt und so ein Beispiel gegeben werde.

Es ist nicht verwunderlich, daß auch im Sozialisten die Ueberreste alter Anschauung, alter Vorurteile nicht völlig überwunden sind, daß

er es vielfach nicht vermag, sich zu befreien von eingewurzelten falschen Vorstellungen, die er (unbewußt) in sich aufgenommen hat. Bebels vor mehr als vierzig Jahren geschriebene Worte treffen noch heute zu. Die Worte von der Knechtschaftsstellung der Frau, die vom Arbeiter selbst als unterbürtig angesehen und behandelt wird, vom Widerstand des Mannes, wenn die Frau verlangt, in ihre, der Männer, höhere Stellung eindringen zu wollen, vom Widerstand gegen die ökonomische und geistige Unabhängigkeit der Frau vom Mann.

Hand aufs Herz, ist dies alles Vergangenheit?

Und sehen wir nicht immer wieder, in wie hohem Maße die häusliche Gebundenheit der Frauen vom Manne erschwert, anstatt erleichtert wird? Wie viele dadurch behindert werden, am geistigen Leben der Partei, an Vorträgen und Organisation teilzunehmen — zum Schaden der Bewegung. Viele Frauen kommen hierdurch nie in Berührung mit dem Parteileben, andere, die besten Willen hatten, gaben den Versuch auf, angesichts des schweigsamen oder lauten Widerstandes daheim. Oft hören wir aus den Unterbezirken erzählen, wie geringschätzig seitens männlicher Genossen von Frauenarbeit, Frauenangelegenheiten, Frauenabenden gesprochen wird — sicherlich nicht der Weg, die Tätigkeit der Frauen zu beleben.

Die Frauen fühlen es deutlich, daß auch innerhalb der Partei das einer überlebten Geschichtsepoche entstammende männliche Herrschertum nicht überwunden ist. Die Erkenntnis von der unterdrückten Klasse und den ihr bisher auferlegten schweren Entwicklungshemmungen ist von jedem Parteigenossen gut begriffen worden, aber die Nutzanwendung auf das solange unterdrückte Geschlecht, das doppelt belastet war durch Klassenunrecht und Geschlechtsunrecht, wird selten gezogen. Die Frau wird als Mensch geringerer Fähigkeit angesehen, die deutlich erkennbaren Ursachen: Abhängigkeit und Hörigkeit werden unzureichend berücksichtigt. Selbst auf die Frau als Mutter wird in der Praxis allzu oft nicht Rücksicht genommen, und als Erzieherin wird sie in ihrer Stellung den Kindern gegenüber nicht genügend gestützt.

Natürlich gibt es Ausnahmen, zahlreiche „Mustergenossen", aber — sind sie nicht doch eben die Ausnahmen? Und obwohl Bevölkerungspolitik und Sexualleben, die Fragen von Ehe und Nachkommenschaft, von Prostitution und Volksseuchen beide Geschlechter in vollem Umfange angehen, werden sie mehr als zuträglich zu reinen Frauenangelegenheiten gestempelt, in das Bereich der Frauenversammlungen verwiesen.

Man sollte annehmen, daß es unseren Männern anregende Abwechslung böte, gelegentlich gute Rednerinnen zu hören. Es ist nicht einzusehen, warum die als Parlamentarierinnen oder als langjährige Propagandistinnen tätigen Frauen über allgemeine politische Fragen weniger Urteil haben sollten als ihre männlichen Kollegen. Dennoch werden qualifizierte Rednerinnen mit Vorliebe auf Versammlungen und Abende für ihr eigenes Geschlecht beschränkt, für kleinste Grüppchen in unzureichender Weise ausgenützt, während weite Männerkreise, denen die Vorträge Förderung und Nutzen brächten, sich ihre Belehrung von einem mitunter recht bescheidenen Kirchenlichtchen holen.

Der Ruf nach der Heranbildung weiblichen Führertums ist laut geworden — die Frage ist aber berechtigt, inwieweit im Rahmen der

Partei die zur Verfügung stehenden Kräfte richtig eingesetzt und fruchtbar gemacht werden? Könnte nicht unendlich viel mehr erreicht werden durch ökonomische Verwertung vorhandener Fähigkeiten unter den Frauen?

Noch liegt auch die Individualisierung der Propaganda im argen. Es könnte noch viel mehr geschehen zur zielbewußten Bearbeitung einzelner Schichten, die wir unbedingt gewinnen müssen. Um bei unserem Beispiel, bei den Frauen, zu bleiben, mag zum Beispiel eine Kraft sich vorzüglich eignen für die Gewinnung von Hausangestellten, die andere für die kleinen selbständigen Hausfrauen. Die eine Rednerin hat vielleicht gerade Einfluß auf Lehrerinnen, Angestellte, Pflegerinnen, die andere auf Landfrauen. Ebenso ist das erfolgreiche Wirken für die Jugend an bestimmte psychologische Voraussetzungen geknüpft, und manche Genossen, die eine treffliche Klinge führen, sind viel besser am Platz in der Arena des scharfen politischen Kampfes als bei der feiertäglich gestimmten Jugendweihe in der Schulaula oder dem Jugendheim.

Also nicht nur Mangel an Kräften, sondern schlechte Kräfteverteilung, Mangel an Auslese hemmen einen stärkeren Erfolg.

Werbekraft, Suggestion von Mensch zu Mensch wirkt nicht von jedem Menschen auf jeden Menschen, ihre Entfaltung ist an individuellen Voraussetzungen geknüpft. Je nach der Zusammensetzung der Hörerschaft ja völlig verschieden, je nach den Gegenden Deutschlands mit ihrer so wesensverschiedenen Bevölkerung verhält sich die Ernte der Werbung zur ausgestreuten Saat.

Dies letztere gilt natürlich für die allgemeine Propaganda.

Um bei der Gewinnung der Frauen zu bleiben — das Tempo wird im wesentlichen vom festen Willen der Männer, hier mitzuarbeiten, abhängen. Je mehr sich die Frauen in der Partei als willkommene Kameradinnen sehen, je mehr sie fühlen, daß die Lehren des Parteiprogramms angewandt werden im täglichen Leben, um so zahlreicher werden sie kommen, alle ökonomischen Schwierigkeiten überwinden. Wenn sie erst, wie es übrigens in Oesterreich schon der Fall ist, die gleiche Mitgliederzahl stellen, wie die Männer, dann ist der Sieg unser.

Gesellschaftliche Lehren des Zitzewitz-Skandals

Von Ernst Hamburger, M. d. Pr. Landtags

Ueber die politische Erledigung der Skandalaffäre der Landespfandbriefanstalt in den Verhandlungen des Preußischen Landtags und über die strafrechtliche Nachprüfung der von dem Adelskonsortium, den ehemaligen Beamten der Anstalt, und den Vermittlern und Agenten verübten Manipulationen ist die Oeffentlichkeit unterrichtet. Es liegt keine Veranlassung mehr vor, ausführlich darauf einzugehen. Der Bericht des Untersuchungsausschusses, dessen wesentlichen Teilen die im Ausschuß vertretenen Parteien einstimmig zugestimmt haben, läßt erkennen, daß die Beurteilung der Angelegenheit nicht durch parteipolitische Demagogie beeinflußt war, sondern in den Tatsachen eine massive Grundlage hatte.

Die Satzungswidrigkeit der Geschäfte ist einwandfrei festgestellt worden; die Verwendung von öffentlichen Geldern, die zur Finanzierung des Kleinwohnungsbaues bestimmt waren, für ein Häuserspekulationsgeschäft eines Adelskonsortiums ist ebenso erwiesen. Die Verwertung von rund einer halben Million für diesen Zweck hergegebener Gelder zur Bezahlung von Schulden und für Amüsements der beteiligten jungen Herren ist bis in die einzelnen Ausgaben hinein geklärt. Die Schlamperei in der Geschäftsführung, die kaufmännische Unfähigkeit und Unkenntnis der leitenden Beamten, ihre Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Volksganzen und das System ihrer Verschleierungsmethoden ist in allen entscheidenden Punkten aufgedeckt. Wenn die deutschnationalen und völkischen Korruptionsbekämpfer mit bemerkenswertem Eifer für die Direktoren der Anstalt auf milderende Umstände plädierten, weil sie die satzungswidrigen Geschäfte einleiteten, um den finanziell unhaltbaren Status der Anstalt zu heben, so mag man diese Entschuldigung für ihren ersten Schritt gelten lassen, nicht jedoch für die Kette schwerer Verfehlungen, Täuschungen und Satzungswidrigkeiten, die sie sich ein ganzes Jahr hindurch zum Nachteil der Anstalt und zum Nachteil der Volksgesamtheit zu schulden kommen ließen. Vier Millionen Goldmark mußte der preußische Staat zuschießen, damit die Anstalt ihre für das Geschäft bei der Wohnstättenbank aufgenommenen Schulden und eingeschossenen Depositengelder zurückzahlen konnte; vier Millionen, die also zunächst für die Finanzierung des Kleinwohnungsbaues, dem sie sonst zugute gekommen wären, ausfallen. Das wohnungsuchende Publikum und die wohnungbauenden Kommunen haben das Nachsehen; abgesehen davon, daß sie stets monate- bis jahrelang warten mußten, bis sie ein paar tausend Mark von der Landespfandbriefanstalt als Zwischenkredite oder dann als Hypotheken erhielten, müssen sie jetzt fürs erste auf namhafte Zuschüsse verzichten, bis die in dem Geschäft festgelegten Summen nach seiner Abwicklung und nach Verkauf der Grundstücke wieder flüssig gemacht und an die Landespfandbriefanstalt zurückgezahlt werden können. Wie lange das bei den heutigen Kapitalverhältnissen noch dauern wird — die Schuld des Adelskonsortiums bei der Landespfandbriefanstalt ist jetzt bereits auf fast sechs Millionen Goldmark angewachsen! — ist natürlich völlig unübersehbar.

Aus dem Komplex der Einzelumstände und der Persönlichkeiten, die im bunten Wechsel an unseren Augen vorübergezogen sind, heben sich besonders sichtbar die gesellschaftlichen Beziehungen heraus, die in dieser Angelegenheit eine entscheidende Rolle gespielt haben. Wir haben weder gegen das alte, in seiner Ueberzahl rechtsgerichtete Beamtentum, noch gegen erhebliche Teile in ihm jemals den Vorwurf der Korruption erhoben; dies blieb vielmehr (im Falle des Skandals der Staatsbank) der Deutschnationalen Volkspartei überlassen, die solche Anwürfe bedenkenlos gegen die ihrer eigenen Partei angehörigen Mitglieder der Direktion richtete. Nicht in den Formen plumper Bestechung und grober Beeinflussung, sondern in der feineren, aber um so gefährlicheren Form Beziehungen durch gesellschaftliche bzw. politische Bindung der meisten Mitglieder des höheren Beamtentums an die sogenannten gesellschaftlich gehobenen Schichten und umgekehrt in dem Mangel an Verbundenheit der höheren Beamten mit der Volksmasse und besonders deren ärmeren Schichten sehen wir die schweren Mißstände, die behoben werden müssen.

Diese gesellschaftlichen Bindungen treten besonders deutlich in der Affäre des Zitzewitz-Konsortiums bei zwei Gelegenheiten hervor. Einmal ist die Art kennzeichnend, wie diesen Herren Millionenkredite zunächst ohne ausreichende Deckung gegeben werden; — die Deckung erfolgte erst später durch gewagte Manipulationen, nachdem der größte Teil des Betrages bereits an das Konsortium ausgezahlt war. Nach einer mehrtägigen flüchtigen Bekanntschaft gab der Leiter der Anstalt, Geheimrat Nehring, den adeligen Herren rund 600 000 Mark nur gegen Wechsel; die Unterschriften waren von vier Herren gegeben worden, von denen drei notorisch vermögenslos, zwei sogar schwer verschuldet waren. Für die Beurteilung der wirtschaftlichen Potenz dieser Personen genügte dem Leiter der Anstalt die Auskunft eines Prokuristen, der früher einmal mit einem von ihnen zu tun gehabt hatte. Im übrigen reichte es ihm aus, daß die Schuldner gegenseitig ihre Vermögensverhältnisse empfehlend ausmalten, das führte er ernsthaft dem Untersuchungsausschuß als Beweis für die Berechtigung des Vertrauens an, das er den feinen Herren gezollt hat. Noch heftiger war die Wirkung der äußeren Gewandtheit, der guten Manieren, des weltmännischen Auftretens und des adeligen Namens der vier Konsortialen auf den Mitdirektor des Herrn Nehring, auf den Herrn Lüders, der jahrelang im Sparkassen- und Bankbetriebe gearbeitet hatte und dem man eine gewisse Uebung in den Vorfragen der Kredithergabe an noch nicht bekannte Persönlichkeiten hätte zutrauen sollen. Er erklärte, daß den Beamten der Landespfandbriefanstalt ordentlich ein Stein vom Herzen gefallen sei, als die Herren sich zum ersten Male zeigten, da man nun endlich einmal hoffen konnte, mit anständigen Menschen zu tun zu haben, während bis dahin vielfach fragwürdige Schiebergestalten mit allen möglichen Angeboten die Anstalt betreten hatten. Diese Beispiele zeigen, wie stark auch im neuen Deutschland bei Teilen unserer höheren Beamtenschaft die Ehrfurcht vor Repräsentanten der Herrenschicht das alte System noch ausgebildet und wie wenig der demokratische Sinn in ihnen entwickelt ist. Vom Glanz alter Herrlichkeit berauscht, riskierte die Direktion der Anstalt das satzungswidrige Geschäft, beging so schwere Verstöße gegen Recht und kaufmännische Selbstverständlichkeiten. Die hypnotisierten Beamten (die höheren) taten alles, um in geschäftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen mit so manierlichen und weltmännisch auftretenden Persönlichkeiten zu bleiben; die waren nun einmal ganz anders als solch ein Bürgermeister oder Gemeindevorsteher aus einer Kleinstadt des Ostens, der mit Schweißtropfen auf der Stirn im Zimmer des Herrn Nehring in schmierigen Akten blätternd, für drei oder vier Häuser ein paar Tausender von der Landespfandbriefanstalt zu erbetteln sich bemühte. Die Annehmlichkeit, mit eleganten, gar adeligen Herren Geschäfte machen zu dürfen, neue Transaktionen im „Adlon" zu besprechen, im Automobil mit ihnen Agentenbesuche zu machen, das sind die Lockungen gesellschaftlicher Natur gewesen, die den irregeleiteten Herrenrespekt dieser höheren Beamten erweisen.

Dasselbe Ergebnis liefert eine Betrachtung und Beurteilung der Art der Aufsichtsführung über die Landespfandbriefanstalt durch deren dienstvorgesetzte Behörde, das Wohlfahrtsministerium. Es soll nicht die Rede sein von den mannigfachen seltsamen Vorkommnissen, die hierbei gerügt werden müssen. Wenn der Staatskommissar für die Landespfandbrief-

anstalt geglaubt hat, in seiner Verpflichtung zur „Ueberwachung der laufenden Geschäftsführung" der Anstalt eine neue zweijährige Revision zugestehen zu sollen, wenn wichtige vorgeschriebene Prüfungen und Kontrollmaßnahmen nicht durchgeführt worden sind und eine Geschäftsanweisung nicht rechtzeitig erlassen wurde, so mögen diese Mängel außer Betracht bleiben. Es soll sich in diesem Zusammenhange lediglich um das eigenartige Verhalten des Ministeriums bei der Anzeige handeln, die am 31. Juli v. J. der Referendar Merrem in Kenntnis der bewußten Vorgänge über üble Schiebungen und Manipulationen bei der Anstalt der Aufsichtsbehörde erstattet hat. Diese Beschuldigungen sind von dem Anzeigenden aus bestimmten Gründen, die mit der von ihm bekleideten Stellung zusammenhingen, der Form nach, möglicherweise z. T. auch inhaltlich, am nächsten Tage zurückgezogen worden. Dies ist aber absolut kein Anlaß zu einer Entschuldigung für die Aufsichtsbehörde. Denn nicht nur, daß zwischen der Anzeige und ihrer Zurücknahme 24 Stunden gelegen haben — eine Zeit, die zur unmittelbaren sofortigen Nachprüfung solcher von einem Juristen vorgebrachten ungeheuerlichen Beschuldigungen gegen eine unter Staatsaufsicht stehende Anstalt voll ausgereicht hätte — so war auch die Zurücknahme der Behauptungen, wie der zuständige Referent selbst in den Akten vermerkte, kein Anlaß, von der Nachprüfung Abstand zu nehmen. Diese Nachprüfung aber wurde in der Weise vorgenommen, daß der leitende Beamte der Anstalt einen mündlichen Bericht und in dessen Bestätigung einen schriftlichen Bericht von bemerkenswerter Kürze zu erstatten hatte. Der schriftliche Bericht ist übrigens erst zwölf Tage nach der Anzeige an das Ministerium abgesandt worden. Den eigentlichen Grund für diese merkwürdige Behandlung hat Herr Ministerialdirektor Dr. Conze im Untersuchungsausschuß mitgeteilt. Er erklärte, daß das allgemeine Vertrauensverhältnis gegenüber einem alten Beamten und daß gewisse Rücksichten, die die Zusammenarbeit mit ihm und die Art seiner Stellung erforderten, es nicht zugelassen hätten, eingehendere, unmittelbare Nachforschungen anzustellen. Es sei an sich schon ein seltener Fall und äußerst weitgehend, daß man die Bestätigung einer mündlichen Darstellung durch einen schriftlichen Bericht verlange, wie es geschehen sei. Weiter hätte man jedoch nicht gehen können, wenn man nicht den Beamten (den höheren) außerordentlich hätte verletzen wollen.

Die Bindung durch alte Freundschaften, Familienbeziehungen, Korpsbruderschaft und andere gesellschaftliche Bande zwischen den einzelnen Gliedern des Beamtenkörpers ist so stark, daß ihre Berücksichtigung unter Umständen selbst das Staatsinteresse leiden zu lassen bereit ist. Es soll nicht behauptet werden, daß die Auffassung, wie sie Herr Conze hier vertreten hat, Gemeingut aller höheren Beamten ist, die einmal Gelegenheit haben, als Aufsichtsinstanzen sich mit ähnlichen Dingen, wie sie im Fall Nehring vorgekommen sind, befassen zu müssen. Aber daß überhaupt solche Anschauungen für einen Teil der höheren Beamtenschaft maßgebend sind, zeigt die außerordentliche Kluft zwischen dem neuen Staat und der alten Gesellschaft. Die alten Beamten haben selbst vor der Verwesung des alten Staates noch mehr Achtung, als vor den Erfordernissen der jungen Republik. Besonders deutlich wird dies, wenn man sich der Fälle erinnert, in denen gegen Beamte des neuen Systems vorgegangen wird. Die Zusammenarbeit der Aufsichtsbehörde, der Straf-

verfolgungsbehörde und der Justiz klappt da so vorzüglich, daß irgendein Rest von Rücksichtnahme wahrhaftig nicht zu spüren ist, daß, wie im Fall Höfle, der glänzend funktionierende Apparat quälendste Marter und Vernichtung des Lebens in sich schließt. Wenn irgendein übel beleumdetes Subjekt einen der Demokratie nahestehenden höheren Beamten denunziert, so setzt ein hochnotpeinliches Verfahren der Verwaltungs- und Justizbehörden ein, das die Hereinziehung des Falles in die Oeffentlichkeit und einem Verleumdungsfeldzug durch die rechtsgerichtete Presse, wenn nicht unmittelbar begünstigt und mit Material unterstützt, so mindestens geradezu provoziert. Ich habe selbst vor einigen Jahren aus unmittelbarer Nähe das Vorgehen gegen einen schlesischen Landrat mit angesehen, bei dem mit telegraphischer Abberufung innerhalb 24 Stunden, 1½ jähriger Suspension vom Dienste, Verhaftung und Ehrabschneidung gearbeitet worden ist, und das alles auf Grund von unhaltbaren Beschuldigungen, deren gerichtliche und disziplinarische Nachprüfung schließlich mit seiner völligen Freisprechung und Wiedereinsetzung in ein Staatsamt endete. Mit der Behandlung, die dieser Mann seitens der maßgebenden Instanzen zu erdulden hatte, vergleiche man die Zurückhaltung, mit der die Aufsichtsbehörde im Falle Nehring bei der damaligen Anzeige vorgegangen ist, mit dem Erfolg, daß der preußische Staat eine weitere nachher von der Landespfandbriefanstalt für dieses Geschäft noch festgelegte Million locker machen mußte.

Auch hier haben also Momente gesellschaftlicher Rücksichtnahme mitgespielt, die, ohne unmittelbar parteipolitisch zu sein, doch tiefe politische Bedeutung haben und sich zum Nachteil der Volksgesamtheit ausgewirkt haben. Es kommt nur selten vor, daß unser sicherer Instinkt dafür, wie stark Klassenbewußtsein, politische Momente und gesellschaftliche Zusammenhänge im kapitalistischen Staat zugunsten der bevorrechtigten Schichten und gegen uns und die Masse des Volkes ausschlagen, im einzelnen mit Beweisen belegt werden kann. Wir haben hier einmal einen Fall, der in seiner Kraßheit gewiß selten, für die Richtung der Gedankenwelt bei der Mehrzahl der höheren Beamten typisch ist. Wir haben die alte Staatsform zerschlagen; aber was wir noch nicht haben zerstören können, was sich uns bei unseren Neubauplänen hindernd in den Weg stellt, ist die alte Gesellschaft, die in der Justiz und in der Bürokratie nach wie vor ihre Triumphe feiert, jeden Eindringling ängstlich abzuwehren, untereinander die Posten zu vergeben bemüht ist und mit starker Macht auch heute noch in das Schicksal und die Gestaltung des politischen und wirtschaftlichen Lebens des Reichs und Preußens eingreift. Für die Erreichung unserer Ziele ist es eine der wichtigsten Aufgaben, die Vorherrschaft dieser alten Gesellschaft in der Verwaltung und Rechtspflege zu zerschlagen und sie durch Männer zu ersetzen, die vom Geiste einer neuen republikanisch-demokratischen Gesellschaft erfüllt sind.

Die Abendsuppe

Von Paul Verlaine

Nachdichtung von Alfred Wolfenstein

Die Stube füllt der Dämmrung kalter Schleim,
Der Mann kommt in beschneiter Bluse heim
Und redet, wie seit Tagen schon, kein Wort,
Die Frau winkt scheu die Kinder von ihm fort.

Ein Bett, vier Stühle, ausgerenkte Kisten,
Im Fenster Lappen, wo die Wanzen nisten,
Am Boden Abfall morschen Mauerputzes
Und überall der dunkle Schnee des Schmutzes.

Die Stirn des Mannes ist recht hoch und rein,
Die Augen groß, er hat noch manchen Schein
Von kräftigem Geist und Herzen sich bewahrt,
Die Frau, noch jung, ist schön auf ihre Art.

Doch Elend legt die Hand auf seine Leute,
Und lebt noch Menschliches in ihnen heute,
Wird Armut morgen jeden Glanz vertreiben,
Ein männlich Tier, ein weiblich Tier wird bleiben.

Nun sitzen alle, schlingen Suppe ein
Und Fleisch, in düstrer Gruppe, Bein an Bein,
Ihr Schatten dehnet sich gezackt und breit
Durchs Zimmer hin bis zur Unendlichkeit.

Die Kinder, zähe, sind doch klein und mager,
Ihr Körperchen erzählt vom rohen Lager,
Von Wintern ohne Feuer, dünn die Decke,
Von Sommern, seufzend in der stickigen Ecke.

Die Lampe leuchtet ohne Schirm umher,
Blinkt seltsam in dem rostigen Gewehr
Am Nagel dort. Und forschte einer nach
Mit Polizistenblick, kann er im Fach

Ein paar verstaubte Bücher noch ermitteln
(Geschichte, Wissenschaft, steht in den Titeln)
Und Schundromane, gut versteckt im Kissen,
Mit Eselsohren und von Hast zerrissen.

Sie essen noch. Der Mann, betrübt und wild,
Voll übler Kost, die keinen Hunger stillt,
Erhebt sein Antlitz, gar nicht fromm ergeben,
Sein Messer denkt wie an ein andres Leben —

Von einer Jugendfreundin träumt die Frau,
Die hat nun Villa, Wagen gold und blau —
Die Kinder, Aermchen um den Kopf gerankt,
Schnarchen am Tisch, daß er wie schluchzend schwankt.

Neue Ostseeprobleme

Von P. Vejland (Kopenhagen)

Die Ostseeländer sind als nördliche Pforte zum Osten von jeher Gegenstand regster Aufmerksamkeit der westlichen Großmächte gewesen. Als Exportmarkt der westlichen Industrien, wie als Weg zu dem russischen Absatzgebiet waren sie der wirtschaftlichen Expansion von Bedeutung. Politisch bildeten sie einerseits die Brücke zu Rußland, andererseits die Ausfallspforte der russischen Politik nach dem freien Meer. So war Skandinavien und vor allem Dänemark Schnittpunkt russischer und französisch-englischer Politik. Deutschland spielte eine besondere Rolle, indem es im Kieler Kanal seinen eigenen Weg von der Nordsee in die Ostsee besaß und durch die direkte Landgrenze mit Rußland viele Wege zu dem russischen Markt offen hatte. Ein Machtproblem war die Ostsee eigentlich für Deutschland nur marinetechnisch gewesen. Die erstarkende russische Flotte und das russisch-französische Bündnis drohten die Verbindung Deutschlands mit den wirtschaftlich immerhin bedeutungsvollen skandinavischen Ländern zu unterbrechen. Es war die natürliche Folge dieser Entwicklung, daß Deutschland bei Beginn des Weltkrieges an Dänemark das Verlangen stellte, den Großen Belt zu schließen, und daß es genügende Flottenstärken zur Freihaltung der Ostsee von feindlichen Flotten dort konzentrierte.

Mit dem Kriegsausgang änderte sich das politische Ostseeproblem in drei Beziehungen. Die deutsche Flotte, die Beherrscherin der Ostsee, verschwand; Rußland deklarierte sich als Gegner des kapitalistischen Westeuropas; die baltischen Staaten sowie Polen wurden geschaffen, die ersteren stets unter der Drohung einer russischen Revanche stehend, das letztere nicht zufrieden mit seinen Grenzen und bestrebt, Großmachtpolitik zu treiben.

Man mag die Frage dahingestellt lassen, wieweit imperialistische Gründe schon in Versailles die Grenzziehung der Oststaaten bestimmten, jedenfalls trachteten Frankreich wie England danach, die neuen Staaten im Osten in ihre wirtschaftliche und politische Einflußsphäre zu ziehen. Es kann auch nicht gesagt werden, daß die Randstaaten dieses Interesse der Westmächte von vornherein ungern sahen. Die Angst vor russischer Revanche trieb sie dazu, Anlehnung zu suchen. Und da England sich politisch etwas zurückhielt, war es das Gegebene, den offensichtlichen französischen Bestrebungen einer Ostsee-Entente entgegenzukommen. Diese Ostsee-Entente wäre heute sicher eine Wirklichkeit, wenn Frankreich nicht, unter völliger Verkennung der Psychologie des alten Skandinavien wie alter und neuer Gegensätze der baltischen Staaten gegen Polen, das letztere als Unterhändler und Sachwalter in seiner Ostseepolitik benutzt hätte. Die von Warschau ausgehenden Bestrebungen eines baltischen Bündnisses stießen von vornherein auf die Abneigung Litauens, das wegen der Wilna-Angelegenheit sich nicht mit Polen einigen konnte. Lettland war ebenfalls mißtrauisch, und dem Gedanken geneigt waren nur Estland und Finnland, die sich am direktesten von der russischen Revanche bedroht fühlten.

Das Ereignis dieses Jahres ist nun, daß Finnland den baltischen Bündnisbestrebungen eine glatte Absage geschickt und sich Schweden genähert hat. Zwischen Schweden und Finnland standen bisher die Aalandsfrage und das Problem der schwedischen Minderheit in Finnland. Aber es scheint, daß man von beiden Seiten über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen sucht. Von finnischer Seite ist das nicht verwunderlich, denn gegenüber den russischen Wiedereroberungsbestrebungen, die bei den Kommunisten Finnlands und in russisch gesinnten Intellektuellenkreisen einen gefährlichen Anhang im Lande selbst haben, gibt es nur eine Anlehnung und natürliche Basis: Schweden. Im August dieses Jahres nun gab die Annäherung sich zum ersten Male einen offiziellen Ausdruck durch einen Besuch der schwedischen Flotte in Helsingfors, dem ein offizieller Besuch des schwedischen Königs mit seinem sozialistischen Außenminister in Finnland folgte. Welche Hoffnungen nicht nur das finnische Bürgertum, sondern auch die finnische Sozialdemokratie an diese Entwicklung knüpft, spricht das finnische sozialistische Zentralorgan in seinem Artikel zur Begrüßung der schwedischen Gäste aus, in dem es hieß: „Vom finnländischen Standpunkt aus wäre es überaus begrüßenswert, wenn die Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen den Ländern des Bottnischen Meeres, die so tief begründet ist in dem früheren und jetzigen Leben der beiden Völker, zu realpolitischen Handlungen führen würde, die nicht nur den Teilen, sondern dem Ganzen einen gemeinsamen Schutz gewähren würden." Etwas zurückhaltender ist man in den Linkskreisen Schwedens. Die prinzipielle Einstellung der sozialistischen Parteien gegen jede Bündnispolitik läßt die schwedische sozialistische Presse dem Besuch eine mindere Bedeutung zulegen. Aber dem Jubel der beiden Länder über das Wiederfinden dieser Nationen, die einst 600 Jahre lang einen Staat bildeten, kann auch sie sich nicht verschließen. Auch über Schweden hinaus fand die finnisch-schwedische Neuorientierung in den skandinavischen Ländern ein helles Echo. Bezeichnend hierfür ist die Rede des dänischen Außenministers Graf Moltke, die dieser anläßlich einer in Kopenhagen tagenden Schiffahrtskonferenz der fünf nordischen Länder (Dänemark, Finnland, Island, Norwegen, Schweden) hielt. Sie gipfelte in dem Wunsch, „daß die fünf Kronen der auf skandinavischem Boden aufgewachsenen Bäume einst in einer gemeinsamen Wölbung verwachsen mögen".

Man würde allzu voreilig schließen, wenn man aus diesen Worten ein Heranwachsen eines realpolitischen Skandinavismus prophezeien würde. Dazu fehlt vor allem die wirtschaftliche Grundlage. Aber desto leichter und natürlicher wäre ein enges, für Frieden und Krieg bestimmtes Verhältnis zwischen Schweden und Finnland herstellbar, nun, wo der gute Wille dazu vorhanden ist.

Auf jeden Fall schlägt das Abspringen Finnlands von den Plänen eines baltischen Bundes dieser Idee eine Wunde, von der sie sich vielleicht nie mehr erholen wird. Es ist bezeichnend, daß die erneuten Versuche von polnischer und französischer Seite in Genf, anläßlich der Völkerbundtagung, die russischen Randstaaten zu einer Sonderkonferenz zusammenzubringen, wiederum gescheitert sind. Lettland wollte nicht, „aus innerpolitischen Gründen", und Litauen steht mehr abseits denn

je. Litauen ist neben dem abgesprungenen Finnland der zweite schwache Punkt des baltischen Bundesgedankens. Eine wirtschaftliche Konferenz zwischen Polen und Litauen, die vorsichtigerweise auf Kopenhagener Boden, wo Polen und Frankreich gut eingearbeitet sind, verlegt worden war, führte zu nichts als zu einer Bestätigung der Tatsache, daß an eine polnisch-litauische Verständigung vorläufig nicht zu denken ist. Die Konferenz ist „vertagt" worden, ebenso das Zusammentreten einer baltischen Konferenz.

Wieweit der Besuch des französischen Kultusministers de Monzie, der in den ersten Tagen des Septembers Kopenhagen offiziell besuchte, mit diesem aussichtslosen Stand der französisch-polnischen Ostseepolitik zusammenhängt, ist zweifelhaft. Man kann wohl annehmen, daß der Besuch in der Hauptsache als taktisches Vorspiel zu dem Berliner Besuch de Monzies gedacht war; doch sprach de Monzie in seinen sehr reichlich gegebenen Interviews Worte, die bestätigen, daß auch der „neue Kurs" in Frankreich sein Interesse den Ostseeländern widmen will. Nur von Polen sagte de Monzie kein Wort, dagegen sprach er von der Brücke nach Rußland, die Dänemark und die baltischen Staaten bildeten, und daß Frankreich die „dadurch gegebenen Umstände" der Ostseestaaten in seine politischen Berechnungen hineinzuziehen gedenke. Ob das bedeutet, daß Frankreich einsieht, daß gerade mit Polen an der Ostsee schlecht Proselyten werben ist, oder ob de Monzie es für taktisch richtig hielt, so klar und scharf wie möglich an das Bestehen Rußlands zu mahnen, um erst späterer Arbeit zu überlassen, die „Brücke" nach Rußland neu zu organisieren, mag dahingestellt bleiben.

Europa hat jedenfalls allen Grund, den Lauf der Dinge in seinen nordöstlichen Gegenden zu beobachten. Die letzten Vorgänge haben klar gegen eine imperialistische Bündnispolitik der Ostsee-Kleinstaaten mit den Westmächten gesprochen. Das demokratische, unimperialistische Schweden dagegen hat mit der Annäherung Finnlands einen ruhigen, nach keiner Seite aggressiven außenpolitischen Erfolg zu buchen. Dänemark wird nicht nur durch Ministerbesuche sich zu mehr Entgegenkommen gegenüber den französischen Wünschen, es möchte eine „Portierstelle an der Ostsee" (wie es ein dänischer sozialistischer Minister einmal spöttisch nannte) übernehmen, verleiten lassen. Und die baltische Konferenz, wenn sie doch noch zustande käme, wäre, ohne Finnland und Litauen, ein macht- und kraftloses Gebilde. Diese Tatsachen wird man schließlich auch in Frankreich erkennen. Sie werden dort die Tendenz stärken, sich mit Deutschland direkt zu verständigen und den Weg nach Rußland über Deutschland zu suchen.

Wanderung durch Backsteinstädte

Von Robert Breuer

Oben, im Dach von St. Petri, wohnen ganze Völker von Fledermäusen; sie schwirren gegen die verstaubten Fenster, stoßen gegen einen Wald von Balken und fallen auf das Gewölbe des Langschiffes, das sich nackt und mystisch aus der Mitte des Bretterbodens hebt; sie fliehen vor den Rädern der großen Uhr, die leise stöhnend vorwärts kriecht. Gespenstig ist es in diesem Dach von St. Petri; die Mauern aber, von unendlicher Dicke, diese Dokumente kühnen Bauwillens, scheinen ob solcher Aengste breit zu lachen. Was waren das doch für Kerle, diese gotischen Meister. Sie fanden ein romanisches Haus, das den Scharen der Gläubigen zu knapp geworden war; da weiteten sie es, indem sie gradaus die Gotik, das Moderne, dem Alten aufzwangen. Das neue Dach stülpten sie pietätlos über das vorgefundene, noch heute sieht man die Reste des romanischen Kranzgesimses. Und dann sandten die Gotiker einen Turm in die Wolken; er steht wie gepanzerter Trotz. Wir steigen ihn hinan. Durch die Mauerspalten, die den kletternden Füßen spärliches Licht geben, sehen wir einen Rundblick sich entwickeln, sehen einen Schwarm von Dächern zusammenflattern, sehen machtvolle Massen aus diesem weißlich-roten Dünenmeer sich emporheben und sich sieghaft zu Türmen recken. Und nun stehen wir oben und sehen in unermeßlichem Horizont die von blitzenden Wasserstreifen durchzogene, von grünen Hügeln durchwellte Landschaft; zu unseres Turmes Füßen aber, ängstlich sich suchend, wie eine Herde Küchlein, lagern die Häuser von Lübeck. Es ist eine große Stadt, die sich da in der Tiefe breitet. Ein Gewimmel von Gassen und ein hastiges Gedränge von Häusern, die unter dem Gewicht der Kirchen und anderer mächtiger Gebäude fast in sich zusammensinken. Eine schlafende Stadt scheint es zu sein; obgleich man sich wohl denken kann, daß die Schiffe, die schwer und bauchig in den Häfen ankern und behäbig auf den Kanälen schwimmen, genug Unruhe bringen. Obgleich St. Petri fast am nächsten die brutale Lebenssucht eines modernen Warenhauses sich frech durch fünf Etagen schiebt, und der Lärm brechend beladener Rollwagen dauernd heraufschlägt, glaubt man doch an den Schlaf der Stadt. Dort, mit den Händen zu greifen, steht das Holstentor, robust und gewappnet, wie in den Tagen der klirrenden Fehden; daneben die Reihe der Salzspeicher, wackelnd und abgebröckelt. Dort steigen die Doppeltürme von St. Marien mit drohender Siegerkraft in das Maßlose und werfen ihre riesenhaften Schatten bis auf den Rathausplatz, und auch rechts und links, drüben und jenseits scheinen die Schatten der anderen Türme sich auf die Wirrnis der Häuser zu lagern und die quirlende, hämmernde und rennende Wirklichkeit in einen ewigen Gottesfrieden zu hüllen ... Diese Wirrnis der Häuser muß man in der Nähe sehen. Man muß sich hindurchwinden durch diese Gänge, Höfe und Gruben mit den seltsamen und altertümlichen Namen: St. Jürgensgang, Füchtingshof, Brigittenhof, Engelsgrube, Hasenhof, Käselausgang. Das sind ganz merkwürdige Bildungen des Städtebaues. Etwas ähnliches, wie es der moderne Gedanke vom Einfamilienhaus im Blockinnern meint. Nur kleiner, engbrüstiger, ein

wenig vermummelter und hüstelnd. Geht man die Gassen dieser Viertel entlang, so bleibt all das unbemerkt; man sieht nur die lustigen, bald getreppten, bald geschweiften Giebel, die vielgeteilten Fensterscheiben und die ungewöhnlich netten Haustüren. Zuweilen kommt man an einen schmalen Bauwich; er ist torbogenartig überbaut und führt offenbar irgendwo hin. Man geht hinein und trifft geschart kleine, schüchterne Häuschen, die Mauern schon ein wenig verbogen und die Dächer schief sitzend. Oleander in grünen Kübeln und mancherlei altmodische Blumen stehen neben den Türen, und unter den Fenstern warten schlichte Bänke auf die Leute, die hier wohnen, die aus den Dachluken heraus unschuldig ihre Wäsche trocknen und ihre Neuigkeiten schwatzend von Nachbar zu Nachbar tragen. Kinder mit Rotznäschen hocken auf den Fliesen, die schon ganz buckelig und mit Moos bewuchert sind. Zuweilen freilich weiten sich diese Gänge zu Gärten; da spiegeln dann große blaue Glaskugeln zwischen den Rosen, und in der Sonne sitzen die Witwen der Kapitäne. Es ist still in diesen Wohngängen; man spürt die pflegende Liebe, die vor zweihundert Jahren und mehr das Vermächtnis aussetzte, von dem noch heute Füchtingshof sein bescheidenes Leben empfängt... Noch viel stiller ist es im Heiligen-Geist-Hospital. Dort warten die Alten, Männlein und Weiblein, auf den Tod. Es ist schon so, daß der Tod in diesem Gemäuer wohnt; aber er hat ein sanftes Gesicht aufgesetzt und waltet milde seines Amtes. Er gönnt den Alten einen stillen, hier und da gar einen heiteren Abend. Das Hospital ist gegen 1300 gebaut worden; in herber Würde stehen die Giebel und werden überragt durch vier magere Pfeilertürme. Der Mittelbau birgt eine zweijochige Kirche; auf deren Wänden sich noch Mönchsmalerei erhalten hat; auch sonst gibt es hier köstliche Zeugen der gestorbenen Frömmigkeit, golden leuchtende Altarschreine mit Figuren von keckem Naturalismus und Szenen von entzückender Naivität. Vater Johannsen, der erst siebzig ist, huscht umher, einem die Schätze zu zeigen. Dann läßt er uns in die große Halle treten; sie ist 88 Meter lang und scheint lauter kleine Vogelkäfige zu umschließen. In vier Reihen nebeneinander wurden Räume, nicht größer als eine Schiffskajüte, mit Brettern abgeschlagen und offen gelassen. Darin hausen sie, die alten Seebären, und meinen noch auf ihrem Schoner zu sitzen oder sonstwie auf des Lebens Meer zu schaukeln. Und auch die runzeligen Mütter duckten sich in diese Schwalbennester, in die sie einhamsterten, was sie noch irgendwie an Schätzen dieser Welt besaßen. Da hängt neben dem längst schwarz gewordenen Silberkranz das Bild des Sohnes, und in der Oese des Rahmens steckt eine Papageienfeder, die er einmal von drüben sandte; es ist schon lange her. Ein paar Häubchen, sorgfältig gefältelt und geplättet. Eine Bibel ist aufgeschlagen, und aus einer kleinen, buntbepinselten Vase von Milchglas blicken Gänseblümchen, die das Enkelchen gestern auf dem Wall gepflückt hat. Ein leises Summen liegt über den dachlosen Hütten; die Alten sprechen mit sich selber oder schwatzen zusammen. Verloren kommen die Klänge eines Chorals; dann wieder gibt es ein dünnes, zerbrechliches Lachen oder ein müdes, verhaltenes Stöhnen. Das ist Pieter Karsten, der nun schon zwanzig Jahre hier jeden Morgen seinen Strohsack aufschüttelt, und der doch schon mehr als siebzig war, als er in die Stille ging.

*

Auch Wismar hat einst zur Hanse gehört. Später aber ist es der Stadt gar merkwürdig ergangen; sie verfiel den Schweden und wurde erst 1909, nachdem sie durch hundert Jahre für fünf und eine halbe Million zu 3 Prozent an Mecklenburg verpfändet war, wieder deutsches Land. So darf man sie die jüngste Stadt des Reiches heißen; obgleich sie gar nichts Jugendliches an sich hat, vielmehr wie eine alte schnurrende Katze oder eine Spinnrockenfrau dreinschaut. Selbst im Sommer dünkt sie einen bis über die Schornsteine eingeschneit. In ihren Gassen fühlt man die Einsamkeit und ist fast erschreckt, irgendeinem verhutzelten Menschlein zu begegnen. Wenn einer der großen Planenwagen über das Pflaster holpert, scheinen all die kleinen quadratischen Scheiben zu zittern, und alle Bürger von ihren Schnupfdosen aufzuhorchen. Auf dem Markt und noch vielmehr unter den Bäumen der Kirchplätze hört man die Vögel singen. Und dann kommen die Massen der Kirchen über uns. Sie sind wie Gebirge, die von Zyklopen in die Höhe gejagt wurden. Nur langsam begreift man, wie diese unerhörten Denkmale der Backsteingotik zustande kamen. Die Energie einer glaubenden Gemeinde, zugleich der Stolz der kauffahrenden Geschlechter, haben sie gebaut. Die Giebelfassade von St. Georg lastet breitspurig auf dem kahlen Hügel, der rings mit Häusern gesäumt ist, die nun noch kleiner und unwirklicher erscheinen. Auf dem Platz von St. Marien kommt man durch spannbreite Pässe und fühlt sich als ein Unberufener in dem festverschlossenen Raum, der dazu bestimmt scheint, von der Massivität der Kirche ausgefüllt zu werden. Es schwebt dauernd ein Dudeln um diese riesenhafte Gruppe einer genialen Gotik; der Stadtmusikuns, der da irgendwo nistet, übt sein Violoncello, solange die Sonne über die Strebebögen gleitet und das Gerippe der kühnen, das herausgehobene Längsschiff stützenden Brücken, violett aufbrennen macht. Wie eine Seewarte steht der Turm, unvollendet und doch fertig. Fast schüchtern lehnt an der einen Wand des Platzes das Pfarrhaus; es wurde um 1400 gebaut. Man fühlt, daß hinter diesen Mauern, die sich schon leicht neigen, lautlose Studierstuben liegen; man glaubt, weiße Perücken über heiligen Folianten zu sehen...

Eine köstliche warme Sorglosigkeit streichelt den Wanderer, der durch die gebogenen, bald ganz sich verschließenden, bald lustige Blicke gewährenden Straßen spaziert. Manche dieser Straßenwände sind noch vollkommen erhalten; sie schwingen im Rhythmus der Giebel und stehen so locker und komisch ausgerichtet, wie ein Appell geflickter Veteranen. In einigen dieser Häuschen wohnen brave Leute; in anderen lagert Getreide, Holz oder sonst irgendeine Schiffsfracht. Der Geruch der Speicher liegt über den Straßen und mischt sich mit dem nebligen Rauch und dem teerigen Dunst, die vom Hafen herüberstreichen, zu einer armen Melancholie, durch die etwas wie Meeressehnsucht und Tropentraum rieselt. An verlassenen Wehrtürmen vorbei, hindurch unter Schwibbögen, die wacklige Häuserzeilen voneinanderhalten, hinaus durch ein eisenstirniges Tor, kommt man an das Wasserbecken, auf dem verwetterte Segler und kurze, derbbrüstige Dampfer ankern. Die Schiffe löschen und nehmen ein; Matrosen aus Norwegen und Schweden, Dänemark und England sitzen auf den Reelings und spucken ihren Kautabak in das stille Wasser. Es wird gearbeitet in diesem Hafen, und doch hat er etwas Unwirkliches. Das tote Wismar, dessen Türme vom

Schlaf umfangen scheinen, läßt uns kaum glauben, daß die neue Zeit wieder flott Holz und Granit, Papier und Steinsalz, Kartoffeln und Zucker, Seegras, Krabben und Aale handelt.

*

Wer kennt Zerbst? Ein kleines Städtchen im Anhaltischen. Des Nachts muß man es gesehen haben, wenn die Mauern und Türme, die es eng umschließen, wie schwarze Gespenster sich aufrecken und zackig drohen. Man muß des Nachts durch die schmalen Gassen gegangen sein und muß die Leere gefühlt haben, die keinen Menschen zu dulden scheint, weil das Vergangene die eigentliche Wirklichkeit dieses Städtchens bleiben will. Man muß an dem Tage des Jahrmarktes in Zerbst gewesen sein; wenn die lange Reihen der Buden die breitesten der Straßen zudeckt, und die Bauern von den Dörfern ringsum bunte Flanelle und humorvolle Tabakspfeifen einkaufen. Es scheint dieses Oertchen von der Zeit vergessen worden zu sein. Vor neunhundert Jahren wurde es in irgendwelchen Urkunden zum erstenmal als Stadt bezeichnet; als Tiervіesti kam es bald darauf durch blutige Fehde an Otto von Ballenstedt. Danach hat es noch manche Schicksale erlitten, hat auch tapfer sich gegen die Gewalt der Fürsten zu wehren gewußt. Als ein lustiges Denkmal dieser Scharmützel stößt der Kiekinpot aus der Erde, ein Auslug, den die Zerbster bauten, um in das fürstliche Lager, das vor den Mauern aufgeschlagen war, kieken zu können. Hinter dem Rathaus steigt der dreifach gekoppelte Turm von St. Nikolai. (Schon 1215 wird ein Pfarrer erwähnt.) Ein gewaltiges Werk der bürgerlichsten aller Religionen: die Gilden bauten. Die Enkel dieser werktüchtigen Meister wohnten dann in den Fachwerkhäusern, die im 17. und 18. Jahrhundert aufgestellt wurden. Die Balken der Giebel zeigen reichgeschnitzte Köpfe, und auch an den Türen eiferte das Messer, allerlei Figur und Ringelreih in die eichenen Planken zu schneiden.

Theater

Von Arthur Eloesser

Wenn man Jeßner nachgerühmt hat, daß er sich im Staatstheater für die deutschen Hervorbringungen einsetzt, die ihn vielleicht mehr verpflichten als begeistern, wenn man auch der Volksbühne gern bestätigt hat, daß sie das Publikum nicht mit dem bedient, was gerade im Laden verlangt wird, so bleibt die Feststellung, daß die Berliner Theater im Anfang dieser Spielzeit alle Hoffnungen auf die Ausländer gesetzt haben. Ich wage kaum noch einem deutschen Dramatiker in Gesellschaft zu begegnen, weil ich seinen Vorwurf, der übrigens nicht stumm zu bleiben pflegt, auch auf mich, auch auf die Kritik gerichtet fühle. Die ganze Wahrheit gegen ihn in Marsch zu setzen, verbietet im besonderen Fall meistens die Höflichkeit. Die deutschen Bühnenschriftsteller haben im letzten Jahrzehnt zweimal den Vorzug gehabt, ohne Konkurrenz zu arbeiten, wenigstens ohne die unserer ziemlich zahlreichen Feinde und besonders der Franzosen, die ja immer einen ansehnlichen Teil unserer Bühnen besetzt hielten. — Na sehen Sie, es geht auch ohne Paris, hielt mir der Verfasser

eines unbedeutenden, aber liebenswürdigen Lustspiels vor, das während des Krieges über alle deutschen Bühnen lief. Es ging tatsächlich eine Zeitlang ohne Paris, wenigstens so von 1916 an, als die Theaterleiter, im Anfang des Krieges dem Abgrund nahe, wieder Boden unter den Füßen und Mut in der Brust fühlten. Die Theater waren ausgezeichnet besucht als die einzigen Vergnügungsstätten, die damals erlaubt schienen und die auch von den Behörden zur Aufrechterhaltung der Stimmung bevorzugt wurden. Die Polizeistunde, die Rationierung, die Verteuerung des Alkohols ließen bis zum Ausbruch der Tanzwut und bis zum Aufblühen des Schiebertums andere Zerstreuungen kaum übrig. Es waren gerade einige leidliche deutsche Komödien da, die aus dieser Lage, aus dieser ausnahmsweise eingetretenen Monopolstellung ihren Nutzen ziehen konnten. Manche stammten aus der guten alten Ueberlieferung unseres guten alten Lustspiels, und manche waren als Ersatz gedacht, da einige unserer Bühnenschriftsteller unwiderleglich dartaten, daß sie mindestens so unanständig und noch viel deutlicher sein konnten als die Pariser Schwankarbeiter.

Unseren deutschen Bühnenschriftstellern ist diese Chance noch einmal gegeben worden, und zwar zur Zeit des Ruhrkampfes, als die französische Konkurrenz wieder von den deutschen Bühnen ausgeschlossen war. Niemand kann behaupten, daß sie die Gelegenheit benutzt haben, um Deutschland auf den Stand der literarischen Selbstversorgung zu bringen. Ich habe bisher nur von den Schriftstellern gesprochen, die sich die schwere Pflicht auferlegen, dem Publikum zu gefallen, ihm nichts als gefällig zu sein. Wir pflegen einen Unterschied zu machen zwischen den „Bühnenschriftstellern", die den täglichen Bedarf des Theaters zu decken haben, die sich nur durch den Erfolg rechtfertigen können, und den anderen, den „Dramatikern", den Persönlichen, den Bekennern, denen mit der Weltanschauung, die auch durch standhaften Mißerfolg zu literarischen Ehren gelangen können. Diese dürfen sich über Vernachlässigung nicht beklagen, sie sind sogar verwöhnt worden durch eine sehr gläubige Kritik und sie sind von unseren unternehmenden Regisseuren so bereitwillig aufgeführt worden, bis sie nichts mehr herzugeben hatten. Gehen wir zurück bis auf Hasenclever und vorwärts bis zu wem ihr wollt, es hat da ein unheimlich schneller Prozeß der Aushöhlung stattgefunden, ein Prozeß, dem wir auch Schriftsteller von stärkerem Stoff schon früher erliegen sahen. Der deutsche Dramatiker wird selten über fünfunddreißig Jahre alt; auch wenn er Format gezeigt hat, bleibt davon gewöhnlich nur die Kruste übrig, in der er versteinert und verstaubt. — Das Theater hat für die jungen Leute so viel getan, lese ich in einem vertraulichen Briefe von Otto Brahm, aus seiner starken Zeit, nun sollen sie auch einmal etwas für das Theater tun. — Unsere jungen Leute versuchen das auch viel unbedenklicher als in der Zeit von Brahm, indem sie neue Tricks erfinden, indem sie nach originellen oder sensationellen Stoffen die ganze Welt bis zur Südsee absuchen. Unsere strebsamen Dramatiker sind so jung, daß sie nicht nur an Märchen, sondern auch wieder an Indianer glauben. Was suchen sie zu Wasser und zu Lande? Eine neue Unbefangenheit. Wie erhält sich Unbefangenheit oder wie erwirbt man sie wieder zurück? Wahrscheinlich durch die eine Voraussetzung, daß das dramatische Ingenium, wenn man es hat, wie aus dem alten Shaw immer wieder etwas zu sagen hat, und wahrscheinlich auch durch die andere Voraussetzung,

daß man den Geist des Metiers in den Fingerspitzen spürt. Gutes Handwerk hilft über vieles hinweg, gutes Handwerk macht ehrlich und anspruchslos. Shakespeare und Molière sind Handwerker, sind sogar Handlanger der Bühne gewesen.

Nicht die von den Autoren vielbeklagte Gemeinheit oder Gleichgültigkeit oder Aengstlichkeit ist schuld daran, daß die deutsche Bühne, an ihrer Spitze die Berliner, sich einer Ueberfremdung ausliefert. Der Beweis läßt sich leicht führen. Sind ihre Kollegen von der singenden Kunst nationaler? Warum kommen sie mit den deutschen (sprich österreichischen) Operetten aus, warum sind die Sachen von Leo Fall und Gilbert, von Oscar Straus und Künneke Exportartikel geworden? Weil wir uns da auf eine Produktion berufen können, die dem Bedarf genügt, und auf eine Leistungsfähigkeit, die auch im Ausland bis nach Südamerika überzeugt. Es ist kein böser Wille, es ist überhaupt kein Wille dabei, sondern die Notwendigkeit, das deutsche Theater mit Stücken zu versorgen, die reiche deutsche Schauspielkunst mit Rollen, die salvo errore anziehend scheinen. Unseren deutschen Schriftstellern, die den Nationalstolz beschwören, bleibt wenigstens die Schadenfreude, daß auch bei ungeschützten Grenzen kein Ausländer von dem Durchfall gewahrt bleibt. Wir haben im Gegenteil schon ganze Hekatomben fallen sehen, und zu unserer Beruhigung feststellen können, daß auch die berühmteste Firma durchaus keine Lebensversicherung bedeutet.

Was hat sich bisher von Pirandello behauptet, der so überraschend oder so geheimnisvoll aus langer Verborgenheit aufgetaucht ist? Bisher nur: „Sechs Personen suchen einen Autor", eine geistreiche Taschenspielerei, immerhin mit etwas darunter und sogar mit einem doppelten Boden. Ich weiß nicht, ob der Italiener, der schon sein eigenes Theater hat, in reifsten Jahren so unbändig produziert, oder ob er seine ganze Kommode auf einmal ausgeleert hat. Zu bemerken ist jedenfalls nach der ersten Verwunderung und Bewunderung, daß Publikum und Kritik sich gegen ein ungeheures Angebot bereits zur Wehr setzen, oder mindestens gegen einen Anspruch, der sich in den vielen Fällen nicht rechtfertigen läßt. Die Kammerspiele führen da ein Ding auf, das sich Mann — Tier — Tugend nennt und überdies als ein Gleichnis ausgibt. Es ist die alte Schwankfabel vom gleichgültig gewordenen Ehemann, der durch ein aphrodisisches Mittel zur Erfüllung seiner Pflicht angehalten werden soll, damit er die Verantwortung für den von einem anderen in die Ehe gepflanzten Sprößling übernimmt. Früher, als das Stück noch aus Paris kam, hieß es einfach „Herkulespillen" und wollte ohne Gleichnis nichts als lustig sein. Wenn Pirandello mit seinem Titel Tieferes verspricht, so besagt das, daß er Lustigkeit durch Bedeutung, daß er die Logik des Schwanks durch Psychologie ersetzt. Der geängstigte Ehebrecher bekommt zur reinen Situationskomik auch einen Charakter, und zwar mit dem Erfolg, daß das Stück um so unbehaglicher und unlustiger wird, je richtiger der schmale geistige Max Gülstorff einen cholerischen Heuchler spielt. Das Unanständige liegt nicht in der Handlung — der Witz lichtet die trübste Atmosphäre — sondern in der Psychologie, die nicht hierher paßt, wie sie auch nichts entscheidet. Ein unfroher Abend, der den Kurs von Pirandello um einige Prozent gesenkt hat.

Im Theater am Kurfürstendamm und in Molnars Gläsernem Pantoffel verbeugen sich schon nach der ersten Szene Käthe Dorsch und Rosa Valetti, Max Pallenberg und Julius Falkenstein; die letzte Szene bringt noch Max Landa auf und Adele Sandrock als Bordellbesitzerin, ausgezeichnet durch einen riesigen Federhut und eine vornehme englische Gesellschafterin. Also ein unvergleichliches Lustspielensemble, für das wirklich keine Kosten gescheut worden sind. Ich bin neugierig, ob dieses Aufgebot von lauter Lieblingen, die die obere Grenze der Konvention meistens erreichen (vielleicht sogar überschreiten?), sich soweit bewähren kann, daß das Publikum sich ein unschmackhaftes Stück die fünfzig oder hundert Mal vorsetzen läßt, die ein so kühnes Unternehmen in wirtschaftlicher Hinsicht rechtfertigen. Man kennt die nicht ganz geraden Wege des sehr begabten, des sehr ungarischen Molnar, der schon öfter eine Verschmelzung versucht hat von lebemännischem Zynismus, von naiver Volkstümlichkeit und kindlichem Märchensinn. In seinem Liliom, der dramatischen Ballade vom armen Landstreicher, hat er beinahe eine Vorstadtlegende geschaffen, beinahe die Märchenleiter gebaut, die aus dem Elend des armen Sünders hinaufführt bis zu dem hohen Polizeigericht, das im Himmel gehalten wird. Es sollte wieder ein Märchen sein, diesmal von einer mit ihrem Verstand nicht ganz zurechnungsfähigen, mit ihrem Gefühl traumwandlerisch sicheren Magd, die standhaft liebend den Prinzen erobert. Der Prinz, den die arme reiche Seele immer dafür halten wird, ist ein grobgehobelter Tischler, der seiner Wirtin die schuldige Miete mit Leistungen des Mannes abträgt. Nestroy mit Paprika und Kätchen von Budapest! An Hemmungen hat Molnar nie gelitten, wohl aber in grüneren Jahren an einer kleinen Schwärmerei, die ein Dichterherz klopfen ließ. Das ist nun tot und darum stimmt gar nichts mehr, vor allem nicht die Figur des begehrten Mannes, so daß Pallenberg, der es ja dazu hat, ihn in Variationen spielen konnte, einmal als Schweinehund und einmal als den biederen Mann aus dem Volke. Käthe Dorsch ließ uns ihre ganze gesammelte Süßigkeit schmecken, es gelang ihr durch das Stück wie eine Abwesende, und das heißt, wie eine tief in sich Wesende träumen und zu schwärmen. Wem die Luft des Stückes zu dick wurde, der konnte sie sich nach Heilbronn und unter den Holunderbusch versetzen. Vielleicht kommt es noch einmal dazu.

Max Reinhardt hat seine Inszenierung von John Galsworthys „Gesellschaft", die in Wien eine lange Serie lief, zu uns in die Komödie übernommen. Man nennt Galsworthy den englischen Thomas Mann, obgleich er der ältere ist; ein Vergleich, der übrigens nur von weitem stimmt, da Thomas Mann sich nie ein Problem der Gesellschaft, sondern nur das der eigenen inneren Entwicklung vorgelegt hat. Dem Engländer danken auch wir für sehr feine Romane, die Kultur und Tradition des britischen Bürgertums mit zarten Umrissen einkreisen. Als Dramatiker — jeder Erzähler will zur Bühne — lud er zu breiteren sozialen Anlagen und Anklagen aus, als ob er sich einen Platz zwischen Hauptmann und Shaw suchen wollte. Sein Ruf war nicht laut, seine Feder nicht breit genug. Das neue Schauspiel bemüht sich wieder zum Highlife hinauf, es prüft die Grundlagen der Gesellschaft, die in England das Schicksal ist. Wir hatten einmal Schauspiele von Beamten, Offizieren, Studenten, also aus allen Milieus, die über dem Begriff der

Satisfaktionsfähigkeit lagen. Der richtige Engländer ist Mitglied von drei vornehmen Klubs, mit der Sehnsucht, einem vierten anzugehören, der ihm noch vornehmer scheint. Der Verlust der Klubfähigkeit wiegt tragisch so schwer wie bei uns früher der der Satisfaktionsfähigkeit, der wenigstens im Gedicht nur zwei Auswege ließ: Kellner in Amerika oder Revolver. John Galsworthy trägt sich also mit Problemen, die früher unserem Sudermann obgelegen haben. Hauptmann Dancy schießt sich im letzten Akt tot, weil es trotz aller Vertuschung unter den feinen Leuten herauskommt, daß er auf dem Gute eines Klubfreundes dem Zimmernachbarn tausend Pfund gestohlen hat. Für den Dieb, wenn wir ihn grad so nennen dürfen, erfindet sein Dichter viele Motive, also viele Entschuldigungen, so daß Paul Hartmanns Beherrschtheit, die Empfindungen männlich herunterschluckt, sich sogar sympathisch machen darf. Die Frauen lieben den Mann, der bei uns als deutscher Desperado wahrscheinlich Baltikumer, Roßbacher, Richter der heiligen Feme geworden wäre. Aber Galsworthy verzichtet auf eine eingehende Psychologie der Nachkriegszeit, wie es ihm hier weniger darauf ankommt, zu richten als vielmehr jeder Szene unter den Klubleuten ihre eigene Spannung zu geben. Oliver Goldsmith sagt: kein Leser ist so lumpig, daß er nicht von Highlife etwas wissen will. Ich war so lumpig.

Dancys Gegenspieler, der die tausend Pfund los wird und den Fall zum Mißvergnügen der Gesellschaft verfolgt, ist ein reicher Jude; seine drei Klubs werden ihn ausstoßen, an den vierten, noch vornehmeren, gar nicht zu denken. Mir tut er nicht leid, weil er außer seinem Handel nichts vertritt, weil er sich als ungeeignet zeigt, das von Galsworthy nur leicht angeschnittene Problem des Antisemitismus auszufechten. Von einem im einzelnen geschickten, im ganzen unentschlossenen Theaterstück bleibt als Wert die Inszenierung von Max Reinhardt, der eine Menge guter Schauspieler noch besser, der sie zugleich eindringlich und leise gemacht hat. In einer feinkomischen Charge läßt er uns einen Herrn Romanowsky entdecken, um so verdienstlicher, als es sich um einen schon bekannten, aber noch nie so geprägten Darsteller handelt. Man hat die Aufführung als vollkommen bezeichnet; sie war es vielleicht zu sehr, bis zu einer respektvollen Feierlichkeit, der man manchmal einen geschwinderen Schritt gewünscht hätte. Zur Hauptsache, Max Reinhardt ist wieder da, und hoffentlich bald für Aufgaben, die gerade ihm zugeschrieben werden müssen.

RANDBEMERKUNGEN

Der ehrbare Pfennig

Er spielte in der Vorkriegszeit eine große Rolle. „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert", wurde uns schon als kleine Buben als eherne Lebensweisheit von unseren Eltern mit auf den Weg gegeben. Industrie und Handel waren gezwungen, genau auf den Pfennig, sogar um Bruchteile desselben, ihre Waren zu kalkulieren. Walther Rathenau führt irgendwo in seinen Schriften des näheren aus, daß die Existenz auch der größten Unternehmungen davon abhänge, daß die Pfennigkalkulation genau beachtet würde.

Krieg und Inflation haben neben anderem auch den Pfennig entfernt. Selbst in der schwierigen Zeit der Stabilisierungskrise griff man nicht auf den ehrbaren Pfennig zurück, sondern rundete alles auf fünf Pfennig, selbstverständlich nach oben, ab. Im Zigarrenladen und überall im täglichen Kleinverkehr war der Pfennig verpönt. Dieser Umstand veranlaßte den Reichsbankpräsidenten Schacht auf der Tagung des Reichsverbandes der deutschen Industrie in seiner Rede eine Lanze für die Pfennigrechnung zu brechen: „Zu den noch nicht beseitigten Inflationserscheinungen zählt auch die Mißachtung des Pfennigs. Kein Mensch rechnet heute mit Pfennigen. Die Ausprägung von Ein- und Zweipfennigstücken weist zu Beginn dieses Monats einen Stand von 7,8 Millionen Reichsmark auf, davon waren nicht weniger als 4,4 Millionen Mark in den Kassen der Reichsbank, während im letzten Friedensjahr bei einer Gesamtausprägung von 24 Millionen Mark Kupfermünzen die Reichsbank einen durchschnittlichen Kassenbestand von noch nicht dreiviertel Millionen Mark solcher Stücke führte."

Gegenwärtig wird im Rahmen der Preissenkungsaktion ein heftiger Kampf gegen den hohen Preisstandard der sogenannten Markenartikel des Kleinverkaufs geführt. Gerade hier spielte früher der Pfennig eine große Rolle. Hoffen wir, daß auch der Pfennig wieder zu Ehren kommt. Es wäre dies auch ein Gradmesser dafür, daß die Wirtschaft wieder gesundet.

Mercur

Die Schulen in der Tschechoslowakei

Von der Pressestelle der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Berlin wird uns geschrieben:

In Nr. 25 der „Glocke" gewähren Sie einem Artikel Aufnahme, der „Raubbau an deutschen Kulturgütern" betitelt ist und heftige Anklagen gegen die staatliche Schulverwaltung in der tschechoslowakischen Republik erhebt. Wir bitten Sie, uns ein paar Zeilen zur Erwiderung einzuräumen, die wir im Interesse der Wahrheit und des friedlichen Zusammenlebens der Völker für notwendig halten. Im Ton unterscheidet sich jener Artikel leider nicht von unzähligen Abwandlungen desselben Themas in der reichsdeutschen Presse, und der Gedanke liegt nahe, daß die polemische Form über auffallende Zahlenlücken hinwegtäuschen soll. Es wird nicht die Absicht einer sozialdemokratischen Zeitschrift sein, ihren Lesern gewisse Zahlen vorzuenthalten, die es ihnen ermöglichen, die Schulverhältnisse in der Tschechoslowakei, losgelöst vom Streit der Parteien, sachlich selbst zu beurteilen. Der Autor spricht immer ausschließlich von der Unterdrückung oder der Drosselung deutscher Schulen, aber er erwähnt nicht, daß auch das tschechische Schulwesen einen schweren Rückgang erlitten hat. Er verschweigt, daß eben beide Nationalitäten unter den Folgen des Krieges leiden, daß die Zahl der schulpflichtigen Kinder auf beiden Seiten abgenommen hat, und daß sich das in den Schulen beider

Nationalitäten äußert. Im Schuljahre 1921/22 gab es in Böhmen, Mähren, Schlesien 1 126 063 Kinder in den tschechischen Volksschulen und 502 496 Kinder in den deutschen Volksschulen. Die tschechische Kinderzahl beträgt in dem jetzt beginnenden Schuljahre 848 348, also um 277 715 weniger, und die deutsche Kinderzahl 341 124, also um 161 372 weniger. Tschechische Schulen zählt man jetzt in Böhmen, Mähren, Schlesien 7628 mit 22 439 Klassen, gegen 7375 Schulen mit 24 519 vor vier Jahren, und deutsche Schulen 3493 mit 8837 Klassen, gegen 4827 Schulen mit 11 732 Klassen. Einfachere Ziffern: Im Schuljahre 1921/1922 kamen in den tschechischen Schulen auf eine Klasse durchschnittlich 46 Kinder, in den deutschen Schulen 43 Kinder. Im laufenden Schuljahr kommen auf eine tschechische Schulklasse 47 Kinder, auf eine deutsche Schulklasse 39 Kinder. Es kann demnach von einer Benachteiligung des deutschen Schulwesens keine Rede sein; obwohl das Gesetz vorschreibt, daß Schulklassen, deren Besuch unter eine bestimmte Schülerzahl fällt, automatisch zusammengelegt werden sollen, wurde so schonend vorgegangen, daß sich der Prozentsatz der auf eine Klasse entfallenden deutschen Kinder im Vergleich zu dem der tschechischen sogar gebessert hat. Die letzte Schulstatistik des Deutschen Reiches liegt aus dem Jahre 1921/22 vor; aus ihr ist ersichtlich, daß auch in Deutschland Schulrestriktionen notwendig waren und durchgeführt wurden, und daß damals eine Schulklasse durchschnittlich 43 Kinder zählte, also nicht weniger als in den deutschen Schulen der Tschechoslowakei. Seither haben sich die Zustände in Deutschland verschlechtert, denn nach amtlicher Schätzung ist der Durchschnitt der Kinderzahl in einer Klasse auf 45 gestiegen. Demnach: 39 Kinder in der Tschechoslowakei, 45 in Deutschland. Wenn der Autor des Artikels „Raubbau an deutschen Kulturgütern" behauptet, in der Tschechoslowakei „dürfen bis 80 Kinder in einer Klasse beisammen sein", so möge er die reichsdeutsche Statistik durchblättern; er wird sich davon überzeugen können, daß mehr als 4 Proz. Kinder in Deutschland in Klassen mit über 70 Schülern zusammensitzen, mehr als 11 Proz. in Klassen mit über 60 Schülern und mehr als 24 Proz. in Klassen mit über 50 Schülern. Diese Ziffern bedürfen neben die aus der Tschechoslowakei gestellt, keiner Erklärung. Ein besonderes Kapitel bildet die Slowakei, die sich bis zum Jahre 1918 unter ungarischer Herrschaft befand. Bis dahin hatte die ungarische Regierung gar keine öffentlichen deutschen Schulen zugelassen. Heute hat die deutsche Minderheit in der Slowakei 112 deutsche Schulen mit 12 798 Kindern, in Karpatho-Rußland 10 deutsche Schulen mit 555 Kindern. Können die Klagen über eine willkürliche Unterdrückung des Deutschtums, über einen „Raubbau an deutschen Kulturgütern" in der Tschechoslowakei besser widerlegt werden als durch die einfache Tatsache, daß die tschechoslowakische Regierung in Gegenden, wo es bisher keine deutschen Schulen gab, in Erkenntnis der kulturellen Notwendigkeit aus freiem Willen deutsche Schulen errichtet hat? Derlei vielsagende Tatsachen verschweigt der Autor jenes Artikels, denn sie würden seine Darstellung von vornherein in ein höchst zweifelhaftes Licht setzen. Er verschweigt auch die ministerielle Erklärung, daß die Schulrestriktionen provisorischer Natur sind und dort, wo die Zahl der schulpflichtigen Kinder in den kommenden Jahren sich wieder hebt, restituiert werden sollen.

Die schleichende Wirtschaftskrise

Deutschland befand sich bis vor kurzem in der angenehmen Lage, unter den maßgebenden Industriestaaten die niedrigste Arbeitslosenziffer zu haben. Dies scheint sich

jetzt zu ändern. In der zweiten Augusthälfte war bereits ein Ansteigen der Arbeitslosenziffer zu beobachten. In der Zeit von Anfang bis Mitte September ist die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Erwerbslosenfürsorge von 231 000 auf 251 000, mithin um 9 Prozent gestiegen. Die Zahl der Zuschlagsempfänger (unterstützungsberechtigte Angehörige von Hauptunterstützungsempfängern) hob sich von 287 000 auf 305 000. Es ist mit dem Nachlassen der Beschäftigung in der Landwirtschaft mit einer weiteren Verschlechterung der Lage des Arbeitsmarktes zu rechnen. Wenn nun, wie vorausgesagt wird, ein harter Winter eintritt, und damit auch noch jede Arbeit im Freien (Bauarbeiten usw.) eingestellt werden muß, dann werden wir in den nächsten Monaten mit einer schlechten Wirtschaftslage zu rechnen haben. Wenn dann die Preissenkungsaktion der Regierung Luther-Schiele keine anderen Ergebnisse als bisher gezeitigt hat, wird sie allerhand zu tun haben, die hungernden Volksmassen im Zaume zu halten. *Mercur*

Die Hochflut der Messen

Wenn es Herbst wird, beginnen — diesmal fast symbolisch — die Messen. Berlin hat seine Fachmessen, diverse Städte haben Kongreßmessen und Leipzig hatte bereits seine große Herbstmesse. In Berlin besuchten wir die Papier-, Eisenwaren-, Mode- und Radiomesse, in Leipzig — nun eben die Leipziger Messe. Die jetzt nachfolgenden Kölner, Frankfurter, Breslauer, Königsberger, Wiener, Prager usw. Messen stehen sämtlich an Bedeutung hinter der Leipziger zurück.

Gemeinsam war allen bisher veranstalteten Messen ein starker Rückgang sowohl der Aussteller wie der Besucher und besonders der Käufer. Das hat seine doppelten Gründe:

1. Es wird wieder so viel gereist wie vor dem Kriege; der Verkäufer kommt zum Kunden, der Käufer braucht sich den Unannehmlichkeiten des Messebesuchs nicht zu unterziehen. Also Messemüdigkeit.

2. Die Förderer und Nutznießer (beide meist ein und dieselbe Person) der Inflation sind wirtschaftlich tot, stören aber durch ihren Verwesungsgeruch ihre Nachbarschaft, d. i. die Gesamtwirtschaft.

3. Die Geldknappheit breiter Käuferschichten.

4. Die Gewaltverkäufe (Konkurs usw.) in der Provinz.

Von einer Messezersplitterung kann nicht mehr gesprochen werden, Leipzig hat sich durchgesetzt als Großhandelsmesse, die übrigen Messen sind Kaufgelegenheiten für Kleinhändler. So fehlten auf der Berliner Papiermesse nahezu sämtliche große Fabrikanten, auch auf den anderen dortigen Ausstellungen waren dieselben nur lückenhaft zu finden.

Gemeinsam war ferner allen Ausstellungsleitungen die Angst, es könnte auch das große Publikum kommen und die Großhandelspreise erfahren. So z. B. hatte die Leipziger Meßleitung verschiedene Abzeichen für Geschäftsleute und das „große Publikum" herausgebracht; bei einigen der obigen Fachausstellungen war der Zutritt Nichtbranchenangehörigen — verboten. Die einzelnen Aussteller waren froh, wenn überhaupt jemand kam, und falls ihnen eine eventuelle Bestellung angeboten wurde, hatten sie ja immer noch Gelegenheit zur Ablehnung. Braucht denn der Zwischenhandel so sehr eine öffentliche Preiskontrolle zu fürchten? Fährt ihm denn sogleich ein Schrecken in die Glieder, wenn Herr Hinz erfährt, daß sein Papierhändler an Schreibfedern 50 Proz. verdient, und Herr Kunz weiß, daß Solinger Stahlwaren mit 33⅓ Proz. Aufschlag verkauft werden? Oder darf das große Publikum nicht wissen, daß für Inventur-Ausverkäufe, weiße Wochen usw. Extraqualitäten eingekauft werden? Wenn der Zwischenhandel glaubt, an der Unwissenheit und Dummheit seiner Abnehmer profitieren zu können, so mag er sich begraben lassen.

Aber meine Herren Preisabbauminister, wie wäre es denn, wenn Sie mal mit Ihren Frauen, die vielleicht — im Gegensatz zu Ihnen — ihre Wirtschaft kennen, die Preise für Messer und Gabeln (die drei Viertel des deutschen Volkes zum Essen brauchen) im Meßhaus „National" (schwarz-weiß-rote Reklameschilder, bitte hereinspaziert, Herr Schiele, Schlieben, Neuhaus) einforderten und dann 50 Meter nebenan bei Althoff sich überzeugten, was der Einzelhandel dafür nimmt. Den Schreck, den dann mancher bekäme!

Die Preise waren die gleichen wie auf der Frühjahrsmesse — hier und da kleine Erhöhungen —, gekauft wurde nur in kleinen Mengen und unter Gewährung langer Ziele. Ausnahmen machten nur die Automobil- und Technische Messe.

Tot war die Buchhändlermesse, die Papiermesse und Bürobedarfsmesse war die schlechteste seit Jahrzehnten (siehe auch „Papier-Zeitung" vom 5. September 1925), Ledermesse, Haus- und Küchengeräte ruhig. Ueberall wurden die gleichen Muster wie im Frühjahr und vorigen Herbst gezeigt. Muster mit nationalistischen Bildern (Hindenburg) usw. blieben unbeachtet. Auf der Musikinstrumentenmesse hat der Kampf zwischen Sprechmaschine und Radio seinen Höhepunkt erreicht. Die Radiotechnik muß den Empfang des gesprochenen Wortes und den Lautsprecher verbessern. Der Detektorapparat vermittelt die Musik des „kleinen Mannes", der sein „Grammophon" auf den Boden gestellt hat. Und bezeichnenderweise für Detektorapparate keine Neuheiten, wohl für Luxuslautsprecher und Fünf-Lampenapparate. Volkswirtschaftlich müßte es Aufgabe der Radioindustrie sein, einen billigen Lampenapparat mit Lautsprecher zu bringen, aber davon sah man nichts — auch auf der Spezialmesse in Berlin nicht.

Kennzeichnend war der Andrang zur Automesse: dafür hat man Geld, seine Lieferanten läßt man aber warten. Feine und feinste Automobile fanden schlank Absatz, der Wagen à la Ford blieb weniger beachtet.

Erfreulich war das Interesse für die Technische Messe. Man sieht ein, mit Einrichtungen, die vor 25 Jahren modern waren, läßt sich nichts mehr anfangen. Man muß veraltete Maschinen zu Alteisen machen, und wer das nicht tut, der geht — pleite. Nur ein Beispiel: Eine ältere Briefumschlagmaschine (drei Jahre alt) liefert 50 000 Umschläge in acht Stunden, eine moderne das Doppelte, dadurch wird die Lohnsumme um $33^1/_3$ Proz. heruntergedrückt.

Die Meßordner (Portiers) trugen allgemein schwarz-rot-goldene Armbinden als Abzeichen, der nationalistische Mob blieb diesmal unsichtbar — der Leipziger Nepp (ein Glas helles Bier 0,60 Mark) war unverändert, den Schaden zeigt die gesunkene Zahl der Meßbesucher an.

Zusammenfassend können wir feststellen: Der Bedarf der breiten Masse der Bevölkerung ist für Nichtgebrauchsgegenstände gleich Null, seine Befriedigung interessiert auch keinen mehr, dagegen für Luxussachen ist große Kauflust vorhanden. Das Ausland steht der Entwicklung skeptisch gegenüber.

An Preisabbau glaubt keiner — höchstens an vorübergehende Bluftpreise — wohl aber an eine allgemeine Steigerung der Warenpreise — — und neue Inflationserscheinungen. — Die erste Messe unter dem „Retter" war eine „Schreckensmesse", nie hat sich die scharfe Trennung zwischen Besitz und Armut so klar gezeigt, selten die Geschäftsergebnisse so schreckenderregend wie auf den Herbstmessen des Jahres 1925.

Papyrus

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

SENATOR GERTH

Die unmöglichen Hohenzollern

184 Seiten
Halbleinen M. 3.50

BERLIN 1925
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT

SAMMLUNG GÖSCHEN

Unser Wissen in Einzeldarstellungen

Jeder Band gebunden Mark 1.25

*

In bisher über 900 Bänden umfaßt die bekannte Sammlung alle Gebiete der Wissenschaft und der Technik. Jeder, der sich aus beruflicher Notwendigkeit oder aus persönlichem Interesse rasch in ein Wissensgebiet einzuarbeiten wünscht, findet hier kurze, klare, doch streng wissenschaftliche Einführungen in jeden Zweig der Wissenschaft

Vollständiges Verzeichnis kostenlos durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlage

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

Der neueste und beste Sprechchor!

FRÜHLINGS-MYSTERIUM

Dramatisches Chorwerk in fünf Aufzügen von

Bruno Schönlank

*

„Wegen seines hohen Wertes einem gutgeschulten Chor nur zu empfehlen" — „Die schönen Gedanken verdienen wirklich einer möglichst großen Zahl Schaffender vorgeführt zu werden"

In Halbleinen gebunden 3 Mark, kartoniert 1.75 Mark

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Berlin,
10. Oktober 1925

Nr. 28

11. Jahrg. · 2. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Wie wählt Berlin? 865

Walther G. Oschilewski:
Zwischen Ost und West 866

JOSEF MARIA FRANK:
Der deutschnationale Lokarneval! 872

PERISKOPOS:
Die Stabilisierung in Frankreich 873

OBO:
Was Oesterreichs Zimmermann hätte sagen sollen . 876

FRIEDRICH WENDEL:
Sozialistische Kirchenfraktionen? 880

FRITZ TEJESSY (Cassel):
Das mangelhafte Ausschlußverfahren 882

ROBERT BREUER:
Die Glasmalerei 886

ARTHUR ELOESSER: Don Juan und Faust 891

Heidelberg — Erbauliches vom Papier — Kontra Nelson! — Ein Fortschritt

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 **Lindenstr. 114**

Preis 40 Pfennig

Soeben ist erschienen:

VICTOR SCHIFF

Die Höfle-Tragödie

Geschichte eines Justizmordes

In dieser, auf authentisches Material gestützten Darstellung der erschütternden Vorgänge erhebt der Verfasser

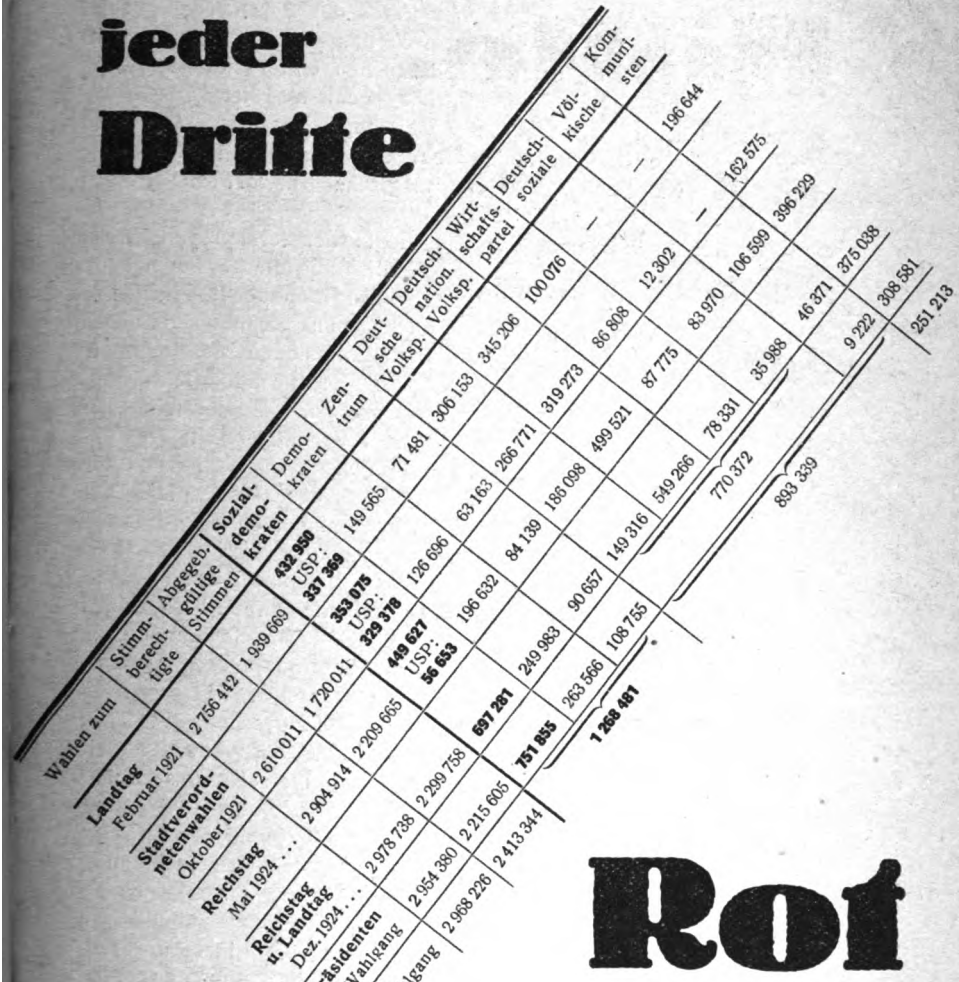
schärfste Anklagen

gegen die Schuldigen und deckt schonungslos die politischen Hintergründe der deutschnationalen Barmat-Hetze auf

160 Seiten
Kartoniert M 3.70

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin
SW68, Lindenstraße 114

In Berlin wählt jeder Dritte



Rot

Die SPD marschiert

Zwischen Ost und West

Ein Beitrag zur Kulturproblematik des Sozialismus

Von Walther G. Oschilewski

I.

Betrachten wir die gestrige Generation bei ihren krampfhaften Versuchen, den geistigen und religiösen Habitus der Zeit wieder gesund und gehaltvoll zu gestalten, so entringt sich uns Jungen zwangsgemäß die Erkenntnis von der Aussichtslosigkeit solchen Unternehmens. Denn es ist ohne Frage ein verzweifeltes Pathos, wenn sich jene Leute bemühen, dem sichtlichen Ungenügen der Zeit und der Schmalheit ihrer Ideen durch exotische Drogen abzuhelfen. Der Querschnitt durch die Zeit: Wo stehen wir heute?, hat die tragische Antwort zur Folge: Immer noch inmitten der „Krise".

Betrachtet man den Ablauf der Geschichte der letzten Jahrzehnte mit jener elementaren schauhaft-zentralen Sinnlichkeit, die gerade hervorragende Exponenten wie Danton, Luther, Lassalle, Liebknecht, Historiker und Soziologen wie Weber, Tönnies, Troeltsch auszeichnete, dann erklären sich alle bisherigen gesellschaftlichen Explosionen als der mehr oder weniger grandiose Wurf eines ewigen Traumes in die härtere und noch zu verändernde Wirklichkeit. Gerade das Zusammenstoßen von Traum und Wirklichkeit, von Inbrunst und Verfall, von Jugend und Alter ermöglicht Situationen, die man Krisen nennt und die des unproduktiven Charakters wegen nur das Beispiel des Unschöpferischen und Erschöpften, des Pathetischen und Nicht-Genügenden sein können. Daß solche Erscheinungen notwendig und unumgänglich sind, sagt nichts gegen das Negative ihres Prinzips. Schopenhauer wie Nietzsche, die sich ohne Zweifel ehrlichen Herzens um die alte Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" bemühten und deren tragische Sendung darin bestand, ein verkommenes Jahrhundert durch eine im Wesen asoziale Philosophie erlösen zu müssen, sind an ihrem eigenen widerspruchsvollen, einseitig — und nihilistisch fixierten Weltbild gescheitert. Kritik hat nur dann eine Aussicht, wenn sie den Kulminationspunkt der Zeit in Angriff nimmt und so mit dieser zentralen und universalen Ausrüstung ins Herz des Uebels stößt. Die deutsche bürgerliche Jugendbewegung ist immer noch das beste Beispiel, wie das Wichtigste und Geforderte zugunsten einer individualistischen Spielerei zur Peripherieerscheinung erniedrigt werden kann. Die Welt wird nicht besser, weil sich einige junge begabte Leute bemüßigt fühlen, den „Zarathustra" populär zu machen; sie sollten es doch lieber vorziehen, erst die Bibel zu lesen, um den Geist der Evangelien und der Bergpredigt ins Volk zu tragen.

*

Wenn wir uns noch einmal skizzenhaft vergegenwärtigen wollen, welches die vorgängigen gesellschaftlichen Explosionen waren, um dann

zur eigentlichen Problemstellung zu kommen, so muß eben an die ekstatischen Feuerköpfe der in die trockenen Landschaften gesetzten Völker erinnert werden. Nur ein Jahrhundert zurückgesehen, brachen, gehitzt vom Pathos der großen bürgerlichen Revolution in Frankreich, 1848, die Hirne auf, um gleich wieder zu verkrusten; 1830 in England als kleines Intermezzo, 1905 in Rußland als die Einleitung zu den großen Umschichtungen. Dann kamen die Jahre der Oede, Leere, des Atemholens; doch unterirdisch sammelten sich jene entschiedenen Kräfte, die durch kluge Voraussicht der monarchistischen Generalstäbler, Hofleute, Ministerialdirektoren und Junker in den Weltkrieg abgeleitet wurden. Wenn wir heute nicht mehr in pazifistischer Lyrik Schlachtfelder malen wollen (eine Wiederholung, die uns im Hinblick auf das Vorhandensein eines Otto Dix, Leonhard Frank unnütz erscheinen müßte), dann sollten wir dafür wissen, daß die Erkenntnis von der Völkerzerfleischung nur einen Zusammenbruch gebar. Diese Erkenntnis ist um so mehr notwendig, weil Betrachtende dazu neigen, in chronischer Betriebsamkeit die Fehler, die die Geschichte selber macht, als Hindernisse aufzubauen. Den sogenannten Radikalen sei gesagt, daß sie am Versäumnis selbst schuldig sind; ein Nachholen erübrigt sich im Hinweis auf das Opfer, welches verantwortungslos und nutzlos gebracht sein würde. Ist es schon wahr, daß nach einem bekannten Marxschen Zitat „Revolutionen die Lokomotiven der Geschichte" sind, so schließen diese nicht die Notwendigkeit aus, daß sie, ganz gleich, ob sie gemacht oder von der Natur genötigt werden, ins Praktisch-Zielvolle geschlagen werden müssen. Kühnheit verlangt immer Logik, denn den Tribut, den man zahlen muß, bekommt man nie wieder zurück. Denken wir doch an die Putsche: sie waren oft Verzweiflungen, aber doch immer das Dümmste, was ein Volk tun konnte. Was fehlte, war Oekonomie, Selbstvertrauen, Kraft und Haltung.

1918 war nun der Anlaß, den Sozialismus als einzige Möglichkeit der Rettung anzuzeigen, oder besser, seine parlamentarische legale Schwester, die Demokratie, retten zu lassen, was noch zu retten war. Und darüber hinaus die Marschrichtung, darin wir zu gehen von der ökonomischen Entwicklung verpflichtet waren. Aber nicht wie heute noch irrtümlicher- und ganz unmotivierterweise so viele glauben, die Einführung des sozialistischen Staates, oder, im historischen Sprachgebrauch, des kommunistischen Gemeinwesens. Ich sage, irrtümlicherweise, denn jene Neuorientierung, die doch ohne Zweifel seit 1918 bis in die Reihen doktrinärer katholischer Kreise Atem warf, war nichts weiter als ein Versuch der Besitzergreifung notwendiger Mittel zum Aufbau. Ein unumgänglicher und erwünschter Versuch — aber nicht mehr. Man kann je nach Temperament und Veranlagung das Jahr 1918 als das Jahr der verpaßten Möglichkeiten unangenehm in Erinnerung haben: die Politik jener Männer und dann der von Weimar 1919 (für die nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch die ganze demo-

kratische Mitte verantwortlich sind) hätte sich sicher durch größere Elastizität, Vitalität und durch weniger Toleranz gegenüber den Feinden der jungen Republik auszeichnen können — es ist aber nicht an der Zeit, im Beklagen stecken zu bleiben.

Wir wollen heute nicht mehr den Individualismus gegen den Sozialismus ausspielen. Denn kein denkender Mensch kann sich der Tatsache verschließen, daß die alten Köpfe abgerüstet sind. Die Galerie des 20. Jahrhunderts kann es wagen, die Toten des 19. wie Hegel, Kant, Fichte, Marx und Lassalle aufzunehmen. Und es wird die Galerie der Lebendigen sein, soweit man es versteht, alles Museumströdlertum und alle staubigen Historismen beiseite zu lassen. Das heißt, daß die ewig junge Elementarität und kritische Sonde dieser Männer unserer Zeit immerhin ein Beträchtliches zu sagen weiß. Leser der „Kreuzzeitung", die das nicht glauben können, monarchistische Landräte, die das nicht glauben wollen, müssen abgerechnet werden. Eine halbe Welt weiß aber, daß die Neukonstellationen, die in allen Sparten des gesellschaftlichen Lebens sichtbar werden, daß alle Umstellungen, die sich bisher auch schon praktisch bewiesen haben, sei es in der Außen- oder Sozialpolitik, in der neuen Dramatik oder Schulreform, die Meilensteine auf dem Wege zu einer Zukunft sind.

Die Frage: Wird diese nun Kultur oder Zivilisation sein? mag für viele unnütz erscheinen. Da aber mit dieser Nennung die Problematik der Gegenwart, die tragischste Situation des jungen Werdens überhaupt, berührt wird, so ist sie doch nicht ohne Bedeutung. Dies beweist der Zustand der heutigen älteren Generation, die die Arbeit ihrer Hände und Hirne in Auflösung sieht, dies beweist ebenfalls die Gärung innerhalb der Jugend, die sich entscheiden soll, den rechten Weg zu gehen. Beide Generationen stehen vor den Eingängen vieler Möglichkeiten. Ost oder West, Bolschewismus oder Paneuropa, Spengler oder Sozialismus, Nationaille oder Preußentum, sind Interpunktionen (und können nur als solche hier genannt werden). Es wäre darum in Form einer Anregung zu untersuchen, ob der sozialistische Zukunftswille ein Produkt der Renaissance*) sei und damit als ein im Wesen unproduktives und dekoratives Prinzip die Verfallserscheinung des Jahrhunderts, oder ob Zeichen vorhanden sind, die uns das Gegenteil begrüßen lassen. Seine Verwandtschaft mit der Renaissance ist offensichtlich; die Geburten daraus, zu jeder Zeit ohne Zweifel revolutionäre Erscheinungen, wie Atheismus, Materialismus, Monismus, Rationalismus, Ausrufzeichen der drei letzten Jahrhunderte, waren auch in ihrer nihilistischen mythenlosen Einstellung die jeweiligen Entwicklungsstadien des Sozialismus. Ja noch mehr! Sie waren in den einzelnen Etappen seine einzigen Proklamationen.

Gerade darum ist heute nichts damit getan, Leute aus dem eigenen Lager, die sich nicht anders helfen können, als zu erklären, der Kultur-

*) Siehe dazu den Aufsatz „Die Zeit ohne Mythos" in „Glocke" Nr. 51, 10. Jahrgang.

wille sei ein Zwittergeschöpf des landläufigen Sozialismus, einfach als nicht vorhanden zu betrachten. Diese Leute, die sich in Spenglers Geschichtsschreibung vom „Untergang des Abendlandes" erzogen haben, kann man höchstens daran erinnern, daß auch diese Geschichtsschreibung Kombinationen aufweist, die auf eine Impotenz von logischen Schlüssen deuten; man kann sie aber nicht ungehört lassen. Sei es eine Duldsamkeit — hier soll einer Klarheit gedient werden, die sich nicht in Schlagwörterei genügt. Kultur oder Zivilisation? Diese Frage heißt auch: Europa oder Asien! (Dazu sei auch bemerkt, daß Europa als Zivilisationskategorie für die ganze Mitte der Erde einschließlich des Westens genannt werden soll.) Betrachten wir die heutige Formulierung des Sozialismus auf diese fragmentarischen Feststellungen hin, dann scheint er uns näher der Zivilisation zu liegen, ja, seine Sinn- und Kundgebung zu sein, als irgendeine irrationale wachsende Strömung künftiger Kulturform. Gerade den Theoretikern der sozialistischen Bewegung, die alle Erben eines überintellektuellen rationalistischen Zeitalters gewesen sind, gebührt wohl das Verdienst, den sozialistischen Willen als Extrakt logisch vernunftgemäßer und hygienischer Organisation (eines materialistischen Weltbildes) für unsere Zeit übersetzt zu haben. Es konnte nicht anders sein. Sicher ein fürchterliches Verdienst, da ja jede Ruhe verloren ging, die die Seelen sonntäglich zu machen imstande war. Hier wird uns deutlich, daß jede „rein materialistische Idee" nie die schöpferische Pause schafft, die die Kristalle anwachsen und das Korn reifen läßt. Heute Karl Marx als gewaltigen Exponenten eines nüchternen realen Notwendigkeitssystems, Bebel als Prototyp einer quadratisch geordneten Arbeiterarmee, Georg Kaiser, den Dichter, als sprachschöpferischen Architektoniker des Zukunftswillens zu nennen, ist gewagt. Aber die Linie ist klar. Auf Meister Ekkehard, Jakob Böhme folgten Rousseau, Voltaire, dann Humboldt, Goethe, Hegel, Feuerbach, Marx, Nietzsche; Oswald Spengler riß das Weltbild zusammen, und es ist für viele in der Richtung zu glauben, daß er mit seiner Zivilisationsdevise nicht ganz so unrecht hat.

Doch Spengler nun an das Ende einer Geschichte zu setzen, wäre Resignation, Stillstand, Tod; diese mehr oder weniger fatalistische Auffassung von der Unabänderlichkeit eines Jahrhundertschicksals hat nicht in allen Köpfen Anker geworfen. Noch steht eine Mannschaft bereit, und Hoffnung und Willen geben ihrer Bedrängnis, aus Europa wieder einen gesunden Komplex zu machen, eine gewisse Sympathie. In ihr lebt der alte Glaube von der Erlösung im Bald, der ewigen Elastizität, die Schiller „Und neues Leben blüht aus den Ruinen" sprechen ließ.

So wäre die zweite Frage nach der Psychologie der Massensehnsucht die Frage nach den Imponderabilien. Denn es ist eindeutig: dieser eben genannte Optimismus entspringt dem ewigen Erlösungsbedürfnis der Menschen. Leid, Unglück, Schmerz, das ganze Dickicht des Lebens ist ihnen Anlaß, durchzukämpfen. Manchmal mit Pathos und Schwäche.

Manchmal mit Spott und Schärfe. Aber immer aus der letzten Hoffnung, immer aus dem Traum des Aufblicks. So nur ist es zu verstehen, daß der proletarische Mensch noch immer aus dem urchristlichen Drang heraus, den Sozialismus als die Erlösung von dem Uebel preist. Lächeln wir nicht darüber — die Diskussionseröffnung hieße Literatenschnodderigkeit. Begrüßen wir lieber diese Gläubigkeit als einen gesunden Trieb der Sinne. Es kommt darüber hinaus auf die „Denkenden" unter uns an, aus dieser rein gefühlsmystischen Sehnsucht eine logisch hygienische Möglichkeit zu machen.

Das würde das Positive dieser Blätter sein: nämlich die Aufzeigung eines Weges, und wenn nun am Schluß vom kommenden Mythos zu sprechen gewagt wird, so, weil dieser Aufsatz sich nicht nur mit dem Referieren und Erinnern begnügen möchte. Nun ist es in unserer Zeit selten geworden, Gedanken zu Ende zu denken. In bezug auf unser Thema ist es auch unter den sonst Ernsthaften und Gesinnungstreuesten billige Bemühung, eine einigermaßen zufriedenstellende Lösung zu finden. Die Lösung nennen sie irrtümlicherweise Synthese statt Kompromiß, und nach meiner Auffassung machen sie es sich allzu leicht, wenn sie „Ost" und „West" verbinden wollen. Es wurde schon einmal von diesen Fragestellungen gesprochen — als Variationsthema ist auch Theodor Lessings bedeutsames Buch „Europa oder Asien" ein wertvoller Hinweis —, der Sinn meiner Unterschrift verschiebt den Akzent eindeutig auf das „Westliche". Eine Verschiebung, zeitlich und kulturgeographisch gesehen, darum, weil alle Explosionen der letzten Jahrzehnte mit einem organischen Recht aus dem Osten kamen, aber gerade wegen ihres nur plutonistischen, nihilistischen und damit unschöpferischen Prinzips bar jeder substantiellen Aktivität waren und unsere Zeit als Trümmerhaufen liegen ließen. Bolschewismus und Expressionismus, Dada- und Hakenkreuzkult sind im Grunde asiatische Angelegenheiten und beweisen — alles Ethos anerkannt — nur den Mangel an Eindeutigkeit deutschen und europäischen Wesens. Darum ist die Welt Dostojewskis gerade wegen ihrer zersetzenden, analytischen Seelenpsychologie, des tragischen, immer pathologisch gestimmten Gefühlstones nicht unsere Welt. Darum ist auch die Kultursphäre Asiens, alle mohammedanischen, buddhistischen, brahmanischen Religionen wegen ihres Mangels an aktiver („protestantischer") Einstellung der Welt gegenüber nicht die unsrige. Daß trotzdem die Südsee und der Tagore-Kult, Krishna und La-ot-se mehr als Sonntag und Lektüre werden konnten, ist Beweis unserer tragischen Stellung zwischen zwei Kulturen. Ich glaube aber, daß es für die Zukunft von Nutzen wäre, wenn wir uns in die Strenge und Formklarheit westeuropäischen Bildes stellen würden. Stendhal, Balzac wie Upton Sinclair und alle großen westeuropäischen Romanciers, der „gute Europäer" Otto Flake, Philosoph und Publizist, wie der so „früh vollendete" wie früh verstorbene Otto Braun könnten uns Lehrmeister sein. Weiterhin scheint

mir das Diskussionsthema „Paneuropa, Deutschland und der Völkerbund" nicht nur die Angelegenheit eines literarischen Grafen zu sein, sondern auch für unsere Reihen und gerade für unsere Jugend von großer Bedeutung. Wir werden uns durch den Versailler Vertrag nicht nur auf Europa beschränken müssen, sondern aus der Gläubigkeit zu Europa geistige und wirtschaftliche Kontinentalpolitik betreiben wollen. Das heißt, die Nutzanwendung eines zivilisatorischen Prinzips europäischer Zweckmäßigkeit gegen die mehr mystisch unaktive Triebsamkeit slawischer Welt zu stellen!

Diese Einseitigkeit könnte bedauert werden. Man hätte recht, wenn sie wirklich die Mechanisierung der Welt bedingen würde. Daß es nicht so ist, beweist vor allem die moderne Architektur, die an und für sich schon als ein soziales Thema dies Minus an Seele zu ersetzen versucht. Seit Jahrzehnten wird hier mit Mut und Erfolg, Zeitwillen mit organischer Funktion und schöpferischer Expansion verbunden, und es entsteht der Bau, der die Stein und Stahl gewordene Dokumentation eines Religiösen, fast eines neuen Mythos ist, der sich auch seiner ästhetischen, d. h. seiner künstlerischen Gestalt nicht zu schämen braucht. Dadurch ist gesagt, daß eine vollständige Veränderung vorgegangen ist, die den Begriff Zivilisation angesichts dieses Beispiels ein für allemal aufhebt. Die Welt des kommenden Menschen wird die Welt gigantischer Konzeptionen sein, bewußt aus der Substanz dieser Zeit entwachsen und mit der neuen Wirklichkeit in elastisches Maß und in unmittelbare Beziehung gebracht. In diesem Lichte verfällt die vage Problematik „Kultur oder Zivilisation"; es wird späteren Jahrhunderten vorbehalten sein, uns als Barbaren in den Geschichtsbüchern aufzuzeichnen. Heute wollen wir kein Mittelalter mehr, keinen Aufguß der Gotik, wir wollen eine Zukunft, die, um Josef Pontens gewaltige Sammlungsarbeit der traumgebliebenen Architektur einmal zu variieren, noch nie gebaut wurde.

Nennen wir unsere Technik mit ihren Erfolgen, mit ihren grandiosen Perspektiven, nennen wir die Möglichkeiten des deutschen Stahls und Kalis für die Wirtschaft, nennen wir die Gesundheit der proletarischen Klasse (soweit sie sich gesund erhält), und wir wissen die Mittel, für Europas Glück und Ruhm.

Darum allein sollte uns die vorgenannte Einseitigkeit nicht unangenehm sein. Lehrt doch die Erfahrung, daß das Unumgängliche und aus dem Stabilen Lancierte oft das Gesündere ist. Aber es würde ein Mangel an Distanzgefühl sein, wollte man es wagen, Zusammenziehungen, Ahnungen und Erkenntnisse, die reflexiv im Spektrum des menschlichen Gehirns aufleuchten, vorauszunehmen. Gerade unsere Zeit hat hinsichtlich der vielen Propheten — und Erlöserarmeen, die aus der Not eine bezahlbare Tugend machen, alle Begabung, den Kraftaufwand zu einer lächerlichen Farce werden zu lassen. Hüten wir uns aber vor dem glatten Tod im Cutaway. Denn die kleinen Entscheidungen, ob gnostischer oder

russischer Mensch, ob Jesus oder Häußer, sind Bagatellen im Hinblick auf ihre Wirksamkeit! Die Marschrichtung heißt: Europa! Der Kristall des Künftigen ist das Mythos-Phänomen des sozialistischen Kontinents und heißt: schöpferischer Wille, hygienischer Lebensstil, Religion einer dogmenlosen Menschheit. Das Erbe Kants und Fichtes! Und weiter nichts!

*

Europa stirbt am Geist, der Osten versinkt im Traum — wir wollen etwas tun. Streichen wir darum alles ab, was einem intellektuellen Banausentum oder einer süßlichen Lyrik gefällt. Streichen wir ab alles Mehr und Zuviel, alles Ueber und Drüber, alles was Dekoration und Schwäche ist. Treiben wir die Kräfte, die sich auf Herzen und Hirnen lagern, nur in die mögliche Rotation. Das kommende Reich, Weltstaat Deutschland, europäische Republik oder Vereinigte Staaten von Europa wird geschöpft sein aus dem Wohl und der Glückschance einer jungen nährenden Idee. Europäischer Mythos? Ja! Kameradschaft von Form und Wuchs, Faust und Hirn, Wort und Wille, Geist und Stoff. Ueber unserer Zeit liegt der Strahl einer metallenen Sonne. Die steinernen Kolosse der Städte stämmen sich hoch: Tische des unsagbaren Gottes. Und aus den stählernen Leibern bricht der Rhythmus neuer Gesetze. Europäischer Mythos? Ja! Otto Flake würde diesen Geist „Real-Mystik" nennen. Wer ist unter uns, der da sagen könnte, das wäre ein geringerer Klang als Tao oder „Sturz in Gott"?

Der deutschnationale Lokarneval!

Von Josef Maria Frank

Erst war man natürlich n i e gewillt,
dem „Feindbund" die Hände zu reichen;
erst hat man Rathenau dafür „gekillt",
schwur „Rache" bei sämtlichen Eichen;
erst war es, das sowieso, ausgemacht,
„siegreich Frankreich zu schlagen";
erst hat man entrüstet nie dran gedacht,
einen Schritt zur Versöhnung zu wagen;
erst hat man es schwarz-weiß-rot entbrannt
„Verbrechen" und „Landesverrat" genannt —
so kamen sie in die Regierung hinein,
die Westarp, Bazille, Hergt, Brandenstein ...

Erst ritt man natürlich auf hohem Gaul
und blies die völkischen Trompeten
und trat mit aufgerissenem Maul
vor Gott den Gerechten zum Beten;

erst schlug man die Pauke, trommelte kraß:
„Kein Kuhhandel! Nein, sondern h a n d e l n!";
wer die Grenzen verschachert, den treffe der Haß —
dann sah man — die Dinge — sich wandeln:
der Wahlbluff versank wie ein schöner Traum,
das Gras wuchs darüber, man merkte es kaum;
und stiller wurden sie, willig und klein,
die Westarp, Bazille, Hergt, Brandenstein ...

Erst waren sie dagegen, dann waren sie dafür,
dann hatten sie Bedenken, dann wollten sie doch,
dann stockten sie vor der Verhandlungstür,
dann gab es Vorbehalte noch und noch,
dann schmusten sie vorne schwarz-weiß-rot,
dann hatten sie niemals anders gewollt,
dann mauschelten sie ihre Wähler tot
und wurden hinten — schwarz-rot-gold
und begingen (der Extrazug stand schon parat!)
das „Verbrechen" und Rathenaus „Landesverrat"
und fuhren zu Briand und Chamberlain
mit dem Segen der Westarp, Hergt, Brandenstein ...

Die Stabilisierung in Frankreich

Von Periskopos

Bis zum Sturz der Regierung Herriot im April dieses Jahres erfolgte die Finanzierung der französischen Staatsausgaben, die aus den Einnahmen des ordentlichen Budgets nicht gedeckt werden konnten, durch kurzfristige Anleihen, durch die sogenannten bons de défense und die bons de trésor. Hierdurch wurde der Etat von Jahr zu Jahr durch Zinsen mehr belastet und außerdem ergaben sich für die Finanzverwaltung, die die Erträge der Anleihen meist zu sehr unproduktiven Zwecken anwenden mußte, unter Umständen sehr unangenehme Folgen, wenn die Inhaber der fälligen Anleihen mit ihrer Prolongation an den Fälligkeitsterminen nicht mehr einverstanden waren. Ein solcher kritischer Moment ist im Frühjahr 1925 eingetreten. Das Kabinett Herriot konnte die Ansprüche der Gläubiger des Staates nicht aus Mitteln des Etats befriedigen und mußte schleunigst, ohne Befragung der Kammer, den Notenumlauf um 3 Milliarden erhöhen, um den zur Rückzahlung der gekündigten Anleihen notwendigen Betrag aufbringen zu können. Das war der Anlaß zum Sturz. Der Finanzminister des neuen Kabinetts Painlevé wurde Caillaux, und für ihn war das wichtigste Erfordernis, wenn sein Verbleiben im Kabinett von Dauer sein sollte, die Fundierung eines beträchtlichen Teils der schwebenden Schuld und die Verminderung der Zinsenlast im Budget, die 1925 über 50 Proz. der gesamten Ausgabenseite des Budgets ausmachte. Das Problem der Stabilisierung der französischen Währung trat demgegenüber weit in den Hintergrund.

Der Versuch, das französische Anleihesystem zu konsolidieren, fiel in eine Zeit, in der das innere Preisniveau sich noch nicht dem Stand der Valuta angeglichen hatte, in der niemand die ihm wirklich zur Verfügung stehende Kaufkraft übersehen konnte. Die Caillauxsche Lösung des Problems war die Auflegung einer Konsolidierungsanleihe, die den Inhabern der kurzfristigen Staatspapiere die Möglichkeit gab, diese gegen wertbeständige Anleihetitel umzutauschen. Während jedoch die Verzinsung der bons de défense bis zu 5½ Proz. und die der bons de trésor sogar bis zu 7½ Proz. ging, war die Konsolidierungsanleihe mit einem Zinssatz von nur 4 Proz. ausgestattet und auf unbestimmte Zeit emittiert. Bei einem Erfolg der Anleihe wäre der französische Staat für absehbare Zeit der Sorge um die Rückzahlungsmöglichkeiten seiner Anleihen enthoben gewesen und gleichzeitig hätte bei genügender Beteiligung eine bedeutende Verminderung der Zinsenlast des Budgets stattgefunden.

Diese Vorgeschichte der französischen Konsolidierungsanleihe ist notwendig, um ihr Ergebnis besser werten zu können. Am 30. September 1925 war die Zeichnungsfrist abgelaufen, und das Resultat wird das Erstaunen all derer hervorgerufen haben, die Frankreich schon jetzt auf dem Wege zur Stabilisierung glaubten. Die eingegangenen Zeichnungen sind nämlich alles andere als befriedigend. Das französische Volk hat die unangenehmen Seiten der Inflation noch nicht erlebt. Die Wertbeständigkeit der Konsolidierungsanleihe stellte deshalb für die Zeichner nur einen sehr geringen Vorzug dar. Ohne ihre Wertbeständigkeit bleibt jedoch an der Anleihe nur wenig Anziehendes. Weder die 4prozentige Verzinsung noch die unbeschränkte Laufzeit wird dazu beigetragen haben, die Zeichnungslust zu heben. Hinzu kommt, daß während der ganzen Dauer der Anleiheauflegung das Finanzministerium durch Interventionen den Kurs des Francs einigermaßen stabil hielt und so selbst dazu beitrug, die Wertbeständigkeit der Anleihe als unwichtig erscheinen zu lassen. Niemand wurden die Gefahren der Inflation vor Augen geführt, niemand wurde veranlaßt, etwa seine Kaufkraft vor Verschlechterung zu bewahren, alle, die geneigt waren, Staatspapiere weiter zu halten, wurden veranlaßt, ihre Anleihetitel nicht wertbeständig zu prolongieren, um auf diese Weise die Vergünstigung der hohen Zinssätze weiter zu behalten.

Wenn die niedrige Verzinsung sicher ein sehr triftiger Grund dafür war, daß die Konsolidierungsanleihe nicht beliebt wurde, so war ihre lange Laufzeit ein anderer. Im Frühjahr 1925 war das Geld in Frankreich außerordentlich knapp. Nur ganz kurzfristige Anlagen waren zu haben. Gleichzeitig brauchte der Staat Geld. Caillaux, der für den Gedanken einer Kapitalsabgabe nichts übrig hatte, versuchte die Krisis durch Neuausgabe von 6 Milliarden Francs Banknoten unter gleichzeitiger Herabsetzung des Bankdiskonts von 7 auf 6 Proz. zu überwinden. Er hoffte anscheinend auf einen Rückfluß der Noten bei der Zeichnung der Konsolidierungsanleihe. Diese Hoffnung hat sich nicht verwirklicht. Die französische Wirtschaft hat das Geld aufgenommen — der Notenumlauf ist erhöht geblieben. Die allgemeine Geldknappheit ging zwar etwas zurück, aber langfristige Kreditgesuche finden nach wie vor keine Befriedigung. Der Erfolg, den seinerzeit die Goldanleihe in Deutschland hatte, hing zum großen Teil damit zusammen, daß sie ganz niedrig gestückelt war, um die Verwendung ihrer Abschnitte als wertbeständiges

Zahlungsmittel zu ermöglichen. Diese Verwendungsart, die die Voraussetzung des Erfolgs der deutschen Anleihe war, wäre in Frankreich nicht möglich gewesen. Die Inflation ist noch nicht so weit fortgeschritten, daß der Wunsch nach einem wertbeständigen Geldersatz bei der Bevölkerung bestände. Selbst bei den wenigen, deren Vertrauen in die französische Währung vielleicht stärker erschüttert ist, hat die Konsolidierungsanleihe keinen Anklang gefunden. Das hängt mit dem eigentümlichen Zustand zusammen, in dem sich die Wirtschaft Frankreichs heute befindet. Trotz des Abbröckelns der Währung werden Kredite ohne Wertbeständigkeitsklausel gegeben, trotz zu befürchtender Währungsstürze beträgt die Risikoprämie bei Bankkrediten im allgemeinen nicht mehr als 5—7 Proz. So ist es immer noch möglich, Börsenpapiere bei den Banken ziemlich hoch zu beleihen und auf diese Weise die Wertbeständigkeit des Vermögens zu sichern, deren Kosten letzten Endes die Banque des France zu zahlen hat. Der Bedarf nach wertbeständiger Anlage über diese Möglichkeiten hinaus ist ganz gering. Aber auch er würde nur zum geringsten Teil durch Zeichnung von Staatsanleihen befriedigt werden, denn das Vertrauen in langfristige Staatspapiere ist in Frankreich durch die Erfahrungen der Rentner nicht gerade gewachsen.

In jedem Fall bedeutet der Mißerfolg der Anleihe für den französischen Staat eine kritische Etappe auf dem Wege zur Sanierung. Die Unmöglichkeit, wenigstens einen Teil der schwebenden Schuld zu fundieren, bringt das Finanzministerium in die unangenehme Lage, am 4. Dezember einen größeren Betrag für fällige Anleihen auszahlen zu müssen, und die Frage ist heute wie im Frühjahr, wie die zur Rückzahlung der Anleihen notwendigen Geldsummen aufgebracht werden sollen. Das eine Mittel, mit dessen Anwendung in den offiziösen Auslassungen über die Zeichnungspflicht auch schon indirekt gedroht worden ist, wäre eine zwangsweise Konvertierung der schwebenden Schuld in die wertbeständige Anleihe. Eine derartige Zwangskonvertierung ohne gleichzeitige Maßnahmen, die eine endgültige Balancierung des Budgets gewährleisten, würde eine starke Verknappung des Geldmarkts zur Folge haben und vielleicht gleichzeitig ein weiteres Sinken des Vertrauens in die Stabilität von Wirtschaft und Währung bewirken. Das Sinken des Vertrauens könnte jedoch unter Umständen zu einer Krisis führen, die für die Wirtschaft Frankreichs die bedenklichsten Folgen haben muß. Die Aenderungen im System der französischen Finanzverwaltung, die notwendig wären, um eine Balancierung des Budgets herbeizuführen, lassen sich jedoch nicht von heute auf morgen durchführen, und wenn so die Zwangskonvertierung der Anleihen nicht durchführbar ist, wird man ihren Gegenwert auf die Ausgabenseite des Etats für 1926 setzen müssen. Der soeben fertiggestellte Etat für 1926, in dem die Anleihebeträge nicht vorhanden sind, hat nur einen ganz geringen Ueberschuß, und die Beschaffung der für die Anleihedeckung nötigen Beträge dürfte für die Finanzverwaltung nicht ganz einfach sein. Es besteht natürlich die Möglichkeit einer außerordentlichen Besteuerung z. B. des Kapitals, oder besser noch des Grundbesitzes, der am schwersten ins Ausland flüchten kann; aber eine derartige Steuer liegt bestimmt nicht in der Richtung des Programms von Caillaux, und auch im Parlament würden sich unüberwindbare Widerstände dagegen erheben. So bleibt wieder

nur vermehrte Banknotenausgabe, und in weiten Kreisen der französischen Wirtschaft würde eine Verstärkung der Inflation mit ihrer vergrößerten Dumpingmöglichkeit sicher nicht ungern gesehen. Man darf nicht vergessen, daß sich im heutigen Frankreich mit der Inflation noch Geschäfte machen lassen.

Um die endgültige Konsolidierung seiner Finanzen wird Frankreich indessen nicht herumkommen. Selbst wenn bis heute die Krisis des Vertrauens nicht hereingebrochen ist, kann sie plötzlich kommen. Der Mißerfolg der Anleihe stellt schon eine starke Belastungsprobe dar, die durch das Scheitern der Caillauxschen Bemühungen in Amerika, wo es um die Konsolidierung der äußeren Schuld ging, nicht gerade vermindert wird. Gleichzeitig belastet der Marokko-Krieg Frankreich derart, daß eine Stabilisierung des Etats einstweilen hoffnungslos erscheint. Erst wenn die Konsolidierung erfolgt ist, erst nach dem Friedensschluß in Marokko wird man daran gehen können, einen balancierten Etat zu schaffen. Aber selbst dann wird es noch schwer genug sein, das französische Steuersystem auf eine Grundlage zu stellen, die die Balancierung des Etats nicht nur auf dem Papier erscheinen läßt. Vor der Durchführung dieser Voraussetzungen aber ist in keinem Fall an eine Sanierung der französischen Staatsfinanzen zu denken.

Was Oesterreichs Zimmermann hätte sagen sollen

Von Obo

Ich bin glücklich, sagte der Generalkommissar Oesterreichs, Herr Dr. Zimmermann, als er vor dem österreichischen Komitee des Völkerbundes eine schöne Rede schwang.

Die Experten Nummer soundsoviel, die Herren Layton und Rist, haben schon mehr gesagt. Sie überreichten nach mehrwöchigen Untersuchungen in Genf eine langmächtige Hausaufgabe, die viel Richtiges enthält, wenn es auch manchmal nur verschämt vorgebracht wird. Das Interessanteste der Erkenntnisse der neuen Sachverständigen, die aber bei aller Vorsicht vieles ausplauschten, was Herr Zimmermann trotz langer Studien scheinbar nicht erkennen wollte, sei angemerkt: Die intime Verbindung zwischen Banken und Industrie, enger als in irgendeinem Lande Westeuropas oder Deutschlands, führt zur Unterordnung der industriellen Interessen unter die finanziellen. Es wäre vorzuziehen, wenn die österreichische Industrie unabhängiger wäre. Zwischen dem erhöhten Zinsfuß, den die Banken der Industrie auferlegen, und jenem, den sie ihren Klienten zugestehen, ergibt sich eine beträchtliche Spanne von $7^1/_2$—$9^1/_2$ Prozent. Der anormale Zinsfuß hat oft zur Folge, daß die Unternehmungen verhindert sind, entsprechende Dividenden zu bezahlen. (Man könnte das auch anders sagen.) Ist doch der Zins, den sie für das Leihgeld bezahlen müssen, viel zu hoch. Für einen großen Teil der Unternehmungen entstehen daraus große Schwierigkeiten. (Warum so zart, meine Herren?) Andere haben sich bereit finden müssen,

ihre Bankschulden zu vermehren. Das System hat dazu geführt, die Abhängigkeit von den Banken zu vermehren. Der Zinsfuß der fremden Kredite übt zweifellos eine ermäßigende Tendenz auf den Zins bei Schillingkrediten aus. Die Banken zahlen für ausländische Kredite 7—9 Prozent und geben sie mit 11—13 Prozent weiter. Die Lasten aus der Sozialversicherung sind in Oesterreich geringer als in Deutschland. Alles in allem übersteigt das Gewicht der sozialen Lasten in Oesterreich jenes nicht, das man in anderen Ländern findet, außer in dem Falle, daß die Arbeitslosigkeit gewisse Grenzen überschreitet. So, das sind nur Kostproben. Es ist noch viel Kluges in dem Bericht.

Wir glauben, sagen die Herren Layton und Rist zum Schlusse, daß die sozialen Lasten und Steuern nicht die Hauptquellen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind. Das Land ist lebensfähig.

Also — das Komitee in Genf zeigte sich anfangs sehr anständig, und es schien wahrhaftig, es sei die letzte Stunde des vom Völkerbund bestellten Vormundes des bedauernswerten Kindes Oesterreich gekommen. Aber nein, wer wird denn. Also kurz und nicht gut: Die Finanzleute wollen wieder einmal nicht, denn die Aufhebung der Kontrolle störte ihre Kreise.

Warum fand sich nun nicht ein einziger zu sagen, es sei hoch an der Zeit, mit dieser Komödie ein Ende zu machen, da alle Welt doch längst wisse, daß alles Unheil nur daher komme, die Schicksale der Welt von einer Handvoll Größtkapitalisten lenken zu lassen, statt von den berufenen Fachleuten, die das wirklich verstehen, wovon die anderen nur reden, freilich mit großen Worten: Güterherstellung, Landwirtschaft, Verkehrswesen, Handel.

Generalkommissar Dr. Zimmermann erklärte vor einigen Monaten bei der Einweihung eines neu errichteten Wasserkraftwerkes, einem wahren Fest der technischen Arbeit unseres armen Landes, bei dem die herrlichsten Reden der Offiziellen von den Referentenzetteln abgelesen wurden, da auch dem leider immer noch nicht wegfliegenden Holländer beinahe das Herz für seinen Schutzbefohlenen aufging, man dürfe nunmehr mit Zuversicht das allmähliche Einströmen ausländischen Geldes erwarten, und der oft wahrgenommene Pessimismus in bezug auf die Möglichkeit, die nötigen Kredite zur Schaffung von wirklich nützlichen Unternehmungen zu bekommen, sei nicht mehr begründet. Die Presse brachte die im richtigen Gouvernantenton vorgetragenen Ausführungen Zimmermanns gesperrt und an erster Stelle, obwohl sie keinen Dollar ins Land locken werden, um so weniger, als die Rede mit sorgengefalteter Stirn zugleich darauf hinwies, fremder Kapitalszufluß könnte, falls er ein plötzlicher und starker wäre, infolge der durch ihn begründeten Vermehrung des Geldumlaufes sich an neuerlichen Inflationserscheinungen auswirken. (Mein Gott, was dieser Zimmermann für Sorgen hat.) Eine Aeußerung übrigens, die so recht zeigt, mit welcher Ueberheblichkeit die sogenannten Nationalökonomen und Finanzpolitiker ihre höchst ziellosen Urteile abgeben. Man möge, schloß der strenge Vormund, aber nicht vergessen, daß ein Volk für die Vergrößerung seines Kapitals nicht lediglich auf Anleihen angewiesen sei, sondern seinen Reichtum durch eigene Kraft, durch Arbeit und Ersparnisse steigern könne. (Ersparnisse!) Nicht ausschließlich vom ausländischen Geldmanne allein

dürfe Hilfe und Rettung erwartet werden. So möge denn — hoch die eigene Wasserkraft — Markstein —, Licht der Hoffnung bedeuten. Bravo. Allgemeine Zustimmung.

In seinem Bericht, den siebenundzwanzigsten, an den Völkerbund über die Periode Februar/März dieses Unheilsjahres, sagte Zimmermann, indem er der Wiener Frühjahrsmesse gedachte: „Wer den künstlerischen Wert und die technischen Qualitäten der Erzeugnisse der österreichischen Industrie bewundern konnte und von der Ausstellung einen Begriff von den Produktionsmöglichkeiten dieser Industrie bekommen hat, wird kaum daran zweifeln, daß dieses Land wirtschaftlich lebensfähig ist."

Also?

Herr Zimmermann hätte dem Völkerbund längst folgendes zu sagen gehabt:

Ich freue mich, feststellen zu können, daß meine Aufgabe erfüllt ist. (Ach, er wird es nie sagen.) Bevor ich scheide, was mir im übrigen herzlich schwer fällt, fühle ich mich verpflichtet, folgendes zu betonen: Die bisher geleisteten Vorarbeiten zur Erstellung von Goldbilanzen der österreichischen Industrieunternehmungen von Rang zeitigen, wie die Großbanken verlauten lassen, überraschend günstige Resultate. Warum also bleiben immer noch die Auslandskredite aus, die für das fremde Kapital durchaus sichere Anlagen bedeuten würden. Ich erkannte es längst, und nun, vor meinem Abgange, muß ich das Schweigen brechen.

Die Großbanken Wiens sind leider daran gewöhnt, zu viel zu verdienen. Gewähren sie selbst Kredite, so schlagen sie unverhältnismäßig hohe Prozentsätze auf die eigenen Kosten auf. Werden sie um Garantien gebeten, um unmittelbar billiges Auslandsleihgeld bekommen zu können, so erhöht die Forderung der Großbank für diese Garantie die Kosten des Kredites so ungeheuerlich, daß der Anreiz für den Bewerber von vornherein entfällt. Mit den Erträgnissen des laufenden Geldverkehrs wollen die Banken sich nicht begnügen. Sie tragen des weiteren die Schuld daran, daß ihre offen kommunalfeindliche Haltung im Wege der ihnen tributpflichtigen Presse die Kritik des Auslandes über Oesterreich und über Wien ungünstig beeinflußt hat, wohl aus Berechnung, um gewiß nicht die ihr verfallene Industrie aus ihren Klauen durch direkt einströmendes Auslandskapital retten zu lassen. Wohl mußte, es kann nicht geleugnet werden, die Steuerschraube hierzulande schärfer angezogen werden, allein nicht diese Belastung hat die Produktion des Landes ruiniert. Das Diktat der Großbanken hat hauptsächlich das Unglück verursacht. Wie käme es sonst, daß die Geldgewaltigen trotz allem gedeihen, die Produzenten aber, denen das Kapital zu dienen hätte, statt sie tyrannisch zu beherrschen, unter der unerträglichen Last des Zinsendienstes zusammenbrechen. Die Großbanken haben zudem die Industriellen zur Spekulation verleitet, ebenso wie sie die Allgemeinheit fahrlässig zur Börse gelockt haben, um schließlich nur zu oft märchenhafte Gewinne nicht den Aktiengesellschaften, sondern den Taschen bevorzugter Aktionäre zuzuführen. Wären die während der fetten Jahre aus der dummen Allgemeinheit herausgeholten Syndikatsgewinne den Reserven der Gesellschaften zugeflossen, so hätten diese manchem Sturm der Krisenzeit standzuhalten vermocht.

In keinem Lande der Welt hat das Kapital so moralzerstörend gewirkt, wie hier. Es ist scharf zu tadeln und bitter zu beklagen, daß das Bankwesen seine Aufgabe, die Konzernunternehmungen zu pflegen, nicht nur vergessen, sondern die Konzerne, denen es sich doch auf Gedeih und Verderb verbunden fühlen sollte, zum einzigen Vorteil der Bankbilanzen ausgepreßt, ihre Entwicklung in jeder Weise gehindert und zur Rückständigkeit an technischen Einrichtungen und Verfahren verurteilt hat. Es ist ein wahrer Hohn, zu hören, wenn die Bankleute davon sprechen, die ihnen mit Haut und Haar ausgelieferten Unternehmungen zu „patronisieren". Kein schlimmerer Feind der vorwärts strebenden technischen Arbeit als das Kapital!

Es ist selbstverständlich, daß ein Land nach einem verlorenen Krieg schwere Steuerlasten zu ertragen hat. Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß Oesterreichs Steuermehrleistung geringer ist, als es nach der Größe des Zusammenbruches zu erwarten gewesen wäre. Es ist aber ebenso grotesk wie tragisch, daß nach einer solchen Katastrophe die Banken als einzige Nutznießer triumphieren.

Ich darf die Feststellung nicht unterdrücken, daß die staatsbürgerliche Erziehung des Oesterreichers viel zu wünschen übrig läßt, daß er vor allem nicht begreift, es sei die Allgemeinheit, der die Steuern zugute kommen, sohin auch jedem einzelnen, der seinen Vorteil daraus zieht, während der Dienst am Kapital nur einige wenige Mächtige bereichert. Kann in diesem Lande die Arbeitsenergie der Bestgewillten gesteigert werden, da sie die Früchte der Arbeit von der kleinen Gruppe dieser Mächtigen rücksichtslos verschlingen sehen?

Nun, da ich mein Mandat dem Völkerbund zurückstelle, muß ich auch bekennen, daß er, vor allem mit der Hochfinanz verbündet, schwer gefehlt hat, was nicht deutlicher in Erscheinung tritt, als daß die Nationalbank des Landes, nicht etwa ein Staatsinstitut, sondern ein mit dem Zettelprivilegium ausgestattetes Privatunternehmen, Jahresgewinne erzielt, die in die Hunderte von Milliarden Kronen gehen, Summen, die ohne jedes Verdienst zum Vorteil offener Kapitalistentaschen der Wirtschaft entzogen werden.

Es wird und muß eine Zeit kommen, da man der grotesken Verhältnisse unseres Finanzwesens überhaupt mit lächelndem Bedauern gedenken wird. Und als Schulbeispiel krassester Auswüchse wird der Zukunft dieses arme Land gelten, dem geholfen werden könnte, wenn nicht einerseits die große Politik, andererseits die unersättliche Begierde der Geldmagnaten es bedrängte. — —

Aber, er wird ja nicht so sprechen, der Herr Generalkommissar. Und dem armen Oesterreich kann nicht leicht geholfen werden, solange die Raubritterburgen der Großbanken das Land und seine Arbeit bedrohen. Aber: sie werden es weiterhin bedrohen und Herr Zimmermann wird bleiben.

Sozialistische Kirchenfraktionen?

Von Friedrich Wendel

In letzter Zeit ist mehrfach, zuletzt durch den Genossen Pastor Felden (Bremen) in Nr. 26 der „Glocke", die Forderung erhoben worden, die Partei möge endlich dazu übergehen, innerhalb der kirchlichen Organisationen für ihre kulturellen Zwecke zu wirken. Es wurde empfohlen die Bildung sozialistischer Kirchenfraktionen. Die Forderung ist von so einschneidender praktischer Bedeutung und in ihren Folgen so überaus schwerwiegender Natur, daß eine Diskussion unumgänglich ist.

Genosse Felden geht in seinem Artikel von der unzweifelhaften Tatsache aus, daß die Partei die kirchlichen Stimmungen und Bedürfnisse ihrer Mitglieder toleriert — ein Zustand, den selbstverständlich niemand zu ändern wünscht. Ebenso unzweifelhafte Tatsache aber ist, daß die Partei nicht das geringste Interesse hat, kirchlicher Ideologie irgendwelche Konzessionen zu machen, daß sie vielmehr ein klares und überragendes Interesse hat, ausschließlich eine sozialistische, proletarisch-klassenmäßig bedingte Ideologie zu fördern. Diese proletarisch-klassenmäßig bedingte Ideologie, längst vorhanden und wirksam, baut sich auf den soziologischen Erkenntnissen auf, denen Marx die Tür öffnete und deren gewaltiger Inhalt hier nicht dargelegt zu werden braucht, weil er bekannt ist. Wir haben bei unserer Diskussion uns nur sehr scharf vor Augen zu halten, daß diese unsere sozialistische Ideologie eine ausgesprochen rationalistische ist und daß dieser Charakter die Schwungkraft und schöpferische Gewalt der ganzen Bewegung ausgemacht hat. Der rationalistische Charakter der sozialistischen Ideologie ist es gewesen, der den Massen den Blick geschärft hat für die Realitäten des Lebens, der sie den Hebel ansetzen ließ an der einzig möglichen Stelle des Angriffs, nämlich an der materiellen Basis, er allein ist es, der weiteren Erfolg verbürgt, wenn er keiner Trübung unterworfen wird. Der Elan der sozialistischen Bewegung, die Begeisterung, die sie in Millionen Herzen gießt, erklären sich aus der nicht stark genug zu betonenden Tatsache, daß die rationalistische Ideenwelt das gibt, was man in den Kirchen vergeblich sucht: die absolute Einheit zwischen seelischem Innenleben und praktischer Betätigung und dem stichhaltigen weltanschaulichen Halt.

Wir wollen die Befreiung der proletarischen Klasse und den Sieg des Sozialismus. Der Sieg ist nicht möglich ohne die Durchdringung breitester Massen mit dem Inhalt proletarischer Klassenideologie. Haben wir also alles Interesse, die sozialistische Ideologie in möglichster Klarheit herauszuarbeiten und in möglichster Stärke wirken zu lassen, so dürfte hingegen hundert gegen eins zu wetten sein, daß, wenn wir unsern Rationalismus in Kirchengemeinden hineintragen wollten, wir auf eine granitene Mauer stoßen würden. Schön, werden die Kirchenliebhaber sagen, dann müssen wir eben mit einem gemäßigten Rationalismus operieren, mit einem Rationalismus, der klug, zart und vorsichtig die kirchliche Ideologie zu zersetzen und zu überwinden bestrebt ist. Ein solcher

Einwand hört sich für viele leidlich an. Aber man beachte: eine solche Moderierung würde übelste Schäden für die das außerkirchliche Parteileben beherrschende Ideologie haben. Es lähmt die Bewegung, wenn zwei Sprachen gesprochen werden müssen, eine für den Kirchenrat und eine zweite für das Leben draußen. Eine Diplomatie, die zwei Zungen redet, ist immer eine schlechte Diplomatie. Den Massen der Arbeit vollends liegt sie nicht.

Und so spitzt sich denn das Problem zu:

Wovon darf man sich mehr versprechen: von einer forcierten Pflege betont rationalistisch-sozialistischer Ideologie innerhalb des weiten Gebiets öffentlichen Lebens, oder von der Pflege einer die kirchliche Ideologie schonend behandelnden Kompromißarbeit innerhalb kirchlicher Mauern?

Man wird sich für das erste entscheiden müssen. Die Erfolgsmöglichkeit auf kirchlichem Gebiet ist begrenzt, die auf öffentlichem Gebiet unbegrenzt.

Ist doch eine absolute Grenze der Wirkungs- und Erfolgsmöglichkeit auf kirchlichem Gebiet gesetzt. Angenommen den Fall, in der evangelischen Kirche gewänne eine sozialistische Fraktion weitgehenden Einfluß auf die Leitung der Kirchengemeinden, auf die Besetzung der Pfarrstellen und auf die Entscheidungen der Synoden — in der katholischen Kirche mit ihrem unantastbaren — von innen unantastbaren! — autoritären Aufbau werden selbst diese Erfolge unmöglich sein. Und glaubt man, daß, wenn es Ernst wird, und man die gebotene Eliminierung der irrationalistischen Momente aus der kirchlichen Ideologie bewerkstelligen will, die Orthodoxie dem tatenlos zusehen wird? Man halte den Gegner nicht für dümmer, als er ist. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß sie, die Orthodoxie, die nicht die geringste Neigung hat, sich selber aufzugeben, schließlich auch vor einer Spaltung der evangelischen Kirche nicht zurückschrecken würde. Eine solche Spaltung wäre eine Katastrophe der evangelischen Kirche überhaupt. Möglich, und eine solche Katastrophe wäre kein Malheur. Aber die Spaltung wäre auch die Katastrophe für die in Separation gesetzte sozialistische Kirchenfraktion. Will die sich dann als neue Kirche etablieren? Sie wird es nicht wollen und nicht können, denn was sie zu bieten vermag, ist in reicherer Lebensfülle in der sozialistischen Bewegung überhaupt enthalten. Sie wird überflüssig sein, sie wird aufgesogen werden durch die Gesamtbewegung. Und soll die „Eroberung" der gereinigten orthodoxen Kirche dann wieder von vorn beginnen? Es wird das in der veränderten Situation einer Unmöglichkeit gleichkommen, denn jetzt wird die orthodoxe Kirche mit dem Anspruch auf Tolerierung arbeiten, und der Anspruch wird sehr wahrscheinlich respektiert werden.

Ich gebe zu: eine hypothetische Schilderung, die ich entwerfe. Der geschilderte Verlauf setzt voraus, daß eine sozialistische Arbeit in der Kirche unter der erwähnten Zielsetzung einer schließlichen Ueberwindung der kirchlichen Ideologie durch die rationalistisch-sozialistische erfolgt.

Nun aber: wie, wenn die Befürworter sozialistischer Fraktionsarbeit in den Kirchen gar nicht diese Zielsetzung im Auge haben?

Dann wäre außerordentlich nützlich, eine klare Information darüber zu haben, welches Ziel überhaupt verfolgt wird.

In einem verhängnisvollen Gedankengang schließlich befindet sich Genosse Felden, wenn er in seinem Artikel „Erobert die Kirche" nach einer Lobpreisung der süßen Früchte sozialistischer Fraktionsarbeit in der Kirche den Satz schreibt: „Haben die Kirchen die Herrschaft über die Schulen, dann haben wir damit (d. h. mit der Eroberung der Kirche. Der Verf.) ebenfalls die Herrschaft über sie." Also erobert die Kirche, macht sie sozusagen zu einer sozialistischen Landeskirche, dann hat diese, und nicht die böse Konkurrenz, die Herrschaft über die Schule! Genosse Felden schwächt sofort seinen fatalen Satz ab und schreibt, daß er das gar nicht so schlimm meine — aber diese Beteuerung wird nicht verhindern, daß gewandte Gegner alsobald zu sagen versucht sein werden, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion könne nichts Klügeres tun, als nach dem Feldenschen Rezept Schieles famoses Reichsschulgesetz anzunehmen, denn es gebe ja den Sozialisten die Möglichkeit, nach erfolgter Eroberung der Kirche die Schule in ihrem Sinne zu beherrschen!

Wir wollen keine Kirchenherrschaft über die Schule, wir wollen nicht einmal die Herrschaft einer sozialistischen Kirche über die Schule!

Wir wollen völlige Trennung der Schule von der Kirche, wir wollen die völlige Weltlichkeit der Schule!

Und wir wollen vor allen Dingen die höchste Ausgestaltung und Pflege der rationalistischen Ideologie des Sozialismus, die uns stark gemacht hat und deren nährenden Kräfte noch nicht im geringsten erschöpft sind!

Das mangelhafte Ausschlußverfahren

Von Fritz Tejessy (Cassel)

Für eine große Partei wie die deutsche Sozialdemokratie ist es eine Lebensnotwendigkeit, daß das Verhältnis ihrer Gesamtheit zu den einzelnen Mitgliedern völlig klar und einwandfrei geregelt ist. Dazu gehört aber auch, daß das einzelne Mitglied innerhalb der Partei jene Rechtsgarantien genießt, die wir von anderen immer verlangen. Nach einem ungeschriebenen Gesetz ist es verpönt, Streitigkeiten zwischen Mitgliedern, soweit sie sich aus dem politischen Leben ergeben, vor ein bürgerliches Gericht zu bringen. Um so größer ist die Verantwortung der Gesamtpartei dafür, daß solche Streitigkeiten innerhalb der Partei rechtlich einwandfrei geregelt werden. Leider läßt diese Rechtssicherheit heute noch viel zu wünschen.

Wir brauchen für diese Dinge kein Gesetzbuch außer dem Organisationsstatut, aber in diesem Organisationsstatut bzw. in dem Kommentar, den der Parteivorstand herausgegeben hat, muß das Prozeßverfahren viel schärfer umrissen werden. Was sich auf dem Heidelberger Parteitag bei Erledigung der Fälle Bauer und Pappenheim abspielte, verlangt gebieterisch, daß dieser Mangel des Statuts bis zum nächsten Parteitag unbedingt behoben wird.

Hier handelt es sich weder im Fall Bauer noch im Fall Pappenheim um die materielle Seite der Angelegenheit. Bloß die Unmöglichkeit des Verfahrens soll aufgezeigt werden.

Der Fall Bauer: Gemäß dem Organisationsstatut ist ordnungsgemäß das Ausschlußverfahren von einem Ortsverein eingeleitet und der Ausschlußbeschluß dem Angeschuldigten vom Bezirksvorstand zugestellt worden. Gegen diesen Beschluß hat Genosse Bauer Berufung eingelegt und gemäß dem Organisationsstatut wurde ein Schiedsgericht eingesetzt. Dieses Schiedsgericht sprach den Genossen Bauer frei. Gegen diese Entscheidung des Schiedsgerichtes legte der Bezirksvorstand Berlin Berufung beim Parteitag ein.

Soweit ging alles ganz ordnungsgemäß. Nun aber kommt das Ungeheuerliche: Der Parteitag von Heidelberg beauftragt die Mandatsprüfungskommission, den Fall Bauer zu prüfen und dann dem Parteitag Bericht zu erstatten. In dem Bericht dieser Kommission an den Parteitag wird vorgeschlagen, dem Genossen Bauer eine Rüge in schärfster Form zu erteilen. Sofort, nachdem dieser Bericht von dem Berichterstatter der Kommission gegeben worden war, verlas der Vorsitzende des Parteitages ein Telegramm des Genossen Bauer, in dem dieser erwartet, daß auf dem Parteitag kein Urteil gesprochen wird, ohne ihn zu hören, und der Delegierte Pflüger (Stuttgart) bat den Parteitag, dem Beschluß der Kommission nicht beizutreten, sondern die ganze Angelegenheit einem neuen Schiedsgericht zu übergeben, das unter Hinzuziehung des Angeklagten entscheiden soll. Pflüger sagte mit vollem Recht über den Vorschlag der Kommission: „Das wäre eine Art Justiz, die die Partei nicht erlauben kann und darf." Das Organisationsstatut spricht ausdrücklich, daß gegen die Entscheidung eines Schiedsgerichts Berufung an den nächsten Parteitag möglich ist. Die Kommission des Parteitages, die über die eingelaufenen Berufungen zu entscheiden hatte, ging aber wie eine Revisionsinstanz und nicht wie ein Berufungsgericht vor, das heißt, sie schenkte sich nicht nur jede eigene Beweisaufnahme, sondern hörte nicht einmal den Angeklagten. Deshalb mußte der Parteitag den Antrag der Kommission ablehnen, konnte aber auch selbst nicht mehr ein Urteil fällen, weil es zur Ladung des Genossen Bauer zu spät geworden war. Der nächste Parteitag findet in eineinhalb Jahren statt, und da voraussichtlich gegen die Entscheidung des neuen Schiedsgerichts von einer der beiden Parteien wieder Berufung eingelegt werden wird, so wird sich durch das mangelhafte Verfahren, das die Parteitagskommission eingeschlagen hat, der Fall Bauer noch eineinhalb Jahre weiter fortziehen.

Der Fall Pappenheim enthüllt das Fehlen jeder Ordnung in dem Ausschlußverfahren noch krasser: Gegen den Genossen Pappenheim, der Redakteur des Schmalkaldener Parteiblattes ist und Mitglied des Casseler Kommunallandtages war, leitete ein Ortsverein im Kreise Schmalkalden ein Ausschlußverfahren ein und der Bezirksvorstand in Jena stellte ihm auch den Ausschlußbeschluß zu. Der Vorwurf, der gegen den Genossen Pappenheim erhoben wurde, war, daß er in einem anonymen Brief der kommunistischen Partei Mitteilungen über einen parteigenössischen Landrat gemacht habe, die geeignet gewesen sind, sowohl

die Partei wie den Landrat zu schädigen. Der anonyme Brief war dem parteigenössischen Landrat zufällig in die Finger gekommen und er hatte durch Schriftsachverständige feststellen lassen, daß der Schreiber dieses anonymen Briefes unbedingt Pappenheim sein müsse. Da zwei solche Gutachten vorlagen, hat der Bezirksvorstand den Ausschluß bestätigt, und auch ein Schiedsgericht, das von Pappenheim beantragt worden war, hatte sich dem Beschluß des Bezirksvorstandes angeschlossen.

Auf dem Parteitag in Heidelberg mußte jedoch der Berichterstatter der Kommission die Ablehnung des Ausschlußantrages wegen schwerer Mängel des bisherigen Verfahrens beantragen, und der Parteitag stimmte dem Vorschlag der Kommission zu. Er stellte folgende Mängel des bisherigen Verfahrens fest: Erstens hatte das Schiedsgericht, trotzdem es unter dem Vorsitz eines vom Parteivorstand bestellten Genossen tagte, ein Urteil gesprochen, ohne in seiner Zusammensetzung den Bestimmungen des Organisationsstatutes zu entsprechen. Das Organisationsstatut schreibt nämlich vor, daß außer dem vom Parteivorstand ernannten Vorsitzenden je drei Beisitzer von dem Angeschuldigten und dem antragstellenden Ortsverein zu entsenden sind. Zu dem Schiedsgericht im Fall Pappenheim hatte jedoch der antragstellende Ortsverein bloß e i n e n Beisitzer entsandt, die beiden anderen hatte der durch den anonymen Brief beleidigte Landrat mitgebracht. Der vom Parteivorstand bestellte Vorsitzende hätte natürlich diese Zusammensetzung des Schiedsgerichts beanstanden und vom Ortsverein verlangen müssen, daß er drei Beisitzer entsendet. Denn das Organisationsstatut besagt nichts darüber, daß ein Ausschlußverfahren etwa deshalb eingestellt werden könnte, weil ein Ortsverein zu einem Schiedsgericht nicht genügend Beisitzer entsendet.

Der zweite Mangel, der gerügt wurde, war, daß dem beschlußfassenden Bezirksvorstand und auch dem Schiedsgericht die Resolution nicht im Wortlaut vorgelegen hatte, die der Ortsverein damals zur Begründung des Ausschlusses von Pappenheim gefaßt hatte. In dieser Resolution sollen außer dem anonymen Brief noch andere schwere Vorwürfe gegen Pappenheim erhoben worden sein, und die Parteitagskommission stand auf dem Standpunkt, daß auf Grund ungenügenden Materials kein Urteil gefällt werden dürfte.

Als dritter — entscheidender — Mangel wurde gerügt, daß weder der Bezirksvorstand noch das Schiedsgericht dafür gesorgt hätten, u n p a r t e i i s c h e Gutachten über die Urheberschaft des anonymen Briefes zu erhalten. Die Gutachten, die dem Bezirksvorstand vorgelegen hätten, seien von dem beleidigten Landrat beschafft worden und könnten daher als genügend für einen Ausschlußbeschluß nicht angesehen werden.

Als vierten Mangel darf ich aus meiner Kenntnis hinzufügen, daß der beschlußfassende Bezirksvorstand in Jena statutenwidrig dem Ausschlußantrag zugestimmt hat, ohne den Genossen Pappenheim zu hören.

Wenn auch wegen dieser schweren Mängel des Verfahrens der Parteitag dem Ausschluß Pappenheims seine Zustimmung nicht geben konnte, so ist doch damit, daß eine Rückverweisung des Verfahrens an den Bezirksvorstand nicht erfolgte, ein unmöglicher Zustand geschaffen. Denn als Berufungsgericht hätte der Parteitag unbeschadet aller bis-

herigen Mängel des Verfahrens in früheren Instanzen auf Grund eigener Beweisaufnahme ein Urteil fällen müssen, das die Kommission vorzubereiten gehabt hätte, oder wenn er sich — statutenwidrig — als Revisionsinstanz betrachtete, hätte er das Verfahren an eine niedere Instanz zurückverweisen müssen. Jetzt aber dem beleidigten Landrat zuzumuten, wegen der Mängel, die er nicht verschuldet hat, das Ausschlußverfahren gegen Pappenheim nochmals mit dem Ausschlußantrag bei einem Ortsverein zu beginnen und so seinen Ehrenschutz durchzusetzen, ist ein starkes Stück.

In aller Deutlichkeit und in aller Oeffentlichkeit muß einmal über diese Dinge gesprochen werden, sagt ja auch der Kommentar des Parteivorstandes zum Organisationsstatut, daß die Verfahren in allen Instanzen öffentlich sein sollen. Die Partei war schon auf dem Berliner Parteitag genötigt, im Interesse der Arbeiterbewegung schärfere Bestimmungen über den Ausschluß zu beschließen. Jetzt handelt es sich darum, klarere Bestimmungen über das Ausschlußverfahren zu finden. Denn der jetzige Zustand schafft unerträgliche Verhältnisse. Im Fall Pappenheim ist auch durch den Parteitag nicht widerlegt, daß der anonyme Brief von Pappenheim stammt. Die Möglichkeiten, die Urheberschaft zu ergründen, sind nicht ausgeschöpft. Der Berichterstatter der Kommission, der thüringische Landtagsabgeordnete Dr. K i ß, ließ keinen Zweifel darüber, daß, wenn nachgewiesen würde, daß Pappenheim den Brief geschrieben hat, sein Ausschluß eine Selbstverständlichkeit wäre. Auf der anderen Seite bedeutet die Entscheidung des Parteitages für den Genossen Pappenheim keine Rehabilitierung. Wenn er wieder in den Provinziallandtag gewählt wird, steht unsichtbar diese Briefaffäre zwischen ihm und den anderen Parteigenossen und untergräbt das in der Partei unbedingt notwendige gegenseitige Vertrauen. Einen Ausweg aus dieser verzwickten Situation kann in diesem Falle nur noch der Parteivorstand finden, der von sich aus auf Grund des Organisationsstatuts einen Ausschluß vornehmen kann, wenn nachgewiesen wird, daß ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei b e w u ß t die eigene Partei schädigt und einer anderen nützt. Der Parteivorstand muß feststellen, ob Pappenheim diesen Brief geschrieben hat oder nicht, er muß dann sagen, daß jedes Mißtrauen gegen Pappenheim unbegründet oder daß eben Pappenheim ein schweres Verschulden trifft. So und nicht anders kann verfahren werden, wenn nicht innerhalb der Partei Rechtsunsicherheit einreißen soll. Doch kann dieser Vorschlag zur Erledigung des Falles Pappenheim der Forderung nach klaren Bestimmungen über das Ausschlußverfahren selbstverständlich in keiner Weise Abbruch tun.

Die sozialdemokratische Partei bemüht sich, in jeder Weise das öffentliche Gewissen gegenüber der deutschen Rechtspflege zu schärfen. Voraussetzung dafür ist, daß sie in Streitfällen im eigenen Hause ein rechtlich einwandfreies Verfahren walten läßt.

Die Glasmalerei

Von Robert Breuer

Oft genug ist das Wort der ärgste Verführer und Irrtumsstifter. Rund und adrett scheint die Vokabel nur einer einzigen, selbstverständlichen Deutung zugänglich; in Wirklichkeit erfaßt sie vielleicht gar nichts von dem Wesentlichen eines Dinges oder eines Vorganges, wird ihm im Gegenteil zur Karikatur. So stand es lange um die Vokabel des Kunstgewerbes, so steht es noch heute um die der Glasmalerei. Kunstgewerbe — die Leute verstanden es Silbe für Silbe und meinten, das sei: Gewerbe plus Kunst. Danach verfuhren sie auch und addierten dem fertigen und brauchbaren Gegenstand etliche Brocken künstlerischen Ueberflusses. Wie solches Mißverständnis zum Verfall führte, ist bekannt genug. Auch wissen wir alle, daß erst die Befreiung von der Vokabel das Spezifikum des kunstgewerblichen Produktionskomplexes erkennen und solche Erkenntnis sich bewähren ließ. Nun endlich weiß man, daß das Kunstgewerbe mit Kunst so gut wie nichts zu tun hat, desto mehr aber mit dem Problem der Qualitätsarbeit, mit der richtigen Käufergesinnung und mit den beweglichen Fragen des Geschmackes. Aehnlich verlief das verbale Schicksal der Glasmalerei. Man meinte getreu dem üblichen Sprachgebrauch, daß es sich dabei um eine Malerei auf Glas handele. Und da man im übrigen eben diese Glasmalerei zum Kunstgewerbe rechnete, so währte es nicht lange und aus dem organischen Begriff ward eine Addition: Glas plus Malerei. Welcher Irrtum dann aus ökonomischen Gründen und um der Pinselakrobatik willen gar bald dazu führte, die Malerei dem durchsichtigen Bildträger einfach aufzukleben. Die Diaphanien waren die letzte Frucht der mißverstandenen Vokabel. Dann folgte die Erkenntnis; und wiederum heute wissen alle, daß die Glasmalerei, wie sie von ruhmreicher Entwicklung getragen, auf unsere Tage kam, mit der ausgiebigen Betätigung des in Farbe getauchten Pinsels herzlich wenig zu tun hat. Wir wissen, daß die Glasmalerei mehr der Architektur, als der Malkunst zugehört.

*

Vielleicht wäre es richtiger, statt von Glasmalerei von Glasmosaik zu sprechen. Damit geschähe vor allem die Andeutung, daß es sich bei dem Glasbild um einen Faktor der Wand handelt, um etwas, was wie jene aus einzelnen Teilen, aus transparenter Stofflichkeit aufgebaut wird. In der Tat entspricht die Technik des guten Glasbildes weit eher solchem Begriff des zusammengebauten Mosaiks als dem irgendwelcher mit dem Pinsel geleisteten Darstellung. Wenngleich der Pinsel auch bei dem guten Glasbild einiges Werk zu verrichten hat. Anfangs mag es allerdings so gewesen sein, daß die frommen Mönche sich damit begnügten, bunte Gläser nach ohngefähren Formen zusammenzufügen. So etwa, wie man aus Teilen bunter Textile einen lustigen Teppich nähte, oder aus Fäden und Fadengruppen ein Gobelin webte. Solche Glasbilder der reinen Mosaiktechnik sind uns aus frühester Zeit gut bekannt; bald aber werden die entdeckungslustigen Gotteshandwerker aufgespürt haben, daß es ein wenig langweilig ist, immer nur die klare Farbe, das Blau, das Rot, das Grün, zu sehen. Sie werden Bildabsichten ge-

hegt haben, die hier einer Schattengebung, dort einer leichten Verschleierung Trübung und Abdämpfung bedurften. So kamen sie darauf, die farbigen Gläser an bestimmten Stellen mit einem Trübungsmittel, dem Schwarzlot, zu überziehen. Und gestatten damit dem Pinsel eine Unterstützung des Mosaiks. Mit dieser Schwarzlotmalerei konnten mannigfache Effekte der Modellierung, der stereoskopischen Rundung und des feineren Details, etwa an den Gewandfalten oder in den Gesichtszügen erreicht werden. Wobei es sich aber immer nur darum handelte, die starke, transparente Farbigkeit des Glases der malerischen Vorstellung des Künstlers durch Nuancen und Milderungen näherzubringen. Nie ging die Absicht dahin, die Palette zu mehren, die Buntheit zu steigern; es wurde nicht mit Farben, nur mit der Farblosigkeit gemalt. Hernach kam eine neue Bereicherung. Die Alchimisten und Handwerker beobachteten, daß Silber auf Glas geschmolzen eine köstliche gelbe Durchsicht ergab. Sie waren zugleich naiv und raffiniert genug, das zu nutzen. Und auch damit wiederum gesellte sich dem Mosaik ein Pinselwerk; denn das Metall wurde als ein angerührtes Pulver aufgetragen. Jetzt ließen sich die reichsten Brokate, die hervorbrechenden Strahlen der Sonne mit Leichtigkeit und zugleich solid gestalten. Durchaus solid, denn das aufgeschmolzene Silbergeld haftete auf dem Glase unzerstörbar; und da auch das Schwarzlot eingebrannt wurde, so war das durch gelbe Transparenz und durch trübe Medien gesteigerte Glasmosaik eine unbedingt ehrliche und dauerhafte Technik.

Und abermals wurde eine Entdeckung gemacht. Man lernte, eine Tafel farbigen Glases durch eine andersfarbige Glasschicht überziehen. Da war es dann ein Leichtes, aus dem Ueberfang bestimmte Stellen fortzuschleifen, so daß je nach der abgedeckten Figur das unter dem Rot liegende Gelb, Weiß oder Blau zum Vorschein kam. Nach solcher Methode ließen sich mannigfache Lasureffekte erreichen; man brauchte nur die obere Schicht hier und da noch ein wenig stehen zu lassen, und hier und da noch ein wenig mehr, so gab es in der Durchsicht gar interessante Farbmischungen: ein brennendes Orange, ein müdes Violett. In diesem Stadium der Entwicklung gewann die Glasmalerei ihre erste Klassik; die Primitivität des schlichten Mosaik war überwunden, eine umfangreiche Skala nach Farbe und Intensität, nach Klang und Dichtigkeit stand zur Verfügung, ohne daß dadurch das Grundprinzip des Glasbildes, der architektonische Aufbau aus transparenter Stofflichkeit, irgendwie bedroht worden wäre.

Was aber, wenn das Arsenal der technischen Mittel sich füllte, noch nie der Formgebung erspart wurde, geschah auch dem Glasbild: die Entwicklung zum Barock. Zu jenem Barock, der in immer wiederkehrenden Phasen die Kunst zu einem Aeußersten anzutreiben und beinahe zu entrenken scheint. Es ist, als wenn die Künstler eine Reihe technisch allzugut verproviantierter Tage nicht zu ertragen vermögen. Vom Reichtum verführt, fangen sie an zu schwelgen, verlieren sie das Maß, durchbrechen sie die Grenzen, erschöpfen sie sich in einem Fieber des Wollens und in einer Orgie des Könnens. Zu solchen Zeiten geschah es, daß die Glasmalerei mit den bisherigen Mitteln nicht mehr auskam und zur Erreichung ihrer komplizierten und überhitzten Absichten des Pinsels, des alles hergebenden, jeder Erregung gefälligen, bedurfte. Es

wäre falsch, zu meinen, daß die Glasbilder dieser Periode notwendig eine Vergewaltigung des Organischen werden mußten; auch bei einem Ueberfluß an Registern kann der Künstler Symphonien aufrauschen lassen. Indessen, der Zusammenbruch kommt bestimmt, wenn die Maßlosigkeit im Technischen einem instinktarmen und an Persönlichkeiten verkümmerten Zeitalter ausgeliefert wird. Das eben war das Verhängnis des Glasbildes, als es von den taumeligen Zeiten des Makartismus annektiert wurde. Barbaren kostümierten sich mit Samtjacken und Rembrandthüten, glaubten im Barock zu schwelgen, während sie nichts anderes taten, als nach Negerart Lärmtrommeln zu malträtieren. In solchem Hexensabbat schlug dem Glasbild die Stunde; die zwergischen Epigonen eines eingebildeten Barock meinten in den Diaphanien das Ideal gefunden zu haben.

Es war nur selbstverständlich, daß die Tage der Buße und der Reinigung, die den hohlen Pomp, die Hekatomben des tauben Geschmücks und die Hysterie des Ueberflüssigen fortfegten, auch das Glasbild radikal wieder auf die Formel des Mosaiks reduzieren wollten. Als die Zweckmäßigkeit, die Sachlichkeit, die Materialechtheit und die technische Solidität wieder selbstverständliche Tugenden wurden, als die gemalte Maserung und die gestanzte Bildhauerei in den Orkus sanken, da mußte notwendig auch das Glasbild auf eine puritanische Formel gebracht werden. In den Zeiten jener ersten Liebe (die zuweilen ein wenig fanatisch mit Ethik und ästhetischer Theorie das letzte Heil gewonnen glaubten) schien das reine Mosaik die für das Glasbild allein zulässige Technik. Bald siegte die bessere Einsicht über das feurige Eifern, und man erkannte, daß die Alten, als sie das Schwarzlot, das Silbergelb und den Ueberfang nutzten, treulich die Gesetze hielten, ohne der Phantasie und dem musikalischen Drang der Farbenfreudigkeit starre Fesseln anzulegen. So entschloß man sich, den Flug zu wagen und mit der reichen Technik der alten Klassik eine neue zu erstreben. Ohne freilich eines Doppelten zu vergessen. Des einen nämlich: daß die Wiener auch das reine Glasmosaik zu ausgezeichneten Wirkungen bringen. Und des anderen: daß die fortgeschrittene Hüttentechnik der Gegenwart eine so große Auswahl an neuen Gläsern, an farbigen, getrübten, opaken, opaleszenten, vielfarbig schillernden und feurig flüssigen, auf den Markt bringt, um starken Leidenschaften und differenzierten Empfindungen auch ohne Pinsel gefährlich werden zu können.

Das Fenster gehört der Wand und ist mit dieser ein Teil der Raumumhüllung. Das gilt selbst für das reine Nutzfenster, das scheinbar keinen andern Zweck hat, als den: Licht einzulassen. Jede dieser simplen Lichtöffnungen tut das ihre, dem Raum Gestalt und Charakter zu geben. Wie viel mehr muß das farbig verglaste, in der Durchsicht behinderte Fenster ein Faktor der Raumwirkung sein. Es lenkt den Blick nicht nach außen, zum mindesten läßt es ihn nicht frei davon schweifen, es arretiert ihn. Die Glasmalerei sammelt den Blick wie nur irgendeine Malerei auf der Wand. An dieser Tatsache findet sie ihr formales Gesetz. Sie hat darum die Funktion der Fläche zu leisten. Es wäre ganz verkehrt, wollte sie ein Stück Natur jenseits des umschlossenen Raumes illusionieren. Sie soll nicht dazu helfen, daß der Beschauer den Raum verlasse, vielmehr dazu, daß er ihn als besonders

wohltätig und reich empfinde. Gewiß, auch die Glasmalerei kann die Lichtseele des Betrachtenden reisen machen, über Tal und Hügel, durch ewige Fernen. Nur, daß solche Wanderung und solcher Flug stets dazu helfen muß, dem Raum Wachstum und Wert zu geben. Das Glasbild hat das hohe Recht, den irdischen Raum ins Transzendentale zu entrücken; es hat das Recht, ihn mit musikalischen Akkorden zu erfüllen. Um eine Durchleuchtung des Raumes handelt es sich. Der farbige Schein, der durchfärbte Lichtbalken soll dem Raum zu einer imaginären Achse werden; der Rhythmus des transparenten Bildes soll sich dem Thema des Raumes eingliedern.

Das alles sind Umschreibungen für die eine und wichtigste Erkenntnis: daß das farbige Fenster der Architektur zugehört. Wie steigern die Glasmalereien das aufwärts drängende Pathos der gotischen Dome; wie geben sie dem Tenor eines festlichen Saales Plastik und Wärme. Aus Gläsern aufgebaut, soll die Glasmalerei bauen helfen. Die Bleiruten, die den gefügten Gläsern das Gerüst geben, sollen nicht nur in dem Bilde selbst Konturen umschreiben, sie sollen auch durch ihre konstruktive Tendenz an die unsichtbare Architektonik des Raumskelettes erinnern. Solche Funktion der Bleie ist nicht gering einzuschätzen.

*

Es gibt einen Unterschied zwischen dem Dekorativen und dem Monumentalen. Obgleich die Größe dieses Unterschiedes bedeutend ist, wird sie oft genug übersehen; man hält vergrößerte Buchillustrationen, die bestenfalls eine leichte dekorative Wirkung abgeben, für Wiedergeburten des Monumentalen. Welchem Irrtum sich dann leicht der andere gesellt: daß dem wahrhaft monumentalen Werk ein Mangel an literarischem Inhalt vorgeworfen wird, ein Minus an deutlicher Allegorie und lesbarer Berichterstattung. Die Glasmalerei kann hier mancherlei zum richtigen Verständnis helfen. Was auch immer auf den Fenstern der Kathedralen erzählt wird, die Absicht geht nie auf eine Belehrung, auf eine Bilderschrift, vielmehr auf ein Gewirk von farbigen Flächen, auf ein Gespinst aus Helligkeit und Dämmerung.

Auch die schlichteste Dekoration erschöpft sich nach ihrem Wesen in einer architektonischen Leistung. Ob sie den Frühling deutet oder den Winter, das ist einerlei; es kommt darauf an, was sie als Fleck, als Akzent zu wirken vermag. Es ist wohl möglich, daß ein Raum nicht mehr als eben solch einen einzigen farbigen Fleck zu tragen vermag. Und umgekehrt, ein farbiges Eiland, mit der Hand zu decken, kann einem Raum das Leben verfeinern. In die Oede unserer Wohnräume kann eine kleine, farbige Scheibe, die vor dem Fenster hängt, vorausgesetzt, daß sie richtig hängt und nichts anderes ist als die latente Speicherung dekorativer Funktion, eine schöne Haltung und eine gebundene Heiterkeit bringen. Entscheidend bleibt immer, daß die farbige Glastafel mehr ist als ein Zierat, der bald links, bald rechts zu hängen vermag, daß sie ernstlich etwas für die Balance des Raumes bedeutet. Ein gutes dekoratives Glasbild muß, auch bei noch so geringen Abmessungen, die Kraft in sich tragen, als architektonischer Faktor zu wirken.

Wenn aber das Orchester reicher besetzt ist, wenn es den Raum beherrschen, ihn nicht nur akzentuieren, ihm Nerv, Basis und Ziel sein

will, dann wurde der dekorative Effekt zu einer Emanation monumentaler Kräfte. Das Monumentale ist die letzte Ueberwindung des Kunstgewerbes. Das Monumentale hat nicht das geringste mit dem Illustrativen, nichts mit dem Zierat, nichts mit der geschmacklichen Laune zu tun. Das Monumentale, wenn es als Gemälde zur Offenbarung kommt, hat es nicht mehr nötig, der Architektur zu gehorchen; es ist Architektur. Ist Architektur in einem weit höheren Maße als vieles Gebaute. Wenn die monumentale Malerei, das monumentale Glasbild, den steinernen Raum zersprengt, so liegt die Schuld an dem Mangel der Architektonik in der Architektur. Die Helden, die stark und zuversichtlich die Wiedergeburt des Monumentalen heraufführen, die um Hodler, die aus der Leidenschaft des van Gogh und aus den Gluten des Gauguin, sie haben ein großes und heiliges Recht, ihren Rhythmus dem Raum zur Seele und zum letzten Maßstab werden zu lassen. Das Licht, das durch die Monumentalität eines Glasfensters strömt, das durch dessen Bleie machtvoll zersprengt, durch dessen Flächen zu motorischer Farbigkeit gesammelt wird, kann und muß des Raumes glühender Atem, seine sichtbar gewordene Spannkraft, seine optische Dramatik sein.

*

Wer von einem Glasbild solche raumschaffende Macht verlangt, muß es aus eines Künstlers Hand erwarten. Der Künstler aber wird sein Werk nur geben können, wenn die Verwirklichung in den farbigen Gläsern dem nahe kommt, was er in seiner Vorstellung trug und auf dem Karton so gut wie möglich andeutete. Es kommt sehr viel darauf an, welcher Art die Uebersetzung des Kartons in das transparente Material ist. Eine schlechte Werkstatt kann des Künstlers farbigste Träume zu Rauch verzehren. Und umgekehrt, eine Werkstatt, in der die Empfindung für die Heiligkeit des Rhythmus lebendig ist, und die zugleich durch den treuen Dienst an der schlichtesten Einzelheit die Qualität des geringsten Bausteines als eine Pflicht achtet, kann dem Künstler ein Reichtum, eine Erziehung und eine neue Begeisterung werden.

*

Dies sind Ueberlegungen von gestern und vorgestern, deren man sich erinnert, wenn man vor dem Friedrich-Bayer-Fenster, das für den Sitzungssaal der Leverkusener Farbenfabriken bestimmt, und zurzeit im Berliner Schloßmuseum ausgestellt ist, betrachtend steht. Dies fünf Meter hohe Fenster ist nach Entwürfen des Malers Dietz Edzard von Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff, den weltbekannten Treptower Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei, hergestellt worden. Der Eindruck des Fensters auf den Beschauer ist überwältigend; es ist vollkommen zu bestätigen, was der Reichskunstwart Dr. Redslob darüber geschrieben hat: „Wenn man das Thema dieser Glasmalerei angeben wollte, so könnte man es nennen: Die Religion der Farbe. Aus tiefen Tönen, die dunkel und lastend sind, entwickelt sich von dem Aufbau, der durch die Verbleiung gegebenen Linien unterstützt, die Höhe und Helligkeit, und diese Entwicklung zum Licht und zur Freude findet ihren seelischen Ausdruck in einem Reigen von Figuren. Unten ist Bedrängnis, dann erscheinen Motive der Auferstehung, dann das Glück, die schwebende Freude.“ Ueber das Figürliche können die Meinungen

geteilt sein; für mein Empfinden wären die Puppen entbehrlich. Die farbige Architektonik ist jedenfalls stärker als der Symbolismus dieser stilisierten Aktzeichnungen. Die Kraft des Fensters, das dem Wunder des Anilins, dem Wunder des aus schwarzer Kohle wieder befreiten Sonnenlichtes und dessen unendlicher Farbigkeit glorreiche Verkündigung sein soll, erschöpft sich in der rhythmischen Gestaltung von Gläsern, deren Palette alles zu umfassen scheint, was wir an farbiger Erregung bisher erlebt haben. Die den Reichtum steigernde Gliederung wird bedingt durch die Struktur der Scherben. Die vom bleiernen Konstruktionsgerüst umklammerten Glasscherben sind der pulsende Takt dieser farbig musizierenden Architektur.

Don Juan und Faust

Von Arthur Eloesser

Seit über fünfzig Jahren wird an der Wiederaufrichtung des deutschen Dichters Christian Dietrich Grabbe gearbeitet. Der brave Rudolf v. Gottschall gab ihn neu heraus und nach ihm der lustige Oscar Blumenthal, als er noch unbrav war und den Philister durch die Beschwörung eines verkannten Genies, eines widerhaarigen und vor allem widerklassischen Kerls in einer dramatisch armen Zeit erschrecken wollte. Es war das Unglück des bei Lebzeiten von Immermann geförderten, von Heine sympathisch karikierten Westfalen, daß ihm der viel später wiederentdeckte Georg Büchner den Weg kreuzte, um mit Hauptmann und auch mit dem jungen Wedekind wie ein Bruder, wie ein Gegenwärtiger Hand in Hand zu gehen. Grabbe hat auf der Bühne mindere Kameraden oder Nachfolger gefunden, die ihn schlimmstenfalls, sehr schlimmen Falls sogar selbst auf die Bretter brachten mit seinem Branntweinfläschchen in der Dachkammer, und sich dabei, besonders in der Revolutionszeit, sehr kraftgenialisch vorkamen. Der ehemalige Detmolder Auditeur wurde von jungen Literaten, die dem Bourgeois gern die Opfer seiner Feigheit und Gleichgültigkeit vorwerfen, zu ihrer bohèmischen Tafelrunde eingeladen. Seine Legende kam ihm zu Hilfe: er starb jung, er war arm, er versetzte die silbernen Löffel seiner Mutter, und er konnte ungeheuer saufen, Alkoholist schon in der Wiege. Das stimmt zwar fast alles nicht, aber die Geschichte hat nun einmal keine Rechte gegen die Legende, besonders, wenn sie das sentimentalische Schlucken bekommt.

Nach den Literaten haben sich die Regisseure gemeldet. Jeßner hat den Napoleon inszeniert und etwas korrigiert, indem er unbesorgt ausschlagenden Naturalismus aus der expressionistischen Linie straffte und zugleich ins Ueberwirkliche erhöhte. Grabbe, der Dichter, hat mich mehr überzeugt mit der Komödie „Scherz, Satire, Ironie ...", die aus der romantischen Tieck-Schule ins Realistische rückt und sich noch manchen Saft von spritzendem Humor bewahrt. Der Intendant des Staatstheaters, der eine Sache nicht leicht im Stich läßt, wird uns auch den „Hannibal" vorführen. Das Talent von Grabbe bleibe vorausgesetzt, wenn es auch aus fragmentarischem Können, aus Geschmacklosigkeit, sogar Geistlosigkeit mehr gelegentlich aufzuckt. Wer die Weltgeschichte so ungeniert, so burschikos anpackt, wird auch in der groben Hand

einiges behalten. Das Wesentliche an diesem Naturtalent scheint nur eine jugendliche Großmannssucht, die trotz allem Realismus doch gern mit allen Donnern der Weltgeschichte poltert. Es macht ihm ungeheure Befriedigung, mit Napoleon Armeen zu kommandieren, mit Blücher Vorwärts zu rufen. Man kann die Helden der Weltgeschichte skeptisch wie Shaw ansehen, den wir in dieser Hinsicht wiederum skeptisch ansehen, aber das zeugende Element von Grabbes Dramatik ist eine Art Renommisterei, die ihr die Muskeln aufbläht, während der Kopf etwas klein geraten scheint. Man sagt, daß er das Volk in die Handlung eingeführt und mittätig, mitschöpferisch gemacht hat, so daß er der modernen, der sozialen Dramatik vorangeht, die den Helden nicht mehr braucht. Ich kann mich dieser Entdeckung nicht anschließen, weil Grabbe in der Wollust des Kommandierens, des Schlachtenlenkens, des Staatengründens das Volk doch schließlich nur zu einer ausführlicheren und keckeren, geschmissenen Staffage erhoben hat. Um den richtigen Standpunkt zu finden, brauchen wir allen seinen Jakobinern, preußischen Husaren, römischen Quiriten, karthagischen Bogenschützen nur den einen „Wozzek" von Büchner entgegenzuhalten: den Armen, den Einfältigen, den Leidenden und unser aller Richter, wenn es zum letzten Urteil kommt. Im „Wozzek" ist eine Gemütskraft, die uns nicht freigibt, die zur Verantwortung aufruft. Sprechen wir das unbequeme Wort aus: In dem ungewaschenen Naturtalent von Grabbe ist ein Mangel von sittlichem Geist, der die Zukunft nicht zu sich heranrufen kann. Kleist und Hebbel haben am Bau der Welt gerüttelt und ihn wieder zu befestigen gesucht. In Grabbes Dramatik ist kein Kampf, welch ein grober Streiter er auch war. Seine Kraftgenialität besteht hauptsächlich darin, daß er andere Leute herausforderte und zu überbieten suchte.

Es gehört zu seinen großen Unverschämtheiten, wenn er den „Don Juan und Faust" schrieb, und wir belächeln fast das Unternehmen eines Schuljungen, wenn er Goethe und Mozart in derselben Klasse verbessert. Victor Barnowsky hat das Stück, das vor sechsundzwanzig Jahren im Schiller-Theater flüchtig auftauchte, zur Eröffnung seiner neuen Direktion im Königgrätzer Theater aufgeführt und ihm oder seiner Aufführung einen starken Erfolg verschafft. Man muß sich zunächst auf die etwas komische Vorstellung einlassen, daß die beiden höchsten Helden der deutschen Literatur und der deutschen Musik um die Donna Anna raufen, der eine mit den Künsten des Zauberers, der andere mit dem Schwerte des Edelmanns, bis beide schließlich der Teufel holt. Faust tötet die von ihm entführte Anna, weil sie den Mörder ihres Bräutigams und ihres Vaters immer noch lieber hat als den deutschen Professor mit seinem metaphysischen Verhältnis auch zum Weibe. Faust unterliegt noch einmal gegen Don Juan, der über den Tod der Donna Anna nach einer anständigen Erschütterung sehr viel schneller hinwegkommt.

Zu jener Zeit schrieb jeder deutsche Dichter, der etwas von sich hielt, den Faust noch einmal. Der von Grabbe hat weniger Gelassenheit, hat den Teufel nicht in sich, sondern außer sich, und er nimmt den Magier, den Scharlatan viel wörtlicher als der Goethesche, der all das Zauberwesen etwas von oben herab abtut. Dieser Faust wäre spielbar, wenn man ihn etwas grotesk nehmen könnte, besonders von der Seite, die einen völkischen und in Liebessachen ungeschickten Professor fast vorausbildet.

Aber das Pathos der Figur, das doch nur von Goethe lebt, und die Tragik, auf der Grabbe besteht, erlaubt auch einem beherzten Regisseur diese Art des Zugreifens nicht. Als Held des Stückes übertrifft ihn in jeder Hinsicht der Don Juan; es ist Grabbe auf erstaunliche Weise gelungen, aus der Musik wieder Literatur zu machen und schließlich noch, trotz aller Beleihungen, gegen Mozart selbständig zu werden. So wie Grabbe, dieser fürstlich Lippesche Auditeur, mal als Napoleon, mal als Hannibal den Löwen spielte, so erfüllte der arme Teufel, der eine gräßliche Frau hatte, sich die Wunschvorstellung, Herr über alle Weiberherzen zu sein. Die Kraft dieses Don Juan ist die Frechheit; er gewinnt die Frauen, indem er sie erschreckt; es ist dieselbe Wollust, die im Lieben und Morden abwechselt. Diese Figur hat immerhin etwas Stählernes, sie macht das Stück trotz der umständlichen Voraussetzung schließlich elastisch. Sie macht daraus, besonders da Faust durch die Bearbeitung zurückgedrängt wurde, gutes Theater, und ich gestehe, daß mir die knabenhafte Verkoppelung von Faust und Don Juan durch einen lebenshungrigen Kerl besser eingegangen ist, als die großmäulige Bewußtheit seiner Jahrtausendhelden, die auf dem Kalender der Weltgeschichte ihre Daten noch einmal rot anstreichen. Gewiß, es ist da literarische Selbstbefriedigung, aber die Wunschvorstellung hat sich doch ein Bild geschaffen. Und da eine Art Jugend in dem Stück steckt, so steckt auch eine Art Märchen darin, das Barnowsky, aus dem Malerischen ins Dramatische steigernd, glücklich herausgespielt hat. Sein einer Helfer war Kortner als Teufel, der sich derber, einfacher, weniger Junker, tierhafter, brüllender und zugleich gefühlvoller von Mephisto abhob; sein anderer Helfer war Rudolf Forster, der nun mit diesem Don Juan auch seinen Oskar Wilde überwachsen hat. Forster hat mit hohem Einsatz gespielt, zugleich aufgelöst und gerade noch zusammengehalten. Es scheint, als ob seine Nerven ihm weglaufen und nur seine Gelenkigkeit sie einholen kann. Das Organ von Forster entspricht seiner Schlankheit, es liegt meistens hoch, obgleich es auf einen dunklen Bariton heruntergehen kann; die Aussprache hat noch manche Undeutlichkeit. Aber die Figur ist eine der deutlichsten, eine der geprägtesten, die wir in der letzten Zeit gesehen haben. Sein Don Juan ist gar nicht schön, gar nicht buhlerisch, ein schon etwas abgefressener, fast an Don Quixote erinnernder Hidalgo, dem seine Liebeswerke schon manches graue Haar in die zerzauste Perücke gestiftet haben. Keine Bemühung um Haltung, aber in jedem Augenblick eine außerordentliche Bestimmtheit, die mutwillig ausgelassene Glieder wieder zu sich zu nehmen scheint, und was den Schauspieler besonders beglaubigt, eine beherrschende Macht des Auges, die das Auge allein niemals herstellen kann. Man muß auf die sich hebenden Fußspitzen achten, wenn dieser Don Juan die Donna Anna in seinen Raubvogelblick nimmt, und auf die Energie, die ein ungeheuer empfindliches Nervenbündel zusammenpackt. Der Don Juan war der Sinn des Stückes und der Aufführung, zugleich Wirklichkeit und Phantasmagorie. Irgendwie muß das Theater immer Märchen sein. Wenn es uns nicht naiv macht, macht es uns zu gar nichts. Die Aufführung hat mich mit Spannung erleben lassen, wie Don Juan, nachdem er den deutschen Professor abgefertigt, nachdem er mit dem Gouverneur zu Nacht gespeist, vom Teufel geholt wird.

RANDBEMERKUNGEN

Heidelberg

1.

Im Vestibül, vor dem großen Sitzungssaal, an zwei Säulen hingen Plakate, die gegen den Alkohol predigten. Draußen, auf den Bergufern des Neckars, reiften die Trauben. Wenn man auf dem Königsstuhl stand und den Blick weit schweifen ließ, über die Pfalz und bis gegen den Wasgenwald hin, sah man, roch und schmeckte man die Weinberge. Von weither, aus den Weindörfern ringsum, waren die Genossen gekommen.

2.

Es wurde eine reich illustrierte Denkschrift über das Hamburger Gewerkschaftshaus verteilt. Die Bilder zeigen stattliche Gebäude, stolze Treppenhäuser, große Säle, einen vollkommenen, durchaus modernen Apparat der Verpflegung und des behaglichen Aufenthaltes. Wer das Hamburger Gewerkschaftshaus kennt, wußte, daß die Denkschrift nicht log. Sie enthielt auch eine Speisekarte. Im Restaurant des Hamburger Gewerkschaftshauses gibt es ein Filetsteak mit Mark und Bratkartoffeln für 2 Mark, es gibt Krebssuppe mit Einlage für 50 Pf., Zwetschenschnitte mit Schlagsahne für 60 Pfennige; es gibt Schwedenpunsch, Burgunder und Deidesheimer. Diese Speisekarte des Hamburger Gewerkschaftshauses ist ein Panier des Sieges. Die verfluchte Bedürfnislosigkeit ist überwunden. Der Sozialismus ist erwiesen, nicht als die Gleichmacherei zum Lumpenproletariat, vielmehr als der Aufstieg der Massen zu dem Güterreichtum der Erde.

3.

Die Gewerkschaftshäuser, die Häuser der Konsumvereine, die Bürohäuser der einzelnen Gewerkschaften, sie sind, so wenig sie auch — ausgenommen das Haus des A.D.G.B. in Berlin, das Taut baute — einen architektonischen Ausdruck für das Antlitz des Proletariats zu finden vermochten, ein machtvoller Beweis für des Proletariats siegreichen Aufstieg. In Heidelberg wurde ein Bericht über den Wirtschaftskomplex der Parteipresse verteilt. Er ist von der „Konzentration", der die Betriebe der Parteipresse zusammenfassenden Organisation, gezeichnet. Schon einige Zeit vorher, gelegentlich der Berliner Reklame-Messe, konnte auf die bedeutsame Wirtschaftsmacht der sozialdemokratischen Presse, deren Druckereien und Maschinen, deren Papierlager und Annoncenseiten hingewiesen werden. Der in Heidelberg verteilte Bericht der „Konzentration" verbreitert und festigt solchen Eindruck. Einhundertfünfundvierzig Tageszeitungen, eine Jahreseinnahme von mehr als dreiundvierzig Millionen, ein Personalbestand von beinahe 6000 Personen. Das ist in der Tat eine Macht und eine Waffe. Und dennoch: es ist nur ein Anfang. Man bedenke, daß die „Berliner Illustrierte Zeitung" mit ihren 1½ Millionen Beziehern wöchentlich einen Nettoumsatz von 150 000 M., also einen Jahresumsatz von 7 800 000 M. bedeutet. Man vergleiche die Auflage der „Berliner Morgenpost" mit der des „Vorwärts". Man messe an den 145 Parteiblättern die Tatsache, daß es in ganz Deutschland heute kaum noch eine andere Presse gibt, als die der Reaktion: mehrere tausend Blätter. Die Relativität der begeisternden Ziffern über den Marsch der sozialdemokratischen Zeitungsbetriebe wird so erkennbar.

4.

An dem Begrüßungsabend, der auch die Vertreter der Internationale zu Wort kommen läßt, sprachen zwei Tschechen; der eine sprach für die tschechische, der andere für die deutsche Sozialdemokratie der Tschechei. Der deutsche Tscheche klagte über eine Zollvorlage, die das Brot verteuere, und über eine

unfreie Schulpolitik. Einige im Saale sahen sich, vorsichtig Marseilles gedenkend, an und erinnerten sich, daß in der Tschechei die Zölle mit den Stimmen der tschechischen Sozialdemokraten Gesetz geworden sind, und daß die Klagen der deutschen Schulen sich gegen eine Regierung richten, in der auch die tschechische Sozialdemokratie sitzt.

5.

Die Diskussion in Ehren. Dampfkessel brauchen Ventile. Es ist auch nützlich, durch jäh aufgerissenen Schacht in Gärung der Massen blicken zu können. Dann darf aber Diskutieren nicht Wichtigtuerei, noch Bedürfnis nach Manegesolo sein. Ferner: die berühmten zehn Minuten. Sie zwingen Hirn und Zunge zur Akrobatik. Schließlich: Ergebnis zumeist gleich Null; selten, nur gelegentlich erlebt man ein Auftauchen, einen, der bisher verborgen war. Diesmal: den Frankfurter, den vom Geist Besessenen, Nölting.

Jeder Diskussionsredner aber sollte wissen, daß, wenn er von der Tribüne des Parteitages spricht, er vor dem Forum der politischen Welt spricht.

6.

In der Debatte fielen einige harte Sätze gegen das Zentrum und die katholische Kirche. Der brave Zehn-Gebote-Hoffmann sprach noch einmal zum uralten Thema vom Leben, das hier gut und schön gemacht werden müsse, weil es bekanntlich kein Jenseits gäbe. Ihn hatte auch das Kreuz, der Kruzifixus, draußen auf dem Bergfriedhof zum Haupte von Eberts Grab geärgert. Dazu sei berichtet von drei Erlebnissen: An einem Nachmittag fuhren wir in schnellem Tempo über Weinheim die Berge herauf und herunter, die Landschaft in großem Bogen umfassend, bis nach Neckargemünd. Dabei kamen wir durch langgezogene, sich aneinanderreihende Dörfer. Die Häuser waren geschmückt. Girlanden umkränzten die Türen und Fenster, Kruzifixe hingen an den Wänden; überall Fahnen: hessische und schwarz-rotgoldene. Nicht ein Schwarz-Weiß-Rot war zu sehen. Wir erkundigten uns. Der Erzbischof wurde zur Visitation erwartet. Man besinne sich, wie wohl ein Dorf in Mecklenburg oder Pommern geflaggt hätte. Zum andern: In den Bahnhöfen standen in Reihen D-Züge mit der Aufschrift: Deutscher Rompilger-Zug. Zum dritten: Wir waren im Würzburger Dom und standen ergriffen vor den Menschenbildnissen, die Tyll Riemenschneider nach Bischöfen gemacht hat. Von draußen kam Trompetenmusik. Die Türen der Kirche wurden geöffnet. Unter blau-weißen Fahnen, voran sechs Trompeter, zog ein Trupp von kaum zwanzig Landproletariern in die Kirche ein. Sie hatten keine Hüte bei sich; sie mußten einen weiten Weg hinter sich haben; das sah man an den Stiefeln, an denen der Lehm krustig klebte. Realitäten dürfen nicht übersprungen werden, und am wenigsten dann, wenn es sich um Realitäten der Seele handelt.

7.

Wenn wir richtig verstanden haben, bedeutet das neue Programm (neben anderm) die Wandlung vom Radikalismus des Zieles zum Radikalismus der Aktivität. Der Radikalismus des Zieles ist für unsre Gegner einigermaßen harmlos; der Zukunftsstaat ist für den gegenwärtigen Kapitalismus kaum ein Schrecken. Der Radikalismus der Aktion aber kann und wird ein Schrecken sein. Nur in solchem Schrecken wird die alte Herrschaftsschicht zusammenbrechen.

8.

Insofern war Heidelberg ein Fortschritt, ein Vorwärtsschreiten, ein Ergreifen, ein Festerfassen wirksamer Waffen. *Breuer*

Erbauliches vom Papier

In üblicher Weise schildern die deutschen Papierfabrikbesitzer die trostlose Lage ihrer Unternehmungen infolge der sozialen Lasten, der unerhörten (von deutschnationalen Parteiministern auferlegten) Be-

steuerungen, der fortgesetzten Lohnerhöhungen usw. Ein englisches Fachblatt, „The Worlds Paper Trade Review", druckte einen solchen Jammergesang ab und bemerkte dazu mit einer für deutsche Leser überraschenden Offenheit: „Die Bemerkungen über Besteuerung, soziale Lasten usw. könnten mit noch größerer Berechtigung für britische Papierfabriken gemacht werden, denn noch kürzlich stellte z. B. Sir Percy Jackson, der Chairman des West Riding Education Comittee, fest, daß in Großbritannien die sozialen Lasten mehr als doppelt so hoch seien als in Deutschland, was auf dem Kontinent anscheinend noch nicht richtig gewürdigt wird."

Lassen wir hierzu einmal nur ein paar Zahlen sprechen:

Die Papierpreise der deutschen Erzeuger liegen im Inlande etwa 20% über den englischen Preisen, aber die deutschen Löhne liegen 33% unter den englischen, und die deutschen „Abgaben" sind zum Teil 50% geringer als die englischen. Wir geben ohne weiteres zu, daß England als Nutznießer des Dawes-Abkommens seine Einnahmen sozialer angeben kann als Deutschland, das zahlen muß. Aber trotz alledem: Wo bleibt der Unterschied, der sich aus höherem Verkaufspreis und niedrigeren Löhnen ergibt? Sollten die Herrschaften um Herrn Dr. Meisinger herum auch hier mal wieder sich ständig und systematisch geirrt haben? *Papyrus*

Kontra Nelson!

In den letzten Tagen und Wochen — auch auf dem Heidelberger Parteitag — hat eine unter dem Namen Nelson-Bund bekannte Gruppe innerhalb der Partei und Jugendbewegung Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der Bund, der, philosophisch nach neuen Begriffen suchend, eine Bewegung der Vernunft und des Rechts sein will, hat zum Unterschied von andern kulturellen Bewegungen eine straffe Organisationsform. Und zwar eine autokratische; der Leiter des Bundes, Nelson selbst, beherrscht die ganze Organisation. Er ernennt die einzelnen Gruppenführer und fordert auch die Berichte aus den Gruppen. Ein Vorstand, der von Mitgliedern gewählt wird, scheint nicht zu existieren.

Ohne auf die philosophischen Gedankengänge, die von dazu Berufenen schon kritisch beleuchtet worden sind, einzugehen, muß gesagt werden: Eine Partei wie die Sozialdemokratie kann in sich derartige Fremdkörper nicht dulden. Es darf nicht sein, daß innerhalb der großen Organisation kleinere existieren. Noch dazu Organisationen, die ganz unkontrollierbar sind. Jeder, der Mitarbeit leisten will, wird der Partei willkommen sein. Aber dann nicht, wenn diese Mitarbeit unter Vorbehalt der Zustimmung eines einzelnen Leiters einer Nebenorganisation geleistet werden soll. Zusammenfassungen Einzelner zu intensiverer Geistesarbeit müssen die Unterstützung der Partei haben; Organisationen wie der Nelson-Bund verdienen sie nicht. *Scholz*

Ein Fortschritt

Es kommt doch in der deutschen Republik vor, daß Geistesarbeit anerkannt wird ——— selbst wenn sie von Sozialdemokraten stammt. Du lächelst ungläubig, Leser. Doch, doch, es kommt —— wenn auch selten, immerhin, es kommt vor.

Auf der Tagung des Kreislehrerverbandes in Usedom-Wollin hat der Lehrer Albrecht (Swinemünde) einen Antrag eingebracht und der unter Zustimmung auch der deutschnationalen Lehrer angenommen wurde, dem sozialistischen Regierungsrat König ein Telegramm folgenden Inhalts zu senden: „Dem Vorkämpfer für Volksschule und Lehrerstand, Herrn Regierungsrat König ..." *Sz.*

Berichtigung

Der Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Hessenwinkel, empfindet den Artikel des Genossen Bernstein in Nr. 18 der „Glocke" als unberechtigten Vorwurf und erklärt, daß die Schlüsse, die möglicherweise aus den Andeutungen des Genossen Bernstein gezogen werden könnten, unzutreffend seien. *Die Redaktion.*

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

SENATOR GERTH

Die unmöglichen Hohenzollern

184 Seiten
Halbleinen M. 3.50

BERLIN 1925
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT

Der neueste und beste Sprechchor!

FRÜHLINGS-MYSTERIUM

Dramatisches Chorwerk in fünf Aufzügen von

Bruno Schönlank

*

„Wegen seines hohen Wertes einem gutgeschulten Chor nur zu empfehlen" — „Die schönen Gedanken verdienen wirklich einer möglichst großen Zahl Schaffender vorgeführt zu werden"

In Halbleinen gebunden 3 Mark, kartoniert 1.75 Mark

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

HANNS-ERICH KAMINSKI

Der Fascismus in Italien

Im Anhang:

GIACOMO MATTEOTTI

Ein Jahr Fascisten-Herrschaft

Volksstimme, Chemnitz: „Eine ebenso gründliche wie dramatische Schilderung des politischen und wirtschaftlichen Aufbaus der italienischen Tyrannei"

In Halbleinen, Preis 2.75 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT · BERLIN SW68

Berlin,
17. Oktober 1925

Nr. 29

11. Jahrg. • 2. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Philipp Scheidemann:
Rede zu Stadtverordneten- und Kreistagswahlen 898

Dr. Max Quarck (Frankfurt a. M.):
Hugo Preuß † 902

JOSEF MARIA FRANK:
Spanische Romanze 906

Oberregisseur EMIL LIND:
Die Republik knebelt die Kunst 907

ERNST B. WEITHAAS:
Reform oder Revolution? 911

ROBERT BREUER:
Die Mark Brandenburg 914

ELSE KOLLINER:
Die neue Städtische Oper in Berlin 921

Wenn Ebert mit der roten Fahne ... — Grevesmühlen — Schwarz-weiß-rote Begriffsverwirrung — Die weiße Feme — Internationaler Verband der Fachzeitschriften

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 40 Pfennig

Soeben erscheint:

ROSA LUXEMBURG
GEGEN DEN REFORMISMUS

GESAMMELTE WERKE / BAND III

Einzige von den Erben autorisierte Ausgabe
Herausgegeben von
CLARA ZETKIN und ADOLF WARSKI
Eingeleitet und bearbeitet von
PAUL FRÖLICH

AUS DEM INHALT:

Einleitung / Die reformistischen Theorien / Sozialreform oder Revolution? / Probleme des Reformismus und Debatten / Erörterungen über die Taktik / Miliz und Militarismus / Reden zur Zollpolitik / Die Bundesgenossen des Reformismus / Die reformistische Praxis / Der Ministerialismus in Frankreich / Die süddeutsche Fronde / Das bayerische Wahlkompromiß / Badische Budgetabstimmungen / Das Stichwahlabkommen 1912 / Personenregister

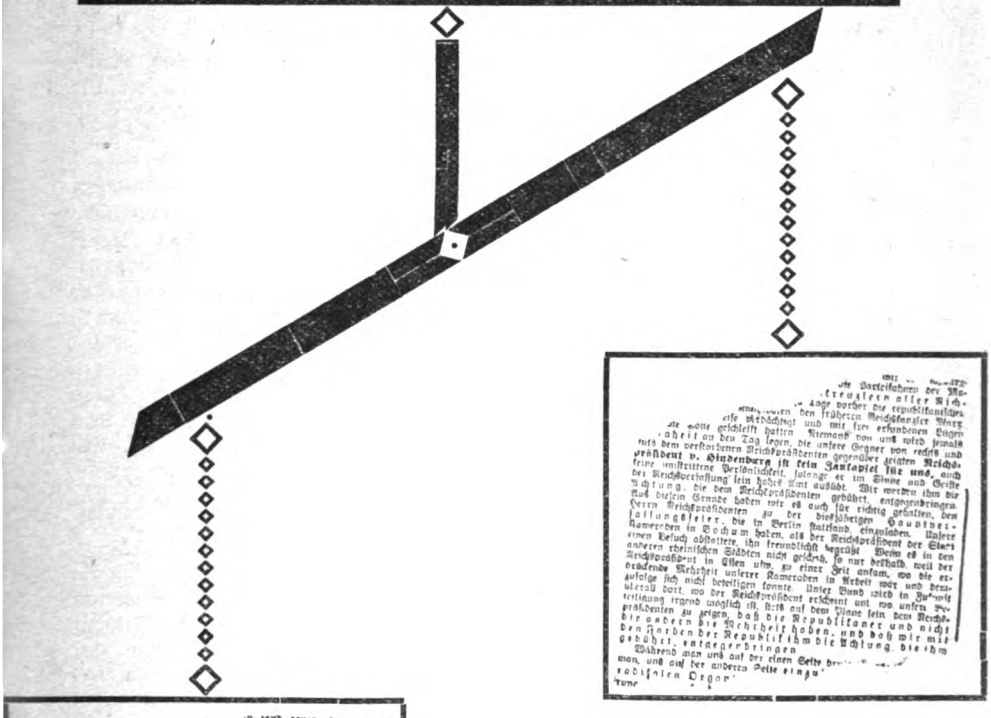
Umfang 540 Seiten Preis broschiert 8.50 Mark, gebunden 11 Mark

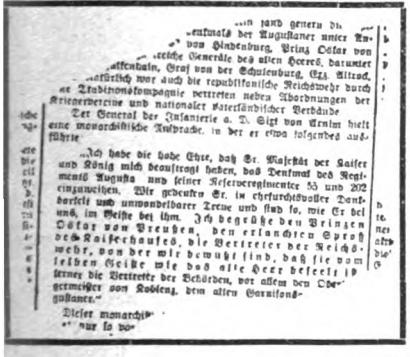
Der Band führt mitten hinein in die großen Auseinandersetzungen um revolutionäre oder reformistische Theorie und Praxis, die in der Sozialdemokratie in der Vorkriegszeit ausgefochten wurden. Ein Stück des Lebenswerkes der genialen Politikerin Rosa Luxemburg: der unerbittliche Kampf gegen die Versumpfung der Arbeiterbewegung wird hier festgehalten. In der Einleitung und in den Vorbemerkungen wird der historische Hintergrund dieser Auseinandersetzungen gezeichnet

Für jeden, der zu den Problemen der Arbeiterbewegung Stellung nimmt, sind diese im Inhalt wie in der Form meisterhaften Arbeiten Rosa Luxemburgs von größter Wichtigkeit und Aktualität

Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten
G. m. b. H.
Berlin SW 61 ◇ Planufer 17

Der 11. Oktober 1925





Wir Republikaner sind doch bessere Menschen

Rede zu Stadtverordneten- und Kreistagswahlen

Von Philipp Scheidemann

(Nach Aufzeichnungen in einer Berliner Versammlung am 6. 10 1925.)

... Als wir vor Jahrzehnten angefangen haben, uns an den Stadtverordnetenwahlen zu beteiligen, wurde uns der Vorwurf gemacht: Ihr wollt nicht sachlich arbeiten, sondern in die Gemeindevertretungen politische Gesichtspunkte hineinbringen; ihr wollt eure Parteiagitation auch in den Rathäusern treiben. Das war falsch. Aber wenn sich unsere Gegner darauf beriefen und feststellten, daß wir vor den Wahlen hingewiesen hätten auf große politische Gesichtspunkte, so konnten wir als ehrliche Leute das nicht bestreiten. Und hatten wir denn nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, darauf hinzuweisen, in welchen schweren Kampf wir hineingingen, daß wir hineingingen unter einem Recht, das immer noch viel zu günstig bezeichnet wird, wenn wir sagen: es war eine Schmach und eine Schande, daß man einem Volk ein derartiges „Recht" auferlegt hatte. Wie waren die Rechte zur Kommune? Damals hatten wir ein Wahlrecht, das aus drei Klassen zusammengesetzt war. Die ersten beiden Klassen wurden den beiden oberen hundert Wählern vorbehalten, und die übrigen tausende und zehntausende Wähler durften aus Gnade das letzte Drittel wählen. Aber da sich dieses eine Drittel niemals einig war, hatten die besitzenden Klassen nicht nur zwei Drittel, sondern meist das ganze Stadtparlament in ihrer Gewalt. Außerdem war noch Vorschrift, daß durch alle drei Klassen hindurch die Hälfte der zu wählenden Leute Hausbesitzer sein mußte. Sie können sich vorstellen, wie es damals ausgesehen hat. Wir haben inzwischen das gleiche, direkte, allgemeine Wahlrecht, auch das Wahlrecht für Frauen bekommen, und da 90 Prozent unserer Bevölkerung aus Menschen bestehen, die entweder von der Arbeit ihrer Hände oder ihres Kopfes leben müssen, sollte man annehmen, daß eine enorme Mehrheit auch in allen Parlamenten für das schaffende Volk zustandekommen müßte. Leider ist das nicht der Fall.

Aber stellen Sie sich mal vor, eine Gemeinde sei in der glücklichen Lage, daß ihre meisten Wähler zum Klassenbewußtsein gekommen sind: ich gehöre zur Arbeiterklasse, ich gehöre zu denen, die ihre Arbeitskraft verkaufen — wenn ich gut gekleidet und mit einer besseren Bildung ausgestattet bin, wenn ich auch Lehrer, Beamter, Arzt, Anwalt bin, ich gehöre zu denen, die in den Fabriken, Werkstellen, Bergwerken schaffen. Angenommen also, wir hätten in einer Gemeinde eine klassenbewußte Mehrheit, so daß in der Verwaltung das denkbar Beste geleistet werden könnte und auch geleistet wird. Es gibt Gemeinden, wo — von der Spitze an gesehen bis zu den letzten Vertretern in der Stadtverordneten-Versammlung — alle den guten Willen haben, zu leisten, was nur denkbar ist Es gibt auch Gemeinden, die viel geleistet haben. Aber was nützt eine solche Leistung der Gemeindeverwaltung, wenn eines Tages mit brutaler Faust die Reaktion des Staates dazwischen fährt und alles zer-

schlägt, mit einem Hieb, was eine solche Gemeinde mühsam in vielen Jahren aufgebaut hat. Es gibt Gemeinden, die haben sich seit Jahren bemüht für die Opfer des Krieges, für die Rentner, Invaliden und für sonstige Unglückliche, für die das Land nicht genügend tut; sie haben das Menschenmögliche getan und können deshalb mit gutem Gewissen sagen: soweit wir überhaupt dazu in der Lage waren, haben wir dafür gesorgt, daß kein Mensch Hungers auf der Straße sterben muß. Solcher sozialen Kommunalpolitik aber wird die Basis entzogen, wenn im Reich und in den Ländern eine Mehrheit für Zollwucher und Steuerunrecht am Ruder ist. Es hängt auf das innigste zusammen: Gemeindepolitik mit Landespolitik und mit Reichspolitik. Wie soll in den Gemeinden sozial gearbeitet werden, wenn auf Grund der Reichspolitik das Volk bei vollen Scheunen verhungern kann? Wie soll eine Gemeinde auf dem Gebiete des Schulwesens etwas leisten, wenn man ihr derartig dazwischen fährt, wie das jetzt geschieht durch die Vorlage, die der Minister Schiele unterbreitet hat? So ergibt sich die Notwendigkeit, bei jeder Wahl, auch bei der Gemeinde- und Kreistagswahl, die gesamte Politik in das Bereich unserer Betrachtungen zu ziehen. Jeder Wahlkampf muß deshalb zu einer Abrechnung werden, zu einem Kampf für die Demokratie, für die Republik! Zu einem Kampf für die Demokratie und für die Republik, weil wir nur auf diesem Wege unser schönstes Ziel, den Sozialismus, werden erreichen können.

*

... Im Jahre 1919, und zwar in den Sommertagen, nachdem das Versailler Diktat angenommen worden war, war ich durch besondere Umstände veranlaßt, öffentlich zu reden; ich sprach damals über das Thema: Der Feind steht rechts! Diese Rede wurde gedruckt und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Als wir gesehen, wie das zündete, machte ich durch einen großen Teil des Reiches eine Versammlungstour und warb für solche Erkenntnis. Es ist mir nicht immer gedankt worden, und zwar deshalb nicht, weil vielfach behauptet wurde, man dürfe nicht sagen: der Feind steht rechts, sondern: der Feind steht rechts und links. Das war an sich gewiß richtig. Ich bin aber mit Lassalle immer der Meinung gewesen, alle Kraft auf einen Punkt zu konzentrieren, auf den wichtigsten. Es gab Zeiten, wo zweifellos die Gefahr von links sehr groß war. Wir haben es ja erlebt, wie es zugegangen ist. Wenn ich die Reaktion scharf anklage und sie beschuldige, ohne Rücksicht auf die Lebensnotwendigkeiten des Volkes ihre ganz niederträchtige, nach rückwärts gerichtete Politik zu machen, und wenn ich die Frage aufwerfe: wie war das überhaupt möglich? Wenn ich daran die weitere Frage knüpfe: sind wir denn, die Arbeiterklasse, unschuldig daran, daß die Reaktion wieder obenauf kommen konnte? Dann muß ich sagen: nein, wir sind nicht unschuldig. Niemals — ohne unsere Schuld hätte Graf Westarp eine solche Rolle spielen können, wie er sie heute spielt. Vier Deutschnationale und andere, die genau so deutschnational sind, wenn sie auch andere Parteietiketten aufgeklebt haben, sitzen in der Regierung — wenige Jahre nach dem Zusammenbruch. Niemals wäre das möglich gewesen, wenn die Arbeiterklasse besser auf

dem Posten gewesen wäre, wenn sie sich nicht gegenseitig die Köpfe eingeschlagen hätte.

Unsere Schuld ist groß. Dennoch darf uns das nicht abhalten, unsern ganzen Zorn gegen die Reaktion zu richten. Sie ist wieder stark geworden unter Anwendung der verlogensten nationalen Phrasen. Die Reaktion hat vom Jahre 1919 ab, nachdem das Diktat von Versailles unterzeichnet und die Erfüllungspflicht übernommen war, dem deutschen Volk den Satz einzuhämmern versucht: „die die Erfüllungspolitik treiben, das sind Landesverräter, das sind Schufte; wir können nicht erfüllen und wir wollen nicht erfüllen." Dann haben sie gespielt oder so getan, als spielten sie mit dem Gedanken einer gewaltsamen Erhebung. Als im Jahre 1923 es den Deutschnationalen gelungen war, großen Einfluß auf die Regierung Cuno zu bekommen, machte Herr Cuno den starken Mann, indem er den Franzosen dem Sinn nach zu verstehen gab: Wir haben von den 100 Proz., die wir erfüllen sollen, 90 Proz. erfüllt, die 10 Restprozent erfüllen wir nicht. Es wurde Cuno damals gesagt: das wird bittere Folgen haben, die Franzosen werden uns die Kohlen sperren und einmarschieren; und da hat Herr Cuno in seiner Weisheit gesagt: die Franzosen können uns keine Angst machen, denn unsere Industrie ist mit Kohlen für Monate hinaus versorgt! Stellen Sie sich solch einen Blödsinn vor: der Mann erfüllt und erfüllt, sagt aber beim letzten Zentner nein! Was waren die Folgen dieser Politik? Der Einbruch in die Ruhr, die Besetzung der Ruhr, die Inflation; die weitere Folge, daß in Deutschland jeder Mensch den letzten Pfennig verloren hat. Viele Wähler scheinen dies alles vergessen zu haben. Der Krieg, soweit Deutschland schuldig ist, ist die Schuld unserer reaktionären Politik; der Verlust des Krieges ist die Schuld derer, die ihn nicht beenden wollten, als die Möglichkeit dazu bestand; der Ruhreinbruch ist die Folge der blödsinnigen deutschnationalen Beeinflussung; und die Inflation kommt auf das Konto der Inflationsgewinnler. Ich frage mich: wie war es möglich, daß die Deutschnationalen trotz allem die großen Wahlerfolge gehabt haben und deshalb die Regierung besetzen konnten? Nichts anderes ist die Ursache gewesen, als daß in der Tat die politische Erziehung des deutschen Volkes noch sehr geringfügig ist, daß es immer und immer noch Millionen von Dummköpfen gibt, die den Schwindel, der ihnen von den Reaktionsparteien vorgetragen wird, glauben. Alle diese Hunderttausende und sogar Millionen von kleinen Leuten, die durch die deutschnationale Politik ihr ganzes Geld verloren haben, haben nachher den Aufwertungsschwindel geglaubt und ihre Metzger selber gewählt. Mit welcher Unverschämtheit haben die Schwarz-Weiß-Roten ihre Politik gemacht! Nur ein Beispiel: Es tritt ein höherer Richter, nämlich Herr Best, auf und weist dem deutschen Volke nach, warum es in dieser schamlosen Weise betrogen und ausgebeutet worden ist, gleichzeitig weist er Wege, wie man nach seiner Meinung dem betrogenen Volke wieder zu Geld verhelfen könne. Die Deutschnationalen nehmen sich diesen Mann als Wahlköder: Der Best ist unser Mann. Aufwertung hilft. Wählt alle Best; wir werten auf und wir sind gerettet. Der deutsche Michel und die deutsche Michelin sind prompt auf diesen Schwindel hineingefallen. Dann haben die „nationalen" Betrüger ihre Schamlosigkeit so weit getrieben, daß, nachdem Best als Abgeordneter im Reichstag saß, sie ihm den Mund verbunden haben, gar, nachdem er sich getraute, in die

Kommission zu gehen, um dort zu reden, haben sie ihn hinausgeschmissen, so daß wir Sozialdemokraten den deutschnationalen Best als Vertreter in die Kommission schickten. So haben die Deutschnationalen gearbeitet!

Noch perfider und gerade deshalb noch erfolgreicher haben die Deutschnationalen seit dem Jahre 1919 mit der nationalen Phrase gearbeitet: wir allein sind deutsch, wir allein sind es, die ihr Vaterland lieben; die andern sind Verräter, die wollen erfüllen. Dann aber kam das vorbereitete große politische Geschäft. Es kam der Plan des amerikanischen Generals Dawes aufs Tapet, der ein neues Erfüllungsprogramm ausarbeitete, von dessen Annahme oder Ablehnung für Deutschland ungeheuer viel auf dem Spiel stand. Da erklärten die Deutschnationalen: dieser Dawes-Plan ist noch schlimmer als das Diktat von Versailles; wer zustimmt, ist Verräter an dem Vaterland; zum Teufel mit einer Gesellschaft, die jemals Deutschland an den Feind ausliefert! So redete Hergt und redete in den Reichstag hinein: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Niemals für den Dawes-Plan! Hinter dem Vorhang standen seine Freunde und machten inzwischen das Geschäft: Laßt ihn nur reden — aber wenn wir den Dawes-Plan zur Annahme bringen, wieviel Minister wollt ihr uns dann geben? „Vier Mann für 48 Stimmen?" Da haben sie gehandelt und gehandelt — vorn Landesverrat —, und hinten 48 Mann = 4 Sitze = pro Minister 12 Abgeordnete, die mit Ja stimmen — so machten sie das Geschäft. Nun sitzen sie in der Regierung und wollen selbstverständlich davon auch etwas haben. Steuervorlagen, d. h. Steuern für die andern! Und, um das Maß voll zu machen: ein neuer Zolltarif!

... Ich sagte vorher, daß seit dem Jahre 1919 jene Herrschaften mit der nationalen Phrase arbeiteten: die andern sind Landesverräter. Was erleben wir aber jetzt? Um sich in der Regierung zu halten, um ihre reaktionären Forderungen weiter betreiben zu können, sind sie der Entente auf allen Vieren entgegengekommen. Sie haben die Formel übernommen — nicht wortwörtlich, aber dem Sinne nach —, wir schwören euch: Nie wieder Krieg! Das ist das, was wie ein roter Faden durch den ganzen Sicherheitspakt läuft: Nie wieder Krieg! Wir „Landesverräter", die wir gesagt haben: Wir wollen keinen Krieg, deshalb lehnen wir auch die Kriegsrüstung ab, — wir haben in größter Not den Vertrag unterzeichnet, der uns Elsaß-Lothringen genommen hat. Wir wurden Landesverräter genannt, weil in der Stunde der höchsten Not unter Protest unterzeichnet wurde. Jetzt haben wir allerdings noch schwere Zeiten, aber eine solche schwere Stunde der Not, wie sie Deutschland im Juni 1919 durchlebte, haben wir jetzt nicht. Heute aber kommen die Deutschnationalen her und praktizieren so: wir haben unsere Ernte in den Scheunen: Zölle, Steuern, Hypothekenschwund; ihr, Franzosen, Engländer, ihr könnt euch auf uns verlassen: Nie wieder Krieg! Und was französisch ist, soll französisch bleiben, also auch Elsaß-Lothringen weg! Als ich im Jahre 1917 von einem Frieden ohne Annexionen sprach („Was deutsch ist, soll deutsch bleiben; was französisch ist, soll französisch bleiben; was belgisch ist, soll belgisch bleiben!"), hieß es: auf den Sandhaufen gehört der Kerl! Und jetzt: Elsaß-Lothringen weg! Nie wieder Krieg!

Nie wieder Krieg! Das ist ein Wort, von dem wir alle wünschen müssen, daß es wirklich für die Ewigkeit gelten möchte. Aber wie reimt sich das zusammen mit der Tätigkeit, die die Deutschnationale Partei und auch die Volkspartei im Innern entfalten? Sie kleiden ihre jungen Leute sehr kriegerisch ein mit Mützen, mit Säbeln, mit Windjacken, mit Eichenstöcken; sie gründen Stahlhelmverbände, Jungdeutschland-Orden, den Bismarck-Bund, Ehrhardt-Bund, die alle Tage exerzieren und singen: Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen! Geschlagen sind sie jetzt — aber aufs Maul von den Deutschnationalen.

*

... Die deutsche Justiz ist ein Kapitel, zu dessen Erörterung man Stunden gebraucht, wenn man nur ein einigermaßen zutreffendes Bild geben will. Schämen müssen wir uns, daß es in Deutschland nicht möglich gewesen ist, das Recht sicherzustellen. Die heutige politische Justiz ist unerträglich geworden. Die vorliegenden Tatsachen reichen aus, um zu überlegen: ob es nicht längst an der Zeit gewesen wäre, gründliche Abrechnung zu halten. Wir können uns ja leider die Termine, zu denen wir Abrechnung halten möchten, nicht selber wählen. Wir müssen die Gelegenheiten wahrnehmen, wie sie uns geboten werden. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn jetzt Reichstagswahl oder Landtagswahl wäre, die Deutschnationalen und ihre Bundesgenossen fürchterlich zusammengehauen würden. Bei den Stadtverordnetenwahlen ist nicht die Gelegenheit, die Abrechnung im großen zu halten. Aber alle diese Wahlen und ihre Ausgänge sind symptomatisch für die Stimmung im deutschen Volke. Und deshalb ist es ungeheuer wichtig, durch den Ausfall der Wahl der Reaktion zu beweisen: das Volk hat euch erkannt. Hier ist die Probe aufs Exempel gemacht worden! In den Staub mit den Feinden des Volkes!

Hugo Preuß †

Von Dr. Max Quarck (Frankfurt a. M.)

Nun ist wieder einer von der alten Garde dahingegangen, einer von denen, die ihr Herzblut für die Erneuerung Deutschlands in der Krisis von 1918 gaben. Hugo Preuß ist eines jähen, aber schönen Todes ohne Schmerzen und Krankenlager gestorben, und an seiner Bahre steht trauernd alles, was sich in Deutschland politisch jung und tatkräftig fühlt. Das sind noch nicht einmal alle seine demokratischen Parteigenossen. Die freisinnige Berliner Hausbesitzerclique haßte ihn wie irgendeinen, und im Reichstage fand sich kein Platz für den Urheber der Reichsverfassung von 1919, trotz der Bemühungen seiner engeren Parteigenossen in Frankfurt a. M., die ihm wenigstens eine Kandidatur boten, wenn auch in einem aussichtslosen Bezirk. Die Arbeiterklasse Deutschlands aber ist es, die ganz ungeteilt und vorbehaltlos das Andenken des Gelehrten und Politikers ehrt, der einer der wenigen war,

welcher die Ueberlieferungen von 1848 lebendig erhielt und in das politische Leben der Jetztzeit zu übersetzen verstand.

Preuß war der sachlichste und deshalb gefährlichste Gegner des alten Obrigkeitsstaates, der in Preußen wirkte. Deshalb hatte ihm das alte Regime unversöhnliche Feindschaft geschworen. Als er von seiner materiellen Unabhängigkeit den schönsten Gebrauch machte, den man in Deutschland damit machen kann, als er akademischer Lehrer wurde, da schlossen alle preußischen Universitäten hermetisch ihre Türen vor ihm, genau wie seinerzeit vor Arons und Sombart. Er mußte auf die Handelshochschule flüchten und ist dieser dann bis zuletzt treu geblieben. Sein Standardwerk über die „Geschichte der deutschen Städteentwicklung", dessen zweiter Band sich hoffentlich als Manuskript im Nachlaß vorfindet, war der politischen Generation des ausgehenden Jahrhunderts geradezu eine Offenbarung. In klassisch schöner Sprache arbeitete er hier den Gegensatz zwischen absolutem Staat und dem beginnenden Konstitutionalismus heraus. Obgleich die Darstellung mit Steins großem Reformwerk fast abschloß, wurde uns doch die Entwicklung von der kommandierten Stadtverwaltung des feudalen Staates zu den ersten Stadtverordneten Steins und der damit inaugurierten kommenden Stadtverwaltung so klar, daß wir die große Linie zur Selbstverwaltung im Staate weiterlaufen sahen. Und es muß nun, wenn der zweite Band des Werkes sich vorfindet, von eigenem Reiz sein, wie Preuß die Rückfälle des preußischen Junkerstaates in das System seines feudalen Vorgängers von Fall zu Fall an der Geschichte der „gehinderten" preußischen Selbstverwaltung schildert.... Seinem ganzen, auf sich selbst gestellten Wesen aber entspricht es, daß er keinen namhaften Schüler auf dem Gebiete der Staats- und Verwaltungswissenschaft hinterläßt.

Wenig bekannt geworden ist, daß er schon während des Krieges, im Juli 1917, in einer gedruckten, aber unveröffentlichten Denkschrift, die seine Partei veranlaßte, Vorschläge zur Aenderung der Verfassung des Reichs und Preußens entworfen hat. Dabei war ihm, wie diese Denkschrift zeigt, bewußt, daß eine Neugestaltung des deutschen Verfassungslebens auch ohne formale Gesetzesänderungen sehr wohl praktisch erzwungen werden könnte, wenn die darauf hindrängenden politischen Energien im Gemeinwillen des deutschen Volkes einheitlich stark und handlungskräftig gewesen wären. Daß sie das nicht waren, selbst in den bitteren Kriegserlebnissen, das betrachtete Preuß als jammervolles Manko in der deutschen Politik, und das bezeichnete er gelegentlich als die deutsche Erbsünde, die er mit beißendem Spott überschüttete. „Wenn die hier gemachten Vorschläge", so sagt Preuß am Schluß seiner Denkschrift, „in manchen Punkten an die Reichsverfassung der Frankfurter Paulskirche anklingen, so ist das nicht Zufall, sondern innere Logik; wäre es damals möglich gewesen, auf jener Bahn fortzuschreiten, so wären uns manche harten Erfahrungen der Gegenwart erspart geblieben. Was damals nicht möglich war, ist heute notwendig; und darüber hinaus ist die zeitgemäße Fortbildung jener Gedanken heute dringendes Bedürfnis." Und nun folgen Vorschläge, wie: Elsaß-Lothringen als völlig gleichberechtigten Bundesstaat zu erklären, die hauptsächlichsten Grundrechte in die Verfassung aufzunehmen, den Bundesrat zu einem Organ der einzelstaatlichen Parlamente umzugestalten und seine Bindung an Re-

gierungsinstruktionen zu streichen. Es hat keinen Zweck, weitere Einzelheiten der Arbeit aufzuzählen. Sie war vergeblich gemacht, und die Revolution mußte vollbringen, was die politische Einsicht der alten Regierenden nicht vollbracht hatte....

Von den Volksbeauftragten wurde dann Preuß als der Mann, der sich durch seine Qualitäten beinahe selbstverständlich empfahl, in das Reichsamt des Innern zur Ausarbeitung der neuen Verfassung berufen. Ich stieß zu ihm als der Beauftragte der Sozialdemokratischen Partei, der den Staatssekretär zu „kontrollieren" und zu „überwachen" hatte. Mein Kollege von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei war der Reichstagsabgeordnete Dr. Herzfeld, der sich aber meist auf das Studium wichtiger Akten in sein Amtszimmer zurückzog. Zwischen Preuß und mir entwickelte sich bald ein beinahe kameradschaftliches Verhältnis. Er war stets für mich zu sprechen, und wir erörterten die drängenden politischen Probleme in vielen Unterredungen, die in seinem Amtszimmer stattfanden. Dabei fehlte dem Staatssekretär Preuß jeder Anflug von Beamtendünkel oder Bürokratie. Er gab sich absolut einfach und natürlich und setzte das gleiche bei dem andern voraus. Auf diese Weise haben wir vieles Ersprießliche zur Begründung und Festigung der neuen Republik zusammen arbeiten können. Ich habe unter anderm den Aufruf der Volksbeauftragten an die Rheinländer und manches andere Aktenstück entworfen; Preuß hat diese Kundgebung im Ministerrat vertreten und zur Vollziehung unterschrieben. Nur eines verstand der Verstorbene nicht, und das bemerkte ich mit aufrichtigem Kummer: er wußte nicht das Amt neu zu organisieren und namentlich sich der Vormundschaft der alteingesessenen Geheimräte zu erwehren. Darüber habe ich verschiedene Auseinandersetzungen mit ihm gehabt, aber vergeblich. Er war ein außerordentlich intensiver Arbeiter auf seinem Spezialgebiet und ließ sich dort nicht hineinreden, vergaß aber darüber alles andere.

Die Grundzüge des Verfassungsentwurfs, die der deutschen Nationalversammlung vorgelegt werden sollten, stellten wir in Beratungen fest, die vom 9. bis 12. Dezember 1918 dauerten und die außer Preuß als Vorsitzenden nur zwölf Teilnehmer hatte, unter anderm den Professor Dr. Max Weber von Heidelberg und den deutschösterreichischen Gesandten Dr. Ludo Hartmann in Berlin. Hier erwies sich Preuß als der vollendetste Sachkenner und zugleich als der geschickteste und gebildetste Vorsitzende, der keine Anregung überhörte und auf alles Gescheite mit größtem Verständnis einging. Das Produkt dieser Beratung war bekanntlich der erste Preußsche Verfassungsentwurf vom Januar 1919, den merkwürdigerweise die Volksbeauftragten nicht deckten, sondern als privaten bezeichneten, der aber die republikanischen und die Einheitsgedanken von Preuß am reinsten und getreuesten widerspiegelte und von dem es ein Glück gewesen wäre, wenn er hätte durchgesetzt werden können. Er enthielt bekanntlich jenen radikalen § 11, nach dem es dem Volke freistehen sollte, ohne Rücksicht auf die bisherigen Landesgrenzen neue Freistaaten innerhalb des Reiches zu errichten, die mindestens 2 Millionen Einwohner umfassen sollten. Das waren die neuen Reichsprovinzen und das war die Zerschlagung der preußischen Vorherrschaft im Reich! Auch hier spielte die Erinnerung an 1848 eine gewisse Rolle. Kein Geringerer als der geniale Richard Wagner als Teilnehmer an der

1848er Bewegung hat mit vielen andern seiner demokratischen Genossen diese Aufteilung Deutschlands für eine so notwendige Vorbedingung der Reichsgründung gehalten, daß er sie vorzunehmen empfahl durch die ersten Dekrete, mit denen die revolutionäre Regierung von 1848 die Grundlage für ihre weitere Wirksamkeit zu schaffen habe. Adolph Kohut hat in der Beilage der „Sächsischen Arbeiterzeitung" (Nr. 29 vom 21. Juli 1895) den Brief Wagners veröffentlicht, den dieser am 19. Mai 1848 an den Dresdner Abgeordneten Prof. Wigard für Frankfurt schrieb und der ihm von den Erben dieses bekannten 1848er Politikers zur Verfügung gestellt wurde. Dort heißt es:

> „Hat die Frankfurter Versammlung die Aufgabe, eine Deutschland einigende Verfassung zustande zu bringen, so muß sie zunächst die Hand an die Ungleichheit der deutschen Binnenstaaten legen.... Das ist endlich der entscheidende Moment, ohne dessen Herbeiführung all unser Werk Flickwerk sein würde."

Man weiß, wie schändlich der Anlauf von Preuß, dem Deutschen Reich die wahre Einheit zu geben, gescheitert ist. Ich sehe noch heute, wie wenn es gestern gewesen wäre, in der Besprechung mit den Einzelstaaten im Reichsamt des Innern vom 25. Januar 1919 den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner vor mir, wie er Preuß gegenüber die Führung der Einzelstaaten beanspruchte und den Antrag begründete, daß keine Verfassungsänderung in der neuen Republik ohne Zustimmung der bisherigen Bundesstaaten vorgenommen werden dürfe. Das hieß, den deutschen Partikularismus verewigen! Und wenn ihm die Länder auch nicht mit seinem Antrage folgten, so traten doch die sozialistischen Minister der Einzelstaaten, von Hirsch (Preußen) angefangen bis herunter zum reußischen Staatsrat v. Brandenstein, so heftig für die unbedingte Fortdauer ihrer respektiven Vaterländer und alle Sonderrechte ein, daß man ordentlich sah, wie in Preuß eine Hoffnung nach der andern auf die Verwirklichung eines einigen und billig verwalteten Deutschland zerbrachen. Noch in seinen nachgelassenen Artikeln, die eben die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, spricht er voll Hohn von „der höchst überflüssigen Eigenstaatlichkeit" der Länder. In Weimar neben der Nationalversammlung kam dann der berühmte Staatenausschuß als Vorläufer des Reichsrats und als die Summe aller partikularen Tendenzen, die Preuß das Konzept korrigierten. Als nachgiebiger Taktiker wich er Schritt um Schritt zurück, und es muß in jenen Tagen gewesen sein, als ihm einmal mir gegenüber im vertrauten Gespräch das bittere Wort entschlüpfte, das wohl auch auf die Behandlung des Friedensvertrags von Versailles gemünzt war: „Was wollen Sie? Wer mag noch für dies deutsche Heldenvolk kämpfen?" Im Munde eines Juden erschien mir diese Aeußerung immer als der Gipfel einer nicht unberechtigten Verachtung....

Preuß hat dann in Weimar vom Verfassungswerk gerettet, was zu retten war, und es glücklich in den Hafen bugsiert. An wütenden Angriffen auf ihn hat es von rechts und links nicht gefehlt. Als Dokument dieser unsinnigen Gegnerschaft sei an die rechts gerichtete Schrift von Bredt und Hötzsch erinnert, die sich betitelte: „Das Werk des Herrn Preuß, oder wie soll eine Reichsverfassung n i c h t aussehen." Und von links bombardierte der Berliner Rechtsanwalt Dr. Ludwig Bendix, der dem Berliner Arbeiterrat nahestand, die demokratische Verfassungsvorlage

in Grund und Boden. Preuß hat diese Angriffe witzig abgewehrt und geduldig seine Arbeit zu Ende geführt. Schließlich machte sich bei ihm eine gewisse geistige Ermüdung geltend, die namentlich beim Schulkompromiß hervortrat, aber bald überwunden wurde. Damals mag sich wohl schon das Uebel vorübergehend geäußert haben, dem jetzt der anscheinend so starke Mann erlegen ist.

Seitdem ist er der treue Berater seiner Partei in Sachen der großen Verwaltungsreform als preußischer Abgeordneter gewesen. Ein gewisser pessimistischer Grundzug war bei ihm nach seinen Erfahrungen im Reiche zuletzt unverkennbar. In seiner letzten großen Rede vom 2. Juni 1924 zur ersten Beratung des Gesetzentwurfs über die Vereinfachung der Verwaltung klang dieser Pessimismus deutlich durch. Eine Verwaltungsreform, so sagte er, wie sie der Republik Preußen notwendig und würdig sei, müsse von unten nach oben aufsteigen, deshalb die Provinzen ausbauen und sie in enge Verbindung mit dem Staate bringen. Sie müsse die ganze Organisation so gestalten, daß die alten bürokratischen Organe der Bezirksregierung entbehrlich würden und beseitigt werden könnten. Es sei der Beweis zu erbringen, daß Preußen dazu fähig und in der Lage sei. Ob er erbracht werden könne durch eine völlige Umgestaltung des Entwurfs, müsse er nach manchen Vorgängen und der Natur der Dinge bis auf weiteres bezweifeln. Das klang nicht sehr zuversichtlich und ist wohl auch nicht so gemeint gewesen. Wenn man sentimental sein wollte, könnte man also sagen, daß Preuß ein wenig an gebrochenem politischen Herzen gestorben sei. Aber er ist selber niemals sentimental gewesen, sondern mit einer tüchtigen Portion Arbeitsfreudigkeit und Humor ausgestattet ist er uns vorangewandelt in diesem schlechten Leben. Wir wollen ihm nacheifern dadurch, daß wir sein unvollendet gebliebenes Werk nach Kräften zu vollenden suchen. Dadurch ehren wir das Gedächtnis des aufrechten demokratischen Mannes am besten.

Spanische Romanze

Von Josef Maria Frank

Was ist mich das, Graf Oerindur —?
Erkläret mir die Schose nur,
die Sache ist mir spanisch!
Hindenburg (beißt mich ein Hund?)
Ehrenvorsitzender im Kyffhäuserbund —?
Wo antirepublikanisch —?

Der Schwarz-Rot-Gold vor die Türe schmeißt
und der Reichsverfassung die Zähne weist?
D a ist e r Ehrenpräside???
Was geht hier vor, Graf Oerindur?
Erkläret mir die Schose nur,
sonst wird man ja stupide.

Und man erklärt: Der Reichspräsident,
der, was sich gehört, durchaus erkennt,
hat vorläufig — so wird berichtet —
auf seine Rechte als Ehrenvorsitz
in diesem Bunde (ist das nu 'n Witz?)
— verzichtet, ja verzichtet....

So bleibt er also immer noch
„Ehrenvorsitzender" doch und doch —?
Jetzt wird es noch mehr spanisch!
Man kann also von einem republikanischen Reich
Präsident und — Schirmherr eines Bundes zugleich
sein, der antirepublikanisch!
Das ist doch wirklich spanisch....

Die Republik knebelt die Kunst

Von Oberregisseur Emil Lind

Das Nachstehende sprach Emil Lind unter elementarem Beifall in der Protestversammlung der Künstler, Schriftsteller und Schauspieler, die am 11. Oktober in Berlin stattfand und vorstoßen sollte gegen Rechtsuntaten der letzten Zeit, gegen das neue System von Verboten, Beschlagnahmungen und Verhaftungen.

Die meisten der hier Anwesenden werden für die Freiheit der Kunst sein. Also wozu Sie überzeugen? Wer aber nicht für die Freiheit der Kunst und des Gedankens ist, der Fidschi-Insulaner, der Botokude, der Nüchternheitsprotz, der geistige Mikrozephale, ist nicht zu überzeugen....

Soll der Staat ein Luftballon sein, dessen Hülle erst fabriziert und dann mit Inhalt gefüllt wird, oder soll er wie ein Gewand sein, das dem bereits vorhandenen Subjekt angepaßt wird, das, wenn auch vielleicht zuerst unbequem und beengend, sich nach und nach den Bewegungsbedingungen des Körpers anpaßt und so ein Ganzes mit dem Träger wird, ja schließlich schlecht wird und wieder erneuert oder zum mindesten geändert werden kann? Ich glaube, wir können das letzte Bild wählen, Die Geschichte zeigt, wie unheilvoll es für den Träger der Kleidung wird, wenn diese Kleidung sich plötzlich selbständig macht, wenn sie aus dem Mittel zum Selbstzweck wird, hier wichtige Körperteile schutzlos macht, dort andere einengt und so eine Störung des ganzen Organismus' erzeugt, die zur Krankheit, ja zur Vernichtung des Trägers führen kann. So muß man auf den Gedanken kommen, daß ein Staat nicht richtig geführt sein kann, wenn sich die Gesetze, die f ü r den Bürger gemacht sind, g e g e n ihn kehren, insbesondere gegen die Vertreter einer bestimmten, vom Staate, oder vielmehr von einigen Personen, die ihn zu repräsentieren glauben, nicht gebilligten Weltanschauung. Immer wieder wird von diesen der Staat mit der zeitweiligen Form des Staates verwechselt, immer wieder wird als Hochverräter gebrandmarkt, wer — um bei unserm Bilde zu bleiben — vielleicht andere Knöpfe oder ein solideres Futter

oder andere einschneidendere Aenderungen der gegenwärtigen Mode, d. i. der gegenwärtigen Entwicklungsstufe, verlangt.

Die meisten Menschen tragen das Gewand schlecht und recht, wenn es ihnen auch Beschwerde macht, ohne sich dagegen zu wehren. Da sind aber einige, deren Herzen durch den Alltag noch nicht träge gemacht sind, deren Puls schneller geht, die noch nicht das jede Entwicklungsmöglichkeit zermalmende Achselzucken haben — oh, dieses Generationen vernichtende Achselzucken des Indifferentismus —, die eine Ohnmacht nicht anerkennen wollen, welche die Menschen sich selbst auferlegen, die das Gewand nicht zur Zwangsjacke machen lassen wollen. Diese Wenigen schreien es hinaus in die Welt, und da ihnen ein Gott zu sagen gab, was andere leiden, erscheinen diese Schreie in einer göttlichen, in einer künstlerischen Form. Ich möchte hier nicht etwa eine Apologie des Künstlers geben. Ich meine aber, daß das Kunstwerk sich aus derselben Substanz nährt wie der Glaube: aus der Phantasie, dem Inkommensurablen, dem Unbegrenzten, Unerschöpflichen, also aus göttlicher Substanz. In diese göttliche Substanz tappt mit unkultivierten Fingern der Alltag hinein. Da hinein greift auch mit spinnenartigen Fingern der Skeptiker von Beruf, der Skeptiker kat' exochen: der beamtete Jurist. (Die Ausnahmen bestätigen nur die Regel.) Was? Luft, atmosphärische Dinge, Unfaßbares? Gibt's nicht! Was wäre nicht in Paragraphen zu fassen? Welche Paragraphen wiederum ließen sich nicht nach Bedarf auslegen? Oh, nicht wider besseres Wissen! Bewahre! Der ganze Mensch ist derart auf eine bestimmte Meinung eingestellt, und zwar nach deutscher Art so gründlich, daß er noch auf dem Rade schwören würde, er habe nach seiner Ueberzeugung gehandelt. Ich will nur einen der täglich festzustellenden Fälle vorbringen. Ich kann nicht viel darüber sprechen, denn das Gericht hat ein Schweigegebot erlassen, es hat auch in der deutschen Presse nicht viel darüber gestanden (während die ausländische, auch die befreundete, sich sehr eingehend unter dem Stichwort „Ein deutscher Fall Dreyfus" damit beschäftigt), er konnte nur angedeutet werden. Ich will darüber nur sagen, was die „Weltbühne" über diesen Fall geschrieben hat:

Der Schriftsteller Heinrich Wandt ist für eine Tat, die er nicht begangen hat und die, wenn er sie begangen hätte, nicht strafbar gewesen wäre, zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, hat fast zwei Jahre abgesessen und wird von der Amnestie, die Verbrechern zugute gekommen ist, nicht erreicht. So wichtig es war, für Fechenbach, so wichtig ist es jetzt, für Wandt einzutreten, — bis er frei ist.

Diese Notiz wird, weite Strecken obrigkeitlicher Behandlungsmethoden beleuchtend, durch eine weitere ergänzt:

Heinrich Wandt, der unschuldig zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, braucht, da man ihm bei seiner Verhaftung die Zähne eingeschlagen hat, ein Gebiß, hat aber kein Geld, sich eins anzuschaffen.

Ueber diese menschenfreundliche Behandlung eines noch gar nicht Verurteilten kein Wort. Nicht, als ob ich damit eine derartige Behandlung gegen einen Verurteilten erlaubt fände, ich meine nur, sie wiegt nicht schwer gegenüber dieser Strafe. Man denke: sechs Jahre Zuchthaus für nichts, für einen, der, nachdem er jahrelang ehrlich für sein Vaterland gekämpft hat, dann ehrlich seine Pflicht als Publizist erfüllte, die Pflicht des Publizisten, die auch seine Ehre ist, mit Mut und mit Unerschrocken-

heit und ohne Rücksicht auf die Folgen auf Schäden des Staates aufmerksam zu machen. Sechs Jahre Zuchthaus! Wem da nicht das Blut zu sieden anfängt, den beneide ich nicht um sein Temperament. Alle die, die ihr schon nervös werdet, wenn ihr ein paar Stunden in der Eisenbahn auf demselben Platz sitzen müßt, die ihr flucht, wenn einmal das elektrische Licht am Abend versagt, bitte, denkt euch das aus: sechs Jahre — 2190 Tage —, der Tag nicht zu 24 Stunden, sondern dort dehnt sich die Zeit, dort muß er zu 50 Stunden gerechnet werden — ein geistiger Mensch, dessen Gehirnarbeit nicht ruht, nicht ruhen kann — das führt durch Qualen zum Wahnsinn!

Wie kam das? Wie konnte es so weit kommen? Weil wir teils durch harten Existenzkampf egoistisch gemacht, teils zu vornehm, zu reserviert, zu lauen Herzens, zu leicht resigniert sind, weil wir nicht daran denken, daß wohl die Anfänge einer Rückwärtsbewegung zu erkennen sind, aber nicht deren Ende, weil wir die Not erst spüren, wenn sie uns selbst erfaßt, weil die geistige Not überhaupt nicht gespürt wird, weil sie nur dazu dient, bei uns eine gewisse Sonntagsschwermut auszulösen, und weil wir damit schon genug getan zu haben glauben.

Es zieht sich ein weißer Faden von der Ermordung Liebknechts über die Rosa Luxemburgs, über Eisner, Landauer, Rathenau, Erzberger, über Ernst Toller und Mühsam, über Fechenbach und Wandt nach der Gerichtsstube in Grevesmühlen. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Wir können nicht mehr schöngeistig sprechen, wir müssen heraus mit der Sprache der Empörung.

Bei den Kommunisten hat's begonnen. Auch die Abtötung des Geistes geht denselben Weg, und weil wir Künstler dazu berufen sind infolge unserer natürlichen Anlage, uns in fremde Gefühle intensiv einzuleben, weil wir Bühnenkünstler insbesondere infolge unserer stärkeren Einbildungskraft die Tragik von Schicksalen vielleicht stärker empfinden als derjenige, der sich nicht immer mit fremden Schicksalen zu befassen hat, deshalb sind wir als erste dazu gekommen, das öffentliche Gewissen aufzurufen. Deshalb rufen wir auf zum Protest aller Geistigen gegen das Ungeistige, gegen den Geist der Unfreiheit, und gegen alle die, die aus der Engherzigkeit ein staatliches Dogma machen wollen.

Und wer sind die, die das tun? Das sind die Personen, welche ihre Parteidoktrinen mit der Existenz des Staates verwechseln und die vermeintliche Vergehen gegen diese Fiktion mit drakonischer Strenge bestrafen. Das sind die, die die nationale Ehre stets im Munde führen. Die nationale Ehre ist aber nicht nur Macht und Prestige nach außen, sondern Würde und Gerechtigkeit nach innen. Die Ehre der Nation ist die Summe, die aus ihrem Kulturniveau gezogen wird, und ein höheres Kultur- oder doch wenigstens Zivilisationsniveau kann nur erreicht werden durch Erhöhung des geistigen Standard. Demokratie heißt nicht Verherrlichung der leeren Zahl, — das wäre der Herdenstaat. Demokratie ist eine Gesellschaft selbständig denkender einzelner. Diese geistige Selbständigkeit zu erzeugen und zu heben, dazu dienen eben Kunst und Wissenschaft. Wenn ihre Wege auch nicht unmittelbar zum Volke führen, ihre Essenz dringt in den Volkskörper ein, und es müßte als Feind des Staates gebrandmarkt werden, wer das Einwirken dieses Phosphorats hindert. Diese leuchtende Essenz ist es, die die anonymen Kräfte der

Nation erst weckt, die sie zum eigenen Bewußtsein der Nation bringt. Die Züchtung der Dummheit hat noch nie einem Staate genützt. Da das Zuchtergebnis nicht nur nach innen, sondern auch nach außen wirkt, muß der Staat mit dem niedrigsten allgemeinen Niveau in der Konkurrenz mit andern Staaten unterliegen. Eine Nation, die demnach die Freiheit von Kunst und Wissenschaft nicht bis aufs äußerste verteidigt, wird auch stets zur politischen Minderwertigkeit herabsinken müssen. Es besteht ein, wenn auch nicht ohne weiteres sichtbarer, so doch sicher enger Zusammenhang, ein unleugbarer Zusammenhang zwischen der gegenwärtigen Mißachtung des Geistigen in deutschen Landen und dem Zollwucher, zwischen den Zuchthausurteilen und dem Steuerunrecht. Sogar im Kaiserreich konnten wir ungehindert unsern Herwegh, Freiligrath, John Henry Mackay und andere mit ihren revolutionärsten Dichtungen ans Volk heranbringen. In dieser Republik — was Republik —, in dieser Oligarchie von Großgrundbesitzern, der Schwerindustrie und der höheren Beamtenschaft darf ein Schauspieler nicht verkünden, was ein Dichter in höchster Begeisterung, also in einem Trancezustande, der ihn schon deshalb unanfechtbar machen müßte, geschaffen hat. Gibt es denn — ja Herrgott, man muß ja zu den primitivsten Vergleichen, zu dem ABC der Weisheit kommen, wenn man denen, die es nicht begreifen wollen, überhaupt begreiflich machen will, was man zu sagen hat — gibt es denn einen Zweifel darüber, daß der Fisch nur im Wasser leben kann? Nein! Alle Augen sehen es, es liegt in der Ordnung der Natur. Wenn unseres Geistes Auge auch besser ausgebildet wäre, so wäre die Freiheit der Kunst ganz selbstverständlich! Die Kunst kann nur in ihrem Element, nur in der Freiheit leben.

Niemals hat ein Richter etwas einzuwenden gehabt gegen die Darstellung verdummender Symbole. Immer und immer wieder muß die Freiheit der Kunst nach der andern Richtung erkämpft werden, wenn sie Symbole der Erweckung des Geistes, Symbole einer freieren Lebensform schafft. Welches Kunstwerk, welcher Künstler ist heute, kann heute tendenzlos sein. Er müßte ja die letzten fünfzehn Jahre verschlafen haben! Es ist ja nicht möglich, an solchen Ereignissen, wie sie die letzten fünfzehn Jahre gebracht haben, vorüberzugehen. Wie kann man da überhaupt unterscheiden zwischen Kunst und Kunst! Ja, selbst wenn es ein Künstler ist, der tatsächlich im Innersten noch an dem l'art pour l'art-Prinzip hängt, er wird unwillkürlich beeinflußt, die Ideen, aus denen er schafft, das Reservoir, aus dem seine Gedanken fließen, sind infiziert mit dem Erleben der Menschheit.

Es geht hier wirklich nicht um einen Stand, um eine Berufsklasse, denn die freiheitliche Bewegung, die Freiheitsgedanken hängen eng zusammen, und wenn man eine Tür aufmacht, sieht man nicht ein Zimmer, sondern man sieht eine ganze Flucht von vergitterten Gemächern. Es geht hier um den Staat selbst. Die Freiheit des künstlerischen Schaffens ist, genau so wie irgendeine wirtschaftliche Frage, eine machtpolitische. Der Stimmzettel entscheidet über den Preis des Stückchens Brot, wie darüber, ob du einen Vers, der dir auf der Seele brennt, hinausschreien darfst oder nicht. Der Parademarsch ins Ungeistige muß aufgehalten werden. Die Köpfe gewisser Richter müssen für eine Objektivität freigemacht werden, die nicht im Gegensatz zu dem Gerechtigkeitsempfinden der meisten denkfähigen Deutschen steht.

Wie ist das zu bewerkstelligen? Wir müssen Nietzsche variieren und ausrufen: O Brüder, errichtet neue Tafeln, Tafeln der Erinnerung. In sie grabt ein alle Urteile, die von der Oeffentlichkeit als politische Tendenzurteile gebrandmarkt sind, die kommenden und die gewesenen. Darin grabt ein alle ungesühnten politischen Verbrechen. Und diese Tafeln, freiheitliche Presse, diese Tafeln laß zu Rubriken werden und diese Rubriken periodisch wiederkehren, immer und immer wieder, bis sich der Ruf als Selbstverständlichkeit in die Hirne eingeprägt hat. In jeder Stadt, in jedem Ort müssen Versammlungen abgehalten werden, Hunderttausende, Millionen müssen es immer wieder fordern, was die Moral des Staates ist und was unbewußt oder bewußt für die Anschauung von Millionen richtunggebend ist. Und die Moral des Staates ist Gerechtigkeit. Und die Gerechtigkeit der Kunst gegenüber ist, ihr volle Freiheit zu geben. Sie kann nur nach ihren eigenen Gesetzen leben, abhängig von einer einzigen Macht: der eigenen Vision. Dies Recht wollen wir mit Leidenschaft erkämpfen. Leidenschaft ist der Schlüssel zur Welt, sagt Goethe, der Weise. Mit Leidenschaft und mit Weisheit wollen wir versuchen, dem Künstler die Freiheit des Schaffens, der Gesamtheit die Freiheit des Denkens wieder zurückerobern.

Reform oder Revolution?

Kritisches und Antikritisches zum Heidelberger Programm

Von Ernst B. Weithaas

Die Schriftleitung stimmt nicht in allem mit den nachstehenden Ausführungen überein. Die Red.

Schon auf dem Parteitag wurde in mannigfachen Wendungen zum Ausdruck gebracht, daß dieses Programm nicht der Weisheit letzten Schluß bedeute. Einem Teil der Parteigenossen mag dies ein Trost, einem andern ein Ansporn sein zur zielbewußten Korrektur in praktischer Tagesarbeit; viele jedoch werden es hinnehmen als ein offenes Bekenntnis seiner Unzulänglichkeit und dadurch in ihrer Stellung zu den Problemen, wie sie fast täglich sich aufdrängen, nicht gerade zur besonderen Sicherheit gelangen: ein Umstand, der kaum geeignet sein dürfte, die Einhelligkeit und Geschlossenheit der sozialdemokratischen Politik und Taktik zu fördern und so mittelbar und unmittelbar die Werbekraft der Partei zu heben.

In Anbetracht der gegenwärtigen Fassung, vor allem aber der Art, wie sie teilweise begründet wurde, muß es nur zu berechtigt erscheinen, wenn jetzt Meinungen laut werden, daß für Inhalt und Form dieses Programms weniger die marxistische Einsicht in die Aufgaben der Sozialdemokratie als einer proletarischen Klassenkampfpartei bestimmend gewesen sei, sondern vielmehr die zimperliche Rücksicht auf die einstigen und etwaigen zukünftigen Koalitionsparteien des Bürgertums. Wohl mag die vorliegende Fassung gegen den ersten Entwurf immerhin eine merkliche Verbesserung darstellen, wohl mag der praktische Teil die Forderungen unserer Partei klar und bestimmt formulieren, allein Form und Inhalt des theoretischen Teils müssen mehr als bloß enttäuschen: dieses Teils, der doch die reale Begründung, gleichsam das wissenschaftliche Fundament unserer Politik und so von höchster Werbekraft für den sozialistischen Gedanken sein sollte. So indessen, wie er

jetzt an die Parteigenossen und unter die Massen der Außenstehenden gelangt, mit seiner einseitigen Hervorkehrung des reformatorischen Bestrebens und geradezu ängstlichen Vertuschung jeder revolutionären Tendenz, ist er ganz dazu angetan, die Sozialdemokratie als bloße staatsbürgerliche Reformpartei zu diskreditieren und innerhalb ihrer Reihen die alte Streitfrage wieder aufleben zu lassen, die vor dem Kriege und später zwischen Mehrheitspartei und Unabhängigen vornehmlich Ursache und Gegenstand eines ständigen Bruderzwistes war, jene Streitfrage nämlich, welche am besten gekennzeichnet ist mit der Alternative, wie wir sie diesen Ausführungen als Ueberschrift voraufstellten: Reform oder Revolution?

Gewiß, sie ist alt, diese Streitfrage, so alt wie die Sozialdemokratie selbst, und viel, viel Temperament wurde in Schrift und Rede ihrethalben schon verpufft. Es ist eine müßige, eine nichtige, sinnlose Frage — eine Frage, die, wird sie aufs neue ernstlich aufgeworfen, einen sozialistischen Atavismus darstellen würde in empirisch längst überwundene und an der ehernen Kausalität des Geschehens zerschellte Ideologien. Denn nichts anderes als einer heillosen Ideologie frönen heißt es, wenn man dieser Frage insoweit Berechtigung einräumt, als ob die Politik der Sozialdemokratie grundsätzlich und nicht nur bedingt reformatorisch, oder revolutionär einzustellen sei, und wenn man damit Wesensgegensätze herausdestilliert, wo nur Gradunterschiede bestehen.

Das ist, wie gesagt, alles richtig und gut. Aber es genügt beileibe nicht, daß man das revolutionäre Prinzip in der Debatte des Parteitags anerkennt und es doch im Programm ängstlich verschweigt, anstatt hier, um der alten Streitfrage von vornherein die Spitze abzubrechen, Reform wie Revolution hervorzuheben als gleichwertige Teile eines Ganzen, nämlich des proletarischen Klassenkampfes. Sozialistische Reformen, folgerichtig und methodisch durchgesetzt, sind latente Revolution und als solche systematischer Ausdruck einer zielbewußten Politik, die, vornehmlich ein Werk der Führer, Macht und Nachdruck schöpft aus dem proletarischen Massenwillen. Sozialistische Revolutionen, geboren aus wirtschaftlichem und sozialem Druck, sind potenzierte Reform und als solche spontaner Ausbruch eines mehr oder weniger politischen Machtbewußtseins der Massen, das Ziel und Richtung erhält — oder doch erhalten sollte — durch den Führerwillen.

Reformen wie Revolutionen sind, sofern sie eben das Beiwort sozialistisch verdienen, nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach verschieden. Beide sind gebunden sowohl an das jeweilige zeitliche Tempo der historischen Entwicklung, als auch an die jeweilige politische Macht des sozialistischen Proletariats. Sie sind wesensgleich und treffen zusammen als synthetische Einheit im proletarischen Klassenkampf, dessen vornehmstes Endziel ja nicht in der Versöhnung, sondern in der Ueberwindung der Klassen, das heißt in der klassenlosen Gesellschaft besteht. Reformen werden „gemacht" und sind das Ergebnis sozialer Technik, das ist zielbewußter Politik; Revolutionen „brechen aus" und sind die Wirkung sozialer Kinetik, das ist machtbewußter Massenbewegung — darin besteht ihr Gegensatz. Reformen wie Revolutionen sind historisch

bedingt, Ausdruck des sozialen Klassenkampfes und der Kulturentwicklung, beide mit dem Zweck und Ziel der Umgestaltung, Formwandlung, Neuschöpfung — darin besteht ihre Einheit.

Nichts ist unbedingt, nichts beständig; kein Ding, keine Erscheinung ist absolut. Alles ist eingetaucht in ein Unendlichkeitsmeer wogender, wallender, wirbelnder Relativität. So im weitesten kosmischen, so im engeren geschichtlichen Geschehen. Was aber sind vor der kochenden, gärenden Brandung historischen Werdens all diese Thesen und Antithesen von Massenstreik, Parlamentarismus, Opposition, Koalition, Diktatur und wie sie noch Namen führen mögen, wenn sie in der Verkennung ihres relativen Wertes zum Dogma erniedrigt oder zur Groteske verzerrt werden? Leere Formeln sind und bleiben sie, hohle Schlagworte und tönende Phrasen, sofern man in ihnen nicht stets bereit und gleichsam in Reserve liegende Mittel erkennt, die in ihrer Gesamtheit, und zwar jedes einzeln zur gegebenen Stunde, Anwendung finden müssen im proletarischen Klassenkampf. Ja, auch in der Koalition sehen wir gegebenenfalls ein geschichtlich notwendiges und politisch zweckmäßiges Mittel des proletarischen Klassenkampfes, obwohl wir keineswegs verkennen, daß sie der sozialdemokratischen Politik und Taktik Hemmungen und Bindungen auferlegt, die selbst, wie dessen der letzte Parteitag und das neue Programm Zeuge sind, über die Koalition hinaus, in der Oppositionsstellung noch wirksam sind.

Weniger auf das Bekenntnis, mehr auf die Erkenntnis kommt es an! Immer wieder stoßen wir in der sozialistischen Bewegung auf die alte ideologische Sünde, daß man in dem streitenden Eifer und ständigen Bestreben nach gegenseitiger Negation das Relative zum Absoluten erhebt und in einseitige Thesen und Antithesen zerreißt, was der dialektische Wechsel und Wandel der historischen Evolution als vielseitige Synthese erheischt, daß man Fragen des Tempos und des Grades, Zeitfragen der Technik und Taktik zu Streitfragen der proletarischen Wesenheit und des sozialistischen Prinzips aufplustert. Mit derselben Logik, mit der jeder Sozialist in dem proletarischen Klassenkampf nichts willkürlich Gewolltes, sondern ein geschichtlich Determiniertes erblickt, mit derselben Logik muß er auch in den Reformen wie Revolutionen gleichermaßen historisch bedingte Mittel des Klassenkampfes sehen; dieses Klassenkampfes, der ja keineswegs, wie von unsern Gegnern immer wieder bewußt oder unbewußt verbreitet wird, ein „böses Werk" der Sozialdemokratie, sondern in seiner kausalen Verknüpfung mitsamt der Sozialdemokratie eine determinierte Erscheinung der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur darstellt. Voraussetzung und Folge zugleich ist somit der proletarische Klassenkampf; er ist eine Folge der kapitalistischen Klassenzerklüftung und Voraussetzung einer höheren, einer klassenlosen Gemeinschaftsform der Menschheit: das heißt Zweck und Ziel seines Daseins ist der Sozialismus — und die Mittel und Wege dazu sind, je nach dem historisch Gegebenen, bald wirtschaftliche, soziale, politische Reformen, bald wirtschaftliche, soziale, politische Revolutionen. Sich aber einerseits mit der gegebenen Stunde für alle Zeit auf Reformen festlegen und im übrigen alles von der Entwicklung erwarten, das führt schnurgerade zum historischen Fatalismus. Und sich andererseits dogmatisch auf die Revolution versteifen und sie, ungeachtet aller Entwicklungsgesetze, willkürlich

hervorrufen wollen, das heißt nichts anderes als historischer Illusionismus. Nicht die Alternative: Reform oder Revolution, sondern die Synthese: Reform und Revolution, je nach dem geschichtlich Gegebenen, lautet die sozialistische Losung, die jenen historischen Aktivismus schafft, der das verworrene Getriebe soziologischer Erscheinungen mehr und mehr in Erkenntnis durchdringt und bewußt gestalten lernt.

Das augenblicklich Bedingte und Gegebene, also Zeitfragen der Technik oder Taktik zu Streitfragen des Prinzips aufwerfen, widerspricht der dialektischen Methode realistischer Geschichtsergründung und würdigt sie herab zum Dogma idealistischer Geschichtsbetrachtung. Darüber, ob die sozialdemokratische Politik reformatorisch oder revolutionär zu sein hat, ob Opposition, Koalition oder andere Mittel des proletarischen Klassenkampfes begründet und entwicklungsfördernd sind, darüber entscheidet einzig und allein die jeweilige gesamthistorische Konstellation der Zeit mit all ihren wirtschaftlichen, sozialen, politischen und psychologischen Momenten — die tiefste Einsicht, nicht aber der beste Wille einzelner Gruppen oder Führer. Ständige Aufrüttelung und Sammlung des politischen Bewußtseins der Massen, ständige Erkenntnis des Zweckes und des Zieles, ständige Durchdringung des historisch Gegebenen und ständige Ergründung des zeitlich Notwendigen und Erreichlichen bei ständiger Anpassung an den ständigen Fluß der Dinge, darum Reform und Revolution: das ist für alle sozialistische Wirklichkeitspolitik oberstes Gesetz.

Opportunismus? Wer will, mag es so nennen; Schlagworte sind Schall, der verweht wird von den Sturmstößen des geschichtlichen Geschehens; revolutionäre Phrasen sind Dunst, solange sie jeder Wahrscheinlichkeit der Tatwerdung entraten und damit nicht der Beweis ihrer Existenzberechtigung erbracht ist. Die vornehmste Losung einer zielbewußten Politik heißt: Erkenntnis und Kampf!

Die Mark Brandenburg

Ein unsentimentaler Spaziergang

Von Robert Breuer

Es ist nur gut und recht, daß die Deutschen jetzt anfangen, ein wenig ihre Heimat kennenzulernen. Auch ein Fanatiker der Riviera und des Nordlandes kann solche Absicht nur willkommen heißen. Es ist nicht einzusehen, warum ein Deutscher Florenz besser als Danzig, Lübeck oder Wismar kennen soll, und warum ihm Michelangelo vertrauter sein müßte als Grünewald. Jeder gebildete Deutsche las den Cicerone von Jacob Burckhardt; nur wenige aber wissen, daß auch in Deutschland genügend Material da ist, um solch einen „Führer" durch das Unvergängliche der Künste schreiben zu können. Die Zeit scheint günstig zu sein, einen Burckhardt (wenn es einen geben sollte) für die deutschen Lande zu interessieren.

Nun wird niemand so töricht sein zu glauben, daß die Kunst in Deutschland inselhaft blieb; die kosmische Harmonie, in der alle Schönheit der Erde wächst und sich befruchtet, ist unzerstörbar. Es wird auch kein

Sachkenner leugnen wollen, daß die junge Kultur Deutschlands vieles aus zweiter Hand bekam und manches, was anderswo in Kraft dasteht, nur in dritter Güte aufzuweisen hat. Wir wollen uns aller Geschichtsfälschung enthalten und wollen uns nicht Eindrücke und Empfindungen vortäuschen, wo rechtes Maß nur ein verstehendes Lächeln gestattet. Immerhin, es gibt in unserer Nachbarschaft zur Linken und zur Rechten noch mancherlei zu entdecken; und wenn auch eine persische Schüssel bis an das Ende der Welt schöner bleiben wird als eine Bunzlauer Kaffeekanne, so läßt es sich doch rechtfertigen, ein wenig genauer die Formen anzuschauen, die der Geschichte eines Volkes, das immerhin noch zu diesem und jenem bestimmt scheint, das Kolorit geben.

In solcher Einsicht soll hier von einigen Spaziergängen durch die Mark Brandenburg berichtet werden. Es ist nun selbstverständlich, daß dies nicht geschehen kann, ohne sofort auf den Klassiker aller märkischen Wanderung, auf Theodor Fontane, zu verweisen. Die vier Bände, die dieser einfühlige Hugenotte mit den Lebensgeschichten der besten Märker und ihrer harten Heimat gefüllt hat, können nicht überboten werden. Es ist überhaupt die Frage, ob jemals wieder mit solch entdeckender Andacht und solcher ernsten Wandererfreudigkeit, wie sie Fontane kennzeichnen, über die Mark geschrieben werden wird. Seit dem Sommer 1859, in dem er seine Streifzüge begann, haben die geschichtliche Forschung und besonders die kunstgeschichtliche Inventarisierung den Stoff, den es schriftstellerisch zu bewältigen gilt, so sehr vermehrt, daß die kluge und gepflegte Naivität, mit der Fontane nur das fand, was seine ritterliche Menschlichkeit erregte, kaum wieder aufzubringen ist. Das Unnachahmliche an Fontanes „Wanderungen" ist das Lebendigwerden jener Einzelheiten und Nebensächlichkeiten der Geschichte, die von den gelehrten Historikern gewöhnlich vergessen werden, die aber für den Feinschmecker den eigentlichen Duft der Zeit und den versteckten Rhythmus all der Turniere, die im Helmschmuck der großen Wichtigkeit geritten werden, bedeuten. Fontane ist ein unerreichter Meister der großgearteten Anekdote. Sein Sehen kann man vielleicht das historisch-sentimentale nennen; er bedarf der Erinnerung an irgendein einst geschehenes Ereignis, um einer Gegend oder einem Hause seine Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Sehen ist ein nüchternes Träumen von dem, was einmal hier und dort gelebt und gekämpft hat. Die Landschaft ist ihm ein Spiegelbild oder ein Gefäß des Volkes und dessen moralischer Werte. Er braucht die Geheimnisse vergilbter Chroniken, die stolzen Eintragungen aus den Familienbüchern des Adels und die vielwissenden Gespräche der Pfarrer und Lehrer, um einer Landschaft, einem Orte, einem Gebäude in die Seele zu dringen. Wenn solche Stimmen schweigen, kommt er den Erscheinungen nicht nahe. So steht er einmal vor der Ruine der Choriner Klosterkirche; sie hat ihm nichts zu sagen, ihr architektonischer Ausdruck läßt ihn kühl, ihm fehlen die Erinnerungen, den Raum dramatisch zu beleben: „Wer immer auch unser Führer sein mag, und wäre er der Beste, wir vermissen die stille Führerschaft von Sage und Geschichte. Alles läßt uns im Stich, und wir schreiten auf dem harten Schuttboden hin, wie auf einer Tenne, über die der Wind fegte. Alles leer." Am wohlsten fühlt sich dieser Freund der Schloßlegenden und Spinnstubengeschichten, wenn er, durch die Landschaft wandernd, die Mären und Märchen, die blutigen Balladen und die gewappneten Lieder von den

Rittern und Fischern, die einst auf diesen kargen Burgen wohnten und an diesen melancholischen Seen hausten, wieder lebendig werden hört. Er schildert Küstrin und vergräbt sich in die Akten der Katte-Tragödie; er spürt nach dem Geheimnis der zwei heimlich Enthaupteten, deren einer der General v. Einsiedel, nach dem noch heute das gemütliche Potsdamer Hotel benannt ist, gewesen sein soll. Er freut sich, bei einer Fahrt um den Scharmützelsee, von dem Herrn v. Löschebrand auf Saarow zu berichten, von dem alten Haudegen, der sich einen echten Junkerspaß leistete, indem er die zweitausend Taler, die er für den Scharmützel zahlen sollte, „in lauter ihm selber aufgezwungenen Bons und Lieferungsscheinen" niederlegte, und, als zwei Taler zu wenig da waren, den Rest mit zwei blanken Silberstücken tilgte. Fontane liebt es, sich in das einzelne zu verlieren; er vergißt dabei aber niemals die einheitliche Komposition seiner plaudernden (diese Tugend nimmt er für sich besonders in Anspruch) Berichte; die Vorzüge seiner Romane, der „Jenny Treibel" und der „Irrungen, Wirrungen", das Abstandhalten bei warmer Teilnahme, das Ausgleichen aller Konflikte und das verborgene Andeuten alles dessen, was gesagt sein muß, aber doch nicht gesagt sein möchte, kennzeichnen auch seine „Reise-Feuilletons". Zuweilen kommt er zu Urteilen, die heute nicht mehr Geltung haben können; manchmal irrt er sich auch, besonders in kunstgeschichtlichen Fragen. Ein typisches Beispiel hierfür ist das, was er über das Schloß und die Kirche von Paretz gesagt hat: „Wie jetzt das Kirchlein sich präsentiert, sticht es jedenfalls sehr vorteilhaft von dem gegenübergelegenen Schloßbau ab, mit dem es nur das Alleräußerlichste und Gleichgültigste, die gelbe Tünche, gemein hat. Wieviel Anheimelndes in dieser gotischen Formenfülle, in diesem Reichtum von Details, und wieviel Erkältendes in dieser bloß durchfensterten Fläche, die sich nirgends zu einem Ornament erhebt." Fontane hält die Kirche für ein altes gotisches Bauwerk; er weiß nicht (und was wichtiger ist: er sieht nicht), daß sie durch den gleichen Architekten, der das verlästerte, in der armen Sachlichkeit des damaligen Preußens puritanische Schloß geschaffen hat, durch Gilly, gebaut worden ist. Ueber solche Einzelheiten sind wir Heutigen besser unterrichtet; ob wir darum das Wesentliche, das eigentlich Märkische, dieser Wälder, Güter und Schlösser besser zu sehen vermögen, das können wir nicht entscheiden. Wir sehen vieles anders als Fontane; wir wollen vieles anders sehen.

Es läßt sich ein Reisen ohne jeden historischen Ehrgeiz vorstellen, eine Ahnungslosigkeit, was die große Geschichte, die Legende und die Anekdote betrifft. Ein Reisen, das nur den Eindruck des Augenblicks schätzt, das ganz unromantisch und unsentimental den Sinnen mehr vertraut als den Familienchroniken und den Kirchenbüchern. Von solcher Art des Sehens hat Karl Scheffler, als er auf seiner Italienreise sich Rom näherte, einmal dieses gesagt: „Die Fahrt durch diese Gegenden pflegt sonst pathetisch genommen zu werden. Ich kann sie nicht so nehmen. Denn ich komme gar nicht zum Denken, solange ich schaue. Ich kann der Natur gegenüber nicht die Geschichte fühlen, wenn die Geschichte nicht gleich untrennbar hineingeschweißt ist mit tausend sichtbaren Formen. Oder ich kann die Geschichte nur unbewußt nebenher denken. Die Gegenwart siegt über alles Vergangene. Die Landschaft am See wird mir nicht bedeutender, wenn ich mir denke, daß Hannibal dort

gekämpft hat. Im Gegenteil, gegenüber der offenen Natur sinkt mir Hannibal gleich zu einer menschlichen Zufälligkeit hinab. Der Bauer, den ich pflügen sehe, ist mir in dem Augenblick wichtiger und bedeutender als der historische Held." Es soll versucht werden, nach solcher Weise, einen lebenden Bauer für wichtiger nehmend als einen gewesenen Hannibal, einen unsentimentalen Spaziergang durch einige bemerkenswerte Gegenden der Mark zu machen.

Nicht einmal alle Berliner wissen, daß mitten in dieser jüngsten Stadt des weltmännischen Europas graue, wacklige, hygienisch nicht gerade einwandfreie, aber architektonisch sehr bemerkenswerte Reste erhalten blieben. Es ist die Gegend zwischen Spittelmarkt und Alexanderplatz. Man kommt ihr besonders nahe, wenn man zur Zeit der Abenddämmerung und ein wenig später aus dem geschmeidigen Untergrundbahnhof „Inselbrücke", aus der technischen Logik dieses glasierten Kanals, emporsteigt und plötzlich den schwarzen Mauern bröckelnder Speicher gegenübersteht. Es riecht nach Teer und Rauch; auf der Spree, die hier hafenartig buchtet, lasten Schleppkähne mit blauen, roten und grünen Ringen um die Schornsteine. Ein wenig weiter hinten tauchen große, graue Kästen aus dem dumpfen und an einigen Stellen öligen Wasser, die Behälter für gefangene Fische. Dem Rundblick zeigen sich abscheuliche Neubauten, die Sparkasse auf dem Mühlendamm und einige Pseudoamerikanismen in der Gegend der Jannowitzbrücke. An solchem Schund sieht man vorbei und verfängt sich in den gefälligen Abmessungen windschief gewordener Häuschen, die etwa hundert bis zweihundert Jahre alt sein mögen; mit sattem Behagen genießt man mächtig ausladende Dachgebilde, in denen noch ein Atem barocker Kraft lebendig ist. Dunkelheiten reizen die Neugier; geduckte Eingänge mit verführerisch schönen Türen; enge Gassen, deren Saumhäuser sich gegeneinander neigen; bedeutende Hofbildungen, die ein vollendetes Raumgefühl vermitteln.

Schwarz ist die Gesamtfarbe dieser dämmernden und doch fühlbar vom Lärm durchschlagenen Welt. Hier und da werden die Sinne von der elastischen Bewegung, dem naturalistischen Blattspiel oder der hellenischen Sehnsucht eines Ornamentes, das breit über die Fassade läuft oder in lockeren Akzenten die Fenster rahmt, nervös gereizt. Aus den Kellern stinkt es; abgerissene Menschen, Verlorene und Vergessene, drücken sich in den unzuverlässigen Hausfluren umher. Hinter den Fenstern, die noch nach außen schlagen, sitzen alte, faltige Frauen. An einer Ecke steht ein Gasthaus, niedrig, behäbig, mit Giebel und Satteldach, davor, von grünen Latten eingezäunt, ein krummer Nußbaum. Eine fast verwirrende Groteske, da aus dichtester Nähe, das Rädergeheul der elektrischen Bahn aufstöhnt . . . Am Molkenmarkt das Haus des Münzjuden Ephraim, eine kokette Beweglichkeit; die Gitter der Balkone ein eisernes Scherzo, in das die Putten, die allenthalben herumstehen, mit Rokokowitz hineinklingen. Gleich dahinter der gotische Block von Sankt Nikolai; barocke Grabsteine eines brummigen Bürgertums an trotziger Findlingsmauer . . . Seltsam kreischen die rostigen Scharniere der Jungfernbrücke im Siegeschor der Mechanik; eine Primitivität aus Balken und Ketten auf einem zerschundenen Sockel von rotem Sandstein . . . An Wedekind und die Büchse der Pandora denkt man in dem schmutzigen Gewinkel des Krögel; die schlichte Harmonie der Auf-

klärung regelt den nüchternen Hof eines Hauses der Brüderstraße, in dem einst Nikolai wohnte . . . Stolz steigt die Treppe im Ermelerschen Hause, das mit horizontalem Selbstbewußtsein gegenüber dem alten Marstallgebäude (das durch das wilde Getümmel eines Ihneschen Neubaues fast umgerissen wird) von dem Format eines längst ausgestorbenen Geschlechtes zeugt.

Wenn man solche Berlinische Vorwelt, in Mappen gesammelt und in Büchern beschrieben, beieinander haben will, so muß man an dem gaukelnden Turm des Neuen Stadthauses und dem Kolonistensymbol der Parochialkirche vorübergehen, über die Waisenbrücke, in das Märkische Museum. Der Stadtbaurat Hoffmann, ein Architekt, der die sozialen Forderungen der Gegenwart den Traditionen einer mehr feudalen Zeit versöhnen möchte, hat es gebaut. Ein Repetitorium der in der Mark angesiedelten Baustile, mehr eine Belehrung als eine schöpferische Tat. In seinen (leider) halbdunklen Sälen und Zimmern birgt dies Museum viele Illustrationen zu der Geschichte des halsstarrigen und aufsässigen Volkes, das an den Ufern der Spree und der Havel durch Jahrhunderte um Brot und Freiheit kämpft.

*

Durch den Tiergarten, dessen Charakter weder als höfische Repräsentation noch als Volkspark ganz klar ist, kommt man nach Charlottenburg. Am Knie gabelt sich die von warmen Schatten übersponnene Chaussee; nach links führt das Pathos der Heerstraße, nach rechts geht es durch eine Umgebung, die von dem Kleinbürgertum der einstigen Vorstadt noch nicht loskommen konnte, bis zum gelben Barockkörper des Schlosses, auf dessen Turm sich eine goldene Puppe dreht. Die Einrichtung des Schlosses ist wie die der meisten preußischen Schlösser ganz unpreußisch, barock und rokoko. Es hält immer schwer, sich die Soldatenkönige in solcher schwingenden Umgebung vorzustellen. Der Park hat breite, würdevolle Avenuen und finstere Dickichte, einen verschilften See und ein Gespensterhaus. Das Mausoleum, zu dem eine wahre Allee des Todes führt, ist schlechte Architektur, aufgeweichte Klassik und mehr sentimental als groß. Wo der Park zu Ende ist, rasen von Minute zu Minute die Eisenbahnzüge vorüber; man empfindet den dramatischen Dialog zwischen einer rücksichtslosen Gegenwart und dem Schönen, was gestern war.

Von Charlottenburg nach Westend, in eine mißmutige Stimmung aus Zerfall und Neugeburt. Einsame Villen stehen in verwilderten Gärten; manchmal sind es nur dünne Fachwerkhäuser, ganz umsponnen von irgendeinem Ranker, manchmal spürt man die Absicht eines stolzen Baues. Die Alleen, die das verlorene Viertel durchziehen, rechtwinklig sich schneidend, Ahorn, Ulmen und Platanen, sind ein magischer Schutz gegen den Lärm der großen Stadt, der in Wellen herüberjagt und von dem Blätterdach gefangen wird. Wo Westend der gewaltigen Verkehrsader der Heerstraße nahekommt, sammelten sich neue Bauten; die Inflation materialisierte sich in gewaltigen Landhäusern, deren einige nicht ohne architektonischen Reiz sind, deren Bauniveau jedenfalls das der Kolonie Grunewald wesenhaft überragt . . . Die Heerstraße muß man an Renntagen gesehen haben, überflutet von einem tosenden Strom von Automobilen. Sie ist das bedeutendste Bauwerk der wilhelminischen Epoche, beinahe eine Versöhnung mit der Siegesallee. Bei Pichelsberg überquert

sie auf einem mächtigen Damm die Havelsümpfe. Ringsum zeigt die Landschaft noch ein Erinnern an den Urzustand der Mark: Zerklüftung, Sandberge, in die sich Kiefernwurzeln krallen, rauchendes Moor und einen dunkel brennenden Himmel. Es ist fast Romantik, aus solcher Wildnis in einem Autogalopp binnen einer knappen Viertelstunde geradlinig (während die englisch-märkische Rennbahn [Backstein] und das römische Stadion [Beton], die March baute, links liegen bleiben) in das Gewühl der Weltstadt zu kommen.

*

Die Kunst des Wochenendes (diese englische Erfindung) ist dem Berliner noch nicht geläufig. Er arbeitet während des ganzen Sonnabendnachmittags, oft genug auch am Sonntag; er arbeitet überhaupt (und das ist allerdings etwas Barbarisches) zuviel. Immerhin, an allen Feiertagen fluten die Berliner in die Gesundheit ihrer Wälder, in die schwatzreiche Gemütlichkeit der Kaffeegärten und vor allem an die Ufer der vielen Seen, die der Umgebung von Berlin die Eigenart bestimmen. Es ist heute nicht mehr notwendig, diese Berliner Umgebung zu verteidigen. Der Grunewald ist durch die Bilder von Leistikow populär geworden; sein düsterer Kiefernstand hat in der Tat etwas von der kargen, flächigen Monumentalität, die der Maler entdeckte, die er aber leider zum Klischee entwertete. Die Villen (nicht etwa die Landhäuser), mit denen dieser zivile Wald durchsetzt ist, sind immer noch Exponenten eines ungebildeten Kapitalismus. Nur einzelne dieser Einfamilienhäuser, wie sie in Hundekehle und weiter draußen, im Bereich der Wannseebahn, in Zehlendorf, Nikolassee, Wannsee und Babelsberg stehen, haben sich von dem Unfug der spießerlichen Repräsentation völlig befreit und zeigen in ökonomischer Knappheit den Geist eines wieder der Natur zugewandten und zu sich und seiner Tradition zurückgekehrten Bürgertums. Von den Architekten dieser Bauten, die man Pioniere des neuen Deutschtums nennen darf, seien gemeldet: Messel, Muthesius, Paul, Mebes, Oscar Kaufmann, Heinrich Straumer . . . Zum Schlachtensee pilgern die gemächlichen Leute; er ist ein harmloses Wasser: ein von schlanken Kiefern eng umwimpertes Gottesauge, ein langgezogenes Waschbecken. Sturm und Wellen bleiben ihm fremd. Um ihn herum spazieren die Liebespaare, auch ältere Rentner mit Frauen und Möpsen. Höhere Töchter rudern in der Gemütlichkeit des Teiches; in den schwitzigen Sälen der alten und der neuen „Fischerhütte" wird getanzt . . . Der Wannsee ist von ganz anderer Art; frei und mächtig strömt die Luft über seinen heldenhaften Wassern, die wohl zuweilen in spiegelnder Unendlichkeit still träumen, die aber meist, vom Winde getrommelt oder vom Sturm schäumig durchwühlt, die Segelschiffe, die hier ihren adeligen Sport treiben, den Rausch der Wellenkraft erleben lassen. Dem Hin und Her der Dampfer, dem Flug der Jachten und dem Mückentanz der kleinen Ruderkähne kann man stundenlang zuschauen; die Oberfläche des Sees ändert sich dauernd, sie ist in Ausschnitten verschieden, je, wie die erhöhten Ufer ihre Schatten auf sie werfen, oder wie der Wind, der durch irgendwelche Lücken eindringt, sie reizt . . . Vom Wannsee führen zwei Wasserwege nach Potsdam, der eine durch eine Folge schmaler, zu einer Perlenschnur gereihter Miniaturseen, der andere durch breite Beckenausladungen, an dem von Fleisch wimmelnden Freibad, dem wenig schönen Kaiser-Wilhelm-Turm und der verdorbenen Romantik der Pfaueninsel vorüber. Die beiden

Wege treffen sich an der Kaiser-Friedrich-Brücke, deren eisernes Gerüst ganz ausgezeichnet in die Seelandschaft hineinpaßt, deren steinerne Masken aber durch ihre Säulenfeierlichkeit und ihren plastischen Ueberfluß nur lächerlich wirken. Links liegt Babelsberg; das Schloß ist von Schinkel im Tudor-Stil gebaut worden, eine Fremdländerei, die durch ihre deplacierte Burgkulisse uns heute unverständlich ist. Im Innern des lärmenden Gebäudes rumort jenes ganz üble Möblement, das die Gründerzeit kennzeichnet, und das man heute, verbilligt und verdünnt, nur noch in den Abzahlungsgeschäften trifft. Der Park ist groß und schattig; er hat schöne Wiesen, aber auch merkwürdige Panoptikumsscherze, kuriose Türme und allerlei Häuschen, deren architektonischer Sinn meist nur eine kulturgeschichtliche Episode (Berliner Gerichtslaube, badisches Bildstöckel) ist. Während man noch an Babelsberg vorbeifährt, sieht man schon die Türme von Potsdam, die schwebende Kuppel von Nikolai, die knorrige und knospende Zwiebelphantasie der Heiligen Geist- und der Garnisonkirche, das Scherzo des Rathauses. Bedauerlich ist es, daß der Wohlklang der Stadtsilhouette durch einen plump hingesetzten Gaskessel zerstört wurde . . . Potsdam ist mit französischen Mitteln als preußische Stadt gebaut worden. Solche Pikanterie spürt man noch heute. Man sieht auch bald, daß alle diese Paläste, diese Gesimsschwingungen und Puppenspiele, diese Kränze und Girlandenzöpfe nicht ganz ernst zu nehmen sind; man erlebt eines der graziösesten und trotz seiner vielen Gewalttätigkeiten eines der durchseeltesten Spektakelstücke der Architektur. Es ist kaum glaublich, daß dieser verzauberte Rokoko-Absolutismus nur eine halbe Stunde von dem modernen Berlin entfernt liegt; ganz andere Leute scheinen hier zu wohnen, Erzeugnisse des Gamaschendienstes, die strengen Pfennighüter der Oberrechnungskammer. Es ist eine Komik von schmunzelnder Ehrerbietigkeit, in dem Musentempel, den der zweite Friedrich, der Geist und Künstler dieser befohlenen Stadt, dem Vergnügen der Bürger baute, heute, da nicht mehr die Barbarina für seidenstrümpfige Kavaliere tanzt, irgendeine Oper oder Reinhardts Jedermann vor den blanken Frauen der Kürassierwachtmeister und vor einem Schwarm unwahrscheinlich blonder Mädchen spielen zu sehen. An einigen Stellen ist die Stadt ganz holländisch; es gibt eng aneinandergeschmiegte Ziegelbauten, deren Giebel leise rollen, deren Fenster weiß leuchten, es gibt Kanäle, die von Bäumen zugeschattet, lautlos an den Patriziaten verschlossener Häuser, an leer stehenden Schlössern und ganz einsamen Gärten vorüberführen. Ach, diese Gärten von Potsdam, in denen die Vögel noch wirklich singen, in denen aber auch ein Schweigen sein kann, kalt, wie der Marmor der Brunnenbecken, über die das grüne Licht geschorener Hecken rieselt. Die Terrasse von Sanssouci musiziert in Flötentönen; dicht beim neuen Palais sommert eine schwellende Wiese, Fasanen streichen darüber hin . . . Aus solcher königlichen Kultur, aus solcher Vergangenheit (die auch wir zu genießen wissen) geht es an der langgestreckten Energie der einstigen Ballonhalle vorüber, durch die struppige Einsamkeit des Wildparks. Ursumpfgebiet wird durchschritten; schwarzes Gewässer gluckst um dichtes Schilf, im Rhythmus der Dünen wellen bekieferte Rücken. Dann liegt jenseits der Havel das dürftige Werder. Ein Städtlein, das nur einmal im Jahre köstlich und frisch ist: wenn im ersten Frühjahr auf Millionen Aesten das weiße und rosa Geflatter der Obstblüte schaukelt. (Fortsetzung folgt)

Die neue Städtische Oper in Berlin

Von Else Kolliner

Das Deutsche Opernhaus, die Volksoper, sind liquidiert. Eine neue Oper, die den Willen hat, mit den beiden Staatsinstituten künstlerisch zu konkurrieren, ist entstanden.

Die neue Städtische Oper hat von Anfang an vor dem Staatsinstitut, das durch die Abhängigkeit von einem hypertrophisch aus- und nicht abgebauten Kompetenzen- und Beamtenapparat und vom Finanzministerium übel belastet ist, einen ungeheuren Vorsprung. Die Stadt hat durch den Oberbürgermeister erklärt, daß sie alle angeforderten Mittel bewilligen und sich jeder Einmischung in künstlerische Fragen enthalten will. Glücklichere Voraussetzungen für die Verwirklichung seiner Pläne hat ein Theaterleiter selten gefunden.

Wettbewerb entsteht nur durch die charaktervolle Auswirkung festumrissener Anschauungen. Die Staatsoper ließ auf ihrem Wege so viele Aufgaben liegen, daß die Städtische Oper es auch in dieser Beziehung sehr leicht hätte. Alle Trümpfe wären nutzlos in der Hand Tietjens, des neuen Intendanten, vereinigt, wenn er nicht durchdrungen ist von dem Geist, der mit einer neu entstehenden Welt korrespondiert, nicht das Starke, das Angriffsfrohe, das Entdeckerische, die zusammenfassende Kraft, visionär gesehene, prägnant geführte Form als Notwendigkeit empfindet.

Es gibt in der Oper keinen Wettbewerb der Darstellungsmaterie wie im Schauspiel, weil die Werke, die der heutigen Klangvorstellung, dem Bedürfnis nach dramatischem Leben entsprechen, begrenzt an Zahl sind. Es gibt nur einen Wettbewerb der Darstellung.

Man hätte erwarten können, daß die Städtische Oper mit einem starken, programmatischen, darstellerischen Einsatz beginnen würde. Sie hat sich mit der Wahl des Werkes nicht von anderen Eröffnungen unterschieden. Und bedrückend ist der erste optische Eindruck beim Betreten des Zuschauerraumes.

Wer ist für die Bestellung Seelings mit dem Umbauauftrag verantwortlich? Warum ist diese Angelegenheit nicht zur öffentlichen Diskussion gestellt worden? Es handelt sich immerhin um eine künstlerische Aufgabe, um öffentliche Gelder. Seeling hat seine Phantasielosigkeit so eklatant durch die ursprüngliche Fassung des Raumes bewiesen, daß er von Anfang an hätte ausscheiden müssen. Ein Architekt, der es nicht in den Fingerspitzen hat, daß die Wirkung einer Farbe vom Takt ihrer Verwendung, von der Verteilung auf der Fläche abhängt, der den Riesenraum mit grellem Anstrich überschwemmt, Puppenwagenvolants über die ganze Ausdehnung der Ränge zieht, sie mit verbogenen, auseinandergezogenen Innsbrucker „Goldenen Dacheln" abschließt! Wenn der Raum früher wie ein Sportplatz wirkte, so herrscht jetzt in ihm der Geist des Vereinsball-Lokales.

Gegen diesen Raum kann Tietjen nur mit einer ganz einheitlichen, ganz persönlichen Phantasievision spielen. Aber schon der erste Abend

zeigte denselben Riß, der ebenso wie in der Staatsoper zwischen den verschiedenen Darstellungselementen klafft. Die wunderbare Reife des Dirigenten Bruno Walter hat etwas allem Zeitlichen Entrücktes. Er gibt der Partitur ihren ursprünglichen Charakter wieder, weit weg von der orgiastischen Ueberhitzung des narkotischen Gehaltes, der von jüngeren Dirigenten ausgeht. Er senkt ihn in das Bereich, aus dem sie Wagner aufstieg: festgefügte Ordnung, Maß, Tüchtigkeit, die auch vor vertiefter und dichterisch überströmender Menschlichkeit Würde und Haltung behält. Man erlebte den seltenen Prozeß, das Bürgerliche schöpferischen Stoff werden zu sehen.

Von der Bühne her erfuhr man es nicht. Neue Kulissen sind im alten Geist angeschafft, ausgezeichnete Sänger nicht anders wie auf jeder sorgfältig arbeitenden Bühne eingesetzt worden. Statt der magischen Ensemblewirkung gab man einzelne Chargierungen. Das Dramatische der Beziehung von Mensch zu Mensch, von Raum zu Mensch, blieb ungeweckt.

Die zweite Oper, die Tietjen herausbrachte und selbst inszenierte, die „Heilige Ente" von Gal, wurde, in das Licht der ersten Premiere gerückt, unnötig exponiert.

Die Situation sah bedenklich aus. Sollten neue Namen nur alte Methoden zu decken haben? Der Intendant muß täglich den Kampf um 2000 Menschen mit den sich vielfältig anbietenden Vergnügungen und Kunstdarbietungen einer gewandelten Stadt und Zeit aufnehmen. Er kann nur verlieren, wenn er die Verbindungsnerven, die ihn an beide anschließen, durchschneidet. Sollte er, wie es nach diesem Anfang schien, Milieueffekte und nicht die künstlerische Substanz suchen (die „Heilige Ente" spielt in chinesischen Gärten und Tempeln), nicht die Erkenntnis haben, daß immer, und besonders in diesem Hause, nur die höchste Intensität die Publikumsmasse zu einer kunstwilligen Einheit umschmelzen kann? Wenn er nicht an Stelle des Aufwandes phantasievolle Durchdringung treten ließ, nicht junge, expansive Kräfte unter Sängern und Regisseuren aufzuspüren verstand, dann hatte er von den Erfahrungen der Staatsoper, die an ihrem Defizit fast erstickt, nicht gelernt. Auch ein nicht fortschrittliches Publikum wird unbewußt von Antrieben, gegen die es sich wehrt, bewegt. Es ist ein unmöglicher Zustand, daß eine Kategorie der Darstellungskunst als monopolisiertes Kulturgut einer Klasse, der Gesellschaft, sich die Vorkriegsanschauungen erhalten und doch lebendig sein will. Die Oper als Opiat darf weder eine staatliche, noch eine städtische Angelegenheit sein.

Es ging noch viele Stufen tiefer. Die „neueinstudierte" Rheingold-Aufführung versetzte das Leerlaufende des Provinzbetriebes in die Kunstzentrale Deutschlands, nichts ahnend von den inneren Dimensionen einer Musik, die nur pantheistischer Geist vor dem Zerfall bewahren kann. In der Greuelkammer der Opernerinnerungen findet der Donnergott mit der Maske Kaiser Friedrichs II., die Götterbrücke, die plötzlich in plastischen Realismus der Szene ein Stück konstruktivistischer Malerei einführt, einen Ehrenplatz. Mit dieser Vorstellung war es erwiesen: die von dem früheren Regime übernommenen musikalischen und szenischen Leiter würden, wenn vielleicht auch unfreiwillig, jede Revolutionierung des Hausgeistes unterbinden. Eine Klärung der sozialen Aufgabe, die das

Institut gegen die nicht anderweitig engagierten Mitglieder des aufgelösten Ensembles hat, ist nicht schwer. Wenn es sich materiell für sie einsetzt, hat es die Grenzen dessen, was unter solchen Umständen Pflicht ist, erreicht. Eine künstlerische Verwendung wäre, vom Standpunkt der verantwortungsvoll übernommenen geistigen Ziele, unsozial. Die so verausgabten Summen werden auf jede Weise totes Kapital bleiben — die Flucht des Publikums vor solchen Abenden würde es bald beweisen. Man betrachte diese Gelder als Pension auf Zeit und schließe damit diese Frage ab.

In diesem Zeitpunkt hat Walter mit einer „Maskenball"-Aufführung eingegriffen, alle niedrigen Dämonen, die unausrottbar im Charlottenburger Hause zu nisten scheinen, die Hausbackenheit mit dem unbeschleunigten Puls, dem unschöpferischen Tagwerk, für diesen Abend wenigstens, an die Kette gelegt. Alles trägt er auf seinen Schultern, er muß seine Vision durchsetzen gegen den veralteten Gemeinplatz der szenischen Darstellung, gegen Sänger, die weitab von seinem Format sind, den Zusammenschluß eines gestaltenden Ensemblewillens noch nicht gefunden haben — und die sein Wesen schon zu durchleuchten beginnt. Wenn Musik Proportion ist, dann ist Walter ihr reinster Vertreter. Das glücklichste Klima liegt über seinem Werk, eine Ausgeglichenheit, die jede Phase der süßen Leidenschaft, des Leichtsinns den schmerzlichen Duft der Lyrik, Grauen und Raserei durch einen inneren Kreislauf aneinander bindet. Eine wunderbare Wärme steigt aus verwandeltem Orchester in die Adern des Werkes, reißt die Menge in dem Riesenhaus zu seliger Ergriffenheit fort. Auch in der Ivogün, die den leichtherzigen kleinen Pagen singt, ist dieses glücklichste Klima in einer Vereinigung der Vollkommenheiten, die selbst Tragisches nur versöhnend durchleben läßt. So ungezwungen wie diese bezaubernd schwebende Stimme den Raum füllt, so spielend löschen Kultur, Geist, Wärme alle Wahrzeichen der Soubrettengilde weg. Von Walter und der Ivogün aus muß sich eine Physiognomie des Hauses, ein bestimmter und bestimmender Charakter herausbilden. In dieser Richtung muß der Intendant weiterbauen. An Arbeitslust fehlt es ihm sicher nicht.

RANDBEMERKUNGEN

Kleine Wahrheiten

Wenn Ebert mit der roten Fahne ...

Wenn der Reichspräsident Ebert mit der roten Fahne am 1. Mai spazierengegangen wäre, wie hätten dann die schwarz-weiß-roten Köter gekläfft. Wenn aber der Reichspräsident Hindenburg die Reichsfahne vom Auto nimmt, weil er sich zu einer Parade monarchistischer Uniformen begibt, so nennen sie das eine besonders taktvolle Zurückhaltung. Wir lassen hier grundsätzlich den alten Herrn Hindenburg aus dem Spiele, weil wir ihm nicht die Fähigkeit zusprechen, die politische Auswirkung seiner Handlungen übersehen zu können. Das kann uns aber nicht hindern festzustellen, daß in all den Jahren der Reichspräsidentschaft Eberts nicht ein einziger Verstoß gegen das, was man gute politische Manieren nennt, vorgekommen ist, daß aber im Gegensatz hierzu Herr Hindenburg nur durch die mildernden Umstände, die sich aus seiner Un-

zuständigkeit ergeben, vor schwerem Tadel bewahrt bleibt. Auf die Dauer freilich werden die Verstöße, die sich Herr Hindenburg erlaubt, einigermaßen lästig. Schließlich ist das oberste Amt, das die Republik zu vergeben hat, keine Sammelstätte für Kuriositäten und bemitleidenswerten Dilettantismus. Bei alledem ist vorausgesetzt, daß der Reichspräsident Hindenburg wirklich nicht weiß, was er tut, wenn er schwarz-weiß-rote Uniform trägt, mit Prinzen und Prinzessinnen öffentlich aufmarschiert und sich dem Schatten einer hochverräterischen Propagandarede aussetzt. Wenn er es wüßte oder auch nur empfände, so wären die Konsequenzen verfassungsmäßig gegeben.

Solche Ahnungslosigkeit kann dem Reichswehrminister Geßler nicht gutgebracht werden. Ein ahnungsloser Minister ist restlos unfähig, sein Amt zu führen. Und Herr Geßler ist sicher überreif, was das berechtigte Mißtrauen der Republik betrifft. Herr Geßler ist schon mehr als eine Sehenswürdigkeit der Republik. Ein republikanischer Wehrminister, der seine Truppe den Unverschämtheiten kaiserlicher Agitatoren ausliefert, der seine Offiziere und Mannschaften antreten läßt, an Orten, wo der Massenaufmarsch von Hoheitszeichen des nicht mehr vorhandenen Staates mit Sicherheit zu erwarten ist, solch ein Verwalter republikanischer Wehrmacht ist noch nicht dagewesen. Es bleibt ernstlich zu fragen, ob die Unbesorgtheit, mit der der Herr Reichswehrminister Skandale, wie den der Augustaner-Feier, an der republikanischen Reichswehr geschehen läßt, ihn nicht in Anklagezustand bringen müßten. Die Entschuldigungen des Herrn Geßler, daß durch schriftliche Verpflichtung die Veranstalter derartiger Feiern angehalten wären, die Republik vor den Augen und Ohren der Truppe nicht zu schänden, diese Entschuldigungen sind lächerlich, denn oft genug hat der Herr Reichswehrminister erfahren müssen, daß die monarchistischen Hochstapler, mit denen sich einzulassen für einen republikanischen Minister schon hinreichend belastend ist, auf Manneswort nichts zu geben pflegen. Es bleibt jedenfalls unklar, wie der Herr Reichswehrminister den Schaden, den er unter allen Umständen abermals angerichtet hat, wieder gutmachen will.

Die Wurzel des Unfugs, Teile der republikanischen Armee der Besudelung durch monarchistische Demonstrationen auszusetzen, liegt in dem törichten Gedanken der Traditionskompagnie. Rechtzeitig genug ist Herr Geßler auf diese Brücke zum Hochverrat aufmerksam gemacht worden. Die sentimentale Wahrung geschichtlicher Zusammenhänge muß ihre Grenze finden an der Verwischung der Gegensätze, deren unbedingte Aufrechterhaltung für die Sicherheit der Republik notwendig ist. Es darf in der republikanischen Armee keine monarchistischen Zellen geben; die Traditionskompagnien sehen solchen Sprengzellen verteufelt ähnlich.

Es gibt auch niemanden, von dem als von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser gesprochen werden könnte. Wir wollen den abgetakelten Gottgnadling vollkommen ungeschoren lassen, vorausgesetzt, daß er seine Finger nicht nach der Republik ausstreckt, vorausgesetzt, daß er nicht vergißt, daß er nur durch seine Desertion und dadurch, daß er als Privatier untertauchte, dem Revolutionsgericht entging. Er mag in Ruhe groß träumen. Wenn er es aber wagt, seine Emissäre in die deutsche Republik hineinzuschicken, so wird er erfahren müssen, daß seine Sendlinge den Ruten und Beilen der Republik nicht entgehen. Es war eine Warnung sehr zur guten Zeit, daß der preußische Minister Severing es als eine Anmaßung brandmarkte, daß Wilhelm Hohenzollern (so würde die Akte des Volkstribunals ja wohl rubrizieren) es gewagt hat, soeben noch einem preußischen Landrat als Wilhelm Rex sein volles Vertrauen auszusprechen. Severing scheint allerdings nicht gewußt zu haben, daß, wie wir vertraulich

mitteilten, dieser Wilhelm Rex sich auf die Operettenbühne vorbereitet. Pallenberg soll die Konkurrenz stark fürchten.

Grevesmühlen

Wenn das Urteil von Grevesmühlen, das Verehrer und Verteidiger der Republik in das Gefängnis schickt, monarchistische Strolche aber schützt und schirmt, nicht unverzüglich verschwindet, wird diese Republik wirklich nur noch mit der Schlafmütze dargestellt werden können. Kaltes Blut ist eine große Tugend; aber Kaltblütigkeit gegenüber diesem Urteil muß für einen Republikaner Würdelosigkeit sein. Ein Volk, das sich eine solche Rechtsprechung gefallen läßt, hat keinen Anspruch darauf, sich zu den zivilisierten Völkern, noch seinen Staat zu den Rechtsstaaten zu zählen. Solche Justiz ist Schändung des Staates. Der Staat aber ist gemäß der Verfassung das Volk. Das Volk in seiner Mehrheit kann und wird sich auf die Dauer solchen Mißbrauch nicht gefallen lassen.

Vielleicht aber ist doch dies Volk der eigentlich Schuldige. Vielleicht eben ist es die Schuld dieses Volkes, daß es immer und immer wieder sagt: das nächste Mal. Das nächste Mal werde ich aufbrausen und mich wehren. Warum nicht heute, warum nicht diesmal? In der Tat: die Wirkung, die das Urteil von Grevesmühlen ausgelöst hat, enthüllt die Schuld des deutschen Volkes an dem Jammerzustand der deutschen Justiz, enthüllt aber auch die Schuld der deutschen Sozialdemokratie. — Auf die Gegenmaßnahmen des Reichsbanners werden sich die mecklenburgischen Rechtsbrecher wohl gefaßt machen müssen.

Schwarz - weiß - rote
Begriffsverwirrung

In der auf den Namen „Lokal-Anzeiger" hörenden Lügenzentrale äußert sich ein früherer Senatspräsident über die Ernennung des Landgerichtsdirektors Kroner zum Oberverwaltungsgerichtsrat. Er nennt diese Ernennung einen Akt der Kabinettsjustiz, der in einem Staate unmöglich sein sollte, in dem Recht und Gerechtigkeit herrschen. Der monarchistische Kritiker hat unsere Zustimmung, wenn ihm Zweifel aufsteigen, ob in Preußen das Recht herrschte. Unsere Zustimmung aber gründet sich auf die Richter der schwarz - weiß - roten Couleur, die solchem Recht im Wege stehen. Solange republiklose Richter in der Republik Recht sprechen, wird die Republik kein Recht haben. Dieser Herr Senatspräsident findet, daß es eine parteipolitische Entartung sei, wenn Richter sich in einem republikanischen Richterbund zusammenfinden. Wir sind der Auffassung, daß allerdings das Vorhandensein und noch mehr die Notwendigkeit eines republikanischen Richterbundes eine Schmach für die Republik ist, weil jeder Richter der Republik, der nicht Republikaner ist, solch einen schmählichen Zustand darstellt. Für die Schwarz-Weiß-Roten ist ein republikanischer Richter eine parteipolitische Verderbnis der Rechtsprechung; für uns ist jeder Richter der Republik, der nicht republikanisches Recht spricht, ein Gesinnungslump.

Breuer

Die weiße Feme

Als Stresemann in Locarno einen Tag lang das Bett hüten mußte, drahteten beflissene Reporter nach Paris, er sei einem Attentat zum Opfer gefallen. Das stimmte zwar nicht, war aber die Vermutung so ganz unberechtigt? Stresemann wie Luther hatten den Sonderzug, der sie aus Berlin brachte, bereits in Bellinzona, statt in Locarno selbst, wo sie allgemein erwartet wurden, verlassen. Stresemann befand sich in Locarno stets in Begleitung von Berliner Kriminalbeamten. Bei der Abreise aus Berlin war der Bahnsteig des Anhalter Bahnhofs sogar der Presse verschlossen, ebenso waren alle Zwischenstationen, die der Delegationszug durchfuhr, abgesperrt gewesen. Die „Tägliche

Rundschau", die zwar nicht der politische Moniteur Stresemanns sein, ihn jedoch wohl ebensowenig persönlich bloßstellen will, wußte darüber anzugeben: „Im übrigen ist die Absperrung wohl darauf zurückzuführen, daß der Sicherheitsdienst begründete Ursache hatte, mit ernsthaften Störungsversuchen und vielleicht auch mit Anschlägen zu rechnen." Man weiß ferner, daß die deutschen Delegationsführer daheim und draußen mit zahlreichen anonymen Drohbriefen überschüttet wurden, deren Vorlagen nicht weit von gewissen deutschnationalen Leitartikeln und Parteiresolutionen zu suchen sein dürften. Man komme nicht immer mit dem Kinderschreck: völkisch; die Deutschnationalen, die größte Regierungspartei, geben hierbei den Ton an.

Die Polizei beginnt allmählich, wenn auch leider viel zu spät, die Mördernester der Schwarzen Reichswehr auszuräuchern. Dieser unvermeidliche kriminelle oder pathologische Abschaum jeder Gesellschaft, der früher zur See, in die Kolonien, auf die Goldfelder oder sonst ein lockendes gefährliches Abenteuer ging, durfte sich jetzt, von den ebenso maulfrechen wie tatfeigen Erbsassen der alten Macht politisch eingekleidet und aufgeputzt, im „Vaterlande" auf Freibeuter- und Wegelagererart betätigen. Diesen hirnlosen Gewaltmaschinen, die sonst jeder Rechtsstaat hätte ächten müssen, wurde von der völkisch-deutschnationalen Bruderschaft ein herb parfümierter moralischer Odem eingeblasen. Aber das Geschäft selbst, die unmittelbare Aktion war — schon seit Rathenaus Ermordung — nicht nur nicht mehr einträglich, nein geradezu riskant für den Täter geworden. Man mußte befürchten, für einen lumpigen Mord an einem der „Vaterlandsverräter" — und dazu gehörten alle, die sich links von völkisch und deutschnational politisch betätigten — mit seiner eigenen wertvollen Person einstehen zu müssen. Seitdem geht die weiße Feme um, der bleiche Schrecken, der lautlos und unsichtbar aus dem Hinterhalte arbeitet und fällt. Ihr erstes Opfer war Wirth. Diesen mehr als robusten Gesellen hat schließlich eine immer stärker dosierte Attentatsfurcht, die durchaus nicht erwiesenermaßen von bewaffneten Söldnern der Reaktion, sondern viel eher von zivilen Monokelträgern der Republik genährt wurde, bis ins letzte zermürbt. Stresemann, den innenpolitischen Geschäftsführer der Deutschnationalen, hält man gleichfalls in dauernder Unruhe, indem man ihm das Schreckgespenst ständiger Lebensbedrohung vorspiegelt und durch angeblich notwendigen polizeilichen Schutz dauernd daran erinnert. Daß man seinerzeit Severing solchen Schutz ansann, hätte man verstanden, wenn sich nicht bald herausgestellt hätte, daß seine vorgeblichen Wächter ihn bespitzelten oder gar selbst bedrohten. Ueber „Isidor", wie der jetzige Regierungsdirektor im Berliner Polizeipräsidium, Weiß, von seinen (damit ihr arisch Gesicht weisenden) Untergebenen bekosnamt wird, herrschte ungetrübte Heiterkeit, wenn er sich einbildete, mit diesem Personal politische Reinigungsaktionen vorzubereiten, die „seinen Leuten" nicht paßten.

Es gibt in Wirklichkeit — gottlob! — unter den unverbesserlichen oder herangezüchteten Landsknechtsfiguren keine Attentäter mehr, die sich für Ueberfall oder Totschlag selbst einsetzen wollten, wenn man die zuchthaus- oder irrenhausreifen Bestien beiseite läßt, die irgendeinen armen Schächer in ihren Reihen aus Laune oder Mißverständnis bei Nacht und Nebel erledigen und verscharren. Aber politisch Verantwortliche und ihre unverantwortlichen Kreaturen benutzen sie noch immer als schwarzen Mann und halten die Bedrohten, indem man vorgibt, sie zu schützen, in beständiger Unsicherheit um das Leben. Man mache nur eine Statistik auf, wieviel völkische Leitartikel oder deutschnationale Hetzreden in einem bestimmten Zeitraum eine bestimmte Anzahl von Drohbriefen oder angebliche Attentats-

vorbereitungen veranlaßt haben gegen diejenigen Staatsmänner, die zu verteidigen wir keinen Anlaß haben, denen aber von ihren nächsten politischen Hausgenossen und Nachbarn Verrat und Verschacherung vaterländischen Bodens und Lebens vorgeworfen wird, und man wird unschwer die Methode, die hier in Uebung ist, erkennen.

Nicht zu vergessen ist auch die stille Giftmischerei der verschiedenen Offiziersbünde, die vorgeblich nur wirtschaftlichen Standesinteressen dienen wollen, und der mit ihnen vielfach versippten lieben vaterländischen Verbände. Sie waren nie blöde; aber unter dem Luther-Schiele-Kabinett und gar unter dem Präsidium des „Retters" blähen sie sich vollends zu einer unverantwortlichen Nebenregierung auf. Jetzt dringen sie in alle Aemter bis in die Kommunalverwaltungen mit persönlichen Vorstellungen und schriftlichen Belästigungen ein und betreiben hohe Politik mit Nebenluft. Auch sie sind im Grunde nur die hirnlosen Instrumente ihrer eigenen Hetzpresse, übernehmen mit tatkräftiger Kritiklosigkeit jedes Schlagwort und jede Falschmeldung daraus und machen sie zu Grundlagen politischer Aktionen, die immer und ohne Ausnahme gegen bestimmte Persönlichkeiten außerhalb ihres eingeschworenen Klüngels gerichtet sind. Was sie positiv wollen, wüßten sie schwerlich anzugeben, es sei denn, daß „man" — beileibe nicht sie selbst — einmal kräftig auf den Tisch schlagen und den Kerls da draußen zeigen müsse, was eine Harke sei. Nur jeden erkannten Republikaner mit den lumpigsten Mitteln zu denunzieren, verstehen sie, in der ausgesprochenen Absicht, ihresgleichen an die — so unvorsichtig verlästerte — Futterkrippe zu bringen. Aber alles in den Aemtern — je höher hinauf, desto mehr — zittert vor ihnen und steht ihnen gehorsam Rede und Antwort, statt ihnen den Stiefelabsatz zu zeigen, das einzige Argument, das bei ihnen verfängt. Und es ließe sich eher denken, daß der deutsche Außenminister den Botschaftern Englands oder Frankreichs einmal die kalte Schulter zeige, als daß er diesen Portepee- und Putschistenklubs ein Schreiben unbeantwortet, einen Schritt unberücksichtigt ließe. Was der gute alte Reichspräsident von diesen Herrschaften auszustehen hat, hätten ihm selbst seine ärgsten Wahlgegner nie gewünscht, und wie das jetzige Regime diese quasi Geister einmal loswerden will, wissen die Götter. Denn engverbunden geht hier alles Hand in Hand: die Aktionen dieser Verbände und ihre Presse, die nicht nur völkisch, sondern ebenso deutschnational ist, und der einzige Trost für uns, wenn auch nicht für ihre Getreuen in der Regierung, ist ihre brutale Dummheit, die ihren Zusammenhang mit den Denunziationen hinter den Kulissen einerseits, ihr Eintreten für die Gewalttäter andererseits, nicht zu verschleiern versteht. Aber ihr Gift blasen sie gleichmäßig durch alle Schlüssellöcher, solange nicht im Zimmer drin auf dem Ministersessel oder minderem Amtsplatz einer ihrer Sippe und Art sitzt. In Wahrheit, ein Geschlecht von Helden!

Prokurator

Internationaler Verband der Fachzeitschriften

In Paris wurde soeben ein internationaler Verband der Fachzeitschriften gegründet. Dies geschah im Verlaufe eines viertägigen Kongresses, zu dem das französische Syndicat de la presse technique eingeladen hatte. Vertreter aus 27 Ländern, die einen Stamm von 4000 Fachzeitschriften verkörperten, waren anwesend. Deutschland war den Personen nach gut, zahlenmäßig schlecht vertreten. Handelsrichter Worms und Syndikus Dr. Pape brachten eine überaus anerkennenswerte Willigkeit zur Zusammenarbeit mit; der ehemalige Abgeordnete Cohen-Reuß hielt einen Vortrag über die kulturelle Bedrohtheit Europas und schloß mit der Feststellung, daß nur die deutsch-fran-

zösische Annäherung das Unheil abwenden könne. Die deutschen Teilnehmer waren sich darüber eins, daß sie mit Zuvorkommenheit und Takt empfangen wurden. In den Kommissionsberatungen wurde auf die deutsche Meinungsäußerung besonderer Wert gelegt. Der neugegründete internationale Verband wählte als dritten Vorsitzenden Handelsrichter Worms, und er wäre zum zweiten gewählt worden, wenn man diesen Platz nicht einem italienischen Vertreter hätte vorbehalten müssen, weil Italien die Kongreßteilnehmer für das nächste Jahr nach Mailand eingeladen hat. Auch Oesterreich kam mit einer Einladung, war aber bei der Beratung über diesen Punkt einige Minuten zu spät zur Stelle.

Daß von Deutschland keine Einladung erging, ist bedauerlich. Die Franzosen haben es als besonders aufmerksam vermerkt, daß von deutscher Seite der Vorschlag kam, das Büro der neugegründeten Föderation vorläufig in Paris zu lassen, da doch sie, die Franzosen, die verbreitende Arbeit für diesen wichtigen internationalen Zusammenschluß geleistet hätten. Es hätte zweifellos Beifall ausgelöst — denn die gesamte viertägige Tagung stand unter dem Zeichen der Versöhnungsgesinntheit — wenn die Deutschen sich als die Gastherren für das nächste Jahr angeboten hätten. Statt dessen lag auf der Zeitschriftentafel die letzte Nummer des „Zentralblatts für die Zuckerindustrie" (26. Sept.) aus, worin vor der Teilnahme an diesem Kongresse eindringlich gewarnt wurde, natürlich mit den beliebten nationalistischen Hetzargumenten. Der Eindruck dieser rot angestrichenen Warnung war miserabel. Daß er mehr zuwege gebracht hatte als die Gallenentlastung des betreffenden obskuren Verfassers, ersah man just an der geringen deutschen Teilnahme: die Zuckerfabrikanten haben durch die Veröffentlichung dieser Notiz ihr Ziel erreicht; offenbar sind eine Menge Interessenten daraufhin von der Reise nach Paris abgeschreckt worden; den Schaden an dieser törichten Haltung einzelner trägt wieder einmal das große Ganze. Glücklicherweise ist durch die geringe deutsche Teilnahme die Arbeitsenergie des Kongresses nicht geschwächt oder gar vereitelt worden. Der Zusammenschluß der Fachpresse zu einer internationalen Föderation ist eine so logische Forderung, daß der Widerstand der deutschen Zuckerfabrikanten die Entwicklung der Dinge nicht aufhalten konnte. Die Fachpresse und ihre Organisation wurde von einem der französischen Ministerialvertreter für kulturell wichtiger angesprochen als die journalistische Leistung der Tagespresse. Seine gute Meinung wird durch den Streich des deutschen Fachblattes unrühmlich desavouiert. Ein Vertreter der Internationalen Handelskammer teilte mit, daß für das kommende Frühjahr an die Einberufung eines internationalen Kongresses gedacht sei, auf dem die Interessen der Finanzpresse behandelt und einander näher gebracht werden sollen. Ich teile das erfreuliche Vorhaben hier mit, damit die Börsenorgane nationalistischer Färbung mit der Intelligenz der Zuckerfabrikanten wetteifern und zeitig genug gegen die deutsche Teilnahme hetzen können.

Dr. Huebner (Paris)

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

DIE GLOCKE

gehört
in die Hand jedes
Parteigenossen!!

Jeder Leser der
Glocke muß
einen

neuen Leser

werben!

SAMMLUNG GÖSCHEN

Unser Wissen in Einzeldarstellungen

Jeder Band gebunden Mark 1.25

*

In bisher über 900 Bänden umfaßt die bekannte Sammlung alle Gebiete der Wissenschaft und der Technik. Jeder, der sich aus beruflicher Notwendigkeit oder aus persönlichem Interesse rasch in ein Wissensgebiet einzuarbeiten wünscht, findet hier kurze, klare, doch streng wissenschaftliche Einführungen in jeden Zweig der Wissenschaft

Vollständiges Verzeichnis kostenlos durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlage

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

HANNS-ERICH KAMINSKI

Der Fascismus in Italien

Im Anhang:

GIACOMO MATTEOTTI
Ein Jahr Fascisten-Herrschaft

Volksstimme, Chemnitz: „Eine ebenso gründliche wie dramatische Schilderung des politischen und wirtschaftlichen Aufbaus der italienischen Tyrannei"

In Halbleinen, Preis 2.75 Mark

VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT · BERLIN SW 68

Berlin, 24. Oktober 1925 — Nr. 30 — 11. Jahrg. · 2. Bd.

Die Locke

BEGRÜNDET VON PARVUS

LOCARNO

Was kann Locarno bringen?

ALBIN MICHEL: **Locarno** 930

WOLFGANG SCHWARZ: **Ein Meilenstein der Völkerrechtsentwicklung** 932

HANNS-ERICH KAMINSKI: **Diplomatie** 935

DAUMIER: **Locarno** 937

Senator Dr. GERTH: **Die „Heilige Allianz" und der Völkerbund** 938

Polizeioberst a. D. SCHÜTZINGER: Frontsoldaten über den Krieg 941

JOSEF MARIA FRANK: Das Völkerschlachtfest 946

ARTHUR ELOESSER: Amerikanische Marke? 947

ROBERT BREUER: Die Mark Brandenburg (Schluß) . . . 952

Richterliche Willkür III — Wieder - Rundfunk

Die Richter sollen zahlen!

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 40 Pfennig

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN 8 ◇ BERLIN SW 48

163 Seiten
Preis 1.20 Mk.

N. BUCHARIN

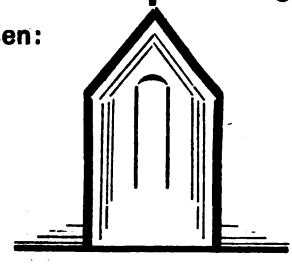
KARL KAUTSKY UND SOWJET-RUSSLAND

Eine
Antwort
auf K. Kautsky
„Die Internationale
und Sowjetrußland"

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN 8 ◇ BERLIN SW 48

Was läßt sich aus Locarno herausholen?

1. Vertrag von Versailles und Erfüllungspolitik sind:
   Landesverrat
   Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen ■ ■ ■
2. Dawes-Gutachten = Zweites Versailles =
   Landesverrat
   Siegreich woll'n wir Fr . . . . . ■
3. Indessen: 50% schwarz-weiß-rot für Dawes =
   4 „ „ „ e Minister
   Siegreich wol . . . . . ▓
4. Spanischer Handelsvertrag = Landesverrat
   Indessen: dafürstimmen sichert die
   schw-w-r Regierung ||| ||| |||
5. Sicherheitspakt + =Verewigtes Versailles = **Landesverrat**
   Indessen:



O Straßburg, o Straßburg
= **3 Mark**
Roggenzoll

6. Zölle — Steuern — Ausfuhrscheine:
   onracoL hcan ←
7. Die Großagrarier in Not!! — — **Preußen!!**

Also:

Was läßt sich aus Locarno herausholen?

Siegreich woll'n Frankr- Sc

Locarno

Von Albin Michel

Viel wichtiger noch als die Abmachungen von Locarno selbst ist die Feststellung der Hauptbeteiligten an den Verhandlungen, daß nun ein neuer friedlicher Geist in die Beziehungen der europäischen Völker gekommen sei; denn flaut dieser Geist der Friedlichkeit, des Entgegenkommens und der Verständigung, der in Locarno hervortrat, wieder ab, so könnten die Vereinbarungen — vom Militärischen in das Politische übertragen — nur verglichen werden mit jenen taktischen Erfolgen, die die deutschen Generale im Weltkrieg so oft errungen haben, denen aber meistens die strategische, die höhere Bedeutung fehlte und die daher auch zu keinem entscheidenden Erfolg führen konnten. Die Tatsache, daß die Abmachungen von Locarno ein großer Fortschritt sind, daß durch diese Vereinbarungen die nationalistischen Schreier und Nichtswisser ad absurdum geführt worden sind, daß die deutschnationalen Parteiführer jetzt vor ihren Anhängern, die für ihren Parteibeitrag ein bestimmtes Quantum von „nationaler Opposition" und von „patriotischen" Phrasen verlangen, Farbe bekennen müssen, weiter der Umstand, daß der „Retter" in absehbarer Zeit den Vertrag unterschreiben muß, dürfen uns nicht dazu verleiten, in der jubilierenden Stimmung die von der Ratio vorgeschriebenen Grenze zu überschreiten, Locarno als ein Mekka hinzustellen, in dem die Menschen göttliche Offenbarungen erfahren haben.

Der Vertrag von Locarno war notwendig und hat die europäische Atmosphäre gereinigt, aber er ist eher ein Anfang als ein Ende, mehr die Ueberwindung der Negation als schon ein positives Ergebnis. Weiter sind die Abmachungen von Locarno nicht allein zustande gekommen, weil unter den Völkern und Staatsmännern allgemein ein neuer friedlicher Geist eingezogen ist, schließlich trugen diese Vereinbarungen doch auch eine gewisse Zwangsläufigkeit an sich, sie sind die Konsequenz der Dawes-Vereinbarungen, und bei ihrem Abschluß hat mitgewirkt die langsam aufdämmernde Erkenntnis, daß das Wirtschaftsleben des europäischen Westens stagnierend bleiben muß, wenn zwischen West- und Mitteleuropa keine Verständigung erzielt wird. Und zweifellos wird die erreichte Verständigung auch viel zur Beruhigung beitragen, auch die Einwirkungen auf die Wirtschaft der am Vertrag von Locarno beteiligten Staaten wird nicht ausbleiben.

Solange aber die Großstaaten ihre heutige Mentalität noch nicht verloren haben, solange in jedem einzelnen Staate persönlich und sachlich vorwärtsstürmende, retardierende und gewaltsam rückwärtsdrängende Elemente wirken, solange in jedem europäischen Staate ein Kapitalismus mit starkem Expansionsdrang, mit besonderen Eigeninteressen herrscht, solange die Wirtschaft des einen Industrielandes notwendigerweise der Konkurrent des anderen Landes sein muß, solange machtpolitische Entscheidungen wohl in den Hintergrund gedrängt, aber noch nicht völlig unmöglich gemacht sind, solange wird auch die auswärtige Politik eines jeden Landes, und namentlich eines jeden Großstaates, stets etwas Zwiespältiges in sich tragen. Auf der einen Seite wird sich der Drang geltend machen, den Frieden zu bewahren, Kompromißlösungen herbeizuführen,

auf der anderen Seite zeigt sich, daß auch Kräfte wirken, die gewaltsame Lösungen zu erzwingen suchen, dann nämlich, wenn eine solche Lösung den größeren Vorteil verspricht. Ob dabei die gewaltsame Lösung wirklich den größeren Vorteil bringt, wird im gegebenen Moment weniger von der politischen Vernunft entschieden, vielmehr hängt das Urteil ab von der Frage, in welchen Grad des Rauschzustandes die große Masse des Volkes zu setzen ist. Ob internationale Abmachungen eingehalten werden, die eine friedliche Entwicklung verbürgen sollen, ist daher — jetzt wenigstens — vielmehr eine Frage, wie sich die große Mehrheit der Völker dazu stellt, als eine solche, welche Gedanken die Staatsmänner damit verbinden, ob hinter ihren Beteuerungen nicht schließlich doch eine reservatio mentalis lauert.

Es ist ohne weiteres klar, daß sich von dem Abschluß des Vertrages auch Franzosen, Belgier und Engländer Vorteile versprechen. Alle drei Länder erhoffen wie Deutschland eine politische und wirtschaftliche Beruhigung für Europa. Aber jedes einzelne Land hat naturgemäß wieder seine Sonderwünsche und seine besonderen Gebresten und Leiden. In Frankreich wird immer mehr erkannt, daß die riesigen Geldausgaben für Heer und Flotte auf die Dauer nicht aufzubringen sind, und daß eine Verständigung mit Deutschland erlauben wird, wenigstens die Kosten für das Landheer wesentlich herabzusetzen. Der konservativen englischen Regierung ist der Gang nach Locarno mindestens stark erleichtert worden durch den Gedanken, daß eine Befriedung in Mittel- und Westeuropa Kräfte freimacht zu stärkerem Auftreten in anderen Gebieten. Auch wenn man die Verständigung in Locarno noch so hoch einschätzt, ist es doch wenigstens angebracht, darauf hinzuweisen, daß die Vertragspartner im Hintergrunde, im Unterbewußtsein, teilweise verschiedenartige Beweggründe hatten. Unterschiede der Beweggründe und Interessendivergenzen haben aber, wie viele Erfahrungen beweisen, schon oft dazu geführt, Verträge nicht in dem Sinne zu halten und auszuführen, wie sie beschlossen worden sind, weil sich schließlich die Auslegung der Verträge, ihre sinngemäße Ausführung, nicht in einem Vakuum, in einem luftleeren Raum abspielt, sondern mitten in den Interessengegensätzen und unter Situationen, die wiederum aus den Bedingtheiten der Zeitumstände entstanden sind. Daß eine konservative englische Regierung Deutschland im gegebenen Falle gern gegen Rußland ausspielen möchte, ist eine Sache, die viel zu verständlich ist, als daß man darüber in eine weltfremde Verwunderung ausbrechen könnte. Und da Rußland in den letzten Jahren den Briten wiederholt mit einem Krieg gedroht hat, ist es auch erklärlich, daß England eventuell nach Bundesgenossen Ausschau hält. Nur darf Deutschland dieser Bundesgenosse Englands nicht werden, weil uns die Interessengegensätze Rußlands und Englands in Asien nicht berühren.

Wenn hier gewisse Bedenken gegen das Ergebnis von Locarno geltend gemacht werden, so durchaus nicht, das muß immer wieder betont werden, weil diese Abmachungen herabgesetzt werden sollen, sondern diese Bedenken werden nur herausgestellt, weil nicht die Ansicht aufkommen darf, aus den Abmachungen von Locarno könne außenpolitisch schon ein goldenes Zeitalter entstehen, weil auch diese Vereinbarungen deutlich das Zeichen des Ueberganges an sich tragen, den unsere Epoche hat. Eines ist dabei aber ganz gewiß, die Wirkungen,

die von Locarno ausgehen, werden um so nachhaltiger und besser sein, je mehr in den einzelnen Ländern die Parteien erstarken, die den Frieden erhalten wollen. Je mehr die nationalistischen Schreier überall zurückgedrängt werden und je mehr jener engstirnige militärische „Geist" ausgemerzt wird, der den Staatsmann und den Politiker nur als Uebel ansieht, die notwendig sind, um Kriege anzuzetteln. Erstarkt in der großen Masse der Bevölkerung der friedliche Geist noch weiter, so kann auch kaum ein Zweifel sein, daß die Abmachungen von Locarno noch nicht das letzte sind, was an internationaler Verständigung zustande gebracht werden kann, dann wird sich diese internationale Verständigung noch mehr Gebiete erobern können. Jeder Sieg über die engstirnigen Nationalisten eines Landes ist als ein zweites Locarno aufzufassen.

Da Deutschland jetzt in den Völkerbund eintritt, sollen auch ein paar Bemerkungen darüber angefügt werden. In den ersten Jahren trug der Völkerbund ganz deutlich die Eierschalen seiner Entstehung noch mit sich herum, er war das Exekutivorgan der siegreichen Mächte und namentlich das ausführende Organ Frankreichs und Englands. Dann schien es eine Zeitlang, als ob der Völkerbund im Sterben liege, auf dem außenpolitischen Szenarium traten fast nur noch der Oberste Rat und die Botschafterkonferenz hervor. Inzwischen aber hat der Völkerbund moralische Eroberungen gemacht, und er hat jetzt nicht nur einen größeren moralischen Einfluß, er ist auch innerlich gefestigt. In ihm spielen heute schon England und Frankreich nicht mehr jene alles überragende Rolle wie vor einigen Jahren. Deutschlands Beitritt wird den Völkerbund abermals festigen. So ist auch hier ein Fortschritt von Bedeutung gemacht worden, und auch hier wird es bärtigen Germanen, englischen, französischen, belgischen Chauvinisten kaum gelingen, das Rad aufzuhalten, das über ihre längst veralteten Ansichten hinweggeht.

Ein Meilenstein der Völkerrechtsentwicklung

Von Wolfgang Schwarz

Die internationale Welt der Staaten vor dem Weltkrieg war anarchisch. Es gab keine gemeinsame Ordnung. Unverbunden, unabhängig, oder, wie der Fachausdruck lautet, souverän, standen die Staatsapparate nebeneinander. Die Staatsräson war Räson des Einzelstaates, nicht Staatenräson. Die Interessen des eigenen Staatswesens waren das Grundgesetz des außenpolitisch handelnden Staatsmannes. Der Krieg war das letzte und höchste Mittel der Staatskunst. Politik Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Weltkrieg und Ruhrkampf waren Gipfel in einer Bergkette imperialistischer Machtpolitik.

In fast idealtypischer Reinheit standen die europäischen Großmächte seit dem Zerfall der Heiligen Allianz bis zur Gründung des Zweibundes 1878 isoliert nebeneinander. Hier begann, von Bismarks Willen zur preußisch-habsburgischen Doppelmonarchie gegenüber dem hartnäckigen Widerstand des alten Preußenkaisers erzwungen, die Bündnispolitik sich schicksalhaft durchzusetzen. Der Zweibund erweiterte sich und wurde Dreibund, der russisch-französische Bündnisvertrag, die

Entente zu zweien und dreien, schlossen sich daran. Vor dem Krieg befand sich Europa in einem Organisationsprozeß. Die handelnden Staaten trieben nicht mehr isolierte, sondern Gruppenpolitik. Europa war auf dem Wege, das Gebrechen seines Staatenzerfalles zu heilen.

Aber alle planmäßigen Versuche internationaler Organisierung scheiterten an der Machtideologie der Zeit. Die aus der Weltökonomie entstehende Organisation gewisser Teilgebiete des Lebens war noch nicht vorgedrungen, weder in die Bereiche der Völkerrechtswissenschaft, und noch weniger in die Amtsstuben der Wilhelmstraße, des Quai d'Orsay, und der Downingstreet.

Ebensowenig hatten die pazifistischen Versuche der Haager Konferenzen oder die als Anbruch einer neuen Zeit von der pazifistischen Sekte gepriesenen Schiedsverträge eine Beziehung mit der Staatswirklichkeit. Selbst der Weltschiedsvertrag wagte sich nur an die juristischen Quisquilien des Staatenverkehrs: kein Wort von Gemeinschaftsregelung und Gemeinschaftsanpacken politischer Probleme. Und in der Rückschau sehen wir erschüttert, wie jeder Staat nur in der eigenen oder in der Macht von Bundesgenossen Sicherheit suchte. Noch tauchte das internationale Recht als ein Mittel der Sicherheit, die Kooperation als der Schutz aller gegen alle, nicht auf im Bewußtsein der Menschheit.

Der Krieg war Rechtsmittel. So hütet sich auch der juristische Abschluß des Weltkrieges, der Versailler wie die anderen Friedensverträge, aus der Vereinbarung einer Schadenersatzpflicht ein moralisches Verdammungsurteil zu machen. Ein jeder Staat war berechtigt, Krieg zu erklären, wie es auch die Staatsverfassungen aussagen. Versagten diplomatische Verhandlungsmethoden, so blieb zum Austrag des Streites nur das Gottesgericht des Krieges; und manches Mal ward ein Streit aus der Welt geschafft, weil man einen der Streitenden aus der Welt schaffte. Weltkrieg und Ruhrkampf brachten die mittelalterliche Primitivität dieses Verfahrens ins allgemeine Bewußtsein.

Im dialektischen Gegensatz hierzu wurde der Völkerbund gegründet; um „Frieden und Sicherheit allen Völkern" zu schaffen, verbot er den Ueberfallskrieg, zwingt er zum Versuch internationaler Verständigung und will, seiner Satzung gemäß, durch Zeitgewinn Möglichkeiten des Ausgleichs durch „Aussprache und Uebereinstimmung" schaffen. Das, was zuletzt noch im britisch-türkischen Mossulkonflikt von Völkerbunds wegen geschah und nicht geschah, entspricht zwar nicht dem, was positive oder negative Völkerbundsillusionisten von ihm erwarten, aber genau seinen Rechtssätzen. Denn sein Wesen ist ideologisch bestimmt aus dem Reflex des plötzlichen Ausbruches des Weltkrieges.

Bedeutet so der Völkerbund als Rechtssatzung einen ersten und universellen Abbau des Souveränitätswahnes, so erfolgte in der Reaktion auf den Ruhrkrieg ein zweiter und teilweiser Abbau der Siegervorrechte des Versailler Vertrages. Es war der völkerrechtsgeschichtliche Sinn der Londoner Konferenz, aus der unbestimmten, willkürlich veränderlichen Schuldsumme eines Fronsklaven das Rechtsverhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger mit, wenigstens für einige Jahre, bestimmten Zahlungspflichten zu setzen, die Auslegung der Wiedergutmachungsbestimmungen der einseitigen Vertragsauslegung durch den Sieger zu entziehen und dem Schiedsgedanken zu unterwerfen.

So sind Kriegsverhütung durch Völkerbund und Sanktionsverhütung durch Schiedsverfahren zwei der historischen Wurzeln des Locarno-Vertrages. Beide sind Erscheinungsformen des Grundgedankens der völkerrechtlichen Sicherung vor dem gewaltsamen Eingriff eines anderen Staates. Als dritte Wurzel ist wohl das Sicherheitsstreben Frankreichs aufzufassen: die seit Jahren konsequent durchgeführte Politik auf jede Weise, machtpolitisch oder rechtspolitisch, Frankreich vor einer neuen deutschen Invasion zu schützen. Der Versuch, den deutschen Westen abzutrennen und der Versuch, sich durch Militärbündnisse mit England und den Vereinigten Staaten, Belgien, Polen und der Tschechoslowakei zu sichern, stehen auf der einen Seite, auf der anderen die Pläne eines Garantiepaktes von Völkerbunds wegen und der Umbau der Völkerbundssatzung durch das Genfer Protokoll.

Diese drei Ströme deutscher, französischer und internationaler Sicherungspolitik fließen in Locarno zusammen. An diesem Wendepunkt dieses an Wendepunkten reichen Jahres ist also das der Stand der Völkerrechtsentwicklung: Verpflichtung Frankreichs und Belgiens einerseits, Deutschlands andererseits, „in keinem Falle zu einem Angriff, zu einem Einfall, zu einem Kriege gegeneinander zu schreiten"; Verpflichtung Deutschlands, Polens und der Tschechoslowakei, zwischen sich „den Frieden aufrechtzuerhalten, indem sie die friedliche Regelung der zwischen den ihren Ländern etwa entstehenden Streitigkeiten sichern". Das alles bedeutet einen Einbruch in die überlieferten Souveränitätsrechte, ein Aufhören des Rechtes zum Kriege. Es wird mit Rheinpakt und Schiedsverträgen zwar kein Weltrecht, aber doch ein Friedensrecht auf dem Gebiete geschaffen, das von dem Atlantischen Ozean im Westen nach der russischen Grenze im Osten, von der Nordsee bis an das Mittelländische Meer sich erstreckt, mit Deutschland als Mittelglied eines Reiches des kontinentaleuropäischen Friedens.

Wird Mitteleuropa als die Gefahrenzone des Erdteils in geschichtlicher Folgerichtigkeit besonders gesichert, so fügt sich andererseits Deutschland in die gesamte Weltfriedenspolitik durch den Völkerbundseintritt ein. Denn stärker als Schiedskommissionen und papierenen Verzicht — der Rheinpakt enthält den vollständigen und ohne Frankreichs Zustimmung unwiderruflichen Verzicht auf Elsaß-Lothringen — wirkt die lebendige Mitarbeit an der Bewahrung des Friedens im Rate der Völker. Auch hier gibt Deutschland ideologisch Souveränitätsvorurteile auf, um die Mitarbeit der Staatengemeinschaft einzutauschen. Mit dem deutschen Eintritt streift der Völkerbund den Charakter als Siegerallianz ab. Er festigt sich und es sezt sich die Gewohnheit der europäischen Staatsmänner durch, auftauchende Probleme durch Zusammenkünfte von Zeit zu Zeit zu lösen, zu lindern, zu mildern, zu vertagen, zu bereinigen.

Rheinpakt und deutscher Völkerbundseintritt verhindern rechtlich die Erneuerung des europäischen Bündnissystems. England tritt nicht an die Seite einer Macht, sondern zwischen Deutschland und Frankreich. Die noch aufrechterhaltenen Bündnisverträge Frankreichs werden der Oberaufsicht des Völkerbundes unterworfen; es tritt nur noch im Falle flagranter Vertragsverletzung eine automatische Auslösung der Bündnispflicht ein; ihre Anwendung untersteht der Völkerbundsregelung. Rhein-

pakt und Schiedsverträge sichern den unmittelbar und den mittelbar beteiligten Ländern den Weg friedlicher Schlichtung.

Erscheint Locarno als ein Abschluß der organisatorischen Völkerrechtsentwicklung im mittleren Europa, so ist es ein neuer Anfang der Abrüstung. Fällt der Rechtszweck des Krieges, wird die Gewalt rechtlich sinnlos, so verliert die Armee ihren machtpolitischen Sinn. Die Drohung, sie einzusetzen für die Staatszwecke, wäre von jetzt an eine rechtswidrige Handlung. Die Sinnlosigkeit der Machtpolitik innerhalb Europas führt freilich die Abrüstung nicht herbei, wie sie uns im Schlußprotokoll von Locarno von neuem als Ziel aufgestellt wird; aber die rechtliche Sicherheitsgewährleistung räumt die machtpolitischen Einwände gegen die Abrüstung hinweg, zu der ökonomische Gründe bisher vergeblich drängten.

In Locarno zerbrach der staatliche Machtwille aller Beteiligten; der Souveränitätsschwindel, die Ideologie der Isoliertheit zerbröckelte. Seit dem Zerfall des mittelalterlichen christlichen Reiches ist zum ersten Male wieder in Rechtssätzen die europäische Gemeinschaft stabilisiert.

Diplomatie

Von Hanns-Erich Kaminski

Kein Wort gegen die Kollegen in Locarno; es wäre allzu leicht, ihre Arbeit zu ironisieren, und schließlich sind auch die Potins so einer Konferenz ganz interessant. Die Situationsberichte, die sie gaben, waren allerdings oft weniger harmlos und bisweilen sogar gefährlich. Aber auch hieraus darf man den Journalisten keine übertriebenen Vorwürfe machen. Die Presse — und das heißt nun einmal: die öffentliche Meinung — hat nicht nur ein Recht, sie tut auch gut daran, sich für die Tätigkeit der Staatsmänner zu interessieren. Daß die Berichte meist Kombinationen und darum notwendigerweise nicht immer richtig waren, ist kein Fehler von Personen, sondern ein objektives Malheur.

Ein objektives; denn auch die Dürftigkeit der amtlichen Verlautbarungen war durchaus begreiflich und geboten. Zugestanden, daß die offizielle Lakonik in Locarno, wenn nicht schon weniger Kürze, getrost etwas mehr Würze haben konnte: diejenigen, die sich über die Geheimniskrämerei beklagten, hatten doch unrecht.

Also Geheimdiplomatie? Lassen wir jedes Werturteil einen Augenblick beiseite und sehen wir den Dingen ins Gesicht.

Da ist zunächst zu sagen, daß man zwischen geheimen Verhandlungen und geheimen Abmachungen unterscheiden muß. Ueber die geheimen Abmachungen ist die Meinung nachgerade ziemlich einhellig. Im parlamentarischen System sind sie logisch und politisch gleich unsinnig. Ein Vertrag muß ja nicht nur geschlossen, er muß auch ratifiziert werden. Das Recht der Ratifikation liegt heutzutage aber in allen zivilisierten Ländern beim Parlament. Und nicht ratifizierte Verträge sind staatsrechtlich nicht nur bedeutungslos, binden also außenpolitisch weder die Regierung, die sie unterzeichnet hat, noch erst recht spätere Regierungen. Geheimverträge sind ein Korrelat des Absolutismus. Sie bekämpfen heißt in den Bezirken der Theorie offene Türen einrennen.

In der Praxis sind wir noch nicht ganz so weit. Es gibt zwar kaum noch Geheimverträge, aber es gibt ohne allen Zweifel — trotz der Registrierung beim Völkerbund — noch Geheimklauseln. Ueber ihre rechtliche Bedeutungslosigkeit und politische Unsinnigkeit gilt dasselbe wie für Geheimverträge überhaupt. Petrefakte eines verflossenen Systems sind sie indessen noch da. Unnötig hinzuzufügen, daß wir sie bekämpfen müssen.

Anders liegt die Sache mit den geheimen Verhandlungen. Die Wilsonsche Forderung nach Oeffentlichkeit aller Verhandlungen bewies und beweist nur die seichte Oberflächlichkeit des bourgeoisen Pazifismus. Verhandlungen, bei denen die Oeffentlichkeit sofort jede Forderung und jedes Zurückweichen erfährt, sind einfach ein Unding. Man stelle sich nur vor, daß der ganze Verkehr von Kabinett zu Kabinett, daß jeder Gedankenaustausch zwischen auswärtigen Aemtern und diplomatischen Vertretungen öffentlich geführt würden! So konsequent, auch die Oeffentlichkeit dieser Verhandlungen zu fordern, ist bisher allerdings kaum jemand gewesen. Man begnügt sich im allgemeinen, die Oeffentlichkeit nur für Konferenzen, Friedensverhandlungen u. dgl. zu verlangen, obgleich deren Einberufung doch im Ermessen der Diplomatie bleibt und die wichtigsten Vorarbeiten in jedem Falle zwischen den Kabinetten geleistet werden. Der wolkentürmende Pazifismus, der keine realen Erfolge aufzuweisen vermag, hat jedoch die allgemeine Stimmung so weit beeinflußt, daß man ihm wenigstens in der Form etwas Rechnung tragen muß. Daher die Zweideutigkeiten der „privaten" Unterredungen, in die, wie es in Locarno geschah, die wichtigsten Debatten verlegt werden. Die Unmöglichkeit öffentlicher Verhandlungen ist übrigens auch längst von den Bolschewiki anerkannt worden, deren Politik bekanntlich — aus theoretischen oder opportunistischen Gründen — mit dem Deklamatorium von Brest-Litowsk begann.

Und doch ist die Forderung nach Oeffentlichkeit der Verhandlungen berechtigt. Und zwar nicht nur aus moralischen Gründen, was niemals viel bedeuten will. Sondern sie ergibt sich geradezu zwingend aus der Entwicklung des gesamten öffentlichen Lebens. Der Gegensatz, der in Locarno zwischen Diplomatie und Presse bestand, macht das nur klar, und selbst dort konnten die Delegationen auf die Einrichtung von Informationsstellen nicht verzichten. Die Notwendigkeiten der Diplomatie erheischen geheime Verhandlungen. Aber die Diplomatie selbst muß anerkennen, daß die öffentliche Meinung ein Recht darauf hat, unterrichtet zu werden.

Die wohlmeinenden Friedensfreunde vom Typ Wilsons haben recht, sich gegen die Geheimdiplomatie zu wenden, deren Gefahren sie richtig schildern. Indem sie jedoch nur die geheime Diplomatie, angreifen, wenden sie sich, wie immer, nur gegen ein Symptom, und nicht gegen die Sache selbst. Nicht: gegen die Geheimdiplomatie! muß es heißen, sondern gegen die Diplomatie überhaupt!

Ebenso wie Geheimverträge dem herrschenden Zustand nicht mehr entsprechen, widerspricht ihm die ganze Institution der Diplomatie. Die Diplomatie beruht auf der Fiktion einer einheitlichen Macht, die hinter ihr steht. Aber diese Einheit gibt es nicht. Seitdem in Frankreich ein König wegen Hochverrats hingerichtet wurde, bestimmt aber, seitdem 1918 die letzten absolutistischen und halbabsolutistischen Souveränitäten

Henri Daumier: Locarno

Kein Politiker hat das Maß, das Europa verlangt

verschwunden sind, ist die Diplomatie nur noch eine Fassade. Die Beauftragten der verschiedenen Majestäten konnten Verhandlungen führen und Abmachungen treffen, wie es ihnen gut schien. Von der öffentlichen Meinung des eigenen Landes wurden sie kaum gestört, und in keinem Falle waren sie ihr verantwortlich.

Heute ist die Diplomatie kein Instrument der reinen Außenpolitik mehr, sie ist entscheidend abhängig von der Innenpolitik, auf die sie Rücksicht nehmen muß. Das hat nichts mit dem sogenannten Primat innerer oder äußerer Politik zu tun, das entspricht lediglich der Demokratisierung der öffentlichen Meinung. So lange es hieß: Im Namen irgendeiner erhabenen Majestät (wie beispielsweise noch in den deutschen Kriegserklärungen) war die Sache klar. Sobald es wie jetzt heißt: Im Namen des Landes!, erhält jeder Satz ein janusköpfiges Gesicht.

Für den Sicherheitspakt sind beispielsweise große Teile aller beteiligten Völker. Die diplomatische Front ist daher nicht mehr horizontal, sondern vertikal. Und es bezeichnet geradezu das Ende der bisherigen Diplomatie, daß die größte Schwierigkeit, die in Locarno zu überwinden war, die Frage darstellte, wie man den Pakt der Internationale der Nationalisten mundgerecht machen kann. Briand und Stresemann gemeinsam an der Arbeit, um den Widerstand Poincarés und Westarps zu überwinden: Welch ein Weg etwa von dem Wiener Kongreß, auf dem Monarchen über ihr Eigentum an Land und Leuten stritten!

Die Proletarier aller Länder sind einigermaßen einig. Das Großkapital verständigt sich. Die hohe Aristokratie ist längst international. Nur das Kleinbürgertum glaubt wirklich an die Unveränderlichkeit des Staatsbegriffs, und die kleinbürgerlichen Geister auch der andern Klassen glauben mit ihm. Die Diplomatie: das heißt zwar nicht Geheimverträge, aber notwendigerweise geheime Verhandlungen, kann wohl, solange die Staaten noch wie gegenwärtig aussehen, nichts anderes sein, als sie ist. Aber indem sie cuius regio, eius religio sagt, spielt sie nur für das Kleinbürgertum ein altmodisches Theaterstück.

Die „Heilige Allianz" und der Völkerbund

Von Senator Dr. Gerth

Vor etwas mehr als hundertundzehn Jahren, am 26. September 1815, wurde auf Wunsch des damaligen russischen Kaisers Alexander zur Erhaltung des europäischen Friedens die sogenannte „Heilige Allianz" gegründet. Napoleon war in den Kriegen 1812, 1813/14 und schließlich 1815 entscheidend besiegt worden. Auf Rußlands Schnee- und Eisfeldern begann der Abstieg von Napoleons Stern. In den Schlußkämpfen des Jahres 1815 hatte sich statt Rußland mehr England an der Niederkämpfung des Korsen beteiligt: Entscheidungsschlacht bei Waterloo (18. Juni 1815) und schließlich Gefangennahme und Einsperrung Napoleons auf St. Helena.

Die Gegensätze zwischen dem britischen Löwen und dem russischen Bären, die während des Waffenlärms geruht hatten, traten mit der Beseitigung der napoleonischen Gefahr aufs neue hervor. England beteiligte sich nämlich nicht an der „Heiligen

Allianz"; aus Gründen nationaler Gegnerschaft heraus handelte die Türkei ebenso. Religiöse Gründe hielten den Kirchenstaat außerhalb des Bündnisses mit dem griechisch-orthodoxen Russenreich. So blieben nur Rußland, Oesterreich-Ungarn und Preußen als Begründer des Bundes übrig; ihnen schlossen sich bald die übrigen europäischen Staaten, außer den oben genannten, an; auch das besiegte Frankreich.

„Heilige Allianz" nannte man den Bund, weil seine Stifter glaubten und sich gegenseitig verpflichteten, nach den Lehren der Bibel „ihre" Völker zu regieren. Auf solche „heilige" Weise glaubten sie, Innen- und Außenpolitik treiben zu können. Beide Gebiete wurden aber als eine Einheit behandelt. Außenpolitik war zugleich Innenpolitik und umgekehrt. Ein Kongreß löste den anderen ab: 1820 Troppau, 1821 Laibach, 1822 Verona, genau so wie in der Zeit der Kongresse nach dem Weltkrieg. Auf ihnen wurden die Maßregeln beraten und beschlossen, für deren Geltung es keine einengenden Landesgrenzen gab. Die Absichten der Heiligen Allianz gingen offensichtlich auf Unterdrückung und Beseitigung der Demokratie und Wiederherstellung des Absolutismus. Daher zogen hauptsächlich die inneren Verhältnisse der europäischen Staaten die Aufmerksamkeit des hohen Rates auf sich. In Deutschland kämpfte Metternich als Scherge der Heiligen Allianz gegen alles, was nach Freiheit verlangte, gegen Schwarz, Rot und Gold, gegen „Ehre, Freiheit und Vaterland". Der gleiche Kampf entspann sich in Neapel, Piemont, Sardinien, in Spanien und in Griechenland. Die drei Mittelmeerhalbinseln waren hauptsächlich das Objekt der Regierungskunst der Heiligen Allianz. Der absolutistische Norden stand gegen den revolutionären Süden. Die Stiftungsurkunde, die in Paris ausgestellt wurde, beginnt mit den damals üblichen Einleitungsworten: „Im Namen der heiligen, unteilbaren Dreifaltigkeit" und will dann glauben machen, daß auch die Monarchen „alle Menschen als Brüder betrachten". Die sittliche Grundlage einer wahrhaften Demokratie, die Gleichheit und Brüderlichkeit, glaubte auch der Absolutismus der Masse vorgaukeln zu können. Aber schon der Ort der Ausstellung, die besiegte Hauptstadt Paris, ist Symbol für die wahren Absichten und Ziele dieses Fürstenbundes: die Ueberwindung der Demokratie. Das ganze Dokument umfaßt nur drei Paragraphen, enthält hauptsächlich Redensarten, dagegen keine Artikel, die zu scharfen Meinungsstreitigkeiten hätten Veranlassung geben können.

Brachen in irgendeinem Land demokratische „Unruhen" aus, so wurde eine Macht mit der Vollziehung der Beschlüsse der Heiligen Allianz betraut. So einmal gegen Spanien der Nachbarstaat Frankreich, der unter Ludwig XVIII. ganz in das Fahrwasser der europäischen Reaktion geraten war. Fast hunderttausend Mann französischer Truppen unter der Führung eines Neffen des französischen Königs rücken in Spanien ein, durchziehen die Halbinsel bis zum anderen Ende, Cadiz, um den König Ferdinand VII. zu befreien, die absolutistische Gewalt wiederherzustellen und eine grauenhafte Reaktion mit vielen Hinrichtungen demokratischer Führer folgen zu lassen. Erst die Pariser Julirevolution (1830) und besonders der Tod des grausamen Ferdinand VII. (1833) schafften den Spaniern Luft nach einer zehnjährigen Drangsal.

Eine demokratische Bewegung war schon länger in den spanischen Kolonien Südamerikas ausgebrochen. Das Mutterland war seit 1808 ununterbrochen bis 1814 in Anspruch genommen vom Kampfe gegen Napoleons Pläne zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Im Bunde mit England führte Spanien einen heldenhaften, viel bewunderten und viel besungenen Freiheitskampf. Die Folge war eine Lockerung des absolutistischen Abhängigkeitsverhältnisses der Kolonien vom Mutterlande. Nach der Niederlage Napoleons verlangen die Kolonien die gleichen Volksrechte, wie sie sich der Spanier erkämpft hatte. Aber nicht nur im innerstaatlichen Leben, auch in den Beziehungen zum Mutterlande! Die Freiheit, für die Spaniens Volk selbst gekämpft hatte, verweigerte es in imperialistischem Wahn und in Ausbeutungsgier seinen Kolonien. Also mußten auch die Kolonien kämpfen und durch Kampf sich die Freiheit und Unabhängigkeit zu erstreiten versuchen. England stand auf Seiten der Kolonien gegen das Mutterland. England erkannte zuerst die neuen südamerikanischen Freistaaten an. Den gleichen Standpunkt nahmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein, die durch ihr „Amerika den Amerikanern" die Lehre ihres Präsidenten Monroe, ein „Hände weg" den europäischen Absolutisten zuriefen. Amerika proklamierte 1823, durch den Kampf der Heiligen Allianz gezwungen, seine Unabhängigkeit von europäischer Bevormundung. Alexander I. hatte sein „Halt!" gefunden im Westen, wie einst jener Alexander der Große seinen Eroberungszug im Osten am Indus beenden mußte. Der Sieg der Monroedoktrin war zugleich ein Sieg der Demokratie über den Absolutismus. Hundert Jahre nach ihrer Verkündung hatte Amerika durch den Weltkrieg eine Stellung erlangt, in der es Europa beherrschte.

Auch die portugiesischen demokratischen Reformen, die im Gegensatz zu den anderen durch die Krone selbst dem Volke gegeben worden waren (1826), erregten den Unwillen der Heiligen Allianz. Nur der Opposition Englands ist es zu verdanken gewesen, daß die Allianz mit Hilfe der französischen Soldateska nicht hauste wie im Nachbarland Spanien. Die Heilige Allianz wagte nicht das auf die englischen Bajonette sich stützende Selbstbestimmungsrecht der Portugiesen anzutasten.

Auch in die Verhältnisse der Balkanhalbinsel griff die Allianz ein, allerdings nicht mehr so brutal wie früher. Ihre Kraftzeit war vorbei. Die Unterdrückung der freiheitsdurstigen Griechen gegen die Türkei ließ sie sich anfangs angelegen sein, bis der Tod ihres eigentlichen Begründers Alexander I. im Jahre 1825 auch das natürliche Ende der Heiligen Allianz herbeiführte. Der Nachfolger auf dem Zarenthron, Nikolaus I., leitete eine andere Politik ein, als er 1827 mit England, dem bisherigen großen Gegner der Heiligen Allianz, und Frankreich, das inzwischen ausgetreten war, ein Bündnis schloß zum Schutze der Griechen, jenes Bündnis, aus dem England und Frankreich die Berechtigung zur Besetzung von Saloniki im Weltkriege herleitete — gleichfalls „zum Schutze der Griechen". Die orientalische Frage — das Schlagwort entstand damals — war damit angeschnitten.

Die Heilige Allianz war schon zusammengebrochen beim Versuch, die innerpolitischen Verhältnisse der Kleinstaaten in Südeuropa und Südamerika zu meistern. Was sie in der natürlichen evolutionären Entwicklung gehindert hatte, mußte mit revolutionärer Macht herein-

brechen, wenn in den Großstaaten Europas Volksbewegungen erwachten.

Die zehn Jahre bestehende Allianz hat die Entwicklung der Weltgeschichte nicht aufhalten können. Auch der Völkerbund des 20. Jahrhunderts wird demokratisch sein müssen und nicht ein Machtinstrument der Militärkreise Frankreichs oder der Konservativen Englands. Der Völkerbund muß auf dem Willen der Völker beruhen, nicht auf dem Imperialismus und Absolutismus einzelner Klassen.

Frontsoldaten über den Krieg

Von Polizeioberst a. D. Schützinger

Unsere Zeit, die immer noch unter der seelischen Nachwirkung des großen Krieges steht, hat einen Typ geschaffen, den man in der Aera der Söldnerheere und der Kabinettskriege noch nicht gekannt hat: den „Frontsoldat". Ueberall rührt er sich nun nach dem großen Blutbad im Weltkrieg, seine Mitbestimmung an der politischen und ökonomischen Ausgestaltung des Staates zu fordern: In Italien als der „Fascist", in der Tschechei als der „Legionär", in Ungarn und in Bulgarien als der „Reservist", in Spanien als „Junta-Mann", in Oesterreich als „Schutzbund- und Wehrbund-Mann", in Deutschland als „Stahlhelmer" und „Reichsbannermann". Ein Produkt der allgemeinen Wehrpflicht und großer Volkskriege existierte er in Deutschland bereits in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo er als „Landwehrmann" zusammen mit der deutschen Studentenschaft der Hauptträger der Einheits- und Freiheitsbewegung geworden ist.

Der „Frontsoldat" der Nachkriegszeit der Weltkriegsperiode aber besitzt zwei Hauptmerkmale — er fühlt sich losgelöst von der „frommen Denkart" der Vorkriegszeit, ist stark politisiert, trägt den Willen zur sozialen Umschichtung in sich und er bricht mit der altgewohnten Auffassung über den Krieg, das heißt, er verneint entweder rundweg den Krieg oder er stellt ihn auf eine ganz neue Grundlage, das Prätorianertum der Nachkriegszeit.

Es ist nicht richtig, daß von den beiden Volkshälften, die man gemeinhin die deutsche Nation bezeichnet, daß sich da auf der einen Seite die wahren und echten Frontsoldaten, auf der anderen die Etappenhengste und Lumpenhunde befänden. Entsprechend der ökonomischen Klassenschichtung befindet sich zweifellos auf der Linken die Masse der ehemaligen Infanteristen, Artilleristen, Maschinisten und Pioniere — wie der „Stahlhelm" so selbstbewußt sagt — vorwärts des „K. d. K.", des „Kommandeurs der Kampftruppen". Auf der politischen Rechten aber ist dafür sicherlich die Mehrzahl der ehemaligen Truppenoffiziere, Unteroffiziere und der bäuerlichen Frontsoldaten vereinigt.

Wir wollen einmal versuchen, auch diesem Teil der Frontsoldaten — trotz ihrer politischen Kurzsichtigkeit und ihrer meist deutschnational-völkischen Einstellung — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In erster Linie verlangen wir aber Gerechtigkeit für uns, für die breite Masse des proletarischen „unbekannten Soldaten" und die kleine Schar der ehemaligen Offiziere und Revolutionäre gegen den Krieg. Es ist richtig:

Vor dem „Stahlbad" des Weltkrieges sind wir Offiziere samt und sonders passionierte Soldaten, d. h. „Militaristen" gewesen. Erst im großen Krieg sind manchen von uns die Augen aufgegangen über die tieferen Untergründe des Metiers, dem wir gedient haben. Geben wir unseren Kameraden selber das Wort:

General v. Schönaichs „Wandlung", die er in der „In memoriam"-Nummer der „Frankfurter Zeitung" erzählt, konstruiert keine konfliktgeschürzten Romane mit heroischen Entschlüssen und seelischen Konflikten. Er war — wie wir alten Soldaten alle — vor dem Krieg nicht Pazifist und sah den Krieg als eine historische Notwendigkeit an. Den seelischen Schmerz um gefallene Kameraden betäubt er durch Alkohol und verdoppelte Energie im Kriegshandwerk. Pazifistische Gedanken, die sich bei der „standesmäßigen" Abschnürung des Offizierkorps von der übrigen Welt kaum entwickeln konnten, erwachen in ihm erst kurz nach dem Zusammenbruch, als jedermann ausländische Zeitungen und die meist antimilitaristische Revolutionsliteratur zugänglich gemacht worden war.

Neben den Generalen Schönaich, Daimling und Körner ist Fritz v. Unruh einer der wertvollsten im Krieg zum neuen Menschen erwachten Soldaten. Seine Kriegsbücher „Vor der Entscheidung" und „Opfergang", von denen das erste noch während des Eisenhagels vor Verdun von Unterstand zu Unterstand weitergegeben wurde, werden demnächst eine wertvolle Ergänzung erfahren durch sein „Kriegstagebuch", dessen erstes Kapitel „Champien" bereits in der Tagespresse erschienen ist: Ein Korpsstab auf den Aeckern von Nordfrankreich. Die Leichen der Infanteristen faulen in den die Straße überquerenden Schützengräben und im Straßenkot. Granaten schlagen ins Dorf. Da platzt unter die schimpfenden und schwitzenden Adjutanten mit weiberhellem Lachen ein Diplomat in blitzender Husarenuniform, die Ordonnanz mit dem Sektkorb zur Seite. Grimmig fluchen die Offiziere, als ein Treffer die Vorderwand der Ferme einreißt: „Hätte es diesen Diplomaten erwischt, den Kerls verdanken wir diese Schweinerei!" Und dann wird das Schlachtfeld „gesäubert". S. M. kommt zur Front. Will sich aber die Laune und den Appetit nicht verderben. So werden die Leiber der toten Infanteristen ins Massengrab gestampft, mit genagelten Stiefeln, in wilder Hast; denn in der Ferne plärrt bereits das Signal: „Tatütataa!"

Eine wertvolle Ergänzung zum Fritz v. Unruhschen Frontsoldaten, dem Rittmeister der Jäger zu Pferde, hat dessen jüngerer Bruder, der Infanterieleutnant Friedrich Franz v. Unruh, in seiner Schrift „Gesinnung" (Fackelreiter-Verlag) gegeben. Franz v. Unruh wird eben Offizier, da bricht der Krieg aus. Für ihn und seine aktiven Kameraden ist die Mobilmachung ein toller Rausch voller Romantik und Kraft. Einen Reserve-Offizier, der traurig von Frau und Kindern spricht, lachen sie aus. Beim Schleifen der Säbel grinsen sie und schlitzen in Gedanken Bäuche auf, beim ersten Zischen der Geschosse schmettern sie ihr Hurra heraus wie Kindergeplärr. — Dann kommt der Tod. — Der Suff der Bewegungsschlacht ist dem stagnierenden Kater gewichen und von der Lorettohöhe herab „trommelt" zum erstenmal der Feind. In den Gräben häufen sich die Toten, man stolpert über ihre Beine und tritt in ihre Bäuche. Da überfällt es den Jungen: „Man ist ja ein Vieh!"

Die Soldaten aber grollen: „Schlagt die Offiziere tot! Dann hat die Sauerei ein Ende!"

Waren sie schuld, die blutjungen Frontoffiziere? Litten sie nicht ebenso wie die andern? Und dann flammt der Gedanke in ihm auf, der in uns allen gebrannt hat vier Jahre lang: „Sterben sollen wir, wir Jungen, ehe wir gelebt haben?"

Ein Frontsoldat untadeligster Art ist unser Major Franz Carl Endres, der Verfasser des Buches „Das Gesicht des Krieges" (Ernst Oldenburg Verlag), ein Offizier, der nach einer glänzenden, zwanzigjährigen Karriere als Generalstabschef einer türkischen Armee, kurz vor dem Zusammenbruch, schwer erkrankt, den Abschied nahm. Ueber seine „Wandlung" schreibt er die schlichten Sätze: „Ich war nicht ein Gegner des Krieges von Jugend an. Ich ließ mich blenden vom ästhetischen Genuß, der im Studium der strategischen Kunst großer Feldherrn liegt. — Ich kam nicht darauf, daß über allem Ruhm, über aller Größe das Gebot der Menschenliebe steht. Das lernte ich erst kennen, als das grenzenlose Menschenelend zweier Kriege mich heulend umgab — —"

Was Endres und sein Frontsoldatenbuch eine ganz eigene Note gibt, ist die Tadellosigkeit, mit welcher der ehemalige Offizier die alte Wehrmacht und ihr Offizierkorps behandelt:

„Ein lieber Freund von mir starb im Krieg an einem Schuß in den Magen. Er war ein Mensch, der keiner Fliege hätte ein Bein ausreißen mögen. Im Krieg aber war er ein wilder Draufgänger. Er starb bei klarem Bewußtsein, im unbeirrbaren Glauben, seine Pflicht im höchsten Maße getan zu haben. Kein Mensch soll einen Stein gegen ihn aufheben. Es ist ganz falsch, wenn Kriegsgegner vor einem solchen Menschen nicht salutieren und an seiner Tat zu mäkeln versuchen. Unsere Gegnerschaft ist nur gegen das Erziehungssystem zu richten, das Millionen von Menschen in einer falschen Religion zu Fanatikern macht!"

Und nun ein Wort für die andere Seite, den „nationalen" Frontsoldat!

Wir haben bis jetzt das ehemalige Offizierkorps des alten Heeres als eine einheitliche, reaktionäre Masse betrachtet, deren höchstes Ziel es sei, unter Hintansetzung aller Gewissensskrupel das deutsche Volk um der Offizierskaste willen in den nächsten Krieg zu jagen. Doch hat sich in den letzten Monaten und Jahren glücklicherweise ein tiefer Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen, zwischen den „Revolutionären" und den „Legitimisten" im ehemaligen Offizierkorps herausgebildet.

Mit Kriegervereinsfesten und Hindenburg-Besuchen sind diese Risse nicht mehr zu verkleistern. Auf der einen Seite die Offiziere der Stäbe mit ihren wohlgesättigten Kriegserinnerungen, hohen Orden und Pensionen, auf der anderen Seite die Jungen, die etwas über die Tragödie des Krieges und den Zusammenbruch nachgedacht haben und trotz ihrer politischen Sturheit und völkisch-fascistisch-„vaterländischen" Verdrehtheit nach dem Bruch mit dem Alten streben, nach einer Neuformulierung aller Werte, nach einer Art revolutionärer Tat.

Ueber die „Alten", die Generale, die mit Wut und Verdrossenheit in der Vergangenheit wühlen und mit ihrer öden Dolchstoßlüge die Truppe schmähen, kein Wort!

Die „Jungen" in der „vaterländischen" Frontsoldatenbewegung besorgen das selbst! Sie setzen allen „Memoiren" und „Aktenpublikationen" zum Trotz die kritische Sonde an die Heiligkeit der militärischen Ueberlieferung und wagen es, den alten Herren über ihre Sünden im Weltkrieg recht deutlich die Wahrheit zu sagen.

So der Oberleutnant Hesse in seinem Buch „Der Feldherr Psychologos", der Kriegsleutnant Jünger in seinen verschiedenen Schriften über die Psychologie der modernen Schlacht, der Oberleutnant Bäumelburg, dessen Schilderung von Douaumont den geharnischten Protest aller militärischen Spießer ausgelöst hat, weil diese Schilderung „Wasser auf den Mühlen der Völkerversöhner, Pazifisten und Friedensfurien sei". Man muß Bäumelburg zustimmen, wenn er über den „Kindermord" von Ypern spricht: „Zum letzten Male vollzieht sich der Kampf in jenen blutrünstigen Formen des Mittelalters und des Altertums. Zum letzten Male stürmt die Jugend Deutschlands wie die Grenadiere Friedrichs des Großen und die Musketiere des alten Blücher, jeden Schutz verachtend, den Damm der Leiber hinwerfend, in blutiger Verschwendung vor die Grenzen des Vaterlandes. Wie bei Sempach und Morgarten im Kampf der eisengepanzerten Ritter gegen die eidgenössischen Landsknechte ein Jahrhundert der Kriegsgeschichte begraben wurde, wie bei Jena und Auerstedt die erstarrten Kampfformen der friderizianischen Armee auseinanderbrachen vor dem lebendigen Anprall der Korsentruppen: so steht die Ypernschlacht da als letztes, ungeheuerliches, blutrotes Fanal des Massensturmes gegen die verhundertfachte Macht der Maschine... Vorbei ist mit Ypern die Zeit, da man hinjauchzte in den Tod, da sich höchster Gipfel des Lebens, höchste Erfüllung des Daseins im trunkenen Rausche der Schlacht jäh vermählten mit dem Grab." — — —

Da ist ein Leutnant Schmidt, der mit einer Doktorarbeit über die „Psychologie des Infanteristen" promovierte, endlich Major Soldau mit seiner Schrift „Der Mensch und die Schlacht der Zukunft", ein Mann, der als ein tapferer, mit dem Orden pour le mérite ausgezeichneter Frontsoldat — trotz aller politischen, im Nationalsozialismus mündenden Konfusionen — dem „Wüsten mit dem Menschenmaterial" im Weltkrieg und der verlogenen und „verschobenen" Dolchstoßlegende den Kampf angesagt hat, wie kein anderer zuvor.

Er schreibt in seiner eben erschienenen Schrift: „In mühsamer Arbeit und unter dem Aufwand der Zeit, die in Hinsicht auf die starke Nervenanspannung der Kämpfer für Ruhe so nötig gewesen wäre, wurde die abgekämpfte Truppe wieder aufgefüllt und ausgebildet. Wenige Tage darauf, manchmal in 48 Stunden und noch weniger, war sie wieder zu Schlacke gebrannt. Das wiederholte sich, und in dieser Wiederholung bestand eigentlich die ganze Kriegführung. Mochte eine Truppe abgekämpft sein, mochte ein Durchbruch erfolgen: Frische Menschen hinein nach Bataillonen, Regimentern, Brigaden. Und dahin die Menschen, wo die anderen verblutet waren, möglichst noch darüber hinaus! — — —

Die 150000 Mann, die wir bei Verdun weniger verloren haben als die Franzosen, wiegen nicht den ungeheuren Niedergang der Moral der deutschen Armee

auf, der mit Verdun eingesetzt hat. Es mag zu weit gehen, wenn Bäumelburg sagt, diese Schlacht ist unser Schicksal geworden. Aber richtig ist, daß die Grenze der Anforderungen an den Menschen hier überschritten worden ist. Wer durch dies Schlammfeld voll Sterben und Schreien gewatet, wer in diesen Nächten gezittert, der hatte die letzten Grenzpfähle des Lebens passiert und trug nachher tief in sich die dumpfe Erinnerung an irgendeinen Raum, der sich zwischen Tod und Leben oder jenseits beider befinden mag. Die Grenzpfähle des Lebens sind in all diesen Kämpfen überschritten worden.

Die Kunst der Führung in der Materialschlacht besteht in dem Ermessen des noch Menschenmöglichen. Früher kannte man keine Grenzen in dieser Hinsicht. Heute wissen wir, daß es Grenzen gibt. Das Ueberschreiten der Grenze bringt anstatt Erfolg Vernichtung. — — —

Uebereinstimmend ergehen sich heute alle Teilnehmer an diesem nächtlichen Drama vom Regimentskommandeur bis zum Kriegsfreiwilligen in bitteren Worten über die höhere Führung, die, wie es in einem Berichte heißt, nur dann glaubte, die Lage zu beherrschen, wenn sie vorne Menschenmassen gehäuft wußte.

Wir haben gelernt, daß eine Truppe, unbeschadet ihrer Moral, zurückgehen kann, ohne an Offensivkraft einzubüßen. So entsteht nach zweieinhalb Jahren Kriegführung, mit unerhörten Opfern erkauft, die Erkenntnis der Unmöglichkeit der Verteidigung überkommener Art. Wie schwer diese Erkenntnis siegte, erfuhr ich noch vor Beginn der Abwehrschlacht an der Aisne 1917. Aus der Truppe heraus war damals der Vorschlag entstanden, die vorderen Linien bei Beginn des französischen Vorbereitungsfeuers bis auf einige Postierungen zu räumen, sich unter den Chemin des Dames zu ziehen und von hier aus im Augenblick des Einbruchs der Franzosen vorzustoßen. Warm griffen unmittelbare Vorgesetzte die Anregung auf. Der kommandierende General beantwortete sie in Gegenwart der versammelten Truppenführer mit den Worten: ‚Der preußische Soldat verteidigt jeden Fußbreit Boden, den er im Besitz hat.' — — —

Dem deutschen Offensivplan von 1918 war ein bedenklicher Rechenfehler unterlaufen, der dartut, daß man die Schwere der Materialschlacht auch jetzt, am Ende des Weltkrieges, noch bei der höheren Führung unterschätzte. Man hatte die Truppe zum Angriff aus Stellungen vorgeführt, die in Jahre währender Arbeit ausgebaut waren, und in denen die Härte der modernen Schlacht ertragen werden konnte. Und nun verlangte man von dieser Truppe, nach kurzer Offensive, wenige Kilometer weiter vorwärts, sich erneut festzusetzen. Keine Stellung, keinen Unterstand, kein Hindernis gab es hier. Von vorne anfangen, so wie es 1915 gewesen war! Das ging um so mehr über die Kraft der Truppe, als es an Material und leichter Nachschubmöglichkeit fehlte, diese Stellung einigermaßen herzurichten. — — —

Wir haben im Streite über die ‚Dolchstoßfrage' allzusehr verschoben, worauf es ankommt. An Sieg war nicht mehr zu denken. An Sieg dachte von den Kämpfern auch niemand mehr. Den Sieg hat daher auch niemand ‚erdolchen' können. Instinktiv aber fühlte der Frontkämpfer, daß drüben der Feind nicht weniger die Stunde herbeisehnte, um zu Ende zu kommen."

Also — ein mitten in der völkischen Bewegung stehender mit dem „pour le mérite" ausgezeichneter „Frontsoldat" übt herbe Kritik an der deutschen Führung, höhnt über den verkalkten und unbelehrbaren deutschen „General" und stößt die „Dolchstoßlüge" zur Seite, weil er die Wahrheit kennt.

Sollen wir dieses Sturmzeichen am Horizont der rechten Extreme unbeachtet verwehen lassen, oder wollen wir nicht auch unsere Lehren daraus ziehen? Man kann heute noch gar nicht wissen, welche Wege die „Frontsoldaten"-Bewegung der Rechten einschlägt und welche Entwicklung sie nimmt. Beobachten wir diese völkischen Stoßtrupps, die Pioniere jenes nebelhaften Gemischs zwischen Prätorianergeist und Sozialismus, vielleicht fällt doch noch einmal eine Sternschnuppe in die Nacht ihres ökonomischen Wissens, die ihnen ganz neue Wege weist!

Das Völkerschlachtfest

Von Josef Maria Frank

Das war der Fluch der bösen Tat,
die in Locarno filmisch rollte,
daß man — nu' wenn schon, denn schon grad'! —
beim Völkerschlachtmal arisch grollte.
Mit schwarz-weiß-roter Konfektion
und Donnerhall und Paukenton
und „Siegreich woll' wa schlagen",
mit Zinnsoldatenblechmusik
und „Nieder mit der Republik"
und aufgeplatzten Kragen,
die Heldenbrüste aufwattiert,
die Ordensgalerie poliert,
das Schanzzeug dichte bei der Hand,
die Gummiknüppel ungeniert —
so kam's im Stechschritt anmarschiert
mit Gott für König und — Halfterband
zum Kriegertag in Leipz'ch!
(Guten Morgen, Herr Staatsgerichtshof ...!)

Vom Säugling bis zum Opapa,
komplett war man versammelt.
Vom „Retter" war ein Grüßchen da,
„kameradschaftlich" gestammelt.
Generale mehr wie Sand am Meer
(wo kriegen die ihr Geld nur her?)
sorgten für die Heizung;
ein „Weihespielchen": „Heldenehrung"
im Volkstonstil der Courths-Mahlerung
kochte Seelenreizung.

Der Dolchstoß ward da vorgeführt
und musikalisch aufgerührt
mit Frontangriff von hinten,
mit Liedertafelchor garniert
und dann bengalisch schlußfrisiert.
Dann gab es ein Zusammenfinden,
„Deutscher Abend" mit den Spitzen!
(Uebrigens im Zoologischen Garten ...!)

Hier war man mächtig schwer geladen
und kochte man wie Irish-Stew,
hier sprach der große General Kaden
und Rupprecht, Kronprinz, hörte zu.
Er sprach vom deutschen Mutterauge,
das reinigend wie Sodalauge
des deutschen Volkes Wiege näßt;
er sprach von Gott, dem alten Knaben,
und wie die Kriegsartikel traben
und wie das Kind sich schaukeln läßt.
Und dann bat er die Herrn „Soldate",
den „Dreck", in dem er geistig wate,
die Republik hinwegzuwaschen.
Dann gab's noch 'ne Revueparade
von Teutoburg bis Mamme-Tate,
man sog befriedigt Bockbierflaschen
und trat dann vor Gott den Gerechten!
(Ausgerechnet vor der deutschen Ledermesse ...!)

Und schloß mit einem Scheibenschießen
auf „Rote Hunde" und dem Schlußgesang:
„Wenn du den Staatsgerichtshof siehst —
ich laß ihn grüßen!
Er kann uns, Sache!, Gott sei Dank!"

Amerikanische Marke?

Von Arthur Eloesser

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die wir uns am liebsten als Anleihen vorstellen, bevorzugt und bevormundet uns mit seinen fortgeschrittenen wirtschaftlichen Methoden, mit seinem Taylor-System, mit der Bandtechnik der Fordschen Fabrikation, mit seinem Corned beef, mit seinen Filmen, mit seinen Magazinen. Die Menschen sind dort gleich und frei, sie haben vor allem die wirtschaftliche Freiheit, nach Belieben auszubeuten und sich ausbeuten zu lassen. Die amerikanischen Unternehmer können sehr unbedenklich sein; sie lassen Streikende gern durch ihre Pinkertons erschießen, sie sind aber auch klug und vorsorglich, da

sie sich das Problem gestellt haben, wie billige Ware durch verhältnismäßig teure Arbeitskraft erzeugt wird. Die amerikanischen Unternehmer, großartiger in ihrer Landesväterlichkeit als weiland Heinrich IV., wünschen, daß jeder Arbeiter sein Auto in der Garage hat. Allerdings scheinen auch dort die Möglichkeiten schon mit ihrer Begrenzung anzufangen; in den großen Verkehrsstraßen von New York und Chikago drängen sich so viel Autos, daß man zu Fuß bereits schneller vorwärts kommt. In den letzten Jahren sind eine Menge deutscher Schriftsteller, vom gewöhnlichen Reporter bis zu dem im literaturgeschichtlichen Hauptbuch eingetragenen Dichter, nach Amerika gefahren; sie oder ihre Verleger haben sich das leisten können, nachdem wir durch unsere schwere Valuta so unmenschlich reich geworden sind. Fast alle Touristen des Geistes sind begeistert in das alte, arme, kleine Europa zurückgekehrt, berauscht von der Quantität, auch der der Freiheit, auch der der Händedrücke, mit denen große Unternehmer und Milliardäre, mit denen selbst der Präsident der Vereinigten Staaten sie beehrt haben, als ob der ein ganz gewöhnlicher Mensch wäre. Ein amerikanischer Kollege versicherte mir, daß Herr Coolidge wirklich ein ganz gewöhnlicher Mensch und eben darum zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden sei. Als amerikanischer Schriftsteller hätte er sich selbst sich leider von ihm nicht empfangen lassen können, wenn er sich nicht vor seinen besseren Kollegen einer ziemlich unbegrenzten Möglichkeit des Lächerlichen aussetzen wollte. Es gibt also Amerikaner, die weniger amerikanisch denken als ihre europäischen Besucher, nicht allein weil der Affenprozeß sie geniert, der nur ein Scherz in einem entlegenen Staate war, und über den sie selbst nach Bedarf gelacht haben. Allerdings habe ich sie nicht gefragt, ob sie auch über unsere Hochverrats- und Gotteslästerungsprozesse lachen und über andere Veranstaltungen, die den Zweck haben, die deutsche Republik vor den Republikanern zu schützen.

Der Präsident Wilson, der vordem Professor war, hat einmal ein Buch „Nur Litleratur" geschrieben, eine für uns nicht sehr originelle Abhandlung, in der er aber seinen Landsleuten klarzumachen suchte, daß Litleratur immer mehr als Literatur sei. Um ihn fortzusetzen, die französische Revolution, die englische Reform, die moderne Demokratie, der Sozialismus, das ist alles einmal erst Literatur gewesen, vielleicht im Ursprung eine wolkenhafte Konzeption, die sich aber dann niederschlug und den Boden der Entwicklung befruchtete. Es beginnt jetzt in Amerika eine unternehmende junge Literatur, geistige Vertretung einer Minorität, die doch schon wie eine Familie zusammenhängt, wenn ihr auch leider nachgesagt werden muß, daß sie fast gar keine hundertprozentige Amerikaner in ihrem Schoße hegt, daß viel deutsche, irische, slawische und gar jüdische Blutstropfen zu ihrer Entstehung beigetragen haben. Ich nenne Henry F. Mencken, Theodor Dreiser, Sinclair Lewis, Sherwood Andersen und auch so verdächtige Namen wie Georg Nathan und Ludwig Lewisohn. Von diesen hat sich Sinclair Lewis in Europa am stärksten durchgesetzt, Verfasser von zwei ungemein erfolgreichen Romanen, jedesmal mit einer Figur, die er genau aus der Mitte der amerikanischen Gesellschaft herausgeschnitten hatte. In den „Hauptstraße" tritt die amerikanische Bürgersfrau auf, die sich langweilt, die sich nach einem eigenen Lebensinhalt sehnt, und die nach

kurzem Erwachen wieder verdöst. In „Babbit" aber machten wir die angenehme Bekanntschaft des durchschnittlichen Bourgeois, der sich „Capitain" nennt, der alle möglichen ehrenden und beglückenden Klubabzeichen von seinem Hals, von seiner Brust, von seinem Bauch herabhängen läßt. Und dem trotz der wollüstigen Empfindung völliger Uebereinstimmung mit allen anständigen Menschen schließlich vor derjenigen Gottähnlichkeit bange wird, die dem braven Bryan schon vor seinem Ende so selig machte. Die meisten dieser von Puritanismus und auch sonst von der öffentlichen Meinung abweichenden Schriftsteller wären vor zehn oder zwanzig Jahren wahrscheinlich noch verhungert; heute hört man schon auf sie, bis zu dem Grade, daß ihre Bücher sogar gekauft werden. Man kann also in Amerika bereits von der Opposition, vom Anderssein leben. Ein bedenkliches Zeichen.

Was wollen diese jungen Leute, von denen übrigens die Genannten alle schon über vierzig sind? Ihre geistige Gemeinschaft, völlig unorganisiert, höchstens eine Kameradschaft von unternehmenden Burschen, denen es allen zuerst sauer wurde, hat sich zwei Angriffsziele gesetzt. Diese Ungläubigen glauben nicht mehr an die amerikanische Demokratie. Oder es sind vielmehr die besseren Demokraten, die von Freiheit und Gleichheit nichts halten, wenn sie die Bildung von Persönlichkeiten verhindern. In Amerika gilt es als unanständig, gegen die öffentliche Meinung die eigene zu behaupten; der durchschnittliche Amerikaner fühlt sich nur in der Masse wohl und verwirft jede Erhebung als Ueberhebung. Der durchschnittliche Amerikaner, eben Mr. Babbit, hat noch nicht darüber nachgedacht, von wem ihm die öffentliche Meinung, zum billigsten Preis berechnet und sauber verpackt, ins Haus geschickt wird, nämlich von den wirtschaftlich Stärksten, von den dortigen Hugenbergs, die politisch noch einmal regieren, indem sie die öffentliche Meinung kaufen und verkaufen, indem sie auch die von ihnen meist finanziell abhängigen Universitäten und Schulen kontrollieren. Der Journalist, der Lehrer, der Professor, ist der Angestellte kapitalistischer Gruppen, noch viel unsicherer in seiner Existenz und noch viel abhängiger als in Europa.

Diese Ungläubigen mit ihrem abweichenden Begriff von Freiheit, haben sich noch ein anderes Angriffsziel gesetzt, es ist die allgemeine Verdummung und Verflachung des Volkslebens, die sie mit einer fürchterlichen Langeweile angähnt. Eine sehr egoistische Tendenz, da ihnen daran liegen muß, möglichst viel Intelligenzen zu erwecken, um mehr Käufer ihrer Bücher zu gewinnen. Es ist ihnen auch gelungen, obgleich die meisten von ihnen, wenn sie ihren Absatz mit dem der Lieblinge von Publikum und Verlag vergleichen, einfach erröten oder erblassen müssen. Ich habe gesagt, daß die meisten von den Oppositionellen fremdes Blut in ihren Adern haben, in dem noch irgendwelche Proteste, irgendwelche Ansprüche aus der reicheren, bunteren, widerspruchsvolleren Kulturerbschaft Europas schlummern mögen. Dazu kommt, daß diese Leute lesen, daß sie ein bewußtes Verhältnis nicht nur zu dem wissenschaftlichen Europa unterhalten, daß es ihnen nicht möglich war, an Nietzsche, Hauptmann, Shaw als hundertprozentige Ignoranten vorüberzugehen. So daß sie sich zu der Geringschätzung des alten Europa nicht entschließen konnten, als ob es mit seinen verfallenen

Schlössern nur noch ein Touristenland sei und wir die Graeculi, die den neuen Römern als Antiquare, Fremdenführer und Philosophen zur Verfügung standen. Neulich las ich einen Aufsatz von einem hervorragenden amerikanischen Journalisten, der einmal in Europa lebt, weil er es drüben vor Langeweile nicht mehr aushalten kann, und ein andermal, weil er sich nicht zwingen lassen will, genau mit dem Kopf seines Nachbarn oder Klubfreundes zu denken. Man kann in Europa, sagt er, auch mit der eigenen Meinung wenigstens ein anständiger Mensch sein. Trotz allen Ludendorff, Horthy, Mussolini und Primo di Rivera. Man denke: Derselbe übrigens hundertprozentige Amerikaner hat aber für gut befunden, seinen Namen nicht zu nennen, weil die Konsulate des Sternenbanners den schlechten Bürgern gern Schwierigkeiten machen, die von Europa Wirksameres und Dauernderes erwarten als eine Karlsbader Kur, eine Andacht in Bayreuth, einen vergnügten Monat in Paris oder eine ungestörte alkoholische Betätigung.

Ich habe diese Bemerkungen niedergeschrieben als ein europäischer Patriot, der gegen die Ueberlegenheit des amerikanischen Films, der Jazz-Band, der Niggersongs, der verschiedenen Steps, und was sonst mehr schwarz als weiß ist, sich einen Rest kontinentalen Selbstgefühls zu erhalten trachtet. Ich habe diese Bemerkungen aber auch niedergeschrieben, um die Kameraden von drüben zu begrüßen, die Amerika zu einem Fortschritt bringen wollen, indem sie seiner Gesundheit einige Krankheitsstoffe von der trotz allen Fiebern und Krisen immer noch forschenden, schaffenden europäischen einimpfen. Mat hat immer mit Aneignung, mit Angeregtheit angefangen, um das Eigene hervorzubringen. Die Römer kamen zu einer Literatur, indem sie den Griechen nachmachten; die französische Literatur zehrte von der spanischen, und wir Deutsche dürfen uns gern als Schuldner von Franzosen und Engländern bekennen, wie sie dann die unseren geworden sind.

Mit diesen Bemerkungen möchte ich auch den allzu Eifrigen unter uns zuvorkommen, die jedes literarische Produkt von drüben, als ob es ein Ford-Auto oder ein Gilette-Apparat oder eine Büchse Corned beef sei, mit derselben Bestimmtheit anjauchzen: das ist Amerika. So versucht man seit einigen Jahren als besonders amerikanisch die Marke O'Neill bei uns einzuführen, und es schien auch bei der ersten Begegnung, als ob dieser Dramatiker wirklich eine hätte. Zuerst wurde sein Schauspiel „Kaiser Jones" aufgeführt, ein interessantes Ding von einem halbzivilisierten Nigger und ganzen Schurken, der sich auf irgendeiner schwarzen Insel ein Kaiserreich erschwindelt. Und der bei einer Revolution auf der Flucht durch den Urwald mit den weggeworfenen Kleidungsstücken auch seine ganze Zivilisation verliert. Die Gespenster bringen ihn um, die aus dem alten und doch ganz schwarz gebliebenen Blut wieder erwachen. Die Hauptstimme in diesem Akt der Angst hatte eine geheimnisvolle Trommel. Und es scheint, daß O'Neill, um recht amerikanisch zu sein, für sein Negerstück von den Niggern, von den einzig noch musikhaften Amerikanern gelernt hat. O'Neill liebt die primitiven Figuren, sein „Haariger Affe" war als Schiffsheizer ein fast noch tierhafter Muskelmensch, der sich nach einer schweren Beschimpfung gegen die da oben auf recht naive Weise in Bewegung setzt, um erst ins Gefängnis zu gelangen und schließlich in einem wirk-

lichen Affenkäfig, erwürgt von einem Orang-Utan, der ganz Partei für Bryan, die Verwandtschaft mit dem Menschen doch nicht anerkennen will. War das eine Spiegelung amerikanischer Zustände? Wenn sie es ist, kann das andere Amerika nicht wahr sein, wo ein Heizer am Sonntag sich den Kohlendreck abwäscht, mit einem Gilette-Apparat rasiert, und sich mit Frau und Kindern ins eigene Auto setzt. Wenn O'Neill recht hat, kann es keinen Ford geben.

Das Lessing-Theater hat sich nun eines neuen Stückes angenommen, das den eben nicht schönen Titel „Gier unter Ulmen" rechtfertigen muß. O'Neill sucht wieder primitive Freunde, diesmal unter den Farmern. Der sechsundsiebzigjährige Großbauer, Kerl wie von Eisen, heiratet noch einmal eine sehr junge Frau. Aber das Kind, das sein habgieriges Alter stolz macht, ist ihm wirklich geschenkt worden. Die Auslagen kommen auf seinen jüngsten Sohn, für den sie sich aber auch nicht rentieren, weil er sich ja seine Erbschaft weggesündigt hat. Die Frau tötet das Kind, um dem Bevorzugten ihre Liebe zu beweisen, und wird nahe dem Strange des Sheriffs noch sehr glücklich, da sich der Geliebte zu ihr bekennt. Der Vater wird weiter auf seiner Scholle bleiben, Kerl, den nichts umbringen kann, ein wahrer Mannsteufel. Wir kannten dieses Bauernstück, bevor es zu uns kam. Damals war es von Schönherr. Die Amerikaner halten also da, wo wir vor zwanzig Jahren nach der Erschöpfung des klassischen Naturalismus nicht eben gern gestanden haben. So daß unser Theater wohl auf solchen Reißer nicht zurückzugreifen braucht, besonders wenn er uns nicht einmal umreißt, sondern nach einiger Belästigung wieder ziemlich unbeteiligt stehen läßt. Aber es freut mich, zu hören, daß das Stück in New York an dem unternehmenden und ziemlich europäischen Theater Guild den Riesenerfolg hatte, den wir ihm zwanzig Jahre nach dem „Weibsteufel" nicht mehr bewilligen können. Daß dieses Bauerndrama mit tragischem Ausgang, mit Kindesmord, mit rückhaltloser Derbheit der Rede und vor allem mit seiner sexuellen Ungeniertheit dort überhaupt gegeben werden konnte, daß die Zensur, die Kommune, die Kirchengemeinde es nicht zur Absetzung brachte, daß die Leute da hundertmal hineingingen, das bedeutet für amerikanische Verhältnisse eine Entartung von geradezu großartiger Fortschrittlichkeit. Vielleicht hat sich diese Entartung, beschleunigt durch die Opposition gegen das ewige Rosenrot, mit dem der amerikanische Film seine Ueberzeugtheit von der besten aller Welten und besonders der amerikanischen Hälfte einfärben muß. O'Neills Stück also scheint mir für uns nicht wesentlich und überdies nicht sehr amerikanisch. Aber der Wille dieser Art von Dramatik ist als Symptom hoch einzuschätzen, als Vorzeichen eines männlichen Entschlusses, daß Amerika es nicht in jeder Hinsicht besser haben will als unser Kontinent, der alte.

Die Mark Brandenburg

Ein unsentimentaler Spaziergang

Von Robert Breuer (Schluß)

Die zoologischen Gärten haben von jeher ihr Publikum gehabt (Menagerieerinnerungen); die Sammlungen lebendiger Pflanzen werden auch heute noch nur von wenigen besucht. Immerhin, der botanische Garten in Dahlem wird als Sehenswürdigkeit geschätzt; er verdient es auch. Es ist ein kosmisches Vergnügen, während einer knappen Stunde die vegetabilen Harmonien der Welt, die Pflanzenzusammenklänge des Himalaja, der Karpathen, der Alpen zu genießen. In akrobatischen Sprüngen regt sich die Phantasie beim Durchschreiten der großen, aus Glas und Eisen errichteten Häuser, in denen die Palmen ihre mächtigen Architekturen recken, die Kakteen den konstruktiven Geist und den Militarismus der Natur erkennen lassen und die Orchideen verderbter Lüste enthüllen . . . Dahlem ist so recht der Typ eines neuen Berliner Vorortes: viele gute Ansätze, sowohl in der Gesamtanlage wie in der Einzelbebauung; aber immer wieder reichlich Torheiten, Sentimentalitäten und Geschmackloses. Die Untergrundbahn, dieser technische Triumph, führt bis in das Zentrum des einstigen Dorfes; einer der Bahnhöfe (wie sinnig) ist als Bauernhaus mit Strohdach und Storchnest ausgestattet worden. Ein Park wurde angelegt; ein künstliches Bächlein rieselt, künstliche Hügel necken die Natur, witzige Wege schlängeln sich um gestellte Baumgruppen: die Felder, die sich ringsum weit spannen, und die Kiefernwände des nahen Waldes lachen. Es gibt in Dahlem einige gute Einfamilienhäuser (von Heinrich Straumer, Peter Behrens, Hans Jessen gebaut); es gibt dort aber auch den Skandal der neuen Bauten für die Kaiser-Wilhelm-Akademie, schlecht imitierte französische Schlösser, die mit dem Zwecke, dem sie bestimmt sind, der Chemie und der Physik, nichts zu tun haben. . . . Es kennzeichnet die um Berlin gelegenen Dörfer, daß sie die Aue, das Herrenhaus und die Kirche vor den Ansprüchen der andrängenden Großstadt zu retten wußten. Auch das Dahlemer Herrenhaus steht breitbeinig in dem Geviert, das den räumlichen Hof umspannt; Junkerkraft. Gegenüber der Krug ist nicht minder wohl erhalten. Einigermaßen unberührt blieb auch die Kirche; in der Anlage ein trotziges Bollwerk aus Findlingsblöcken, später gotisch aufgelockert. Diese Kirchen, die als christliche Burgen gegen das heidnische Wendentum (solche Geschichtlichkeit strömt aus der Form) von Zisterziensern, Prämonstratensern oder Tempelherren gebaut worden sind, später aber, in milderen Zeiten, sich unter dem Einfluß einer komplizierteren Gotik, selten unter dem der Renaissance, häufiger unter dem der preußischen Klassik abwandelten, sind für die Baugeschichte der Mark ungemein charakteristisch. Die Armut war ihrer aller Mutter. Stets verwandten sie den schwedischen Granit, den die Gletscher in das märkische Gebiet gerollt hatten und dessen Härte und Unbeweglichkeit viel dazu beigetragen haben, den frühen Kirchen den Eindruck einer kalten, wilden, mehr den Zwang als die Liebe predigenden Massivität zu geben. Die Kirchen zu Mariendorf, Marienfelde und Tempelhof sind besondere Beispiele solcher Art. Ihre Mauern bedrohen die Schädel; wenige große Linien umreißen ihre kubische Gestalt, die von einem energischen, zuweilen trotzig getreppten Sattel-

dach zusammengepreßt wird, und aus deren östlichen Wandung meist ein turmartiger, mehr für Bogenschützen als für das Allerheiligste bestimmte Chor herausdrängt . . . Die Kirche zu Machnow ist schon viel weltfreudiger; der Kampf ist zugunsten der Deutschen entschieden worden, die Gotik triumphiert. Auch von dieser Gattung gibt es in der Mark manches Beispiel. In der Regel sind es übrigens die zweiten und dritten Bauperioden, die einer älteren Anlage die beweglichere und reichere Gestalt geben. In Machnow sind auch sonst mancherlei Bauten sehenswert. Von der Mühle, die 1695 aufgestellt wurde, blieb nur noch eine Steintafel, die den Bauvermerk kündet. Auch der neue Bau von 1856 bekam eine Erinnerungsplatte. Wenn man diese beiden Zierstücke miteinander vergleicht, erkennt man die handwerkliche Tüchtigkeit des siebzehnten Jahrhunderts und den grenzenlosen Verfall um die Mitte des neunzehnten. Die sogenannte Hakeburg, das dahinter sich ausbreitende Herrenhaus und das am See stehende Neue Schloß, das Bodo Ebhardt im Lohengrintakt baute, kennzeichnen die Entwicklung unserer Architektur von der robusten Gesundheit, über die gepflegte Würde zur lächerlichen Anmaßung . . . Eine Macht von alten Bäumen hüllt Machnow in ein heilendes Verträumtsein. In den Teltowkanal, der dies Gebiet vorsintflutlicher Sümpfe durchquert, ist hier eine Schleuse eingeschaltet worden. Es gibt ein echtes Heideerlebnis, wenn man in der Dunkelheit den harten Energielinien des Schleusengebäudes (der vortreffliche Lahrs baute es), die mit gegenwärtiger Logik durch die Nacht schneiden, näher kommt, und wenn man dann im getünchten Flur des Backsteinhauses hinter Glasfenstern die beim Kanalbau gefundenen Knochen der Mammuts, der Riesenhirsche und der Nilpferde und dazu die geborstenen Schädel und die verrosteten Speere der einstigen Siedeler in Reih' und Glied stumm beieinander sieht . . . Von Machnow kommt man in einer halben Stunde nach Gütergotz. Der Name birgt alle Schauer des blutigen Götzendienstes, die Kirche scheint ein gehöhlter Fels zu sein; der Ort aber — es war mitten im Mai — ist ein einziges Blühen von Flieder und Kastanien, Schneeballen und Vergißmeinnicht.

*

Um Köpenick ist es schade; die Stadt, deren alter Teil mit sachlicher Regelmäßigkeit gebaut worden ist, wurde durch eine gewissenlose Bauspekulation völlig verdorben. Wieviel aus dieser bedeutsamen Siedlung hätte gemacht werden können, zeigt die Gegend um das Schloß herum; enge Straßen senken sich zum Wasser, das die Schloßinsel umspült: die Intimität eines Nebeneinander von Fischern und Gärtnern verführt, in einen breiten Plankenkahn zu steigen und langsam unter überhängenden Aesten auf dem Rücken der schlafenden Spree zu treiben. Auch dort, wo eine große Verkehrsbrücke von der Insel zur Dammvorstadt führt, und wo nach allen Seiten hin der Blick auf Wasserarme trifft, wo mächtige Schlote turmhoch in die Luft stoßen und lange Züge von Schleppkähnen die Perspektive betonen, bekommt man einen Eindruck von den Möglichkeiten, die hier einem Städtebauer gegeben waren. Alle derartigen Hoffnungen sind zu begraben. Diese ganze Gegend der Oberspree, neben Köpenick Friedrichshagen, Rahnsdorf, Wilhelmshagen, Erkner, ist, wenn nicht irgendein Wunder geschieht, für eine sozialisierte und rhythmisch geordnete Bauweise verloren. Die taube Spießerwillkür hat neben der Zinshungrigkeit jede Bauvernunft

ausgeschaltet . . . Von Friedrichshagen bis nach Erkner kann man durch die Waldheide wandern, unter verknurrten Kiefern, an rätselhaften Wacholdern, verlorenen Bächen und einsamen, schwarzen Wasserlöchern vorbei. Man kann auch am Ufer des Müggelsees den Weg nehmen. Das große, tückenreiche Wasser, das weit hinten von der stumpf geschwungenen Linie der Müggelberge begrenzt wird, erklärt auf das beste die leichtsinnige Ruder- und Segelfreudigkeit der Berliner Landratten. Die Müggel ist rauher, willkürlicher und brünstiger, als der elegante Wannsee oder der blanke Schwielow . . . Von Erkner aus fährt man durch die sonnige Melancholie des Flakensees nach der Woltersdorfer Schleuse. Hier trifft man eine ganz kuriose Sommergesellschaft, wohlhabende Fabrikanten aus der Köpenicker Straße, die mit Leidenschaft angeln und gern Aale essen. Sommerfrische mit Alkohol; fast exklusiv. Die großen Dampfer, die Sonntags kommen, werden nicht besonders gern gesehen; und auf das klagende Trommeln, das den schleppenden Gesang der nachts durch den Forst wandernden Turner begleitet, horchen nur die wenigen hier verstreut wohnenden Dichter. Die nächtliche Musik der Mark ist von einer ganz besonders tiefen Traurigkeit; es ist da das unaufhörliche Stöhnen der Frösche, das enttönte Anlaufen von Wellen und das dunkle Rauschen windbewegter Kronen . . .

. . . Wenn man auf den Höhen wandert und die Seen, die sich hier schlank aneinanderreihen, tief unten liegen läßt, kann man bei jeder Wegwende eine neue, an Ueberschneidungen und an Raumepos reiche Landschaft sehen. Wählt man das rechte Ufer des Kalksees, so kommt man, wenn man ein wenig in das Innere des Landes abbiegt, nach Rüdersdorf; hier wohnen die Bergleute, die in dem Kalkbergwerk jenseits des Sees ihre Stollen graben und so dazu helfen, daß der Niederschlag von Jahrmillionen als Mörtel für die Häuser der Berliner genutzt werden kann. Die Häuschen der Bergleute sind auffallend schmuck; weiße Gardinen zieren die Fenster, und vor jeder Tür blüht und duftet ein zärtlich gepflegter Garten, bunte Bauernblumen, farbkräftige Stauden, Rittersporn und Träne Christi. Das Bergwerk, das als eine klaffende, häusertiefe Wunde den Boden aufreißt, wirkt inmitten dieser ausgeglichenen Landschaft wie ein dramatischer Konflikt. Wenn die Sonne auf die weiß-gelben Felsen brennt, feuerwerkt blonde Glut, während aus den Klüften grüne und violette Stichflammen emporschießen . . . Aus dem Flakensee führt ein schmaler, nur von kleinen Schiffen befahrbarer Wasserlauf in ungezählten, hitzigen Windungen nach Osten, die Löcknitz. Sie ist eines der märkischen Mirakel, ein kapriziöses Spielzeug, eine nervöse Beweglichkeit. Wenn das Schiff seinen kuriosen Weg nimmt, saugt es von den Ufern links und rechts das Wasser in großen Zügen, um es im nächsten Augenblick wieder zurückströmen zu lassen; so gerät der dünne Lauf, der durch die Spiegelung der über ihm zusammenschlagenden Bäume bis in die Tiefen grün erscheint, in ein dauerndes Kreiseln. An den Ufern lagern die Ruderer. Vom Sonnabend zum Sonntag zigeunern sie im Freien, schlafen, essen und singen und steigen Mann wie Frau in das sanfte Wellenbad der Löcknitz . . . An Erkner vorbei läuft die schlesische Eisenbahn nach Fürstenwalde. Aus gotischen Zeiten: eine große Kirche, die aber sehr verrenoviert worden ist, ein Rathaus, das durch seine offene Halle einen festlichen Eindruck macht. Fürstenwalde war einmal eine bedeutende Stadt; heute ist es mehr eine

Verladestelle. Die Spree, die dicht vorüberfließt, ist stets von Dampfern und Lastkähnen belebt. Jenseits der Spreebrücke entfaltet sich eine wellige, weitlaufende Landschaft, die von dem Höhenzug der Rauener Berge aufgenommen wird. Die Geschichte von dem großen Findling, aus dessen Hälfte die Granitschale vor dem Berliner Museum geschliffen worden ist, weiß mittlerweile jedes Kind; lustiger ist es, daß man im Abfahren der Straße links und rechts verräucherten Backöfen, hochgewölbten Maulwurfshaufen, begegnet. Am Fuß der Rauener Berge öffnet sich die Einfahrt zu einem Braunkohlenbergwerk. Auf schmalspuriger Bahn geht es tief in die Erde und in Temperaturen, die auch im Winter schwitzen machen. Es ist ein phantasievoller Monismus, unterhalb der Stelle, an der der Gletscher irgendwann einmal den schwedischen Giganten fallen ließ, zwischen halbversteinerten, voreiszeitlichen Stämmen umherzugehen ... Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zum Scharmützelsee.

*

An der Straße, die in das Dorf Buch hineinführt, stehen kleine Häuser; in jedem hat ein Sargfabrikant seinen Laden aufgetan. Vier, fünf, sechs, zehn Schaufenster mit weißen und gelben, braunen und schwarzen Särgen, mit Särgen, auf denen silberne Kronen liegen, mit Särgen, die ganz von faltigen Schleiern verhüllt sind. Das Dorf Buch gehört der Stadt Berlin, die hier große Lungenheilstätten, einen Block von Irrenhäusern und die weitgedehnte „Stadt der alten Leute" angesiedelt hat. Die Buchen, die dem Ort den Namen gegeben haben, rauschen mit gemessenem Gleichmut über Tausenden von Schicksalen, die sich stumm erfüllen. Die „Stadt der alten Leute" ist von Ludwig Hoffmann erbaut worden; sie ist ein freundlicher Organismus von kleineren und größeren Häusern, die, in Gruppen zusammengefaßt, platzartige Anlagen und schön gegliederte Grünplätze umfassen. Die Alten, die sich in Berlin mürbe gearbeitet haben, sollen hier ein halbwegs gemütliches Fürsichsein finden; das Massenhafte solch einer Sammlung von Gebrechlichkeit ist klug vermieden worden, mit sozialer Einfühlung hat der Architekt der weit gedehnten Anlage den Charakter einer Gartenstadt gegeben ... Der Park, der sich hinter dem Herrenhaus des Gutes, auf dessen Wetterfahne ein lustiger Fuchs springt, ausbreitet, ist von braunen Buchenblättern ganz verschüttet. In den spitzbogigen Alleen dampft grünes Licht, durch die am Erdboden geschichteten Blätter rieselt ständig silbrige Feuchtigkeit. Mitten im Park steht das Grabmal der Juliane von Voß, ein steinerner Sarkophag, auf dessen moosfreien Stellen man die Namen ungezählter Liebender liest ... Selbst dem heutigen Bernau kann man es glauben, daß sich einst mancher Feind an diesen Mauern und Türmen blutige Abfuhr geholt hat. Die Stadt gewährt keinen geschlossenen mittelalterlichen Eindruck, wie ihn etwa Rothenburg vermittelt; es sind Lücken in sie hineingebrochen, die Baureste stehen nur noch vereinzelt. Aber sie wirken dennoch mit jener polternden Kraft, die immer dann aufströmt, wenn klobige Backsteine von plumpen Händen aufgeschichtet worden sind. In einem Hause, das früher den Kalandsbrüdern gehört hat, sitzt man unter eingeduckten Gewölben und freut sich bei gutem Bier an der Kühle, die hinter solchen dicken Mauern steht ... Buch ist nur eine Verheißung, Freienwalde bringt die Erfüllung: Laubwälder, die sich

meilenweit ausdehnen. Auch Nadelholz wächst auf den Bergrücken und in den Tälern; Kiefern, die ihre verzackten Kronen ausbreiten, schwarze Tannen, deren Fahnenzweige weich herabfließen. Den Ausschlag aber geben die Buchen. Dicke, haushohe Stämme, die mit mannhafter Stoßkraft zum Himmel steigen; ihre Rinde ist seidig, grau und schillernd, wie Büffelhaut. Wenn der Blick durch solch einen Wald von mondscheinwilden Stämmen streicht, glaubt der Empfindsame sich in einem vergeisterten Dom selig gefangen. Die Buchen stehen wie Säulen; ihre Wipfel schließen sich zu einem undurchdringlichen Dach. Die Blätter, die jahraus, jahrein von ihnen fielen, webten einen dicken, federnden Teppich. Braun, silbergrau und grün — solch ein Buchenwald tränkt unser optisches Bedürfnis nach Räumlichkeit auf eine besonders innige und heldenhafte Art. Der Fuß wühlt in dem feuchten Laub, ein überirdisches, grünverzaubertes Licht rieselt in dünnen Strahlen und sammelt sich in hellen Flecken auf dem bronzenen Waldboden. Alle Sonne aber, die hier einfällt, verliert ihre Wärme; der Buchenwald ist kühl. Eine weiße Feuchtigkeit steigt aus der Erde, wellt an den Stämmen aufwärts und wird von dem undurchdringlichen Gewölbe wieder herabgedrückt . . . Freienwalde liegt in einem langgezogenen Tal; rechts und links folgen sich in parallelen Zügen, oft sich durchschneidend, wogige, kupplige Hügel. Und sie alle sind bewaldet und vom grünen Buchenlicht überfangen. Es gibt in Freienwalde mancherlei Kuriositäten. Da ist ein stillgelegtes Alaunwerk, dessen braune Hügel wie eine Herde riesiger Elefanten lagern. Es gibt ein klingendes Fließ, einen tief eingesenkten Waldteich, ganz zugewachsen, unter der grünen Decke tropft und pfeift das Wasser. Es gibt eine Ruine, einen Bismarckturm, der genau so häßlich ist wie alle derartigen Apparate, ein bescheidenes Schloß, das Walther Rathenau gehört hat, eine leidliche Backsteinkirche der späten Gotik und einen christlichen Tempel aus der Aufklärungszeit, einen Monte Caprino und eine Casa rivera. Das alles aber ist ganz belanglos, gemessen an den unerschöpflichen Wegen auf den Höhen und in den Tälern, immer in dem mystischen Halbdunkel der stillen Wälder. Noch schöner aber als solch stundenlanges Wandern ist es, auf einen der aus unbehauenen Stämmen schlicht gezimmerten Ausblicktürme zu steigen. Man steht hoch über den Bäumen; bis an den fernen Horizont wogt und rauscht das grüne Meer. In diese Ströme des hell und dunkel zusammenfließenden Grüns fühlt man sich eintauchen; man atmet Grün, man glaubt sein Blut in den kühlen Lebenssaft des Vegetabils verwandelt . . . Man kann von Freienwalde aus heitere Fahrten machen. Chorin ist leicht zu erreichen; man trifft eine gut gepflegte (durch die gelehrte Aufdringlichkeit des zisterzienserschen Vierungsreiters leider gestörte) Backsteinruine. Nicht weit davon ein Meisterwerk der Technik, die Schleusentreppe des Finowkanals. Man kann (von Freienwalde aus) nach Oderberg fahren, um von dem jäh abfallenden Sandberg aus das Panorama des Bruchs zu sehen. Eine endlose, grüne, durchwässerte Ebene, Sägemühlen, Ziegeleien, Störche und fliegende Wolken, deren Schatten sich langsam über die Fläche schieben. Das Schönste aber, was man (von Freienwalde aus) machen kann, ist und bleibt doch das Spazieren durch die Wälder. Man kann sich dabei sehr weite Ziele stecken. An dem Basee, den Fontane „zu wenig melancholisch und doch zu heiter" genannt hat,

fort und fort, bis Haselberg und über Harnekopf (wozu man freilich zwei Tage braucht) bis in den Blumental . . . Ich habe in Freienwalde einmal einen Waldläufer gekannt; damals war er noch Kandidat, jetzt ist er Pfarrer an der dortigen Kirche. Der wußte von den verstohlensten Wegen, von den ganz im Laub verborgenen Dohnensteigen. Mit solch einem sinnenden Abenteurer muß man die märkischen Laubwälder durchwandern, wenn man ihr Geheimnis lösen will.

*

Zuweilen fragt man sich: womit unsere Kunsthistoriker eigentlich ihre Zeit vertun. Es gibt noch keine wirklich mit Einfühlung geschriebene Geschichte der Backsteingotik. Sie zu kennen, ist (auch für den Nichthistorischen) notwendig, wenn der architektonische Reichtum des nördlichen Deutschlands sich erschließen soll. Die Backsteingotik war die erste Blüte der norddeutschen Baukunst; sie ist bis heute die letzte geblieben. Dies gilt besonders für die Mark. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur einmal die alte märkische Hauptstadt, Brandenburg an der Havel, zu besuchen. Einen Tag dauert es allein, um im Rundgang einen Ueberblick zu bekommen; von der Fülle der lebensstarken Altertümer, die in den Kirchen, den Rathäusern, den Bürgerhäusern zu sehen sind, von romanischen Taufen, gotischen Altären, barocken Kanzeln, berichtet der dicke Band des Inventars, das unter der Leitung des ausgezeichneten Provinzialkonservators Theodor Goecke aufgenommen worden ist . . . Vom schweren, süßen Geruch der Linden umlodert, die Katharinenkirche mit ihrem Kapellenkranz und den phantastischen Träumen ihrer hochübergiebelten Portale, mit dem orientalisch erhitzten Spitzenwerk der Ornamente, die in sinnlicher Koketterie den schwertschlanken Körper der in grünen, schwarzen und rot-grauen Tönen vibrierenden Kirche überzittern: man glaubt sich mystisch beflügelt; man begreift nicht, wie solche tanzende Blutseligkeit mit der kühlen Rechnung dieser mannhaften Bogenkonstruktionen zusammenklingt . . . St. Pauli muß man von der Kanalseite aus entdecken; ein ganzes Geviert von derben, rhythmisch gekanteten Backsteinhäusern, eine hügelhafte Lagerung von raumgroßen Dächern, ein Turm, der keck hochschießt und die Horizontale der behäbigen Anlage lustig durchbricht; im Vordergrund, ängstlich, an das alte Klostergehöft gelehnt, geklebt, ein paar halbverwackelte, aber unzerstörbare Fachwerkhäuschen, in deren engen Stuben steinalte Leute mit schnurrenden Katzen spielen. Bei dem einen dieser Häuschen springt das obere Stockwerk dreieckig über die abgeschrägte Ecke des Untergeschosses hervor; dadurch entsteht ein scharfer Schlagschatten, ein Mysterium der Winkelmusik. Im Herzen von St. Pauli das weltferne Schweigen eines Kreuzganges; ein hölzerner Christus ist die einzige Stimme in der Rippenmonotonie dieser gotischen Askese . . . Wehrtürme umstehen die Stadt; der am Steintor ist rund, der am Mühlentor ist achteckig, der am Rathenower Tor quadratisch. Den Trotz solcher Ziegelhäufung variieren die Armseligkeit der Jakobskapelle, die drohend aufsteigende Westwand der Gotthardkirche, der robuste Kubus der Petrikapelle und die feierliche Primitivität des Domes. Der Dom und die Dominsel (Brandenburg wuchs aus dem feindlichen Nebeneinander gedrängter Inseln): das Antlitz von Jahrhunderten, deren Energie Form geworden ist . . . Vom Marienberg kann man die Stadt übersehen: mächtige Dächer heben sich; ihre

Massivität wird weiß und klingend durch den unendlich laufenden Triller der Ziegelschatten. Wie einsame Riesenbäume drohen und schützen die Kirchtürme. Eine ausgeschüttelte Spielzeugschachtel, von weiten, grünen Flächen umrahmt, westlich die ersten Buchten des Plauer Sees . . . Blinde Eiferer haben die köstliche Architektur dieser Stadt nachahmen wollen, haben die Post, die Schulen, die Kasernen in eklig rohen Maschinensteinen gegotikt. Von den Neuherstellungen verdient nur das Alte Rathaus Zustimmung. Es läßt sich zwar nicht mit der Gewalt des danebenstehenden Giebelbaues und dessen gepanzerten Rundpfeilern vergleichen; aber es bewahrt in den neu eingefügten Teilen mit Geschmack die Stimmung des hanseatischen Backsteinstils. Hier, am Fuß des hohen Zinnengiebels, im Schatten blühender Linden, muß man des Abends sitzen; mit den Häusern, die den Markt grenzen, mit den Lichtern, die halbdunkel aufbrennen, mit den wenigen Menschen, die vorübergleiten, mit den Klangwellen, die von den Türmen kommen: ohne Namen und ohne Zahlen, als Essenz, werden die Jahrhunderte lebendig.

*

Das Rheinsberger Schloß ist von Knobelsdorff nach der Lehre der französischen Akademie erbaut worden. Der Wohlklang des klarlinigen, auf die Nuance ausbalancierten Flügelbaus und die Raumschönheit des von ihm umfaßten, nach der Seeseite offenen Paradehofes sind somit erklärt. Unverständlich bleiben die beiden Türme, die in die Fronten der Seitenflügel hineingedrückt stehen und durch ihre märkische Derbheit in der abstrakten Musik des französischen Baus als ein Naturalismus des Kriegerischen fast stören. Unverständlich ist auch die Säulengalerie, die, von Turm zu Turm laufend, die Absicht des Freihofes aufhebt. Durch die Gewölbe im Unterraum des einen Turmes erfährt man bald, daß er aus den Fundamenten der alten Burgwarte, die früher hier stand, entwickelt worden ist. Ueber den zweiten Turm muß man sich durch die Akten belehren lassen, er wurde durch den Wunsch des jungen Friedrich, der Rheinsberg bis 1740 bewohnte, als Pendant erbaut. Friedrich befahl auch die Säulenkolonade. Solche Baugeschichte macht das Rheinsberger Schloß zu einem Symbol: Französische Architektur durch die Laune eines Preußenfürsten aus dem Gefüge gebracht. Das ist das erste. Aber eben durch solches Preußentum neu charakterisiert: Französische Vollendung, mit den dürftigen Mitteln der preußischen Armut. Das ist das zweite. An dem Rheinsberger Kavalierhaus sind alle technisch schwierigen Teile statt aus dem selbstverständlichen Stein aus Holz gemacht worden. Im Schloß selbst gibt es nur unedle Materialien, und außer einigen Deckengemälden von Pesne nur Bildnisse des provinzialen Handwerks: Die Kunst in einem Staate, der sich groß gehungert hat. Rheinsberg ist wie eine Sehnsucht, aus der traditionslosen Kargheit zum Ideal einer reichen Kultur zu gelangen. Mit solcher Erkenntnis ist das Architektonisch-Wesentliche der preußischen Königsschlösser erfaßt. Die Pyramide, die Prinz Heinrich im Rheinsberger Park den Helden des Siebenjährigen Krieges setzte, ehrt die preußischen Generale und Sieger über die Franzosen in französischer Sprache.

*

Sand und Kiefern, Seen und Buchen, Findlingsblöcke, Backstein und Gotik und in solcher harten Welt, entzündet an bewunderten Vorbildern reicher Kulturen, der Glaube an eine Sendung: Das ist die Formel der Mark.

RANDBEMERKUNGEN

Richterliche Willkür III
Grevesmühlen!

Nicht das Urteil im Grevesmühlener Reichsbanner-Prozeß soll hier gescholten werden. Bei aller berechtigter Empörung empfiehlt es sich zunächst abzuwarten, bis man genau erfahren hat, wie eigentlich das Gericht jenen eigentümlichen Spruch zu begründen gedenkt. Soviel steht fest, daß das Urteil sich auf die Aussagen der völkischen Revolverhelden, die als Belastungszeugen auftraten, stützt, ohne die gegenteiligen Aussagen, u. a. auch die der Polizeibeamten, zu berücksichtigen. Genug, um eine Berufung zu rechtfertigen, nicht genug, um den Vorwurf der Rechtsbeugung zu erheben, denn es herrscht nun einmal in unserm Recht der Grundsatz der freien Beweiswürdigung, demzufolge auch die Richter in Grevesmühlen formell (!) durchaus befugt waren, den völkischen Zeugen und nur diesen zu glauben. Solange man diesen Herren nicht nachweisen kann, daß sie hierbei mala fide verfahren sind, darf der Vorwurf der Rechtsbeugung nicht laut werden.

Jedes Volk hat die Justiz, die es verdient; wir sind ein ganz eigentümliches Volk und haben demgemäß auch eine ganz eigentümliche Justiz: In dieser „Republik" liegt die Rechtspflege zum größten Teil in den Händen nationalistischer, antirepublikanischer Richter, und da gibt es immer noch gute Seelen bei uns, die sich dann über deren Urteile wundern. An sich ist es gar nicht wunderbar, wenn ein völkischer Richter nun einmal dazu neigt, völkischen Zeugen zu glauben, sie werden ihm eben immer glaubwürdiger wie andere erscheinen, wunderbar ist es nur, daß es in einer Republik völkische Richter gibt, bzw. daß diese in Prozessen politischen Charakters verwendet werden dürfen.

Wenn trotzdem der Prozeß in Grevesmühlen hier unter Rubrik „richterliche Willkür" aufgenommen wird, so gibt hierzu wie gesagt noch nicht das Urteil, sondern eine kleine Episode, die sich vor der Urteilsverkündung ereignete, Veranlassung:

Nach einem Berichte des „Berliner Tageblatts" hielt es der Vorsitzende, Amtsgerichtsrat Dr. Zuerens, für angezeigt, ohne irgendwelche Veranlassung die Angeklagten zu verwarnen, sich unbedingt ruhig zu verhalten, da er sie sonst sofort drei Tage dabehalten werde.

Eine komische Warnung! Drei Tage Haft stellt die zulässige Höchststrafe wegen Ungebühr vor Gericht dar, die natürlich nur in Anwendung kommen soll, wenn es sich um eine besonders grobe Ungehörigkeit handelt. Herr Dr. Zuerens will den angeklagten Reichsbannerleuten gegenüber die Höchststrafe zum Prinzip erheben, das geht aus seiner „Warnung", die er doch ernst genommen wissen will (es liegt zu einem Zweifel nicht die geringste Veranlassung vor!), hervor, und hierin liegt allerdings eine sehr bedenkliche Willkür. Vor der Publikation dieses Urteils war es von Herrn Dr. Zuerens zumindest recht unvorsichtig, sich durch eine so kleinliche Warnung zu decouvrieren und der Oeffentlichkeit einen allzu tiefen Einblick in seine Denkungsweise zu gestatten. —

Herr Dr. Zuerens, der „Sieger von Grevesmühlen", stellt ein vortreffliches Pendant zu Herrn Bewersdorff, dem „Sieger von Magdeburg", dar. Falls der Bedarf der Republik an solchen Siegergestalten gedeckt sein sollte, empfiehlt es sich, *die Betätigung (nicht nur die richterliche, sondern auch die politische, die wertvolle Rückschlüsse gestattet) dieser Herren durch Vertrauensmänner republikanischer Parteien und Organisationen genauestens beobachten zu lassen, jede Handlung, die zu berechtigter Kritik*

Anlaß geben sollte, zum Gegenstande öffentlicher Besprechung in Presse und Parlament zu machen, damit die Namen solcher Richter und ihre Taten nicht vorzeitiger Vergessenheit anheimfallen. Aendern können wir zurzeit nichts, was 1918/19 versäumt worden ist, kann nach den „Aufwertungswahlen" nicht eingeholt werden. Reform der Institutionen, die sich bei uns Justiz nennen, ist nur möglich, wenn sich das Kräfteverhältnis der Parteien im Reichstage entsprechend ändert. Das hat noch drei Jahre lang Zeit. Jetzt ist die Zeit der Saat. *Es muß Material gesammelt werden, damit es bereit stehe, wenn die Zeit der Abrechnung kommt.* Die Herren Bewersdorff, Zuerens und Genossen werden schon weiter dafür sorgen, daß wir in dieser Beziehung nicht in Verlegenheit geraten.

Dr. Werner Arendt

Wieder — Rundfunk

Der Rundfunk entwickelt sich immer mehr zu einer Einrichtung, die man nur als Werbetrommel reaktionärer Schmocks bezeichnen kann. Dem toten Schöpfer der deutschen Reichsverfassung einen kurzen Bericht — — wenn aber ein Kriegertag stattfindet, wie der in Leipzig, ja, dann muß ausführlich paradiert werden.

Weiß der Rundfunk nicht, daß auch er — Staatseinrichtung der deutschen Republik — gewissermaßen als vorweggenommenen Dank seine Ohrfeige vom Kriegertage bekommen hat?

Ein alter Mummelgreis von General hat ausgespuckt: „Die alten Soldaten müssen mit ihren Fingernägeln den Dreck wegkratzen, den die Republik über die deutsche Heimaterde gebreitet hat!" Zurzeit gehört auch der Rundfunk immerhin noch zur Republik. Vielleicht hat eine republikanische Behörde Zeit, den Dreck vom Rundfunk zu kratzen.

Styx

Die Richter sollen zahlen!

Mit der deutschen Justiz ist es jetzt soweit gekommen, daß die Führer der großen republikanischen Parteien öffentlich erklären: kein noch so absonderliches Urteil irgendeines deutschen Gerichtshofes könne ihnen noch Verwunderung abgewinnen, kein richterliches Urteil würde von den republikanischen Parteien als Maßstab für Recht und Gerechtigkeit gewertet werden. Den Republikanern ist die Urteilsfällung der deutschen Justizbeamten gleichgültig, sie überlassen es den Richtern, Urteile, wie sie in der letzten Zeit stereotyp gefällt worden sind, vor ihrem Gewissen zu rechtfertigen.

Ja! — — — Es soll uns gleich sein. — Gleich ist uns aber nicht, wenn die Willkür der Richter dem Staate ungeheure Geldausgaben bereitet. Das kann indessen geändert werden. Es braucht nur jedem Richter, dessen Urteil in der Berufungsinstanz wissentlich oder unwissentlich als falsch nachgewiesen wird, die Kosten für die Berufungsinstanz auferlegt werden. Es würde demnach also bei der Berufungsinstanz der Gerichtsbeschluß nicht mehr lauten: „Die Kosten fallen der Staatskasse zu", sondern nach Beschluß des Richterkollegiums der Berufungsinstanz: „Die Kosten fallen dem Richter der ersten Instanz zu".

Wetten, daß nach dem Vorbild des ewigen Verzichtes auf Elsaß-Lothringen gegen drei Mark Roggenzoll, die schwarz-weiß-roten Urteile sofort einer würdigeren Rechtsprechung Platz machen?!

Danton

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Brieffaksimiles. In Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3.—, kartoniert 1.75 M.

Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

VERFLUCHTER SEGEN

VON BRUNO SCHÖNLANK

VIERTE AUFLAGE

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

Berlin, 31. Oktober 1925 — Nr. 31 — 11. Jahrg. · 2. Bd.

Die Glocke

BEGRÜNDET VON PARVUS

Inhalt:

Berlin hat gewählt 961

PERISKOPOS: **Die Massen bezahlen die Rechtsregierung!** 962

HEDWIG WACHENHEIM: **Wilhelm II.** 965

Dr. Seligsohn: Klassenjustiz? 967

WILH. NEUMANN: Das Fiasko der Siedlungspolitik . . 972

WILLI KARBAUM (Magdeburg): **„Frisches Blut in die Verwaltung“** 974

Sanitätsrat Dr. OTTO JULIUSBURGER: Rauschmittel und Bildungsarbeit 976

Friedrich Wendel: Der Johann Strauß 979

C. F. W. BEHL: Gottsucher-Dichtung 981

ELSE KOLLINER: Russische Oper 983

Arthur Eloesser: Hannibal im Staatstheater . 985

PAPYRUS: Papierpleiten 989

Verlag für Sozialwissenschaft
Berlin SW 68 Lindenstr. 114

Preis 40 Pfennig

NEUERSCHEINUNGEN:

H. G. Wells

Die Grundlinien der Weltgeschichte

670 S. mit vielen Karten, Bildern und Tabellen, holzfrei in Ganzl. 20.— M.

M. Beer

Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe

540 Seiten in Ganzleinen 10.— M.

Kaminski und Matteotti

Der Fascismus in Italien

Im Anhang: Matteottis letzte Schrift, 140 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Ludwig Frank, Reden und Briefe

ausgewählt von Hedwig Wachenheim

Große Ausgabe in Halbl. 10.— M., Jugendausgabe, kartoniert 1.50 M.

M. Beer

Das England der Gegenwart

(Nach dem Weltkrieg) 96 Seiten, in Halbleinen 2.50 M.

Konrad Haenisch

Parvus, Ein Lebensbild

48 Seiten, mit 2 Bildern und 2 Brieffaksimiles. In Halbl. 2.50, kart. 0.75 M.

Kurt Heinig

Die Finanzskandale des Kaiserreichs

2. Auflage, 80 Seiten in Halbleinen 2.50 M.

Bruno Schönlank

Ein Frühlingsmysterium

Dramatisches Chorwerk. 62 Seiten, in Halbleinen 3 —, kartoniert 1.75 M.

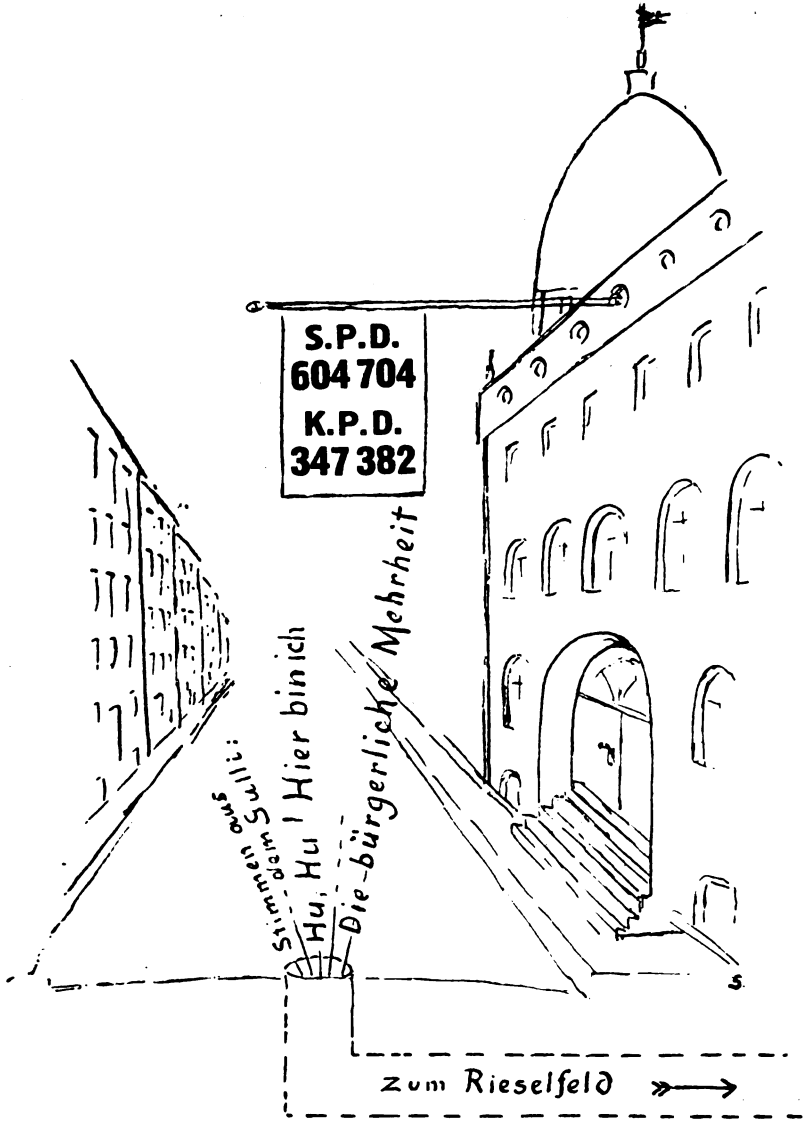
Jos. Wiehen

Die Bodenreform der Tschechoslowakischen Republik

88 Seiten, in Halbleinen 2.75 M.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68

Berlin hat gewählt



Die Massen bezahlen die Rechtsregierung!

Von Periskopos

Wieviel Ausweise des Reichsfinanzministers über die Lage des Etats müssen noch erscheinen, ehe der Reichstag endlich an eine Neuorganisation des deutschen Steuerwesens geht? Seit dem Herbst 1924 hat die Entwicklung der Reichsfinanzen dauernd den Beweis erbracht, daß das System der Besteuerung unsozial und wirtschaftshemmend ist, aber bis heute ist nichts geschehen, um hier Abhilfe zu schaffen. Die Zusammenstellung der Steuereinnahmen und der Ausgaben des Reichs in den Monaten April-September 1925 zeigt wieder die schweren Nachteile des geltenden Steuersystems und die Gefahren der heute in Deutschland üblichen Etatswirtschaft. Wird der Reichstag irgendwelche Konsequenzen daraus ziehen?

Die schädliche Wirkung des deutschen Steuersystems erstreckt sich auf drei verschiedene Gebiete.

1. Die Steuern belasten einseitig die Massen. Diese Ueberbelastung kommt zahlenmäßig im Verhältnis des Aufkommens aus der Lohnsteuer zum Aufkommen aus den Besitzsteuern und im Verhältnis der Massenbesteuerung durch Lohn-, Umsatz-, Beförderungs-, Verbrauchssteuern und Zölle zu der Besteuerung von Einkommen und Besitz zum Ausdruck. Die Lohnsteuer hat von dem Steueraufkommen der Monate Oktober 1924 bis März 1925 18 Proz. eingebracht. In den Monaten April-September 1925 sind 21 Proz. der Gesamteinnahmen durch die Lohnsteuer bestritten worden. Dagegen sind die Eingänge aus der Körperschaftssteuer, die im letzten Etatshalbjahr 1924/25 4,25 Proz. des Gesamtsteueraufkommens betrugen, auf 2,61 Proz., also fast auf die Hälfte, zurückgegangen. Die Belastung von Arbeitslohn und Gehalt hat zugunsten der Gewinne der privaten Wirtschaft zugenommen. Noch deutlicher geht das aus einer Gegenüberstellung des Lohnsteueraufkommens und des Aufkommens aus den gesamten Besitzsteuern hervor:

Steueraufkommen aus Lohnsteuern und aus Besitzsteuern (ohne Beförderungs- und Umsatzsteuer):

Steuerabschnitt	Besitz Millionen RM	Lohn Millionen RM	Lohnsteuer in % der Besitzsteuer
3. Quartal 1924/25	603	361	59,8
4. Quartal 1924/25	623	376	60,3
1. Quartal 1925/26	498	395	79,3
2. Quartal 1925/26	377	355	94,2

Im Durchschnitt des letzten Steuerhalbjahres 1924/25 belief sich der Ertrag der Lohnsteuer auf 60 Proz. des Ertrages der Besitzsteuern; im ersten Steuerhalbjahr 1925/26 hat das Aufkommen aus der Lohnsteuer das aus den Besitzsteuern fast erreicht, es betrug nämlich durchschnittlich 86,5 Proz. Die Einnahmen aus den Besitzsteuern sind auf zwei Drittel von dem gefallen, was sie in den Monaten Oktober 1924 bis März 1925 dem Reich eingebracht haben. Dafür hat die Belastung der breiten Massen durch Steuern wieder zugenommen. Ein Vergleich der Massenbelastung im letzten Steuerhalbjahr 1924/25 und im ersten Steuerhalbjahr 1925/26 ergibt folgendes Bild:

Steueraufkommen in Prozenten der Massenbelastung (Lohnsteuer, Umsatzsteuer, Zölle und Verbrauchssteuern):

1925/26		1924/25	
April	67%	Oktober	67%
Mai	69%	November	65%
Juni	78%	Dezember	70%
Juli	68%	Januar	69%
August	84%	Februar	65%
September	87%	März	69%

Die Massenbelastung, die während des ersten Quartals 1925 nie über 69 Proz. des Gesamtsteueraufkommens hinausgegangen ist, hat sich in den Monaten April/September 1925 auf 76 Proz. erhöht, im Durchschnitt des dritten Quartals 1925 allein sogar auf 80 Proz. Im Frühjahr 1925 schien es unhaltbar, daß über zwei Drittel aller Steuern durch Belastung der Massen eingingen. Im Herbst 1925 ist es so weit gekommen, daß nur noch ein Fünftel aller Reichseinnahmen vom Besitz gezahlt wird.

2. Das Steuersystem hemmt den normalen Gang der Wirtschaft. Die Hemmung des Wirtschaftslebens durch die Umsatzsteuer ist schon oft genug gekennzeichnet worden. Die Umsatzsteuer ist schädlich für den Verbrauch, weil sie vom Produzenten auf den Konsumenten im Preis übergewälzt werden kann, ganz gleich, ob sie 3, 1½ oder 1 Proz. beträgt. Aber mit der Umsatzsteuer ist die Benachteiligung der Wirtschaft noch nicht am Ende. Die Ueberschußwirtschaft der Reichsfinanzverwaltung hat dazu geführt, daß vom Reich Ausgaben gemacht werden, die es unter normalen Etatsverhältnissen ohne vorherige Zustimmung des Reichstags kaum machen könnte. Die ungesetzmäßige Zahlung der Ruhrgelder ist leider nicht das einzige Beispiel hierfür geblieben, denn in diesem Jahre haben Rückkäufe von Schatzanweisungen durch das Reich stattgefunden, für die Mittel im Etat nicht vorgesehen waren. Entgegen den Schätzungen des Reichsfinanzministers, der im Steuerjahr 1925/26 mit einem Fehlbetrag rechnete, sind im ersten Halbjahr 412 Millionen Mark mehr eingenommen worden, als der Etat vorsah. Diese Mehreinnahmen hat das Reich aber keineswegs vollständig in den Kassen behalten. Sie sind zum Rückkauf von Goldanleihe, zu Zahlungen an die Rentenbank und schließlich zum Rückkauf von Schatzanweisungen verwendet worden. Es scheint, als ob der zurückgekaufte Goldanleihebetrag höher ist, als im Etat vorgesehen war, und von der Rentenbankzahlung gilt das gleiche. Immerhin waren hierfür in den Etat gewisse Beträge eingestellt, während es um den Rückkauf der Schatzanweisungen anders steht. Im Etat 1925/26 war ein Betrag zur Verzinsung von noch zu begebenden Schatzanweisungen „zur Auffüllung eines Betriebsmittelfonds" von 150 Millionen enthalten. Im April 1925 betrug der Umlauf an Reichsschatzwechseln auch tatsächlich 156 Millionen, aber im September waren es nur noch 81. 74 Mill. M. Schatzwechsel hat die Reichsfinanzverwaltung zurückgekauft. Sie war dazu in der Lage, weil ein großer Steuerüberschuß bestand. Aus zu starker Massenbelastung hat sich auf diese Weise das Reich von Schulden entlasten können! Ein weiterer Betrag des Steuerüberschusses ist durch den Finanzausgleich in die Kassen der Länder und Gemeinden geflossen, und mit dem Rest scheint das Reich

Zinsgeschäfte zu machen, die nach den letzten Meldungen über die Kredite des zusammengebrochenen Richard-Kahn-Konzerns oft nicht ganz ohne Risiko sein dürften. Es ist eine ungeheure Schädigung der gesamten Volkswirtschaft, daß den breiten Massen durch Besteuerung ein Teil ihrer Kaufkraft entzogen wird, den die Reichsfinanzverwaltung als Steuerüberschuß nach eigenem Ermessen verwenden kann. Selbst wenn er der Wirtschaft letzten Endes auch wieder zufließt, so geschieht das doch nur in den seltensten Fällen allein unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit!

3. Das deutsche Steuersystem ist schädlich für die weitere Zukunft. Wir haben von 1925 an aus dem Etat steigende Reparationszahlungen zu leisten. Wenn in der Beschaffung der Mittel des Reiches so fortgefahren werden soll, wie das bis heute der Fall war, wird sich das Verhältnis zwischen Massenbelastung und Besitzbelastung durch Steuern weiter zuungunsten der Massen verschlechtern. Ueberschüsse werden nur aus den Massensteuern erzielt werden. Die Aufbringung der Reparationen aus dem Etat wird durch das Vorhandensein dieser Ueberschüsse sehr vereinfacht, und gleichzeitig werden gerade diejenigen Kreise der deutschen Wirtschaft von der Notwendigkeit, Reparationen zu zahlen, befreit, deren materielle Lage sie mehr als alle andern verpflichten würde, den größeren Anteil an der äußeren Last des deutschen Volkes zu tragen.

Der Kampf der breiten Massen um eine bessere Stellung in der Wirtschaft kann nur dann Erfolg haben, wenn er gegen das ganze wirtschaftliche System gerichtet ist, das von der Rechtsregierung seit der Stabilisierung angewendet wird. Ein Teil dieses Systems ist die Steuerpolitik, und sie besonders muß von Grund auf umgestaltet werden. Die Heraufsetzung des steuerfreien Existenzminimums auf 80 M. bedeutet keine wirkliche Entlastung der Lohn- und Gehaltsempfänger; 100 M. steuerfreies Existenzminimum wären angesichts der Preissteigerungen der letzten Wochen wenig genug. Man könnte sich aber einstweilen damit zufrieden geben, wenn die Umsatzsteuer vollständig fortfiele und dadurch auf der Seite der Preise eine gewisse Erleichterung für die letzten Verbraucher einträte. Gewiß würde der Gesamtbetrag des Steueraufkommens durch diese Maßnahmen wesentlich zurückgehen, aber die Rückbewegung könnte durch Eingriffe an anderen Stellen des Steuersystems ausgeglichen werden. Das Wichtigste wäre eine Umgestaltung der Besteuerung des Besitzes, etwa in der Art, daß die Höhe der Einkommen- und Körperschaftssteuer immer entsprechend dem jeweiligen Bedarf des Reichs angesetzt, und daß ferner die Vermögenssteuer nicht herab-, sondern hinaufgesetzt würde. Daneben wäre eine Umgestaltung des Finanzausgleichs erforderlich, die zu der Ansetzung eines Höchstbetrages führte, den das Reich aus dem Steueraufkommen an Länder und Gemeinden zu zahlen hätte, wobei jedoch unter allen Umständen zu vermeiden wäre, daß die Gemeinden sich Einnahmen aus Zuschlägen zu direkten Reichssteuern verschaffen, wie es vom April 1926 ab aus der Lohn- und Einkommensteuer möglich sein soll. Zur Sicherung eines stabilen Budgets reichten diese Maßnahmen wahrscheinlich aus. Daneben bleiben immer noch manche Möglichkeiten, den Ertrag bestimmter Steuern zu erhöhen. Es sei in diesem Zusammenhang nur die Branntweinsteuer erwähnt, die vor dem Kriege beinahe 200 Millionen einbrachte, während sie 1925/26 nur 120 Millionen ergeben wird.

In den breiten Massen des Volkes scheint die Erkenntnis leider noch nicht tief genug durchgedrungen zu sein, daß die tatsächlichen Auswirkungen der Macht der Rechtsregierung nicht so sehr auf dem Gebiet der Politik liegen, wie auf dem Gebiet der Beherrschung der Wirtschaft. Die Stoßkraft der Massen, die durch die Ereignisse der Inflations- und Uebergangszeit teilweise verloren gegangen war, kehrt langsam zurück. Der erste Angriff gegen die Regierung Luther muß dort einsetzen, wo sie am empfindlichsten getroffen wird: an ihrer Wirtschaftspolitik, und eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg des Kampfes ist der Neuaufbau des deutschen Steuersystems auf der Grundlage einer gleichmäßigen Verteilung der Lasten!

Wilhelm II.

Von Hedwig Wachenheim

Otto Ludwig hat ein halbes Jahr nach dem Erscheinen seines Napoleon-Romans ein Buch über Wilhelm II. veröffentlicht. (500 Seiten; 14 M.; bei Rowohlt; 1. bis 32. Tausend.) Die erste Auflage ist nach ein paar Tagen nahezu verkauft.

Als das in der Prinz-Albrecht-Straße verödete Kunstgewerbemuseum im Schloß wieder eröffnet wurde, konnte eine Woche lang dort keine Nadel zur Erde fallen. Die Leute eilten nicht zu den italienischen Fayencen, sie wollten sehen, wie Kaisers gelebt haben. Nun lesen sie dieses Buch wegen der Intimität, die sie mit den höchsten und allerhöchsten Herrschaften einer glitzernden Zeit gewinnen.

*

Die Geschichte ist eine geniale Dramatikerin. In dieser dreißigjährigen Tragödie welche Phantasie, welcher Aufbau, welche Rollen!

Der tragische Held, das deutsche Volk, riesengroß im Leid, ein noch ungeformter Koloß, in all den Jahren, ja noch in höchster Hingebung passiv.

Die Gegenspieler haben volle Bewegungsfreiheit. Unter ihnen der Kaiser: sein eigener Hofnarr wäre falsch, Hofnarren der Tragödie sind geistreich und feinsinnig. Er ist burlesk in höchster Uebersteigerung des Begriffs. Solch pomphafte Feigheit hat Goethe einmal angedeutet, Shakespearesche Erfindungskunst und Kleistsche Uebersteigerungskraft wußten sich zwischen solch kreischende Lächerlichkeit auf solchen Platz in solcher Zeit zu stellen.

Um ihn die Großen der Krone. Holstein, grau, Sinnbild der Bürokratie, in Detailkenntnis und Intrigen glänzend, wo großer Blick und großer Wurf nötig, ein Versager. Die Militärs, geschäftig in allen Sätteln, gleißend hohl. Der Günstling Eulenburg, glänzend und gewandt, duftet süß wie faulendes Laub und kündet durch seine Dekadenz schon den Verfall.

Und wie gleich zu Beginn der Knoten sich schürzt, und die Handlungen nebeneinander laufen und sich ineinander verwickeln.

Zuerst: Das Vermächtnis ist scheinbar wohl gefügt, aber ein Teil der Mauern ist morsch. Als sein Repräsentant noch einmal auftritt, zeigt es sich schon: Die Folgen wirtschaftlicher Umwandlungen drinnen

und draußen werden nicht begriffen. Die Arbeiterbewegung wächst zahlenmäßig und geistig: auch der Erben Bismarcks letztes Mittel — Intermezzis abgesehen — bleibt die Unterdrückung. Höfe und Personalien werden immer unwesentlicher, Oesterreich verwest. Sie merken es nicht und halten an den alten Schienen fest. Und der Kaiser spielt indessen mit den gesunden Balken des Baues.

So ziehen sie in die Szene. Sie kündigen den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, um dann 24 Jahre um seine Gunst zu buhlen, setzten schon damals alles auf eine Karte, England werde sich mit Rußland nicht einigen können, setzen 24 Jahre lang auf sie, um zu erleben, daß sie nicht sticht. 1914, wie als letzter der englische Botschafter ihm den Krieg erklärt, weint Bethmann Hollweg.

Dann ist nicht einmal die Gesinnung vorbereitet, umzubauen und neue Kräfte aus dem Volke zu gewinnen für Aufgaben, die die alten nicht leisten konnten.

Ansehen und Freundschaft in der Welt, Armee und Flotte hatte der Kaiser inzwischen zerspielt.

So kommt es zum tragischen Schluß — armseliges Wort für zwei Millionen Tote und neues Elend. Welch ein Vorwurf für einen Historiker!

*

Emil Ludwig ist der Historiker, der diesen Vorwurf gemeistert Zeitgenossen und Nachwelt vorführt, nicht. Er will es nicht sein und schreibt: Dieses Bildnis stellt weder die wilhelminische Epoche dar, noch die Geschichte ihres Führers: nur ein Bildnis Wilhelms des Zweiten. Dieses Bildnis wird auch nicht zum großen Roman, der aus eigener Kraft erschüttert. Große Augenblicke der Szenerie oder Sprache — diese ist im ganzen gepflegt und angenehm — fehlen. Die unglückselige Verstrickung eines modernen Industrievolkes in eine feudale Verfassung bleibt wesenlos. Die Psychologie, die Ludwig aus eigenem gibt, ist primitiv und schematisch: Weil der körperlich Schwache durch militärische Fähigkeiten seine Schwäche überkleiden müsse, werde sein ganzes Wesen laute Verhüllung innerer Schwäche, weil die Mutter ihn schlecht behandele, werde seine Liebe zu England allmählich Haß, der dann seine Politik bestimme. In drei unbehauenen Stufen wird die innere Entwicklung gegeben: Werden dieser Eigenschaften beim Aufstieg, lautes Machtgebaren, Müdigkeit nach 1908.

Dennoch hat das Buch große Vorzüge. Ein ungewöhnlich geschickter Journalist hat hier mit gutem Gefühl für die Bedeutung geschichtlicher Begebenheiten und deren Akzente aus den Aktenpublikationen des Auswärtigen Amtes und den Erinnerungen Bismarcks und denen der Eulenburg-Eckardstein, Hohenlohe, Lucius, Moltke, Tirpitz, Waldersee und Zedlitz-Trützschler ein lebhaftes Bild gemacht. Nur Seine Akten, Seine Umgebung kommen zu Wort, kein Ausland, keine Opposition. Die Gegner waren zu entbehren: Freunde, Diener und Folianten haben genug verzeichnet von dem, was Unmögliches geschah.

Neues Material wird nicht gebracht. In der Art der Zusammenstellung des Bekannten liegt des Buches Reiz: wie nach vielem Mißgeschick Bülow empfangen wird, „Bülow, Prachtkerl — macht sich famos und adoriere ich ihn", und wie er dann am Ende der pomphaftesten Epoche verschwindet, begleitet von den Dankesworten: „Seit Cesare Borgia hat ein so heuchlerischer und verlogener Mensch nicht mehr

gelebt", und „Hier habe ich das Luder weggejagt"; wie sich die Ereignisse von 1908 folgen, das Interview im „Daily Telegraph", beginnend: „Ihr Engländer seid verrückt wie Stiere, die Blut sehen!" Darauf Erregung im Volk, Bestürzung bei den verbündeten Regierungen, daneben kaiserlicher Jagdbesuch bei Franz Ferdinand mit Brief an Bülow: „Ich gedenke Ihrer stets in meinem Morgen- und Abendgebet. Er half uns aus allem Menschenhaß und Neid doch durch", Erlaß an die Marine, „.... das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa 45 Grad kurz hochgehoben und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers gehoben werden ....", hierauf wieder Jagdbesuch, diesmal bei Fürstenberg in Donaueschingen, wo Hülsen-Haeseler, Chef des Militärkabinetts, als Ballettdame kostümiert, vortanzt, bis ihn der Schlag rührt. Und dann zum Schluß, als des Volkes Qual letztmögliche Steigerungen erfährt, im Hauptquartier, wie immer, Intrigen und Erbärmlichkeiten bei ihm und seinen Militärs, bis — halb zog es ihn, halb sank er hin — die Farce inmitten einer stöhnenden Welt auf der Flucht im Salonwagen den ihr gemäßen Schluß findet.

Da es nach all dem und den Nekrologen, die inzwischen nach dieser Zeit die Geschichte geschrieben hat, noch Monarchisten gibt, kann diese populäre, unterhaltende, aktenmäßig beglaubigte Darstellung des Lebens des letzten Repräsentanten der Monarchie in Deutschland nützlich sein, besonders auch den Jüngeren, die sich nicht mehr, wie wir, der Zeit erinnern, da der Monarch die Witzblätter gratis belieferte.

Klassenjustiz?

Von Dr. Seligsohn

Der Ehrengerichtshof für deutsche Rechtsanwälte in Leipzig hat am 10. Oktober 1925 einen sozialdemokratischen Rechtsanwalt wegen Beleidigung der deutschen Richter verurteilt. Der Angeklagte hatte im Januar 1924 in einer öffentlichen Versammlung gegen die deutsche Richterschaft den Vorwurf der Klassenjustiz erhoben.

Es soll hier davon abgesehen werden, zu untersuchen, ob dieses Urteil sich nicht selbst als einen Akt der Klassenjustiz darstellt. Denn, wie man berichtet, soll das Richterkollegium sich aus sieben deutschnationalen Ehrenrichtern zusammengesetzt haben. Jeder Unbefangene wird hier zunächst sich die Frage vorlegen: Kann ein Gericht, in welchem Angeklagte Richter in eigener Sache sind, überhaupt unbefangen urteilen? Denn: wird gegen die Richterschaft allgemein oder gegen eine bestimmte Klasse von Richtern der Vorwurf der Klassenjustiz erhoben, ein Vorwurf, der bedeutet, daß der Richter in bestimmten Fragen nicht unbefangen ist, sondern mindestens unbewußt sich von Stimmungen bei der Urteilsfindung leiten läßt, welche ihren Grund in der politischen Ueberzeugung und in Einflüssen haben, welche der Richter selbst nicht kennt, dann ist ein solcher Richter ein untaugliches Werkzeug der Rechtsprechung, wenn er darüber urteilen soll, ob es eine Klassenjustiz gibt oder nicht! Es ist deshalb belanglos, ob der Leipziger Ehrengerichtshof in seinem Spruch ausführt, der Richter sei zwar ein Mensch mit allen menschlichen Fehlern, aber er sei absolut unparteiisch,

wenn er sein Amt ausübt. Wir wollen und können den Leipziger Ehrenrichtern den guten Glauben konzedieren, aber wir wundern uns, daß sie so — unbefangen sind, zwar nicht das, was sie gesagt haben, selbst zu glauben, aber zu verlangen, daß andere es glauben.

Haben die Leipziger Herren nichts davon gemerkt, daß ein Staunen durch das deutsche Volk geht, daß eine wachsende Empörung allerorten bis weit in die Rechtskreise hinein sich geltend macht über Urteile, die, für Laien wie für Juristen, sich gleicherweise als Fehlsprüche darstellen?

Wir können es den Herren, die hier auf dem hohen Roß der richterlichen Unparteilichkeit und Unabhängigkeit sich tummeln, nachfühlen, wenn sie sich hüten, die Sammlungen zur Hand zu nehmen, in welchen nicht einzelne, nicht Dutzende, nein Hunderte und aber Hunderte von Fehlsprüchen verzeichnet sind, bei deren Lesen es jeden Menschen, der nur noch einen Funken von menschlichem Gefühl in sich spürt, schaudert. Wir können und wollen nicht verlangen, daß der Richter sich jeden Zeitungsartikel, in welchem das so beliebte Thema der richterlichen Fehlsprüche abgehandelt wird, und in welchem — manchmal — auch über das Ziel hinausgeschossen wird, zu Herzen nimmt. Es müßte dann so manchem in seiner Haut nicht übermäßig wohl werden, wenn er nur gelegentlich die Anmerkungen in der „Juristischen Wochenschrift" zu höchstrichterlichen Entscheidungen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten liest. Zum Richtersein gehört nun einmal auch ein dickes Fell und ein bestimmtes Maß von Unbekümmertheit über Einflüsse, welche außerhalb des Gerichtssaales liegen. Aber — und das ist der Kern der Frage — soll der Richter sich überhaupt nicht um das kümmern, was über ihn von Fachleuten und Laien gesagt wird? Soll der Richter so dickfellig sein, daß er nichts von dem hören und sehen darf, was in der Oeffentlichkeit über die Rechtspflege im allgemeinen und die Rechtsprechung im besonderen, das öffentliche Interesse nun einmal erregenden Fällen, gesprochen wird?

Und wenn der Richter so nicht sein darf, wenn er tätigen Anteil nimmt am öffentlichen Leben, weil es seine staatsbürgerliche Pflicht ist, muß er dann auch gleich mimosenhaft sich hinter seine ihm vom Gesetz gewährleistete Unabhängigkeit verschließen, sich den Teufel um Kritik scheren und jeden, der ihm zu nahe tritt, zum Rechtsbrecher stempeln? Zugegeben, daß in der Kritik häufig, wie bereits gesagt, über das Ziel hinausgeschossen wird! Ist aber auch jeder, der Kritik übt, insbesondere der, der scharfe Kritik übt, nun gleich ein Verleumder eines an sich ehrenwerten Standes? Sollte es nicht den hohen und höchsten Richtern, wie den niederen, zu denken geben, daß nun einmal recht herbe Kritik geübt wird, namentlich von Leuten, welche über den Typ des „gewohnheitsmäßigen Hetzers" weit erhaben sind? Ist jeder, der Kritik übt, und seinen gesunden Menschenverstand sprechen läßt, nun schon einer, den man als Verleumder stäupen und unschädlich machen muß?

Zugegeben: die Majestät des Rechts ist eine viel größere als die Majestät irgendeines Menschleins, den ein Zufall auf den Thron gesetzt hat, und der nun — nach menschlichem Recht — kein Unrecht tun kann. Muß aber diese Majestät des Rechts auch durch Majestätsprozesse erst gesichert werden? Ist jeder — berufene und unberufene — Kritiker nun auch ein Majestätsbeleidiger? Sollte sich nicht vielmehr ein g e s u n d e s Richtertum darüber freuen, daß die Anwendung des Rechts nicht nur

in Fachzeitschriften besprochen wird, sondern der Kritik der weitesten Volkskreise unterliegt? Hand aufs Herz, ihr Reichsgerichtsrichter, war es nur die fachmännische Kritik, waren es nur die gelehrten Abhandlungen von Zunftgenossen in Fachzeitschriften, welche euch bei der Auslegung und Fortbildung des geltenden Rechts so oft, leider noch nicht oft genug, umfallen ließen? Warum habt ihr hier nicht über den Einfluß und den Eingriff der „Straße" gezetert, warum tut ihr es nur, wenn nicht Vermögenswerte, sondern Ehre und Leben von Volksgenossen auf dem Spiele stehen? War nicht all die Kritik, die seit Jahren, sagen wir einmal in der Aufwertungsfrage, geübt wurde, in zahllosen Fällen ein Eingriff in ein schwebendes Verfahren? Warum soll das schwebende Zivilprozeßverfahren ein anderes sein als der Strafprozeß? Müßte der Richter nicht tausendmal mehr auf des Volkes Stimme als Gottes Stimme hören, wenn es nicht um Mein und Dein, sondern um Ehre, Freiheit, Leben geht?

Niemandem liegt etwas daran, den Richterstand herabzusetzen. Im Gegenteil! Gerade in den Volkskreisen, welche die schärfste Kritik an den gegenwärtigen Zuständen in der Rechtspflege üben, lebt die Ueberzeugung von der Wichtigkeit, der Lebenswirklichkeit, der Unantastbarkeit des Richtertums. Aber man wünscht, daß der Stamm des Berufsrichtertums nicht verdorre, weil ihm der befruchtende Regen der wohlerwogenen und berechtigten Kritik mangelt. Wer ein Interesse daran hat, daß die Rechtspflege nicht zu einer Maschinenarbeit herabgedrückt werde, wer danach strebt, daß die im Volksleben schlummernden Gedanken, Kräfte und Anschauungen, die guten wie die bösen, Berücksichtigung finden bei der Rechtsfindung, wer den Richter sich anders vorstellt als ein mit Paragraphen und höchstrichterlichen Entscheidungen und Theorien gefülltes Lebewesen, der muß Kritik üben an einer Rechtspflege, die, mindestens in der Wirkung, verteufelt oft zu einer Unrechtspflege sich auswirkt.

Es handelt sich für den Kritiker nicht darum, den politisch anders denkenden Richter zu verunglimpfen, sondern es handelt sich darum, Schäden aufzudecken, welche für den Bestand des Reiches, für den inneren Frieden und die so notwendige wirtschaftliche Stabilisierung nicht nur gefährlich sein können, sondern gefährlich sind. Gibt es wirklich einen Richter, welcher die Ueberzeugung hat, daß alle zur Rechtsprechung berufenen Berufsgenossen unantastbar sind, nicht in ihrem außerdienstlichen Lebenswandel, sondern in der Ausübung ihres Berufs? Findet die Schmähung Andersdenkender, Andersgläubiger, meinetwegen Andersstämmiger wirklich den uneingeschränkten Beifall aller Kollegen?

Der deutsche Richter von heute ist ein politisches Wesen, wie Aristoteles sagt, und er soll ein solches sein. Denn nur Kenntnis in politischen Fragen, die nicht allein aus dem Beiblatt geschöpft ist, befähigt den Richter, die politische Auswirkung seiner Urteile zu ermessen und die Kritik daran erst zu verstehen.

Gleichwohl ist dem Berufsrichtertum von heute nicht nur die hohe Politik ein Buch mit sieben Siegeln. Und trotzdem maßt der Richter es sich überall an, auch in politischen Fragen ein sachverständiges Urteil abzugeben. Tritt eine Entscheidung an den Richter heran, welche politisches Verständnis erheischt, welche verlangt, daß die Triebkräfte der Politik und der politischen Parteien erkannt, erörtert und gewürdigt

werden, dann versagt in den weitaus meisten Fällen das Berufsrichtertum. Es ist mehr als eine Binsenwahrheit, daß der politisch und gewerkschaftlich geschulte Arbeiter dem Richter in allen politischen Fragen turmhoch überlegen ist, der Arbeiter, der seine Weisheit nicht allein aus Tendenzschriften und einer Tageszeitung schöpft, sondern der im harten Lebenskampf stehend, im täglichen Kampfe um seine wirtschaftliche Existenz aus dem täglichen Erleben seine Weisheit zieht.

Gehört also zur Erörterung politischer Fragen und zur Hineinbeziehung solcher auch in die Gerichtsverhandlungen nicht nur politische Schulung und Erfahrung, so ist für den Richter, da er eben als solcher spricht und sein Amt ausübt, viel mehr nötig, als für den gewöhnlichen Menschen, politischer Takt. Aber hieran mangelt es häufig noch mehr als am politischen Wissen und Können. Und doch sollte politisches Taktgefühl dem Richter weit mehr innewohnen als irgendeinem beliebigen Volksgenossen. Denn der Richter entstammt, seiner sozialen Struktur nach, in der überwiegenden Anzahl einem Hause mit sogenannter guter Kinderstube, wo ihm von Kindesbeinen an, sollte man meinen, Takt anerzogen wird. Und wenn er dann dazu noch einer studentischen Verbindung angehört hat, in welcher — leider — viel mehr Wert auf gute äußere Erziehung gelegt wird, als auf umfassende Geistes- und Herzensbildung, dann hat er die Grundlagen für sein Amt mitbekommen, für sein hohes Amt, die ihn befähigen sollten, mindestens in der Form Andersdenkenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Abgesehen aber von der unbegreiflichen Voreingenommenheit des Richters gegenüber seinem „Objekt", wenn es eine andere Richtung vertritt, als er selbst, gibt gerade die persönliche Behandlungsweise des „Rechtsbrechers" zu erheblichen Beschwerden und Bedenken Anlaß. Es ist nicht immer geistiger Hochmut und die anerzogene und von „Oben" früher und auch heute noch gewünschte Ueberlegenheit, über die man klagt. Es ist nicht nur die häufig, allzu häufig in den Urteilssprüchen und in der Begründung sich zeigende Brutalität, die so sehr abstößt. Vielmehr trifft den Delinquenten die scharfe und persönlich entwürdigende Behandlungsweise, die Verunglimpfung seiner politischen Ueberzeugung, oft weit härter, als die Verhängung irgendeiner Strafe. Solange es fehlerhafte Menschen gibt, solange das Geheimnis noch nicht enthüllt ist, in das Innere des Menschen zu schauen, wird es Fehlsprüche geben. Und wenn durch besonders sorgfältige Auswahl der Richter hier die Fehlerquelle auf ein Mindestmaß zurückgeführt werden kann, so werden sich Fehlsprüche doch nicht ganz vermeiden lassen. Vermeidbar aber unter allen Umständen ist unwürdige Behandlung, Verfälschung anständiger Motive in unehrenhafte, Beschimpfung des politischen Gegners, Lästerung der politischen Ueberzeugung des anderen — mit anderen Worten: Außerachtlassung des elementarsten Grundsatzes des politischen und persönlichen Anstandsgefühls und des Taktes. Es braucht sich nicht immer um Worte zu handeln, Gebärden und ein gewisses Mienenspiel genügen. Sind Beispiele nötig? Nun: der Richter verbietet dem Zuhörer und natürlich auch jedem am Prozeß Beteiligten das Frühstücken oder Zeitungslesen — mit Recht. Er selbst aber gähnt beim Vortrag des Verteidigers, studiert dabei seine Akten, ißt auch wohl gelegentlich ein

Stück Schokolade, erhebt sich und geht nervös umher — er zeigt damit dem Anwalt, daß er ihn keineswegs, wie es der Ehrengerichtshof glauben machen will, als gleichberechtigtes Organ der Rechtspflege anerkennt, sondern nur als ein ebenso notwendiges wie lästiges Anhängsel derselben.

Sein Takt verbietet dem Richter nicht, zu dem Angeklagten und den Zeugen von faustdicken Lügen zu sprechen — obwohl er gar nicht weiß, ob alle Mitglieder seines Kollegiums seine Meinung teilen. Nennt aber ein Angeklagter oder ein Zeuge eine lügnerische Aussage beim rechten Namen, dann wird ihm wegen Ungebühr eine Haftstrafe in Aussicht gestellt — aber nur, wenn der Richter von vornherein dem lügenden Zeugen Glauben zu schenken geneigt ist. Ueberhaupt ist die Brandmarkung eines Angeklagten oder eines Zeugen in der Verhandlung als Lügner für den Richter eine recht prekäre Sache: sie beweist, daß er sehr häufig mit seinem Urteil fertig ist, ohne die Zeugen genau angehört zu haben. Die freie richterliche Ueberzeugung zeigt ihre gräßlichen Auswirkungen. Hat der Richter kein Gefühl dafür, was er ehrenwerten Männern antut, wenn er sie als Lügner und Beeinflußte, mit anderen Worten als Meineidige hinstellt, wenn er ihre beschworene Aussage mit einer Handbewegung abtut — und dafür dem glaubt, dem das Kainszeichen auf der Stirn geschrieben steht, ihm glaubt, und zwar deswegen, weil seine Aussage dem Richter in seinen politischen Kram paßt.

Oder: ist es ein Zeichen des Taktes oder nicht vielmehr einer fanatischen politischen Gesinnung, wenn ein Gerichtsvorsitzender die Frau und die Tochter eines eben zu sehr hoher Strafe verurteilten, sofort in Haft genommenen Angeklagten, die von dem Gatten und Vater einen herzzerbrechenden Abschied nehmen, mit folgenden Worten aus dem Saal weisen läßt: „Justizwachtmeister, schmeißen Sie das galizische Pack hinaus!"? Und zeugt es von besonderer Vorurteilslosigkeit, wenn derselbe Herr eines Tages den Staatsanwalt aufsucht und unter Bezugnahme auf einen bestimmten Fall, in welchem wohl gerade Hauptverhandlungstermin anberaumt ist, fragt: „Warum beantragen Sie gegen den Judenjungen keinen Haftbefehl?" Kann von Richtern, welche sich in dieser Weise gehen lassen, auch nur das geringste Maß von Objektivität erwartet werden? Sind sie nicht allein hierdurch schon gekennzeichnet als skrupellose Werkzeuge einer bestimmten Parteirichtung?

Oder: geht es nicht über das zulässige Maß der Kritik und Urteilsfeststellung weit hinaus, wenn ein Gerichtsvorsitzender einen Angeklagten, der dem Minister des Innern Severing „leichtfertiges, ja gewissenloses Arbeiten" in Beziehung auf eine Amtshandlung nachgesagt hat, mit der Begründung freispricht, die Qualität der Minister sei nicht mehr so wie früher, denn heute könne jeder Handwerker Minister werden, und das Berufungsgericht die Berufung zurückweist mit der Begründung, der Angeklagte habe nur eine in politischen Kreisen feststehende Meinung über Severing zum Ausdruck gebracht und nur die Wahrheit gesprochen?

Ins Unendliche könnten diese Beispiele vermehrt werden, angefangen bei dem Richter, der in einer kleinen Stadt ein Schmähgedicht auf den Landrat an öffentlicher Stelle aufhängt und später in einer deutschvölkischen Versammlung die Erzberger-Mörder hochleben läßt, bis zu

dem zur traurigen Berühmtheit gewordenen Fall des Reichspräsidenten und seiner verschiedenen Nachspiele.

Um auf den Ausgangspunkt unserer Darlegungen zurückzukommen: Kennen die Herren in Leipzig dies alles nicht? Sind diese und ähnliche Tatsachen ihnen völlig neu und, wenn nicht, wie nennen s i e diese Zustände? Ist der Ausdruck „Klassenjustiz" nicht reichlich wohlwollend gegenüber unzähligen Richtern? Denn Klassenjustiz setzt begrifflich voraus, daß der Richter als unbewußtes Werkzeug seiner Klasse handelt, daß er, von seinem autoritären Klassenstandpunkt aus, die Motive und Gesinnung Angehöriger anderer Klassen gar nicht verstehen k a n n, daß es ihm überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt, daß der Delinquent eine „ganz andere, fremde Sprache" spricht, die zu verstehen ihn ein Mangel hindert, für welchen nicht er, sondern die Gesellschaft verantwortlich ist. Und daneben setze man die Fälle, in welchen nicht Nicht-Können, sondern Nicht-Wollen die Triebkräfte für richterliche Fehlurteile sind — und man wird den Schlag von Leipzig als das ansehen können, was er ist: ein letztes Aufbäumen der alten obrigkeitsstaatlichen Gewalten gegen den siegreichen jungen neuen deutschen Staatsgedanken!

Das Fiasko der Siedlungspolitik

Von Wilh. Neumann

Wir wollen nicht behaupten, daß sich die verschiedenen Regierungen der letzten fünf Jahre keine Mühe gegeben haben, das am 11. August 1919 von der Nationalversammlung verabschiedete Reichssiedlungsgesetz zur Durchführung zu bringen. Wir erkennen gern an, daß hier und da kleine Erfolge erzielt worden sind und daß die Länderregierungen einzelner Freistaaten zu dem Reichssiedlungsgesetz Ausführungsbestimmungen erlassen haben.

Aber was ist aus alledem geworden? Es läßt sich kaum leugnen, daß die Siedlungstätigkeit ein glänzendes Fiasko erlitten hat. Augenblicklich kriecht sie im Schneckentempo vorwärts, und wir würden uns gar nicht wundern, wenn sie eines Tages ganz zum Stillstand käme. Nach dem Gesetz soll in den Bezirken, wo mehr als 10 Proz. Großgrundbesitz vorhanden ist, das Land zu Siedlungszwecken angekauft oder auch enteignet werden. Aber wo ist diese Bestimmung durchgeführt worden? In ganz Preußen nicht in einem einzigen Kreise.

Hier eine Tabelle, in der angegeben ist, wieviel Land die großen Güter in Preußen zu Siedlungszwecken hergeben müssen und wieviel sie bis zum Jahre 1925 hergegeben haben.

	Müßten hergeben	*Haben hergegeben*
Ostpreußen	311 099 ha	9 760 ha
Brandenburg	273 323 ha	24 852 ha
Pommern	340 617 ha	17 576 ha
Grenzmark	64 602 ha	3 229 ha
Niederschlesien	195 112 ha	21 355 ha
Oberschlesien	71 651 ha	3 184 ha
Sachsen	148 597 ha	4 366 ha
Schleswig-Holstein	63 914 ha	11 245 ha

Wenn in diesem Tempo die Siedlungstätigkeit weitergeht, werden etliche fünfzig Jahre vergehen, bis die Fläche besiedelt ist, die besiedelt werden soll. Man hat ja bereits schon einmal ausgerechnet, daß es in Ostpreußen 137 Jahre, in Pommern 74 Jahre, in Brandenburg 35 Jahre, in der Grenzmark 76 Jahre, in Oberschlesien 86 und in der Provinz Sachsen 132 Jahre dauern würde. Aber das ist eine Berechnung, die heute schon gar nicht mehr zutrifft, denn in vielen Kreisen der preußischen Provinzen ist in den Jahren 1924 und 1925 überhaupt nicht mehr gesiedelt worden. Hier und da ist schon vor zwei, vor drei, ja schon vor vier Jahren die Fläche bestimmt worden, die die großen Güter abtreten sollten. Aber die Gutsbesitzer — Zeit gewonnen, alles gewonnen — legten der Abtrennung Hindernisse in den Weg, und jetzt haben sie das nicht einmal mehr nötig. Die Landarbeiter, die ja in erster Linie für die Ansiedlung in Frage kommen, haben kein Geld, um eine Siedlungsstelle zu erwerben.

Wie in Preußen in den Jahren 1919 bis 1923 gesiedelt worden ist, darüber unterrichtet folgende Tabelle:

	Anzahl	*Fläche*
1919	822	9 801 ha
1920	1743	14 909 ha
1921	2174	19 420 ha
1922	2655	19 945 ha
1923	2789	32 443 ha

Insgesamt sind also in fünf Jahren 10 183 Neusiedlungen mit 96 594 Hektar geschaffen worden; das sind 25 000 ha mehr, als der eine Fürst von Pleß im Jahre 1914 an Grund und Boden in Deutschland besaß. Ein geradezu klägliches Ergebnis.

Große Hoffnungen sind ferner auf die Urbarmachung der Moore und Oedländer gesetzt worden. Heute weiß jeder, daß man sich übertriebenen Hoffnungen hingegeben hat. Der größte Teil der Moore befindet sich in Privathand. Von den preußischen Hochmooren in Größe von über 50 ha, die eine Gesamtfläche von 466 000 ha darstellen, allein 412 000 ha. Die privaten Besitzer haben es nicht eilig gehabt mit der Kultivierung, und die groß angekündigte Enteignung, falls die Kultivierung nicht vorgenommen wird, ist auf dem Papier stehen geblieben. Die wenigen Siedler aber, die zu einer Siedlung in den urbar gemachten Oedländern gekommen sind, wissen ein Lied von den Plackereien zu singen, die ihnen ihr mit Schulden belasteter Besitz gebracht hat.

Die Gutsbesitzer lassen sich mit der Hergabe von Land sehr viel Zeit. Sie überstürzen sich nicht, sondern zögern die Siedlungstätigkeit hinaus und trachten danach, sie ganz zu unterbinden. Wir kennen ein 3000 Morgen großes Gut; von diesem sollten vor vier Jahren 100 Morgen Land zu Siedlungszwecken abgetrennt werden. Der Gutsbesitzer, ein leibhaftiger Baron, hintertrieb die Landhergabe, infolgedessen ist bis zur Stunde nicht gesiedelt worden. So wie dieser es gemacht hat, so machen es tausend andere auch. Ein größeres Fiasko konnte die Siedlungspolitik nicht erleben.

„Frisches Blut in die Verwaltung“

Von Willi Karbaum (Magdeburg)

Es trifft zu, daß wohl die obersten Posten der Verwaltungskörper, z. B. die Oberpräsidien, in bemerkenswertem Grade mit Republikanern besetzt worden sind; es ist aber leider festzustellen, daß schon bei den Regierungspräsidenten manches und bei den Landräten viel zu tun übrig blieb. Wenn über 200 preußische Landräte schamhaft ihre Parteizugehörigkeit glauben verschweigen zu müssen, dann wissen wir Republikaner nur zu gut, daß diese über 200 ein Passivposten für die Republik sind.

Wir sind im siebenten Jahr der Republik. Und wie in den letzten Jahren das Schlagwort „Demokratisierung der Verwaltung“ immer mehr zur Farce wurde, — darüber nur ein Wort zu verlieren, wäre eigentlich müßig. Und doch muß einmal darüber diskutiert werden, wie man eigentlich den Kontakt zwischen unterer, mittlerer und höherer Beamtenschaft mit den höchsten Beamten herstellen kann. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß unsere mittlere Beamtenschaft, wie auch die höhere, die Assessoren und Regierungsräte, zu 98 Prozent reaktionär eingestellt sind. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß an diesen Kategorien die Revolution und mit ihr der damals einsetzende Reinigungsprozeß achtlos vorübergegangen sind. Erklärlich auch insofern, als gerade das mittlere Beamtentum sich heute noch rekrutiert aus den ehemaligen Militäranwärtern, die, zum Teil groß geworden und ergraut auf preußischen Kasernenhöfen, in ihrer politischen Unwissenheit, in der man sie fürsorglich beließ, dem neuen Staat feindselig gegenüberstehen, allerdings nur bis zum Gehaltszahltag. Gewiß hat der Staat die moralische und sittliche Verpflichtung, diesen Männern, die ihm, unter andern Verhältnissen allerdings, Jahrzehnte im bunten Rock gedient haben, hilfreich zur Seite zu stehen. Aber wir Republikaner müssen uns ernstlich dagegen wehren, daß diese Kreise die Toleranz der Republik dazu mißbrauchen, republikanisch eingestellten Kollegen, die sowieso dünn gesät sind, das Leben schwer zu machen.

Vor allem muß einmal ernstlich die Frage geprüft werden, ob allein jene Institutionen, wie die Reichswehr beispielsweise, für alle Zukunft berufen sein sollen, das Reservoir zu sein, aus dem der Staat neue Kräfte bezieht. Dieses Experiment ist bei der monarchistischen Erziehung der Reichswehr doch etwas zu gewagt.

Bei den höheren Beamten, angefangen beim Referendar, liegen die Verhältnisse gleich schlimm. Gewiß ist bei der Revolution und in den nachfolgenden Jahren dieser und jener Beamte „alter Schule“ ausgeschifft worden, um für kurze Zeit einem aus dem Volke berufenen Republikaner Platz zu machen und dann in „alter Schönheit“ wiederzukehren. Die Fälle des „Rausschmisses“ von Beamten, die bei dem Herrn Personalreferenten zu sehr in republikanischem „Verrufe“ standen, sind zu bekannt geworden, als daß man hierüber mit einer Geste hinweggehen könnte. Das ist der unverzeihliche Fehler der Republik, daß man nicht genügend reinigte. Man setzte wohl republikanische Oberpräsidenten und dann und wann einen Regierungspräsidenten, auch einige Landräte ein, und überschrieb das Ganze „Demokratisierung der

Verwaltung". Und die Reaktion? Die saß in den Amtsstuben hinter ihren Folianten und Paragraphen und griente sich eins über den Konzessionsschulzen, den man ihr vorgesetzt hatte. Die republikanischen Blätter aber schoben mit den paar berufenen Verwaltungsbeamten Reklame, und die Reaktion echote zum Schein des Gerechten in Entrüstung.

Sieben Jahre Republik! Und diese Republik bezieht noch heute ihren Nachwuchs aus den Brutstätten der finstersten Reaktion, den Hochschulen. Es müssen ja akademisch vorgebildete Kräfte sein, sonst läuft die Staatsmaschine nicht.

In den Gymnasien predigen alldeutsch-völkische Studienräte ihren Zöglingen den Kampf gegen die Aasgeburt des 9. November 1918, die Republik. Demonstrativ tragen diese jungen Leutchen, die doch geläutert aus dem furchtbaren Kriege hervorgegangen sein sollten, die Embleme des alten Kaiserreichs durch die Straßen. Wohl gibt es dann und wann einen Minister, der das verbietet. Doch Deutschland ist groß, der Minister ist weit, und der Herr Studienrat sieht's gern. So geimpft, geht ein großer Teil dieser angehenden Staatsbürger auf die Universitäten, um den Feinschliff und die Qualifikation als echt teutscher Kämpe durch wüstes Hervortun im Verunglimpfen der republikanischen Institutionen und Farben zu erlangen. Man macht sein Examen und wird auf Grund der guten Beziehungen, die man Gott sei Dank noch hat, irgendwo als Referendar angestellt. Und die Republik? Nun, die freut sich sicher, daß diverse Monarchisten sich in ihrem Hause niederlassen und es beschmutzen.

Die Republikaner in leitenden Stellungen sollen doch nicht immer händeringend dastehen und klagen, daß die Republik nicht genügend vorgebildete Kräfte hat, die ihr dienen können. Man soll nur anfordern, und man wird die schlechtesten Menschen nicht bekommen, die gern sichere Positionen verlassen, um ihrem Lebensideal, dem Ausbau und der Sicherung des demokratischen Volksstaates, sich zu widmen. Kehre man doch nicht immer die unbedingte akademische Vorbildung, die ja vielfach nur aus geschwänzten Vorlesungen und nationalistischen Kommersen bestand, hervor. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die freien Eidgenossenschaften der Schweiz, wurden geschaffen und gestützt von Siedlern und Bauern, die gesunden Menschenverstand und Lebenserfahrung besaßen, und diese paarten mit dem ehernen Willen, ihrem Staatswesen zu dienen als wahre Bürger, nicht als Gehaltsempfänger.

Nicht Worte des Hasses gegen die Akademiker im allgemeinen, nein, gegen das System, das da den Mann aus dem Volke ausschließt, Staatsdiener in gehobener Position zu werden.

Frisches junges Blut hinein in die Verwaltung und dadurch den Kontakt hergestellt zwischen oberster Leitung und den Stellen, die nur zu gern sabotieren, weil sie sich „unter sich" wissen. Das ist die Mahnung, die jederzeit erhoben werden muß. Die Republik hat gute Kämpfer, und sie beschämt sich selbst, wenn sie immer wieder auf ihre Gegner zurückgreift.

Es darf für die Zukunft nicht vorkommen, daß dieser Polizeioffizier und jener Verwaltungsbeamte es nicht wagen können, offen in die Reihen der Streiter für die Demokratie zu treten, weil sonst der direkte Vorgesetzte, der selbstverständlich „unparteiisch" ist, Anstoß daran nehmen und somit spätere Beförderungsmöglichkeiten verhindern könnte.

Die Thüringer Bauern knirschten als Zugtiere vor den Pflügen ihrer Fronvögte ihr „Landgraf, werde hart!". Wir Streiter der Demokratie, wir rufen es der Republik zu: „Werde hart!"

Eiserne Reiser geschmiedet, zu ehernen Besen gebunden, und dann ausgekehrt die Elemente, die entweder der republikanischen Verfassung oder ihrer schwarz-weiß-roten Partei einen Meineid schwuren.

Rauschmittel und Bildungsarbeit

Von Sanitätsrat Dr. Otto Juliusburger

Ich hatte vor nicht langer Zeit ein Erlebnis, das mir wegen seiner eindringlichen Lehre nicht aus der Erinnerung weichen will und immer wieder mich veranlaßt, nicht in der alkoholgegnerischen Arbeit zu ermüden. Die Berliner Ortsgruppe des Arbeiter-Abstinenten-Bundes hatte mich veranlaßt, in einer Schule, nahe dem Alexanderplatz gelegen, einen Vortrag zu halten über das Thema: „Vom gesunden und kranken Seelenleben". Ich konnte aber den gut und viel angekündigten Vortrag nicht halten, da außer mir nur noch der Versammlungsleiter, einige wenige männliche und weibliche Genossen sowie ein paar Jugendgenossen erschienen waren. Da ich so unfreiwilligerweise etwas Zeit hatte, ging ich langsam durch die Alexanderplatzgegend, wohin ich, besonders zur Abendstunde, nur selten komme. Lokal an Lokal, Kneipen und Destillen waren von Jung- und Altvolk reich besetzt; man sprach überall dem Bier und Schnaps opferfreudig zu; der Eingang zu offenbar minderwertigen Kinos war dicht umstanden, — auf der Straße spielten sich schreiend laute, wenig angenehme Szenen ab, „König Alkohol" hatte eben wieder seine Herrschaft angetreten, ganze Scharen strömten seinem Szepter zu und begaben sich in seine Knechtschaft; versteht sich natürlich, daß allwärts auch die Zigarette und die anderen Rauchsorten freudig in Anspruch genommen wurden. Da zogen bange Zweifel durch meine Seele und mit Angst und Sorge dachte ich unserer Zukunft. Wie sollen wir die Massen unter unser Banner sammeln, wie soll das Echo auf unseren Weckruf aus ihren Köpfen und Herzen zu uns rufen, — wenn fort und fort die Alkoholnarkose die Gehirne im grauen, dichten Nebel eingehüllt hält? Da kann nur mit hingebender Treue, leidenschaftlicher Begeisterung, zäher Beharrlichkeit, unermüdlicher Aufklärungsarbeit in alle zugänglichen Köpfe die Forderung eingehämmert werden: „Meidet den Alkohol!" Macht doch die Augen auf, geht, wo immer ihr weilt, durch Straßen und Gassen, wie könnt ihr noch länger übersehen, daß der Alkoholgenuß als soziale Erscheinung unzweifelhaft den Aufstieg der Massen lähmt, ihren Willen zur Entwicklung vom großen Ziele abbiegt, den mit Recht von uns gefürchteten, ja gehaßten Unverstand der Masse dauernd befestigt, die verdammte Bedürfnislosigkeit ungeschwächt erhält, das Gefühl für die traurige Lage einschläfert, den Drang zur Empörung erstickt. Die Entwicklung der Dinge ist ohne Menschenhirne ohnmächtig, alles von der Entwicklung zu erhoffen, ist nur ausgeklügelte, harmlose Schwätzerei. Der bewußte, willensstarke, die Wirklichkeit klar erkennende Mensch macht sich seine Geschichte, ist seines Glückes Schmied. Klare Sinne, scharfes Denken ist aber

unter Alkoholwirkung unmöglich. Das haben die mustergültigen, einwandfreien Versuche des großen Irrenarztes Kräpelin und seiner Schüler erwiesen, das zeigt jeder unbefangene, vorurteilslose Blick in das tägliche Leben, wie es sich vor unseren Augen abspielt. Zur Bildung gehört die Erkenntnis, daß wir im Individuum sowie in den für den Aufstieg der Menschheit berufenen Klassen den rastlos wirkenden, aufwärts drängenden Willen zur Entwicklung stärken und steigern müssen. Der Entwicklungswille als Klassenerscheinung aber wird unbestreitbar von der sozial sich auswirkenden Alkoholnarkose gelähmt und abwegig gelenkt, beschwichtigt, gedämpft, ja schließlich ertötet. Das zu erkennen, ist wahrlich keine Statistik erforderlich, das sehen wir bedauerlich genug tagein, tagaus. Der Entwicklung, dem aufsteigenden Willen zum Leben bewußt dienen zu wollen, ist unsere Aufgabe und muß es immer bewußter werden. In diesem Sinne zu wirken, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Bildungsarbeit. Diese notwendige Zielsetzung erkennen und ihr nachzustreben, heißt aber, sich klar werden, über die Pflicht, sich an das Ganze anzuschließen, in sozialistischer Erfassung und Gestaltung des Lebens sich treu zu bemühen. Wir dürfen nicht länger fragen, schadet mir als Einzelmenschen diese Quantität Alkohol oder Tabak, sondern so ist die Frage für einen Sozialisten zu stellen, halte ich mit meinem persönlichen Genusse von alkoholischen Getränken oder Rauchwaren eine Gewohnheit im Genusse bestimmter Mittel aufrecht, wodurch sich zahlreiche Volksgenossen durch ihren eigenen Verbrauch oder schon durch die Herstellung an Leib und Seele mehr oder weniger schwer schädigen. Das ist wieder ein sehr bedeutsamer Gesichtspunkt, aus dem die Alkoholfrage anzusehen ist. Da nun aber gar kein Zweifel bestehen kann, daß sowohl zahlreiche Volksgenossen, welche sich dem Gewerbe der Erzeugung alkoholischer Getränke sowie der Herstellung von Rauchwaren hingeben als auch die Genießer aller dieser Erzeugnisse an mannigfachen Erkrankungen des Körpers und der Seele viel zu leiden haben, in verschiedener Richtung der Lebenshaltung starke Einbuße erfahren, kann die Herstellung, der Vertrieb und Genuß derartiger Mittel nicht als Privatsache angesehen werden. Sozialismus der Phrase — oder Sozialismus der Gesinnung und Tat kommt hier allein in Frage. Es ist hier nicht der Ort, alle die mannigfachen Schädigungen aufzuführen, welche auf das Schuld- und Sündenkonto der alkoholischen Getränke täglich, stündlich geschrieben werden müssen. Auf dem wirtschaftlichen, seelischen, moralischen Ruin ungezählter Scharen bauen sich die Paläste und Prunkstätten auf, welche das Alkoholkapital erstehen läßt. Es gehört zur Bildungsarbeit, klar erkennen zu lassen, welche tiefe Unmoral besonders dem Alkoholkapital innewohnt. Welche Ströme von Tränen, geweint von Frauen und Kindern, müssen sich in den Goldstrom des Alkoholkapitals umwandeln; welche Fülle dringend notwendiger Nahrungsmittel muß der Volksernährung entzogen werden, um verschwendet und verschlechtert der Erzeugung alkoholischer Getränke zu dienen. Das Volk leidet bittere Not, — aber das Alkoholkapital entzieht ihm fort und fort wichtige, unentbehrliche Nahrungsmittel und läßt dafür Not und Elend, Kummer und Jammer, Krankheiten und Schmerzen, Irrsinn und Verbrechen an allen Ecken verkaufen. Die Klasse, die berufen sein sollte, die Menschheit vorwärts zu führen, ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen, läßt sich in weiten

Schichten betören und beschwätzen, seine kostbarste Waffe, über die sie verfügt, das Gehirn, schartig und unbrauchbar werden zu lassen. Hier heißt es, jetzt klar sehen und danach zielbewußt handeln. Der Alkoholgenuß ist eine furchtbare soziale Gefahr geworden, die Ströme alkoholischer Getränke, welche das Volk durchfließen, führen notwendige Nahrungsmittel, die heute angesichts der Teuerung und Zollwucherei, noch weniger wie sonst entbehrt werden können, mit sich fort und ersticken in weiten Kreisen den heiligen Willen, bessere, menschenwürdigere Zustände zu erkämpfen und schöpferisch ins Leben zu rufen. Die Alkoholfrage ist für uns keine auf einen bestimmten Kreis von Menschen eingeengte Trinkerfrage; natürlich wollen wir auch diesen unglücklichen Mitmenschen, diesen bedauernswerten Opfern der erbarmungslosen, durch das Alkoholkapital großgezüchteten und stark erhaltenen Trinksitte freudig helfen, — aber die Alkoholfrage ist uns erheblich mehr, sie hat sich ausgewachsen angesichts der erschreckenden Tatsachen in der Wirklichkeit des sozialen Lebens zu einer der wichtigsten sozialen Fragen überhaupt, von deren gründlicher Lösung der soziale Fortschritt, der Sieg der sozialistischen Lebensauffassung sehr erheblich mit abhängt. Eine Voraussetzung zur Lösung der Alkoholfrage ist die klare Erkenntnis der vielfachen Schädigungen, welche der Genuß der alkoholischen Getränke — und auch des Tabaks — anrichtet. Wissen ist zu verbreiten und wird sich als gestaltende Macht auswirken. Die Kenntnis der Tatsachen ist zu verbreiten, aber nicht minder wichtig ist es, die sozialistische Gesinnung zu stärken, an Umfang und Tiefe sie zu steigern, auf daß der Wille, sie zur Tat werden zu lassen, erwachen kann. Das alles zu leisten ist notwendige Aufgabe der Bildungsarbeit. Natürlich dürfen wir nie die Notwendigkeit rein sachlich-wissenschaftlicher Aufklärung und Belehrung außer acht lassen. Wenn man lange Zeit tätig in der Antialkoholbewegung steht, wird man manchmal geneigt sein, in der Allgemeinheit schon Kenntnisse über die schädlichen Wirkungen des Genusses alkoholischer Getränke vorauszusetzen, die doch nicht vorhanden sind. Es ist doch wahrlich schon viel über die besondere Gefährlichkeit der alkoholischen Getränke im Kindesalter gesprochen und geschrieben worden; gleichwohl muß man sich leider nur zu oft überzeugen, daß alle diese guten Lehren entweder leichtsinnig in den Wind geschlagen, gar nicht dem Ernste der Tatsachen entsprechend gewürdigt und beachtet — oder tatsächlich noch gar nicht gekannt werden. Das gleiche gilt von der Notwendigkeit, im Entwicklungsalter besonders streng den Genuß alkoholischer Getränke abzuwehren, schon um den erwachenden Sexualtrieb nicht künstlich steigern und die sich ihm entgegenstellenden seelischen Hemmungen außer Kraft treten zu lassen. Dieselbe Begründung trifft auch für die Fernhaltung des Tabakgenusses zu und muß auch hier befolgt werden. Jugendbildung gehört zu den wesentlichen Aufgaben aller Bildungsarbeit. Wir müssen die Jugend alkohol- und tabakgegnerisch erziehen, und dazu gehört als Grundlage, die Jugend mit dem für sie erforderlichen Wissen auszustatten. Doch soll nicht der Intellekt einseitig ausgebildet und mit Wissensstoff beladen werden. Die ganze Persönlichkeit muß harmonisch gefördert werden. Dazu dient sicherlich mit die sportliche Ausbildung, wenngleich hier keine Einseitigkeit und Uebertreibung vorkommen sollte. Der Sport soll Leib und Seele gleicherweise stärken und ertüchtigen.

Die richtige sportliche Arbeit wird den Alkoholgenuß vor und nach der Betätigung durchaus vermeiden. Gerade auf diesem Gebiete sollte nie vergessen werden, die grundlegenden Ergebnisse der Kräpelinschen Forschungen eingehend zu berücksichtigen. Geht doch aus ihnen deutlich hervor, wie gerade schon durch kleine Alkoholmengen die feineren Leistungen unseres Organismus geschädigt werden; der Alkoholgenuß täuscht nur eine leichtere und gesteigerte Arbeitsgröße vor, während diese tatsächlich objektiv durch Alkohol schon in geringen Gaben herabgesetzt wird. Hier hat die Bildungsarbeit mit der Verbreitung von positivem Wissen einzusetzen und muß immer wieder darauf hinweisen, daß der Sport natürlich für den Organismus auch eine vermehrte Arbeitsleistung, also eine Anstrengung, demnach zunächst eine Mehrausgabe von Energie bedeutet, — daher muß jede unnötige, ja schädliche Steigerung des Energieverbrauches vermieden werden, wozu aber der Genuß von alkoholischen Getränken und Tabak den Organismus verführt. Beim Sport wird Herz und Lunge gewiß stark in Anspruch genommen, um so mehr sollten alle Sportler streng vermeiden, alkoholische Getränke und Tabak im Hinblick auch auf ihre schädlichen Einwirkungen auf Lunge und Herz zu genießen. Gerade der Sport zeigt aber auch immer wieder, daß bei jeder gründlichen und wesenhaften Bildungsarbeit der ganze Mensch, also in seiner leiblich-seelischen Gesamtverfassung Berücksichtigung finden muß; schon der Sport soll auch die moralische Seite unseres Seelenlebens ausbilden. Dieses Hochziel soll aber jede wahrhafte Bildungsarbeit im Auge behalten. Moral und Alkoholgenuß können aber nicht Hand in Hand gehen. Unsere sozialistische Moralauffassung jedenfalls muß uns jetzt zur Abstinenz bestimmen. Als Sozialisten dürfen wir nicht mitansehen, daß ungezählte unserer Volksgenossen durch den Genuß alkoholischer Getränke zugrunde gehen, — darum sollen wir das persönliche Beispiel der Abstinenz geben. Als Sozialisten müssen wir das verderbliche Alkoholkapital von Grund aus bekämpfen, weil es eben nur auf dem Ruin zahlloser Volksgenossen gedeihen kann. Das Alkoholkapital können wir aber nur mit einer einzigen brauchbaren Waffe niederringen, nämlich mit dem Glase Wasser, wie dies Victor Adler so treffend ausgedrückt hat. Auf keinem anderen Gebiete können wir dem so tief unsittlichen Kapitalismus so direkt zuleibe gehen wie in der persönlichen Abstinenz von Alkohol, und das gleiche gilt dem Tabak gegenüber im Kampfe mit dem gemeingefährlichen Tabakkapital. Seien wir Sozialisten der Tat; auch dazu verhelfe uns gründliche Bildungsarbeit.

Der Johann Strauß

Von Friedrich Wendel

Wenn er drunten im heißen Saal die Pusseligkeit der dahinschwebenden Krinolinen durch betörenden Geigenstrich oder durch einen cancanistischen Kodasatz zu bauschender, rauschender Mutwilligkeit hochtreiben konnte, wenn er Adel, Finanz, Militär und befrackte Zahlungsfähigkeit durcheinanderwirbeln und einen Schuß Patschuli dazwischenstäuben konnte, wenn er der Erotik Grazie und der Ausgelassenheit Stil geben konnte, dann stand er hochaufgerichtet auf seinem Dirigenten-

podest wie ein Herrscher der Lust und schwang den Violinbogen wie ein Zepter. Riß Orchester und Publikum mit, verbreitete die Atmosphäre eines von letzter Sonnenglut durchbebten, von Weinduft durchwehten Herbsttages, der unsere Seele mit Klängen umfängt, durch die dumpf leise und ganz von ferne rhythmische Pauken korybantischen Gestampfs aufrührerisch dröhnen. Stand oben, ließ den eleganten, schlanken Körper sich wiegen, schickte das dunkle, prachtvolle Auge von Frau zu Frau, verlor sich zeitweilig in seltsame Nachdenklichkeit, aus der es ihn zu jähem Wachsein und toller Betätigung riß, daß der Kragen des Frackhemds oftmals gewechselt werden mußte.

Er ist die künstlerische Inkarnation einer bürgerlichen Phase, deren Untersuchung sich lohnt eben des künstlerischen Phänomens wegen.

Die großdeutsch-demokratischen Hoffnungen Wiens waren im 1848er Winter unter die plumpen Füße der kroatischen Horden der Haynau und Windischgrätz getreten worden. Der Triumph habsburgischer Mittelalterlichkeit war ein vollkommener. Als der Hof, nach Jahren, ahnungsweise begriff, daß man um die bürgerliche Klasse nicht mehr herum komme, um dieselbe Klasse, die nördlich von Donau und Main in Gemeinschaft mit den Kronenträgern zu bedeutsamen, aussichtsreichen Geschäftsgängen sich anschickte, war es schon zu spät — der Norden hatte bereits ein wirtschaftliches und politisches Uebergewicht sich angeeignet. Wien geriet in die zweite Linie, sein ganzer Staatshabitus wurde von denen draußen mit Gefühlen betrachtet, in denen Aerger und Belustigung sich mischten, Oesterreich war schließlich nur noch ein Ding ohne Eigenbewegung, und die ganz Kaltschnäuzigen in Europa sprachen von ihm wie von einem Greis, der sich und anderen zur Last geworden sei und für den der Tod die Erlösung bedeute. Wien fühlte das alles. Und es ergab sich aus den Ueberbleibseln einer alten Kultur und aus der politischen Melancholie eines Bürgertums, dem es zwar nicht gerade schlecht ging, das aber nicht daran denken konnte, die Hände an die Welt zu legen, wie es der Bruder im Norden mit Energie tat, jene Stimmung der Resignation, die sich sagte, es sei schon besser, bei Wein und hübschen Mädchen die Politik auszulassen, wenn diese Politik dazu angetan sei, den Wein sauer und die hübschen Mädchen fad zu machen. Eine sieghafte Stimmung! Die die ganze Schichtung der Wiener Gesellschaft durchtränkte und der schönen Donaustadt den weithin berühmten Charakter verlieh. Nirgends wurde das „Menschen, Menschen san mer alle" einem so reizend, so kokett-melancholisch vorgelogen wie in Wien, nirgends fand der Moneymaker der Alten oder der Neuen Welt eine so weiche und linde Luft, ein so weiches und lindes Volk wie in Wien. Da pfiff man keine Marseillaisen und Carmagnolen, keine Sozialistenmärsche und russisch-nachdenkliche Wolgamelodien, die Fabrikpfeifen selbst schienen in Wien anderen Ton zu haben als in Essen, Manchester und Charleroi. Industriell, natürlich, war mit dem Volk nicht viel anzufangen. Aber das war ja gerade das Schöne an der Welt, daß es noch ein Winkelchen gab, wo man, je nach Bedarf, eine gutgepflegte Ruhe oder ein Amüsement haben konnte mit, tatsächlich und ungelogen, wirklicher und wahrhafter Liebe des kleinen Mädels.

Von dem allen erzählt die Straußsche Musik. Immer glücklich darüber, daß dem so ist.

Nur manchmal — sehr selten allerdings geschieht es — mengt sich ein anderer Ton darein. Kein melancholischer etwa, glaube es keiner, ein ganz, ganz anderer vielmehr. Da ist es, als ob Straußens sanguinisches Temperament sich übersteigere und über sich selbst hinauswachse und, verächtlich von der walzenden Bürgerlichkeit da unten lassend, sich in eine Sphäre schwinge, in der Heines feines Ohr vielleicht Hellenisches vernommen hätte. Es blieb Johann Strauß ein Klassenrest zu tragen peinlich. Leise, ganz leise hat er's gespürt. Ein Gelächter anzuschlagen über die Lächerlichkeit der Herrschenden, wie es Jacques Offenbach bisweilen vermochte, konnte er nicht, aber er vermochte Höheres, er konnte Töne anschlagen, die da verrieten, daß er sich sehne, aus der Tiefe der Seele jene Melodien heraufzuholen, deren Jauchzen wiederzugeben der orchestrale Körper seiner Zeit ihm nicht verstattete. In diesem Moment liegt sein feinster Reiz. Wir, die wir das Phänomen genießen, sinnen jenen Melodien nach und haben das gewisse Empfinden, daß sie einmal aufklingen werden in einem Unisono der Menschheit als jauchzendes Preislied der Erde.

Gottsucher-Dichtung

Von C. F. W. Behl

„Es gibt einen Gott für jeden,
der seiner bedarf."

Man darf es ein Zusammentreffen von tieferer Bedeutung nennen, daß nahezu gleichzeitig das Werk eines deutschen und das eines dänischen Dichters, beide um das reine Gotteserlebnis bemüht, von einem Gremium hervorragender Geister ihres Landes mit der Auszeichnung eines hohen Preises bedacht worden sind. Paul Gurk, der vor wenigen Jahren als Dramatiker durch seinen „Thomas Münzer" plötzlich aus dem Dunkel ins hellste Licht der Oeffentlichkeit kam, hat in seiner lyrisch reich untermalten Prosa die letzten Tage des „Meister Eckehart" (Verlag Friedrich Lintz in Trier) gedichtet, jenes frühen Protestanten des 13. Jahrhunderts, der zuletzt in Köln am Rhein, „von den Kanzeln sprach und in den Klöstern von dem Funken, der Mensch wurde, und von der Hingegebenheit an die letzte Erkenntnis". Und der wohl als Reformator der Seelen größer gewesen ist als der nachgeborene Luther, weil er nicht wiederum eine Kirche baute, sondern „Gott überall suchte" und die große, letzte Menschenweisheit seinen Zeitgenossen und aller Nachwelt kündete: „Werdet innen!" Ihm wurde ein Sieg zuteil, der durch kein Kompromiß mit irgendeiner äußeren Macht der Welt befleckt werden sollte. Denn er starb vor jener Bulle des zweiundzwanzigsten Johann dahin, die seine „Irrlehren" verdammte. So nahm er seine Wahrheit unangetastet und für alle Zeiten unantastbar mit hinüber in die Ewigkeit. Dieses sein letztes Ringen mit der Welt hat Gurk gestaltet, und es ist ihm in einer formreinen, dichterischen Darstellung geglückt, die Erscheinung des großen, lauteren mittelalterlichen Gottsuchers aus dem steten Kampfe mit Kirche, Dogma, feindlichen Brüdern und zuweilen auch brüderlichen Feinden klar und bedeutend herauszuheben. Meister Eckehart, der

als erster, allem geheimniskrämerischen Pfaffentume zum Trotz, seine hohen Gottesgedanken in der ungelehrten deutschen Volkssprache formte und als Sprachschöpfer sein noch ungefüges Instrument zugleich meisterte und verfeinerte, wächst zum Symbol für die ewige Gottsehnsucht der Menschheit auf, die zu allen Zeiten immer wieder inbrünstig über Kirche und Kirchlichkeit empordringt zur — Religion des Herzens. Sehr dezent und desto suggestiver stellt Gurk Eckeharts Gestalt in eine jesusgleiche Lebens- und Leidensatmosphäre, entwickelt seine Lehren aus seinen irdischen Situationen und zeigt, wie dieser kühne Denker kraft seiner tiefen Menschlichkeit über die irdischen Gedankenkreise in das Reich hinter dieser Welt, in die Religion jenseits der Kirche vordringt. Frauen- und Männergestalten tauchen in dem heroischen Helldunkel seines Gottringens auf, Dirnen und Ehefrauen, Bischöfe, Mönche und Nonnen. Sie schwinden wieder dahin aus seinem Leben; aber die Spuren menschlicher Begegnung bleiben in dem Welterlebnis Meister Eckeharts sichtbar und prägen sein von der Jenseitsvision beglänztes, furchtlos dem Tode sich zuwendendes Antlitz, das von der letzten Frage aller Menschheit leidvoll verklärt ist: „Wann wird der Stern der Wahrheit aufgehen?" Durch die drei Formen der Liebe, die zu den Wesen, den Dingen und den Ideen, sich hindurch wandelnd, gewinnt Eckehart seine letzte Gestalt, die als geistige Erscheinung der Nachwelt geblieben ist. Paul Gurk gibt den Schluß dieser seelischen Metamorphose und in ihm den ganzen Eckehart. Aus vielen nachklingenden Worten seines Buches scheint mir dieses das tiefste zu sein: „Daß das Geschöpf auch den Schöpfer schafft, das ist die Lehre vom Kunstwerk der Welt!" Dieser Satz deutet den Weg aller gottsucherischen Inbrunst, jenen Weg, dessen Ziel doch nur immer wenige nahekommen und das keiner erreicht. Er klingt innig zusammen mit dem Grundgefühl, das auch des Dänen Anker Larsen umfangreichen und vielverzweigten Roman vom „Stein der Weisen" (deutsch bei Grethlein & Co., Leipzig) verkündet, der seinen fast beispiellosen Erfolg in Skandinavien nun auch in der deutschen Ausgabe fortsetzt. Hier werden in 74 Kapiteln, deren jedes beinahe eine in sich gerundete Erzählung gibt, von vielen Menschen ebenso viele Wege zu Gott verfolgt, sehnsüchtig suchende, triebhaft unbewußte, qualvoll irrende, mühevoll sich versteigende, und einer, der auf dem schmalsten Pfad ans letzte Ziel vordringt. Anker Larsen, der ihnen allen behutsam nachgeht, der die Probleme okkulten Erlebnisses sich ebenso dichterisch zu eigen macht wie die natürlichen Wunder des reinen Herzens, hat diese gestalterische Vielfalt kompositorisch nicht restlos bewältigen können. Es ist in der Anlage seines Romans etwas Unausgewogenes, eine mühsam gebändigte Ueberfülle. Sie macht aber zugleich den Reichtum dieses Buches aus, das Menschen jenseits der Konvention von Kirchen und Ueberlieferungen im Ringen um das Gotteserlebnis darstellt und schließlich die gleiche Erkenntnis erkämpft wie Gurks Meister Eckehart: „Es gibt einen Gott für jeden, der seiner bedarf!"

Die das Unmögliche suchen, den „Stein der Weisen", erfüllen doch alle, indem sie ihn, jeder auf seine Art, zu finden glauben, die ihnen von Gott eingeborene Sendung in der Welt. Denn das Suchen selbst ist vielleicht das letzte Ziel des Suchenden und sein tiefstes Glück. Holger, ein einfacher, leidenschaftlicher Mensch in Anker Larsens Buch, der aus dem elementaren Gefühl heraus ein Verbrechen begeht und sich

ebenso wieder durch das starke Gefühl von diesem Verbrechen läutert, der sich durch höchste Selbstüberwindung, durch Austilgung des leidenschaftlichen Ichs in ihm entsühnt und erlöst, ist der eigentliche Held des Romans, der viele dichterisch gleichwertige Gestalten nebeneinander stellt: den ins Niezubetretende verwegen vordringenden Studenten Dahl etwa, der sich über den Tod ins Nirwana rettet, oder den nach manchem Irren wieder in der Realität Wurzel schlagenden Barnes, ebenso wie den „Kandidaten", einen Seelenbezauberer und Schicksalslenker, der schließlich in dem Miterlebnis fremder Schicksale sich selbst erfüllt. Holger ist der geistig Arme und der Reinste zugleich, und der Gott, dem er zustrebt, kann sich ihm nicht versagen, da er sich keine Gedanken über ihn macht, sondern ihn fühlt. Denn: „jeder Gedanke, den wir uns von ihm machen, rückt uns einen Zoll von ihm ab. Er kann nicht gedacht, er muß erlebt werden. Wir sind ihm näher, wenn wir kaum glauben, daß er existiert, aber ihn in uns f ü h l e n."

Anker Larsens „Stein der Weisen" ist kein leichtes Buch, vielmehr ein zur Vertiefung unerbittlich zwingendes, voll von erdgebundener Mystik, den Dichtungen Hermann Stehrs verwandt in der religiösen Inbrunst, und in der Gestaltung auch denen des Engländers Lawrence, der freilich nicht so tief zu den „Müttern" herabzudringen vermag. Anker Larsen faßt noch das nahezu Unausdrückbare in Wort und Gleichnis. Er ist ein kühner Mittler des Gotteserlebnisses und dient so der heutigen, aus vielfachen Irrungen zu ihrem besseren Teil heimverlangenden Menschheit. Er hat den Preis, der ihm von den großen Skandinaviern Brandes und Hamsun zuerkannt wurde, ebenso verdient, wie der deutsche Dichter Paul Gurk den seinen, für den sich Thomas Mann eingesetzt hat.

Russische Oper

Von Else Kolliner

Es wäre wunderbar gewesen, wenn die radikalste Revision aller Begriffe — der russische Kommunismus — an einer steif und klapprig gewordenen Erscheinung der alten Kultur, der Operndarstellung, nicht eine Transfusion des eigenen Blutes und Geistes versucht hätte. Es wäre noch wunderbarer gewesen, wenn diese Operation ohne Kunstfehler vor sich gegangen wäre. Man hat jetzt in Berlin zum erstenmal Gelegenheit, ihre Resultate zu überprüfen. Nemirowitsch-Dantschenko, der Gründer und Leiter der „Musikalischen Bühne des Moskauer Künstlertheaters", gastiert augenblicklich mit seinem Ensemble und der Oper „Carmencita und der Soldat" im „Berliner Theater". Auch bei ihm handelt es sich um eine Transfusion neuer Energien in eine vorrevolutionäre Mentalität. Er hat vor 28 Jahren mit Stanislawski das Moskauer Künstlertheater in einem edel-konservativen Stil gegründet. Er hat sich am Radikalismus gewandelt, aber er ist nicht der ursprüngliche Radikalist, der mit unvermischter Vitalität der Stoßkraft beginnt, in dessen Entwicklung es trotzdem liegen kann, von der Exaltation der Ausrottung zu evolutionistischen Methoden zurückzufinden. Dantschenko wirft wie ein Totengräber aus den Tagen

der Hungersnot Lebendes und Verwestes in die Grube. Die Vorherrschaft der Musik, der Klang ist in der Oper die lebendige Voraussetzung. Hier werden diesem atmenden Organismus die Glieder ausgerissen. Was übrig bleibt, wird mit Heftpflaster aneinander geklebt — aber auf diesem Wege läßt sich Organisches nicht erschaffen. Die Carmen-Musik ist heute noch so voll leidenschaftlichen Pulses, daß die unbegreiflichen an ihr vollzogenen operativen Eingriffe nur als doktrinäre Begriffsübersteigerung verstanden werden kann.

Es ist eine zwangsläufige psycho-biologische Anpassung, wenn in einem kommunistischen Staat die erlebnis- und erfahrungsammelnden Kräfte durch die Masse vom Auslese-Individuum abgelenkt werden. Man kann sich also — auch dies ist eine Konsequenz — in Dantschenkos Truppe keiner hinreißenden Individualität mit entzückten Sinnen hingeben. So mußte auch seine dramaturgische Arbeit notwendig den Chor aus einem Begleitinstrument und gliedernden Akzent zum gleichberechtigten, wenn nicht überragenden Gegenspieler der Gruppe von Einzelfiguren machen. Textbücher sind der Bearbeitung freigegeben, sie sind meist errechnet und nicht einem inneren Prozeß abgerungen. Es tut nichts, daß die Zigarrenfabrik verschwindet, die Gestalt der Nicaëla, die man, wenn man schon das ganze Drama symbolisiert, sehr gut als innere, warnende Stimme auffassen kann, zwischen drei Sopranen des Chors aufteilt. Aber keine dramaturgische Ueberarbeitung darf die Anlage des Werkes, den Reim der Handlung, der der Musik als Lebenskraft zuwächst, verletzen. In der ursprünglichen Carmen ist alle Kraft und Unbekümmertheit des Weibes in einer glänzenden Gestalt zusammengedrängt; in der „Carmencita" ist es der Chor, der alle Züge in Einzelvorgänge auflöst, lockt, lauert, triumphiert. Was tief beunruhigend und erregend begann, der geheimnisvolle Auftritt einander unheimlich angeglichener, in stummen Stellungen verharrender Frauen, die wie die scheinbar ins Unendliche emporwachsende Dekoration den Schauplatz schicksalshaft gegen die reale Welt abschlossen, konnte sich in den Wiederholungen im Ablauf des Werkes nicht mehr steigern, weil es in der Musik nicht enthalten ist. Wie schön in der alten „Carmen", daß sich das Drama auf seinem Höhepunkt von der übrigen, ganz vom festlichen Schauplatz abgezogenen Welt ablöst, die beiden einst liebend Verklammerten auf der leeren Insel des Platzes unausweichlich einander entgegengetrieben werden. In der „Carmencita" bleiben während dieses letzten Aug'-in-Auge zwei übereinandergebaute Stockwerke, Treppen und Gänge von den schönen Harpyen des Chores besetzt, die den Kampf mit Fächerschlag und leise rauschenden Körperbewegungen verfolgen. Vielleicht trifft in Moskau diese durch den ganzen Abend gleichbleibende Wirkung, ebenso wie die Monotonie des durch alle Bilder unveränderten, an sich fabelhaft geschickten Schauplatzes, den Nerv. Aber Bizets Musik ist nicht Musik des Ostens. Sie gehört ganz dem Süden, dem Wechsel, einem glühenden Himmel.

Doch alle diese Einwände zielen nur gegen den Einzelfall eines nicht gut gelösten dramaturgischen Problems. Sie berühren das Außerordentliche dieser Bühnendarbietung nicht: die sinnliche Erfassung des Raums, der Flächengliederung, der Masse des Requisits. Ganz entlarvt sind die Verteidigungen der üblichen am Stab des Kapellmeisters hän-

genden, niedlich tuenden Chorherren und -damen durch unsere Theatermachthaber, denen die Ideen und die Fähigkeit, das Material zu bearbeiten, fehlen. Mag Dantschenkos Vision auch den Organismus des Werkes gewaltsam zerbiegen, die Restlosigkeit, mit der er sie verwirklicht, ist fast dämonisch. Ein schlagender Frauentypus wird aufgestellt: schön, rassig, rätselhaft fremd, unbeweglich und doch von der edelsten Schnellkraft der Glieder. Und dieser bis ins letzte Detail der Haltung des Kostüms durchgearbeitete Figur, diese Tracht, dieser Farbenzusammenklang, dieser Körperausdruck wird — man muß es schon musikalisch ausdrücken — in einem fließenden Rhythmus packender und ausbrechender Bewegung innerhalb einer streng gewahrten Farbtonart auf die verschiedenen Trägerinnen verteilt. Jedes Stückchen Rot, das im Ausschnitt eines schwarzen Schuhs aufleuchtet, ist gerade an dieser Stelle notwendiger Sammelpunkt des Lichts, Erfüllung eines umgebenden Farbenakkords. Die Frauen gleichen sich auf eine geisterhafte Art, und diese gespenstische Identität, die Sparsamkeit der Lebensäußerungen gibt ihnen die ins Ueberreale greifende Wirkung. Der Chor und das Requisit haben hier ihre szenische Funktion gefunden. Dieses Requisit sind die riesigen Fächer, das Ausdrucksmittel der südlichen Affektskala, in der Hand lauernder Beobachterinnen. Ein Augenblick der Spannung, und ihr Schwirren zischt erregend durch die Luft; eine Ungewißheit löst sich, und in großen Schwüngen, wie in einem schillernden Pfauenrad, triumphiert Genugtuung.

Ueber alles Problematische der musikalischen Vergewaltigung hinweg bleibt dieser Anbruch einer Opernwende. Man könnte es fast nicht begreifen, wenn sie auf die Opernproduktion ohne Einfluß bliebe. Eine leidenschaftliche Welt tut sich auf, sie müßte Schöpferisches, wenn es in der gegenwärtigen Zusammensetzung der Geister enthalten ist, aufs stärkste anziehen und befruchten. So wie früher die Stimmen, die wir heute nicht mehr haben, Antrieb einer Formentwicklung waren, müßte es in dieser Epoche die Entdeckung gelöster sinnlicher Kräfte sein. Es ist kein Prozeß von heute auf morgen. Um so stärker die Verpflichtung, die erste Aufhellung des Horizonts mit innerster Anteilnahme zu begrüßen.

Hannibal im Staatstheater

Von Arthur Eloesser

Als Schüler schwärmte ich für Hannibal. Wahrscheinlich schon deshalb, weil er als elfjähriger Junge seinem Vater Hamilkar ewigen Haß gegen die Römer schwören mußte. Wenn wir Gymnasiasten überhaupt noch eine andere gemeinsame Empfindung hatten als die tägliche Angst vor der grammatischen Folter, so war es die Abneigung gegen Rom, das uns diese schrecklichen Schulaufgaben hinterließ, und von dessen Größe als Kultur- und Kolonialmacht wir nichts begriffen. Unsere Lehrer schätzten die Römer nur, insofern sie uns das goldene Latein mit den Konjugationen und Deklinationen vermachten; in ihrem Verhältnis zur politischen Geschichte Roms mußten sie schon deshalb Zurückhaltung üben, weil sie sich auf den Zusammenstoß der Mittelmeerkultur mit dem

Germanentum einzustellen hatten. Wir waren für die Cimbern und Teutonen, die auf ihren Schilden die Alpen herunterrutschten, und wir waren selbstverständlich für Hermann den Cherusker, dem mit einiger Uebertreibung nachgerühmt wurde, daß er Deutschland von der römischen Fremdherrschaft befreit habe. Heute freuen wir uns über die geringste ihrer Spuren an Rhein, Main, Neckar, und in den müßigen Stunden, in denen man die Weltgeschichte gern umredigiert, bedauere ich zuweilen, daß die Römer Deutschland nicht bis zur Weichsel erobert oder, wie sie selbst es höflicher ausdrückten, befriedet haben. Die Geschichte Europas wäre so wahrscheinlich friedlicher, mindestens einheitlicher verlaufen. Aber unsere Lehrer — es war nicht lange nach Siebzig, als die Schulpflicht uns kasernierte — pflegten einen zwingenden Beweis zu führen, wie weitdenkend und folgerichtig die Vorsehung von Alexander dem Großen ab gehandelt habe, damit auf allen Wegen schließlich ein Sedan zustande kommen konnte.

Der Gymnasiast schwärmte also für Hannibal als für den Mann, der die harten, sachlichen, grammatischen Römer jahrzehntelang in Schrecken gehalten hat; der Gymnasiast übte sentimentale Ranküne gegen ihre Ungroßmut, die auch dem Entwaffneten, dem Geächteten und Gehetzten keine Freistatt ließ und ihn endlich zu dem edlen Giftmord nötigte. Die Jugend ist gern für den Unterliegenden, wenn er vorher sehr stark war, und sie schwärmte damals, das darf nicht verschwiegen werden, am bereitwilligsten für einen Mann, der nur Soldat gewesen ist, der ein ganzes Leben heimatlos unter Waffen gestanden hat. Für uns war Cannä eine Art Nationalfeiertag. Es dauert lange, bis der Indianer, später war es der Detektiv, dann der Boxer, aus einem Jungen ausgetrieben wird. Hannibal, dem man nicht einmal die semitische Abstammung nachrechnete, war der Feldherr an sich, war der reine Soldat, dem die Tücke, die Eifersucht, die unpatriotische Kleinlichkeit der karthagischen Friedenspartei im Rücken saß; wenn die Pazifisten ihn dort unterstützt hätten: sein Genie würde der römischen Geschichte mit ihren Konjugationen und Deklinationen ein wohlverdientes Ende gemacht haben. Heute fragt man sich wohl, ob der gewaltige Kerl, der selbst einen Mommsen zum Schwärmen brachte, durch seinen Angriff die Römer nicht gezwungen hat, schon bevor sie selbst daran dachten, sich um das Mittelmeer herumzulegen und ihr Imperium auch überseeisch zu sichern. Als Schüler hatte ich auch nicht den geringsten Vorwurf nachzulassen gegen die schnöden Händlerseelen mit ihrer Dolchstoßpolitik, die von heroischer Aufopferung, von Haltung vor der Weltgeschichte nichts wußte.

Man sehe mir nach, daß ich die Ansichten der Schuljungen von damals vorgetragen habe. Aber Europa hat immer noch viel Schuljungengesinnung, und von dem deutschen Dichter Christian Dietrich Grabbe mußte ich neulich schon sagen, daß er mit der Weltgeschichte recht knabenhaft, und das heißt renommistisch, verkehrt hat. Nach seinem Napoleon hat Jeßner im Staatstheater den Hannibal aufgeführt und dabei einen allgemeineren Widerstand gefunden, den ich ihm schon bei seinem ersten Unternehmen ankündigen zu müssen glaubte. Was ist das für ein merkwürdiger Verkehr zwischen dem fortschrittlichen Führer des Staatstheaters und einem Dichter, der in Grotesken und Humorigen, der in burschikosen Bizarrien mal originell ist, der aber

gerade als Tragiker, als Nachdichter der Weltgeschichte sich von keiner Entwicklung als Anreger, von keinem Wertebringer oder Wertevernichter — was am Ende dasselbe — sich als Vorläufer bestätigt. Grabbe hat — der Shakespearefeind — ja nur den Shakespeare überbieten wollen mit den eigenen Mitteln des Großen, die er einem plebejischen und ideenlosen Realismus anpaßte. In Jeßners Bemühungen wirkt zuweilen eine Doppelseitigkeit, so daß sie sich gegenseitig fast aufzuheben scheinen. Der Regisseur hat eine bestimmte Ansicht vom Drama; er will es stets fortschreitend, nirgends verweilend, haben, als eine Sinfonie mit Paukenschlägen oder, besser noch, glatt vorwärts gerichtet und gestrafft zu einer Ballade mit marschmäßigem Refrain. Unter den Tragödien bevorzugt der Erfinder der Treppe diejenigen, die Aufstieg und Untergang eines Helden in möglichst spitzem Winkel bauen, die der vollsten Tatkräftigkeit und Tatsächlichkeit, so daß jedesmal eine Erotika herauskommt. Richard III. ist ihm lieber als Richard II., der Macbeth lieber als der Hamlet, der Fiesco lieber als Kabale und Liebe. Wir wollen nicht vergessen, daß Jeßner stärkster Exponent der modernen Literatur gewesen ist, daß er einen Barlach mächtig aufgebaut, daß er sogar einem Hermann Essig, der mindestens auf einem Beine lahmte, das Gehen beigebracht hat. Daß er auch mit einem festen Glauben versucht hat, moderne, revolutionäre, pazifistische Literatur in eine Reihe zu bringen, allerdings mit dem Erfolg, daß ihre Schwäche sich an seiner Stärke erwies. Jeßner ist Politiker auch des Theaters, auf dem er eine hohe Tribüne erbauen wollte, auch für die neuen Prediger, die die Menschheit nach einem wieder etwas verloren gegangenen Ziele in Marsch setzen wollten. Man nannte das Aktivismus, und die Gesinnung des Theaters soll ja Aktivität sein. Von der modernen Dichtung, die aber schließlich nicht da war, verlangte er den Willen, der in die Zukunft weist, und von den Werken der Weltliteratur versuchte seine Energie diejenigen, denen, wie wir es zu bezeichnen versuchten, eine stramme Art von Marschfähigkeit beigebracht werden kann. Dieser Marsch führt in der Regel über Schlachtfelder, oder mindestens durch Bürgerkämpfe und Revolutionen. Derselbe Mann, der als Politiker gewiß für Locarno stimmt, betätigt sich als Regisseur gern in der Schlachtenlenkung, in hoher Politik und Verschwörung, weil man ja andere Betätigung von Heldentum in der früheren Tragödie nicht unterzubringen wußte. Also ein gewalttätiger Revolutionär, woraus immer leicht ein reaktionärer Revolutionär werden kann. Josef Kainz sagte einmal zu mir: Ich kann nicht verstehen, wie irgendein Mensch nach Shakespeare noch die Frechheit haben konnte, Dramen zu schreiben. Worauf ich die schließlich von ihm auch angenommene Entschuldigung für die modernen Dichter vorbrachte, daß sie den Bühnen mindestens neues Stoffgebiet zugeführt und auch unterhalb der majestätischen Gipfel eine menschliche Vegetation entdeckt haben. Jeßner hat es für seine Pflicht gehalten, diese Vegetation, wo er ihr unter den Höhen begegnete, auszurotten, um so dem Drama mehr Aktivität, mehr Unaufhaltsamkeit, eben die Marschfähigkeit zu gewinnen. Ein Liebesstück dürfte ihn wahrscheinlich nicht interessieren, ein Tasso auch nicht, und noch weniger die moderne Tragik, die sich nicht aus heldenhafter Uebergröße herleitet, sondern aus der Unzulänglichkeit alles Bedingten, alles Zuständlichen, aus den immanenten Konflikten der menschlichen Gesellschaft.

Mit denen Grabbe, wenn er Weltgeschichte ausdichtet, doch noch gar nichts, oder wenigstens nur scheinbar zu tun hat. Seine Helden sind Helden im allergewöhnlichsten, im überliefertsten Sinne, sie sind die Klügsten, die Stärksten, so wie wir als Jungen unsere Lieblingsindianer hatten; sie strotzen von einer fürchterlichen Sucht zu kommandieren, um trotz aller Keckheit eben nur eingestreuter Realismen die imposante, die legendäre, die Piloty-Haltung einzunehmen. Was repräsentiert dieser Hannibal außer seinen Geschichtsdaten? Nicht einmal den Kampf von zwei Welten, von zwei Mächten, von zwei Kulturen. O heiliger Shakespeare, unausdenkbares Genie, mit den wenigen Büchern, die er hatte. Der kannte wenig von der Weltgeschichte außer seinem Plutarch. Aber wie hat er uns in Antonius und Cleopatra ein Gefühl beigebracht von Orient und Occident, von Asien und Europa, von einem weltgeschichtlichen Gewitter! Wenn Grabbe für seinen Hannibal nach der Ueberlieferung eine Charakteristik versucht, so wäre es die Ableitung seines Helden aus einem Geschlecht von Kaufleuten. Die Barkas — nicht unähnlich den Medici — waren Händler und Unternehmer, bevor sie Feldherren wurden. Wenn Grabbe die von der Geschichte gegebenen Züge nachtuscht, so betont er Hannibals semitische Schlauheit, die Elastizität, die in jeder Not noch eine Aushilfe findet. So erzählt er die Geschichte von den zweitausend fackeltragenden Ochsen, die einmal die Römer erschreckten und die Karthager aus einer taktischen Klemme befreiten. Eine rechte Indianergeschichte, während wir seinem Helden, der statt einer Idee doch nur den Geschichtskalender hinter sich hat, lieber raten möchten: Geh' nach Hause, du wirst den zweiten punischen Krieg doch nicht gewinnen. Der Geist von Hamlets Vater oder die Hexen in Macbeth haben immer noch mehr Ueberzeugungskraft als diese Realien. Gewiß, es macht Vergnügen, einen Kerl wie Werner Kraus an der Spitze des karthagischen Heeres zu sehen, immer noch ein wenig orientalischer Kaufmann, ganz schlicht, ohne Schwert, nie gerade vom Pferde abgesessen und in einem durch lange Kriegsjahre abgetragenen braunen Mantel. Werner Kraus ist der Mann für Einfälle und sogar für Erleuchtungen, er hat die Art zu schauen und zu lauschen, als ob der Genius ihm etwas zuflüstert, ein Nüchterner, der doch mit Ahnungen, mit Geistern verkehrt. Es ist Magnetismus um ihn, wenn man auch manchmal merkt, wie er Stellung nimmt, um Intuition aus der Luft zu holen. Werner Kraus ist der Mann des Einfalls, dem er auch zuweilen erliegt. Sehr witzig, wenn König Prusias dem Flüchtling vorhält, wie er mit mehr Theorie seine Feldzüge hätte gewinnen können, und wenn der Hilfesuchende sich vor ihm wie ein Schuljunge bückt, der sich von einem Pedanten fünfundzwanzig hintendrauf zählen läßt. Aber doch nur ein Witz, und nicht recht geeignet für den großen Landflüchtigen, der nichts mehr als seine Würde hat.

Jeßner hat Grabbe inszeniert und korrigiert, wie er das immer macht, und auch nicht ohne die Anhänglichkeit an eine gewisse Systematik. Es war Grabbes Ehrgeiz, wenn auch mit billigem Realismus, uns das Volk zu zeigen, wie es täglich — auch die Weltgeschichte besteht nicht nur aus Jahrhunderten — gehandelt und gewandelt hat. Es ist Jeßners Ehrgeiz, das, was wir die Vegetation, das Zuständliche, das Bedingte im Menschenwesen nannten, seinen Dichtern auszurupfen, damit das Drama nicht aufgehalten, nicht um seinen mächtigen Schritt gebracht wird.

So bleibt nach Einschränkung besonders der karthagischen Volksszenen immer nur die reine Politik, die hohe Strategie, die große Geste übrig; so ergibt sich die Gefahr des Akademismus. Die Weltgeschichte schreitet unaufhaltsam rüstig von einem Donner, von einem Paukenschlag zum andern fort. Nur ein paar Tänze hat Jeßner stehen lassen, ein Bacchusfest der Capuaner und den Totentanz der karthagischen Jungfrauen, die mit ihren Fackeln die Vaterstadt und sich selbst verbrennen. Man kann wohl behaupten, daß das lustige Fest vom Feuer des Weines nicht gerade glühte und das traurige nicht von einer wilden Begeisterung tragischer Selbstvernichtung. Das sind keine Gelegenheiten gerade für die Jeßnersche Energie, der Bacchantentum der einen und der andern Art nicht recht liegt, so daß er auch seinen Freund, den widerhaarigen, den struppigen Grabbe, den Struwelpeter unter allen Tragikern, schließlich etwas kahl gemacht hat. Was wir so akademisch nannten. Von Shakespeare wird unter jeder dramatischen Schere noch eine Menge übrig bleiben. Wie wenig aber von dem Epigonen, der sich für den fortgeschritteneren Realisten hielt und zu seinem Widersacher aufblähte. Ich habe Hannibal endlich gesehen, den Helden meiner Jugend, mit dem ich den Römern ewigen Haß schwor; ich bin nicht wieder jung geworden, wir hatten uns nichts mehr zu sagen.

Papierpleiten

Von Papyrus

Die Gerechtigkeit verlangt festzustellen, daß die Papierfabrikanten-Verbände am 1. Oktober ihre Preise ermäßigt haben, und zwar um durchschnittlich ein halbes bis zwei Drittel Prozent. Man erkennt daran, wie scharf von jetzt an diese Branche kalkulieren wird — von jetzt an, denn bisher bewegten sich ihre „Preisanpassungen" in Ausmaßen von 5 bis 15 Proz. Aufschlag. Berücksichtigt man, daß die Preise für Zellstoff und Holzschliff auch um 5 Proz. gefallen sind, ferner beim Verkauf auch ½ Proz. Umsatzsteuer fortfallen, so erkennt man, daß die oben erwähnte „Preissenkung" knapp die direkten Minderaufwendungen ausmacht. Nun sind die Preisermäßigungen so minimal, auf 1000 Blatt Briefpapier betragen sie noch nicht 3 Pf., daß man auf sie genau so gut verzichten könnte. Die Gelder, die dem Reich an Umsatzsteuer verloren gehen, wandern in die Taschen der Zwischenglieder, der große Konsum merkt nichts davon, — wohl aber merkt er es, wenn gleichzeitig die Tintenfabrikanten-Verbände ihre Preise um 33⅓ bis 40 Proz. erhöhen.

Die Papierfabriken haben es verstanden, ihre Kapitalwerte während der Inflation zu erhalten. Darüber hinaus haben sie die fremden Gelder, die 1914 etwa 30 Proz. ihrer Mittel betrugen, ganz zurückgezahlt, also den Bestand ihres eigenen Vermögens wesentlich verbessert. In der Papiergroßhändler-Zeitschrift „Papier und Pappe" untersucht Dr. H. Bork in einer längeren Artikelserie „Die Goldmarkbilanzen der Papierfabriken" die finanzielle Lage der Papiererzeugung und kommt zu dem Schluß, daß dieselbe nicht ungünstig sei. Das schrieb er noch im Juni d. J.

Und heute? Trotz hoher Preise, scharfer Zahlungsbedingungen, strikt durchgeführter Konventionsbestimmungen wird eine Fabrik nach der andern zahlungsunfähig. Wir führen hier nur auf:

Radeberger Papierfabrik, Radeberg i. Sa. (Farbige Kartonpapiere.)

Gebr. Kühn, Nossen i. Sa. (Farbige Kartonpapiere.)

Papierfabrik St. Andreasberg A.-G., Andreasberg i. Harz. (Farbige Kartonpapiere.)

Wintersche Papierfabriken A.-G., Wertheim-Altkloster, Niederkaufungen, Kohlhaas. (Feinpapier, Postpapier.)

G. Schaeuffelensche Papierfabrik A.-G., Heilbronn und Pfullingen. (Feinpapier, Zigarettenpapier.)

Papierfabrik Köttewitz, Köttewitz b. Pirna. (Kartonpapier.)

Letztere ist auf Betreiben der Postverwaltung (Höfle—Lange-Hegermann) in Konkurs gegangen, scheidet also, da hier politische Bestrebungen ausschlaggebend sind, für unsere Betrachtungen aus. Anders bei den übrigen Fabriken. Die beiden letztgenannten blicken auf ein jahrhundertelanges Bestehen zurück. Die Winterschen Papierfabriken sind der älteste Papierkonzern (2 Zellstoff-, 3 Papierfabriken) Deutschlands; Schaeuffelen, der noch in den letzten Jahren eine renommierte Bücherpapierfabrik in Pfullingen erworben hatte, gehört mit zu den tonangebenden Erzeugern in feinsten Papieren. Winter hatte schon vor 1914 nicht viel verdient, galt aber doch als solide. Radeberg war noch vor einigen Jahren in Konkurs gegangen; Nossen und St. Andreasberg sind nur kleinere Betriebe.

Viele angesehene Papierfabriken klagen über Mangel an Aufträgen, haben einen großen Teil ihrer Papiermaschinen stillgelegt und arbeiten wieder auf Lager — wie vor dem Kriege. Anfang dieses Jahres mußte man froh sein, wenn eine Papierfabrik Aufträge zur Lieferung per April annahm, im Juli setzte ein Umschwung ein — heute erhält man seine Ware in 2—3 Wochen.

Woher die Veränderung? Nachlassen des Exports und mangelnde Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes. Es betrug der Papierexport:

	1913	*1924*
Packpapier	850 000 dz	1 000 000 dz
Druckpapier	750 000 dz	2 500 000 dz
Schreibpapier	300 000 dz	500 000 dz

Dagegen in den Monaten Januar—August:

	1924	*1925*	*Verminderung*
Packpapier	535 000 dz	465 000 dz	20%
Druckpapier	1 300 000 dz	800 000 dz	40%
Schreibpapier	215 000 dz	120 000 dz	45%
Sa.	2 050 000 dz	1 385 000 dz	35%

Die Lage am heimischen Markt ist trostlos, die Eingänge der Zahlungen sind außerordentlich schleppend: Drucker, Verleger und Industrie halten ihr Geld fest — sofern sie etwas haben. Dadurch hat der Großhandel auch kein Geld, er wird durch die Kapitalknappheit gezwungen, seine Lagerbestände einzuschränken und nur das Allernotwendigste zu bestellen — oder selbst seine Zahlungen einzustellen.

Wie ist der Papierindustrie zu helfen, wie kommt sie aus der Krisis heraus? Abbau der Organisationen, Vereinfachung der Qualitäten und Sorten, Ausbau der Verkaufsorganisationen.

Ein großes Haus in Charlottenburg ist das Heim der verschiedenen Papier- und Zellulose-Industrie-Verbände. Hier herrschen der deutschnationale Reichstagsabgeordnete Dr. Lejeune-Jung u. a.; Hauptbeschäftigung: Lohndrückerei, Preiserhöhung; hier wurde die Karikatur auf Preissenkung gezeichnet, hier wurden die Waffen geschmiedet, mit denen die Löhne der Papier- und Zellstoffarbeiter zu den niedrigsten der ganzen deutschen Industrie gemacht wurden.

Daß durch diese Preispolitik, die den Papierpreis 100 Proz. über den Vorkriegspreis getrieben hat, der Konsum erdrosselt wird, das bedachte man nicht. Dabei müssen die Papierfabriken voll beschäftigt sein, um bestehen zu können. Wird der Preis so festgelegt, daß bei Halbausnützung der Maschinen noch verdient werden soll, so müssen die heutigen Preise wenigstens verdoppelt werden. Die Kontinualität der Beschäftigung ist in den Verbänden unberücksichtigt geblieben — daher die Zusammenbrüche.

Durch die gesamte Fachpresse ging eine Artikelserie, in der einer der Inhaber der Firma Max Krause (also ein unverdächtiger Zeuge) es unverblümt aussprach, daß mehr verkauft werden müsse, um billiger produzieren zu können, und daß aber mit den billigeren Preisen der Anfang gemacht werden müsse, um dem Publikum einen neuen Kaufanreiz zu bieten. Und was geschieht: Einer der Syndizi stellt die Papierpreise bei Bezug von 10 000 kg und — einem Pfund gegenüber; also ist der, der ein Pfund verhältnismäßig soviel teurer verkauft, an allem schuld. Solche Organisationsprodukte (der Papierfabrikverband rückte nachträglich von diesem Artikel ab) sind immer zu teuer.

Auch die Preise und Preisabstufungen sind unmöglich; sie berücksichtigen nicht genügend die Eigenart der Papierfabrikation: 100 Tonnen können viel billiger erzeugt werden als eine Tonne. Die Papierpreise sollen zwischen Holländer und Kalander gemacht werden, nicht aber am grünen Tisch von Juristen und Volkswirtschaftlern. In den Privatbetrieben treibt der „Branchenegoismus" die Angestellten zur Erzielung hoher Umsätze und kleinerer Gewinnspanne — in den Syndikaten usw. vergißt man die Wichtigkeit der Aufnahmefähigkeit des Marktes und errechnet hohe Preise, ohne Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit des Marktes.

Die zweite Fehlerquelle bilden die vielen Sorten und Nuancen: die Papiermaschine muß ununterbrochen laufen, deshalb möglichst wenig Sorten. Heute haben wir allein sechs Stoffklassen in holzhaltigen Druck- und Schreibpapieren, von denen aber wieder jede in 30 verschiedene Färbungen, Gewichte usw. zerfällt. Die Hälfte der Stoffklassen genügte vollkommen. Bei Aufträgen über 25 Tonnen kann mehr spezialisiert werden. Ebenso ist es mit den Färbungen — gelblich-weiß, bläulich-weiß, grünlich-weiß, rötlich-weiß, grau-weiß —: jeder Kunde will seinen eigenen Farbton haben. Wozu diese Spielerei? Je weniger Holzschliff das Papier enthält, um so weißer wird es. Diese Farbabstufungen sollen nur den Kunden über die wahre Qualität (Stoffklasse) des Papiers hinwegtäuschen. Noch schlimmer ist es mit farbigen Papieren, wo tausenderlei Ansprüche ge-

stellt werden. Es ist bezeichnend, daß die erstgenannten zusammengebrochenen Firmen farbige Papiere herstellen; die Zeiten sind eben vorbei, wo jeder einen besonderen Wunsch erfüllt sehen will. Das Papier ist ein Massenprodukt, es muß in Massen hergestellt, in Massen verkauft und verbraucht werden. Alles, was da hinderlich ist, muß beseitigt werden. Dabei müssen aber auch die Abnehmer mithelfen; sie müssen im Interesse des Preisabbaus, von dem in erster Linie eine Gesundung der Verhältnisse abhängt, auf Spezialwünsche verzichten und berücksichtigen, daß der Konsum sich (in der kapitalistischen Wirtschaft) nach der Produktion richten muß. Tut er das nicht, so bleibt es bei hohen Preisen, Kapitalknappheit — und Pleiten.

Damit komme ich zum dritten, zum Ausbau der Verkaufsorganisation. Die Papierfabriken müssen produzieren und verkaufen, aber nicht noch Großhändler für den Zwischenhändler sein wollen, durch Lagerhaltung. Winter und Schaeuffelen, jetzt unter Geschäftsaufsicht, unterhielten große Lager. Das überlasse man seinen Abnehmern. Wir sind in Deutschland übersetzt, nicht nur mit Menschen, auch mit Produktionsanlagen. Jeder Pfennig muß gespart werden, da zuerst fort mit den „Zimmergrossisten der Inflationszeit", die auf dem Rücken der Fabriken Geschäfte machen, kein eigenes Kapital besitzen, erst verkaufen, dann einkaufen, dann liefern, dann einkassieren, dann bezahlen. Sie leben doch von der Unkenntnis der Erzeuger und Abnehmer. Der „echte" Grossist unterhält selbst Lager, ermöglicht es dem Fabrikanten, in großen Mengen herzustellen, gibt dem Verbraucher die Möglichkeit, in kleinen Posten den jeweiligen Bedarf zu decken. Der „gesunde" Papiergroßhandel ist hinsichtlich seines Absatzgebietes geographisch beschränkt, infolgedessen sollte die Organisation der Papiergroßhändler usw. die Aufträge aus den verschiedenen Gegenden sammeln und so zusammengestellt den Fabriken überschreiben.

Es ist über die Frage der „lagerhaltenden Papierfabrik" schon unendlich viel geschrieben worden, jetzt aber ist Not am Mann. Der Großhandel wird in Zukunft auf manches Geschäft verzichten oder es als Agent der Fabriken machen. Jetzt ist er Lagerhalter und Bankier für seine Kunden, er wird auch zum Fabrikvertreter werden müssen, um den „Zimmergrossisten", die ihre Kenntnisse bei Kriegsgesellschaften usw. gesammelt haben, den Boden zu entziehen.

Die Papierpleiten haben ihren Grund in der falschen Produktionspolitik der Fabriken und der mißglückten Preispolitik der Verbände. Die Syndici-Arbeiten mit ihren formal-juristischen Kniffen, mit ihren Paragraphentricks haben keinen Platz mehr in einer Zeit, wo Kaufmann und Papiermacher ausschlaggebend sind. Darum: Gesunde Produktions- und Preispolitik statt hoher Preise, statt vieler Sorten und statt — Pleiten.

Verantwortlich für die Redaktion: Arno Scholz, Berlin-Neukölln
Verantwortlich für die Anzeigen: P. Kolmetz, Berlin
Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Fernruf: Dönhoff 1448/1451
Druck: Photogravur G.m.b.H., Berlin N O 18, Große Frankfurter Straße 122/123.

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin S.W.68

Sehr geehrter Herr!

Wir müssen Ihnen zu unserm Bedauern mitteilen, dass unsere Zeitschrift „Die Glocke" ihr Erscheinen eingestellt hat.

Hochachtungsvoll

Verlag für Sozialwissenschaft.

SENATOR GERTH

Die unmöglichen Hohenzollern

184 Seiten
Halbleinen M. 3.50

BERLIN 1925
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT

VERFLUCHTER SEGEN

VON BRUNO SCHÖNLANK

VIERTE AUFLAGE

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW68

PERIODICALS

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

FEB 1 1966 79

REC'D LD
JAN 31 '66 -4 PM

LD 21A-60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

PERIODICALS